Jahrgang 1922. 1. Heft.

715

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Adalbert Depiny.

Verlag R. Pirngruber, Linz.

Jährlich 6 Hefte.

R. PIRNGRUBER

BUCH-, KUNST-, U. MUSIKALIEN-HANDLUNG (VORMALS MAREIS)

Linz an der Donau, Landstraße 34

empfiehlt sich bestens bei Bedarf von **Büchern, Bildern** und **Musikalien** jedweder Art. Reichhaltiges Lager. Nichtvorrätiges wird schnellstmöglichst besorgt. **Großes Antiquariatslager. Spezialität: Heimatkundliche Literatur über Oberösterreich.**

Ankauf von einzelnen guten **Büchern** sowie **ganzen Sammlungen** und **Bibliotheken** zu **angemessenen** Preisen

Ankauf von Altertümern jeder Art, wie alte **Bücher, Bilder, Uhren, Krüge, Zinn, Miniaturen, Waffen, Holz-Figuren** u. **Kunstgegenständen** zu angem. Preisen

Angebote jederzeit erwünscht!

Alois Firlei

Faßmaler und Vergolder

Spezialgeschäft für Restaurierungen kirchlicher und profaner Kunstgegenstände

BAD ISCHL

empfiehlt sich dem hochw. Klerus sowie dem p. t. Publikum für **Restaurierungen** aller kirchlichen und profanen Kunstgegenstände nach alten, edlen Methoden. Vor dem Kriege unter Leitung des Bayr. Generalkonservatoriums in München, bereits in mehr als 10 Kirchen größere Arbeit durchgeführt. Nach dem Kriege in Oberösterreich unter Leitung des Landesdenkmalamtes in Linz: Altar in **Aurolzmünster, Lamprechten, Utzenaich,** St. Anna-Altar (1676) in **Aspach,** Hochaltar, Kanzel, sowie sämtliche Seiten-Altäre (Schwanthaler) in **Waldzell,** Kircheneinrichtung in **Mörschwang, Gurten** etc. etc. ausgeführt.

Garantiert solide Arbeit und mäßige Preise.

Die **F. J. Ebenhöch'sche** Buchhandlung

(Heinrich Korb)

Linz an der Donau, Landstraße Nr. 22

Ecke Spittelwiese im St. Florianer Stifthause empfiehlt:

Das Land ob der Enns

Eine altbaierische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse, und Seen von Dr. Konrad **Schiffmann,** Leiter der öffentl. Studienbibliothek in Linz. 8° (XIII. 248 Seiten)

Die Stationsnamen

der Bahn und Schiffahrtslinien in Oberösterreich erklärt von Dr. Konrad **Schiffmann.** 16° (36 S.)

Die Bibliothek des Chorherrenstiftes St. Florian

Geschichte u. Beschreibung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs von Albin **Czerny.** Gr. 8° (VIII. 246 S.)

Ankauf einzelner Bücher und ganzer Bibliotheken

Altertümer

wie Holzfiguren, Stiche, Bilder, Gläser, Porzellan, alte Bücher, Zinn, Seidentücher kauft

Qu. Haslingers Kunsthandlung

Landstraße 30 **Linz** **Landstraße 30**

Heimatgaue.

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben

von

Dr. Adalbert Depiny.

3. Jahrgang 1922.

Linz.

Verlag von R. Pirngruber

1922.

DB
151
H45
Jg 3

Buchschmuck von Max Kislinger, Linz.

Druck von Joh. Haas, Wels.

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgegeben von Dr. A. Depiny

3. Jahrgang. 1. Heft.

Linzer Jesuitendramen.

Von Dr. Edmund Haller (Linz).

Der 23. April 1600 brachte für Linz ein bedeutungsvolles Ereignis: P. Georg Scherer hielt als erster Jesuit unserer Stadt in der Pfarrkirche die sonntägliche Predigt. Bescheiden war der Weg, den die „Missio Linciensis" in den ersten Jahren zu beschreiten hatte, ungezählt die Hemmnisse, die sich dieser Gründung in den Weg stellten. Doch Ignatii Jünger hatten in Linz gar bald festen Fuß gefaßt und konnten nach wenigen Jahren nicht nur an Erweiterung ihrer Niederlassung, sondern sogar an Gründung einer eigenen Schule denken.

Es erzieht vielleicht kein Orden der katholischen Kirche seine Mitglieder zu derart großer pädagogischer Gewandtheit als gerade die Gesellschaft Jesu, die auch im Schul- und Erziehungswesen ein wichtiges Teilgebiet der Seelsorge erblickt. Ihr Unterricht erhebt sich auf der soliden Grundlage von Religion und Wissenschaft, auf dem Fundament des Glaubens und der Forschung; Auswahl unter den tüchtigsten Lehrern und Auslese unter den begabtesten Zöglingen ist ein Grundzug jesuitischer Pädagogik!

Im Rahmen dieses Schulwesens begegnet eine Einrichtung, die keineswegs ihre Erfindung ist: das Schultheater. Müssen die Patres auch auf das Verdienst der „inventio" verzichten, gebührt ihnen dennoch jene Anerkennung, die der sachliche Betrachter der Jesuitenkomödie zollen muß. Woraus hat sie sich eigentlich entwickelt? Unscheinbar waren die ersten Anfänge, bloße deklamatorische Uebungen rein internen Charakters, die vor allem das in der Schule Erlernte zur Anwendung und Verwertung bringen sollten. Mit unglaublicher Schnelligkeit vollzog sich der Aufstieg vom einfachen Deklamatorium zu jener sinnverwirrenden Pracht barokker Ordenskomödie, in der der Geist der Gesellschaft Jesu feste, scheinbar wechselnde Formen annimmt, Kennzeichen der damaligen Zeit, aber auch des Ordens selbst. Barock ist Kunst der Massen, Ausdruck des Schweren und Körperlichen, dabei jedoch angehaucht von jenem unstillbaren Verlangen nach innerer Befreiung und vollendeter Vergeistigung; schwebende Leichtigkeit inmitten alles Schweren, Aufjubeln in banger Nacht lastender Sorge! All diese Merkmale barocker Kunst treffen sich im Jesuitendrama, das durch stets betonte und gewahrte sittliche Größe dazu angetan ist, seine Stimme zu erheben vor dem Forum einer breiten Oeffentlichkeit.

Ueber die in unserer Stadt aufgeführten Jesuitendramen wissen die „Literae annuae" nur wenig und in gedrungener Darstellung zu berichten; das eine

aber steht fest, daß die Darbietungen der Linzer Jesuiten sich mit jenen in Wien, Prag, Innsbruck, München, Dillingen, Augsburg und anderen Ordenshäusern nicht im mindesten messen können. Linz war ja doch nur Provinzkolleg. Gerade die letzteren hatten durch den Hof nachhaltigste Förderung erfahren, ein Umstand, dessen Fehlen auch die Gunst der o.-ö. Stände nicht zu ersetzen vermochte. Leider lassen sich Linzer Jesuitendramen in sehr geringer Anzahl ausfindig machen; vielleicht hängt dies auch mit der finanziellen Lage unseres Kollegs zusammen, das sich den Druck einer übergroßen Anzahl von Exemplaren nicht wird haben gestatten können. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch auf die stets einzuholende „Permissio Superiorum" hingewiesen, die nur wirklich trefflicher literarischer Produktion den Weg zur Officin erschlossen, andrerseits jedoch keineswegs gewillt waren, sogenannten Eintagsfliegen das flackernde Lebenslicht zu verlängern. Auch das mag in Betracht fallen, daß die Linzer Patres keine eigene Ordensdruckerei hatten; ihre Werke erscheinen regelmäßig bei den in Linz ansäßigen Buchdruckern (Plank, Rädelmeyr, Feichtinger usw.) gedruckt. Die zum Unterricht benötigten Bücher dürften sie wahrscheinlich aus Tyrnau oder Dillingen bezogen haben. Sogar Wien mußte seine Werke bei den damals in Blüte stehenden Typographen in Druck geben.

Das Ordensdrama blühte in der abgeschiedenen Stille des Klosters, dennoch aber nicht hermetisch abgeschlossen von den Bewegungen außerhalb der Klausur; Ordensdichtung und weltliches Leben stehen in einem innigeren Zusammenhange, als man ursprünglich vermuten sollte. Sie nimmt von außen her eine Menge Stoff und Anregungen in sich auf, rundet teils die Ecken und Kanten, läßt sie zum Teil wieder bestehen, doch so, daß eine Verbindung weltlicher und geistlicher Ideen eintritt. Woher kämen auch sonst die gewiß nicht wenigen Rüppel- und Spottszenen, die auf der damaligen Bühne sicheren Hort hatten, die dem Leben damaliger Menschen entnommen und nachgebildet waren? Das Klosterdrama beschränkt sich nicht auf bloßes Aufsaugen zuströmender Elemente; was immer hievon Eingang in die ruhigen Hallen des Kollegs gefunden, kehrt in neuer Gestalt zurück: gleichsam als Kulturapostel, als Ideal höherer Gesittung, gezeugt aus urwüchsigem Volksgut und hoher klösterlicher Ueberlieferung. Dadurch eben gewährt diese Kunst oftmals richtigen Einblick in die ansonsten oft unenträtselbare Seele der betreffenden Zeit, lehrt die geistige Struktur jenes Zeitraumes schätzen und werten.

Aber auch dort, wo es sich nicht um Einigung scheinbar wesensverschiedener Elemente (geistl. und weltl.) handelt, bewährt das Ordenstheater sich als sicherer Beurteiler geistiger Verfassung. Alles „Interesse Habende" jener Epochen sammelt sich in der Dichtung der Patres wie in einem Brennspiegel und wirft von da aus Strahlenbündel nach rückwärts und vorwärts zugleich in dunkle, oft falsch ausgedeutete Geschmacksrichtungen. Das ist eben der Vorzug der geistlichen vor der weltlichen Bühne, daß sie alle Interessen in sich begreift und keines ausschließt, wie es die weltliche, auf den materiellen Erwerb angewiesen, so oft zu tun genötigt war. Diese mußte sich in Einseitigkeit ergehen, jene aber weiß auch verschiedenartigste Richtungen an sich zu ziehen und zu fesseln. Wird der Gebildete sich damit begnügen, durch Stunden hindurch triviale Späße anzuhören, kann andrerseits der Mann aus dem Volke seine „Neugierde" an hohen und geschraubten Tiraden befriedigen? Nur daraus, daß die Ordensdichtung dem bunten Treiben des Lebens willig Ohr und Darstellung leiht, daß sie aber auch die höchsten Werte in sich beschlossen hält, erklärt sich die lange Dauer ihres Bestandes und der ungemeine Zulauf, dessen sich diese Bühnen zu erfreuen hatten.

Es ist bekannt, daß die Literatur jedes Zeitraumes den besten Spiegel für Erforschung kultureller Strömungen abgibt; es lebt in ihr alles, was damalige Menschen bewegte, lebt Lust und Trauer, Hoffen und Bangen zugleich. Die großen Ereignisse der Weltgeschichte werfen ebenso ihren Schatten auf die Dichtung der Väter, wie die kleinen Alltäglichkeiten im Leben der Stadt, des Landes oder des Kollegs; in zahlreichen Dramen stellen die Jesuiten die Türkengefahr dar, nicht seltener begegnet die Verwertung eines Stadtereignisses oder eines Vorfalles im Collegium. Doch nicht bloß historische Begebenheiten finden sich, die Laster jener Zeiten tauchen auf und müssen harmlosen Spott oder vernichtende Verachtung über sich ergehen lassen. Sei es

nun Buhlerei, Hang zu Krug und Würfel, Liebe zum klingenden Mammon oder geflissentliche Trägheit eines Scholastikers. Daneben wird wieder der aufgeblasene Gelehrte verulkt, der lächerliche Weisheiten im gehobenen Tone vorbringt. Kurz, das gesamte Leben spiegelt sich auch in der Jesuitenkomödie wieder, angefangen von den welterschütternden historischen Begebenheiten bis zu jenen Nichtigkeiten herab, die der Alltag und das Zusammenleben vieler Menschen mit sich bringt.

Von diesem Standpunkt allein aus verdient die Ordensdichtung weitgehendste Beachtung auch in unserem Lande, das wie kein zweites hierin eine wahre Blütezeit erlebt hat.

Freilich ist das Jesuitendrama (und mit ihm die Bühnenkunst der übrigen Orden) eine untergegangene Größe; das aber darf den Heimatforscher nicht beirren; im Gegenteil, gerade diese Vollendung ist wertvoll. Ich glaube, man soll sich nicht so sehr darauf verlegen, die der Blütezeit entstammenden Anregungen zu sammeln und zu verfolgen, als vielmehr die Nachwirkung der in sich abgeschlossenen Richtung zu beachten, die in vielen Fällen Wiege und erste Führerin kommender Geschlechter geworden.

So eröffnet das Klosterdrama in vielen Fällen besseren Einblick als Annalen vermögen, zeichnet in kräftigen und breiten Strichen, denen aber auch wertvolle Einzelheiten nicht fehlen, das öffentliche Leben einer bestimmten Zeit. Merkwürdig rasch war die Dichtung religiöser Genossenschaften auch in unserem Lande heimisch geworden, so daß sie — angesichts der hohen Entwicklung — wohl das Recht für sich beanspruchen darf: Träger der Bildung und Quelle der Unterhaltung für viele gewesen zu sein. Aber mehr noch: von jenen Häusern strömten Anregungen aus, die durch Jahrzehnte noch merklich nachhallten und den Weg bereiteten für die hohe, italienische Oper! Ich werde später Gelegenheit nehmen, auf jene Momente des Jesuitendramas hinzuweisen, die für die Oper vorbereitend gewesen, betone aber bereits jetzt, daß das musikalische Drama der Italiener die Kunst der Patres allmählich (neben anderen Ursachen) dem Vergehen überantwortet hat.

Es sei mir nun gestattet, die drei Linzer Jesuitendramen zum Abdrucke zu bringen; dabei möchte ich bemerken, daß man nur von den allerbedeutendsten Dramatikern des Ordens vollständig gedruckte Exemplare besitzt, die überwiegende Mehrzahl der Tragödien usw. dagegen im sogenannten Scenarium überliefert ist. Das Scenar ist als eine Art von Programm zu betrachten, das (meist doppelsprachig, latein-deutsch) den Inhalt der einzelnen Akte und Szenen möglichst getreu und ausführlich wiedergibt. Fast durchgehends sind als Anhang noch die Namen jener Schüler angegeben, die bei der Prämienverteilung in Betracht gekommen; in sehr vielen Fällen weist das Rollenverzeichnis auch die Träger aus dem Kreise der Studenten auf. In diesen beiden letztgenannten Merkmalen erblicke ich für die Heimatforschung, besonders aber für die Familiengeschichte eine nicht zu unterschätzende Hilfe; und aus dieser Auffassung heraus werde ich auch diese Anhängsel zur Kenntnis bringen.

Die für diesen Aufsatz in Betracht kommenden Dramen sind:
„Sigmund, der Heduer König" 1690.
„Juliana, die heilige Jungfrau und Martyrerin" o. J.
„Eustachius, der Martyrer". 1764.

Bei der Besprechung halte ich mich jedoch nicht an die zeitliche Reihenfolge, sondern greife das mittlere Drama heraus, das wie Schiffmann mit Recht vermutet, in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts fällt. „Juliana" nehme ich deswegen zuerst vor, da gerade diese Tragödie am feinsten und genauesten die Eigenschaften des Jesuitentheaters zeigt.

Bereits der Titel verrät die Typik jesuitischer Dichtung, die in allen Titelführungen, abgesehen von geringen Abweichungen, durchgehends gleich und somit charakteristisch ist. Er lautet: „Fidelis amor usque ad mortem erga Christum sponsum sanquinum. Getreue Lieb biß in Todt / Gegen Christum den Blut-Bräutigamb / Das ist Juliana Die Heilige Jungfrau und Martyrin. Honori reverendissimorum, illustrissimorum, ac perillustrium D. D. Statuum Inclytae Provinciae Austriae supra Onasum, Cum Gratiosa Munificentia Bene meritae de re literaria Juventuti Praemia largirentur, ab eadem in Caesareo et Academico Soc. Jesu Gymnasio Lincii in scenam datus.

Musices Compositore Nob. D. Ferdinandus Richter S. C. M. Organoedo Alic Saltus Instructore Nob. D. Carolo Grenetau, Inclitorum Statuum sup. Austr. saltuum magistro."

Charakteristisch ist dieser Titel deswegen, da er im ersten (lateinischen)

Teile die Idee der Tragödie, in zweiten (deutschen) dagegen die Verwirklichung dieser Idee wiedergibt. Bezeichnend für das günstige Einvernehmen zwischen den Ständen und der Gesellschaft Jesu ist vor allem die Widmung, die nicht nur den Dank für die gestifteten Prämien, sondern auch für das bisher erwiesene Wohlwollen zum Ausdruck bringen soll; als nicht unwesentlich möchte ich übrigens auch den Umstand betrachten, daß der ständ. Ballmeister (saltus instructor) das Einstudieren der Reigen besorgt.

I. Akt.

1. Szene: Juliana, in Gesellschaft Stampidias und Cassandras, zweier (Libissinischer) Prinzessinnen, die vor der Christenverfolgung geflohen sind, wird von Euthasius umworben und zur Gattin begehrt; Juliana zögert jedoch mit ihrer Zusage und verlangt von dem Werbenden vor allem, sich vom Kaiser die Präfektur über Bythinien zu erbitten. Euthasius ist dazu bereit.

2. Szene: Fürst Ronthadus, der heimlich Verlobte Stampidias, naht sich, als Gärtner verkleidet, seiner Braut, um nicht sich und das Mädchen zu verraten. Er ratet, sie möge verkleidet, denn nur so werde sie unerkannt bleiben, in des Ronthadus Haus kommen, wohin er selbst den Weg weisen werde. Nach einigem Bedenken stimmt Stampidia dem Vorschlag zu.

Szene 3: Kaiser Maximinianus verleiht dem Höfling Tiberius für „erwiesene Treu" bei der Christenverfolgung die Präfektur über Bythinien; Euthasius aber spinnt seine Ränke und bringt den so Begünstigten in Verdacht, als habe er heimlich „zweyen Christlichen Princessinen (ohne Andeutung ihrer Nähmen) unter der Hand selbst außgeholffen". Des Intriganten Ohrenbläserei tut ihre Wirkung und läßt ihm das dem Tiberius zugedachte Amt gewinnen.

Szene 4: In seiner Behausung angekommen, kleidet sich Ronthadus (der angebliche Gärtner) in fürstliche Pracht, stellt sich, als kenne er das Mädchen gar nicht, und fragt viel über Stampidia und deren Bräutigam; hierauf entläßt er die Prinzessin.

Szene 5: Schadenfroh meldet Euthasius, „der arge Schlauch", dem Tiberius die vollzogene Absetzung samt den hiefür maßgebenden Gründen, ohne jedoch sich selbst als Verräter zu nennen. Im Gegenteil, so verspricht er, können die beiden Mädchen (denn um diese handelt es sich I/3) auch ferner unbehelligt bei Juliana bleiben, auf jeden Fall aber nehme er sie in seinen persönlichen Schutz. Betört von den Reden und zerquält von Schmerz, bittet Tiberius den Schurken, ganz besonders auf Cassandra zu achten, mit „welcher er heimblich vertrauet wäre".

Chor I: Die weltliche Liebe (des Euthasius) haltet dem Genius der Jungfräulichkeit (Julianas) „ein annembliche Nacht-Music" hoffend, des Euthasius Sinn bald ganz gefangen zu halten. Als Lohn empfängt er aus einem Fenster einen Korb, in dem ein mit zartem Linnen bedecktes Herz liegt. Es entschwebt jedoch seinen gierig haschenden Händen, so daß er sich mit einem leeren wertlosen Korb bescheiden muß.

II. Akt.

1. Szene: Euthasius verkündet siegestrunken die erhaltene Ehrenstelle und wirbt neuerdings; Juliana aber weist ihn ab, denn aus einem Freunde sei er ein „auffgestellter geschworner Feind" geworden.

2. Szene: Während Juliana in einer Gartengrotte ihre Andacht verrichtet, erblickt Stampidia den Gärtner neuerdings und stellt ihn als Betrüger zur Rede; eingeschüchtert, gibt er sich nun endlich als ihr Bräutigam zu erkennen, kann aber nicht umhin, die Prinzessin aufmerksam zu machen, daß über kaiserlichen Befehl nach ihr und Cassandra eifrigst geforscht werde. Beider Trost ist das von Euthasius an Tiberius gegebene Versprechen.

3. Szene: Euthasius, von Juliana neuerlich abgewiesen, tobt und rast gegen sie und ihre Umgebung, so daß Ronthadus und Tiberius daran denken, die Mädchen an einen sicheren Ort zu bringen, um sie dem Wüterich zu entziehen.

4. Szene: Juliana betet mit den zärtlichsten Ausdrücken zu Christus, ohne jedoch diesen Namen auszusprechen. Euthasius, von Liebespein gequält, horcht an der Tür und vernimmt die Worte, glaubend, sie halte mit Tiberius Zwiesprache; anderseits aber horcht nach einer Weile auch Tiberius und wähnt, Eustasius sei bei Juliana. Beide begegnen sich und sind nahe daran, von den Waffen Gebrauch zu machen, bis Africanus, Julianas Vater, die Türe öffnet und

5. Szene: Juliana dem rasenden Euthasius gegenüber ihren Glauben bekennt.

Chor II: Die weltliche Liebe will mit Hilfe der Göttin Megaeta den Genius der Jungfräulichkeit von den hohen Säulen stürzen, auf denen er thront: die zu diesem Behufe herbeigeholte Leiter fällt um und erschlägt ihn, während der Genius über den Sternen schwebt.

Akt III.

1. Szene: Euthasius entflammt den Vater zum Hasse gegen seine christliche Tochter, die er dem kaiserlichen Tribunal auszuliefern bereit ist, schwört sie nicht dieser Religion ab. Euthasius seinerseits läßt Juliana durch einen Boten auffordern, dem Vater Folge zu leisten, widrigenfalls ihr Leben verwirkt sei.

2. Szene: Die Christenverfolgung greift um sich, so daß Cassandra und Stampidia auf Bitten ihrer Verlobten (Tiberius-Ronthadus) sich von Juliana trennen und in Sicherheit begeben wollen; Juliana aber ermuntert sie, mit ihr Schmach und Tod zu erdulden.

3. Szene: Africanus wendet alles auf, seine Tochter zum Abfall zu bewegen, diese dagegen verharrt in ihrem Glauben. Unmittelbar darauf wird sie von Schergen vor das Tribunal des Euthasius geschleppt.

4. Szene: Der Plan des Tiberius und Ronthadus, ihre Bräute zu retten, mißlingt, denn die beiden Prinzessinnen wurden mit Juliana zugleich zum Gericht geführt.

5. Szene: Die drei Opfer des Euthasius sind verurteilt; wie zur Hochzeit gekleidet geht Juliana mit ihren getreuen Freundinnen in den Kerker, den über sie verhängten Tod zu erwarten. Den beiden Brüdern Julianas, die ihr das Geleite geben wollen, läßt der rasende Euthasius die Augen ausstechen. Ronthadus, Tiberius und der ganze Gerichtshof, mit Ausnahme des Euthasius, der wütend aufgesprungen und davongelaufen ist, geben den Verurteilten das letzte Geleite zur Schädelstätte.

Auf den ersten Blick ersichtlich, sind das religiöse Moment, der Aufbau der Tragödie auf der verwickelten Handlung der Intrigue und der ideale Sieg des guten Elementes; das alles sind untrügliche, stets wiederkehrende Kennzeichen jesuitischer Bühnenkunst.

Dem Leser wird es kaum entgehen, daß auch in dieser Dichtung starke Anklänge eines krassen Naturalismus vorhanden sind, den man jedoch mit dem unserer jüngst vergangenen naturalistischen Strömung nicht in eine Reihe stellen darf. Dort, im Drama der Väter dient er der Unterstützung einer als wahr erkannten Idee, die das Recht ihrer Geistigkeit gewahrt hält. Teilglied bloß innerhalb des großen Komplexes verschiedenartiger Strömungen, die das Brutale und Materielle niemals Oberhand gewinnen lassen; besser gesagt, ist der Naturalismus unseres Dramas begleitender Ton, während er in der modernen Schule Träger nicht einer Idee, sondern einer oftmals unbewiesenen These ist, die in versteifter Einseitigkeit alles das ausschließt, das sich mit ihr nicht vollinhaltlich deckt.

Nicht selten wird der Zuschauer auch im Jesuitendrama Zeuge qualvoller Hinrichtungen und Martyrien, die aber nicht um des lieben Grauens willen mit aller Deutlichkeit vorgeführt werden, sondern einzig und allein dem Zwecke dienen, Standhaftigkeit und Opfermut des Bekenners oder des Sühnenden in grellstem Lichte zu beleuchten. Freilich kann und darf das materielle Prinzip auch in dieser hohen Kunst nicht fehlen; etwa deswegen den Stab darüber zu brechen, bedeutet nur eine neue Ungerechtigkeit zu den vielen anderen, die man der Kunst der Jesuiten anzutun allzu geneigt ist. Niemand wird behaupten, daß „Juliana" vielleicht mechanische Auswirkung tyrannischer Gesetze, Brutalität um ihrer selbst willen enthalte. Im Gegenteil, wir haben die Verpflichtung objektiver Betrachtung, die uns daran denken läßt, daß das XVII. und XVIII. Jahrhundert ganz andere, wohl derbere, aber auch um desto gesündere Nerven hatte, als die überkultivierte Moderne, der kein Reiz zu stark sein, kein Taumel zu lang währen kann. Niemals ist der Tod der Jesuitenkomödie Selbstzweck, auch dann nicht, wenn er sich mit erdenklich großer Grausamkeit vollzieht; kein langes Siechen, keine Krankheit, er ist ein Uebergang vom Erdensein hinüber in Freude oder Verdammnis, der Abschluß eines Erdenwallens, gehalten in der Auffassung der Kirche, die dem Tode die überwältigendsten Züge abzugewinnen weiß. Dadurch nun, daß er jene dunkle Pforte erschließt, die Hippe niedersausen läßt, wird er einer der wichtigsten lehrhaften und bekehrenden Faktoren; und auf den Ton der überzeugenden Bekehrung ist ja die ganze Harmonie jesuitischer Bühnenkunst gestimmt.

Die Handlung an sich ist freilich verwickelt, fast verworren möchte man sie nennen; aber auch diese Ueberladung, die endlose Variation der Motive charakterisiert Barock und Jesuitismus, zwei wesensverwandte Elemente. Das Ordensdrama will und kann nur an sich und aus jener Institution heraus gewertet werden, der es entsprossen ist. Darum hat es auch wenig Wert zum Vergleiche das protestantische Schuldrama Deutschlands heranzuziehen und es als Grademesser gelten zu lassen; Barockkultur auf der einen, Regel der Gesellschaft Jesu, die „Exerzitien des hl. Ignatius" auf der anderen Seite, der Grundidee der katholischen Kirche nicht zu vergessen, geben den allein richtigen Wertbestimmer dieser unserer Dramengattung.

Typisch und gerne benützt erscheint auch die Intrigue, auf der unser Drama aufgebaut ist, neben ihr geht das Motiv der Verkleidung, wohl als letzter Ausklang des einst so beliebten Zaubermotives zu betrachten. Noch eines wird dem Leser auffallen: die extremen Charaktere, die sich in zwei Gruppen scheiden, ohne daß ein ausgleichendes und vermittelndes Bindeglied vorhanden wäre. Barock denkt und handelt in Extremen! Ein Satz, der sich nirgends besser beweisen läßt, als am Drama dieser Epoche, vor allem aber an dem der Jesuiten!

Das nächste Drama behandelt einen der beliebtesten geschichtlichen Stoffe: „Poenitens Coronatus seu Sigismundus Heduorum rex e parricida martyr. Gekrönte Buß / oder Sigmund der Heduer König / Aus einem Todtschläger seines eigenen Sohnes / ein Blut-Zeug Christi". (Das Uebrige wie bei Juliana. Mense Junio die . . . Anno MDCLXXXX.)

Prologus: Die „Freigibigkeit" in der Person der Chloris erweckt die unter einem Berge schlafenden freien Künste und geleitet sie in ihren Garten; den eintretenden Künsten nun verleiht Flora den Kranz der Ehre, Daphnis den der Belohnung.

Akt I.

Szene 1. Camilla zürnt ihrem Stiefsohn Sigeric wegen vermeintlicher Unehrerbietigkeit und beschließt mit den Hofherren Artemius und Gandolphus, den Verhaßten zu beseitigen.

Szene 2. Chlodomir will sich des Heduer-Reiches bemächtigen und sendet Conrad, seinen Verwandten, an Sigmunds Hof, um ihn listig gefangen zu nehmen.

Szene 3: Camilla warnt ihren Gatten Sigmund vor Sigeric, seinem leiblichen Sohne, der ihm angeblich nach dem Leben trachte; Sigismund schenkt nach langem Zweifel den Worten Camillas Glauben.

Szene 4: Sigeric freut sich über einen glücklichen Vogelfang, beginnt einen Tanz, verwickelt sich dabei jedoch bis „auff dem Hals" in das Netz; er deutet dies als schlimmes Omen.

Szene 5: Sigmund tötet den schlafenden Sigeric.

Szene 6: Camilla sucht ihren Gatten zu trösten, der ob seiner Untat nahe der Verzweiflung ist.

Szene 7: Antonius, des toten Sigerics Hofmeister, verschwört sich mit Ferdinandus und Alphonsus zur Rache an Camilla.

Szene 8: Sigmund will in die Einöde gehen, um dort sein Gewissen zu beruhigen; Manfredus, sein Hofmeister, widerrät ihm.

Chor I: Unschuld und kindliche Liebe bemächtigen sich des väterlichen Herzens nach einem harten Kampfe wider Zorn und falschen Verdacht. (Parallel zum I. Akt.)

Akt II.

Szene 1. Alphonsus benachrichtigt Camilla von den Anschlägen des Antonius und Ferdinand; Alphonsus soll die beiden über Befehl der Königin ermorden.

Szene 2: Sigmund flüchtet verkleidet in die Einsamkeit.

Szene 3: Alphonsus bewegt die Verratenen, die Königin im Garten zu ermorden; sie werden jedoch von Alphonsus mit dem Dolche niedergestochen.

Szene 4: Manfredus findet in den königlichen Gemächern Sigmunds Kleider samt einem Briefe, der den Grund der Flucht erklärt.

Szene 5: Manfredus läßt den König suchen.

Szene 6: Alphonsus ist ob seiner „Treue" von Camilla mit einem köstlichen Edelstein beschenkt worden.

Szene 7: Sigmund wird von einem Soldaten des Conrad erkannt, im letzten Augenblicke vor seiner Gefangennahme aber noch von den eigenen Leuten befreit.

Chor II: Unschuld und kindliche Liebe beklagen sich bei Juppiter über die Verleumdungen des Verdachtes; der dagegen, weil er von den Klägern aus dem Vaterherzen ausgeschlossen worden.

Juppiter gibt das Herz den Schmerzen zur Peinigung. (Parallel zum II. Akt.)

Akt III.

Szene 1: Camilla erfährt durch Manfred von des Gatten Flucht.

Szene 2: Sigmund verkleidet sich als Bauer, wird aber auch diesmal erkannt und trotz aller Gegenwehr der Heduer gefangen.

Szene 3: Manfred, bisher ohne Nachricht, verzweifelt an des Königs Rückkehr.

Szene 4: Chlodomirs Freude über Sigmunds Gefangennahme.

Szene 5: Camilla, benachrichtigt von des Gatten Geschick, fällt in eine Ohnmacht. Alphonsus wird zu Chlodomir gesandt.

Inter-Chorus: Die Sorgen peinigen das Vaterherz; in seiner Verzweiflung betet es zu Jupiter, der es mit dem Donnerkeil teilt, die Sorgen vertreibt und es wieder zusammenfügt.

Szene 6: Sigmund wird gefangen in die Stadt geführt.

Szene 7: Ricardus und Recredus, zwei Edelknaben, beklagen des Königs Los.

Szene 8: Sigmund wird zum Tode verurteilt und enthauptet; das abgeschlagene Haupt ist von einem wundersamen Lichte umflossen, so daß Chlodomir von jeder weiteren Verfolgung des Heduervolkes absieht.

Epilog: Chloris reicht der Pallas die Kränze, um die freien Künste zu krönen; Pallas nun dankt der freigebigen Chloris und Daphnis, beiden den Lorbeer niemals welkenden Glückes wünschend.

Der Sigeric-Sigmundstoff zählt zu den weitverbreitetsten des ganzen Jesuitendramas; man begegnet ihm in den Niederlanden und in den französischen Kollegien, er findet sich in Süddeutschland und Oesterreich, am Rhein und an der Donau. Ich kann mich hier leider nicht darauf einlassen, die Merkmale dieses Themas zu erörtern, von einem aber kann ich nicht Abstand nehmen: hinzuweisen auf das im vorliegenden Drama auftretenden Verwandlungsmotiv.

Gerade Verwandlung in ihren zahllosen Variationen hat wie kaum ein anderes Motiv Eingang in die Tragödie der Patres gefunden; uralte Vorstellungen des Orients, sorgsam gepflegte und behütete Anschauungen des eigenen Volkes haben hier eine wundersame Verbindung eingegangen und wirkten als solche nicht nur befriedigend auf den Geschmack damaliger Zeiten, sondern regten auch zu neuerlichem Beschreiten dieser Bahn an. Sollten wir auch keine Nachwirkung, keinen Ausläufer der Jesuitenkomödie mehr verfolgen können, eines werden wir immer und immer wahrnehmen: den heiter-ernsten Ausklang des Zaubermotives (zu dem bekanntlich auch das der Verwandlung gehört) in den Wiener Vorstadtstücken, das durch das Medium jesuitischer Kunst gegangen war.

Ganz entschieden hat die Bühne der Jesuiten gerade in diesem Punkte auch den breiten Massen Rechnung getragen, die liebgewordene Sagen von Zauberern und Hexen, von Verkleidung und Verwandlung in hoher künstlerischer und ethisch vollendeter Darstellung sehen konnten.

„Juliana" und „Sigmund" stammen noch aus der besten Zeit jesuitischer Bühnenkunst; noch folgt die Darstellung würdig der Idee, kein Mißklang noch zu spüren, im Gegenteil überall harmonischer Einklang. Wie anders dagegen der „Eustachius" aus dem Jahre 1764, also aus einer Zeit, in der bereits die unruhigen Schatten bevorstehender tief eingreifender Ereignisse unruhig über den Horizont des Ordenshauses zuckten und huschten. Welch tiefer und bedauerlicher Wandel hat sich innerhalb eines halben Jahrhunderts vollzogen; doch nicht durch Zufall, sondern in notwendig bedingter Gesetzmäßigkeit! Man fühlt aus dem „Eustachius" bereits die lastende Schwere kummervoller Zeiten und hält vergeblich Umschau nach jener eigenartigen Buntheit an Handlung und Idee, nach jener bis ans Unendliche grenzenden Variation eines Motives, die nicht nur charakteristisch ist für die Jesuitenkunst, sondern für die gesamte Dichtung des barocken Zeitalters.

Ich habe vorhin bemerkt, daß das Theater der Jesuiten Bahnbrecher der italienischen Oper gewesen; die Patres haben durch die Mannigfaltigkeit ihrer dichterischen Motive, durch den hohen Stil ihrer Theater, nicht zuletzt aber durch die prunkvolle Szenerie das Publikum zum Verständnis der Oper erzogen. Neben den obgenannten Gründen wirken noch mit: Reigen und Chor, die wichtigen Bestandteile nicht bloß der Jesuitendichtung, sondern auch Grundlage der epigonenhaften Oper. Je

mehr sich nun diese beiden Elemente entwickeln und ausbreiten, was nur zu oft auf Kosten der Handlung geschieht, desto stärker nähert sich das Jesuitendrama der Oper! Wie weit diese Annäherung um 1764 bereits gediehen, davon möge das Scenar des „Eustachius" zeugen:

„Eustachius, der Martyrer. Ein Trauerspiel in dreyen Aufzügen, welches von der Schuljugend des Kaiserlichen Akademischen Collegiums der Gesellschaft Jesu in Linz aufgeführet wurde, als sie aus gnädiger Freygebigkeit der Hochlöblichen Landesstände des Erzherzogtums Oberösterreich mit den öffentlichen Belohnungen ihres Fleißes beehret wurde. Linz, gedruckt mit Pramsteidlischen Schriften 1764."

I. Aufzug:

Den Anfang machet ein Chor der Kriegsleute auf Seite des Eustachius, (II), und des Kaisers, (I).

(I)

Jauchzet, es lebe Hadrian!
Bringt ihm den süßen Friedenskuß.
Wer ist dem Kaiser zu vergleichen?
Alles muß seiner Größe weichen.

(II)

Jauchzet, es lebe Eustachius!
Tanzt um seinen Siegesfahn.
Wer ist dem Helden zu vergleichen?
Alles muß seiner Größe weichen.

1.) Eustachius weigert sich das Siegesopfer den Göttern zu entrichten,

2.) und entdeckt an Valeren seinen Sohn.

3.) Fabricius bedauret das Schicksal des Eustachius, welcher mit Valeren abgetreten ist.

4.) Da sich nun Hadrian mit Varus und Fabricius wegen des Eustachius beratschlagt,

5.) Bittet Valer für seinen Vater den Kaiser, und den Varus,

6.) Welcher aber den Eustachius vielmehr zu stürzen suchet, und sich also ausdrücket:

Nein, nein; Eustachius muß meine Rache fühlen,
Mein Haß muß sich in seinem Blute kühlen.
Es sterbe Eustachius;
Dies ist mein Schluß.
Doch wie? Soll ich des Vaters Herz betrüben,
Und solche Grausamkeit an seinem Vater üben?
Die Liebe und mein Herz verwirft den Schluß,
Es lebe Eustachius!
Welch ungestüme Triebe
Des Hasses und der Liebe
Empören mein Gemüt!
O mir zugleich geliebt, zugleich verhaßt Geblüt!
Den Vater hasse ich, den Sohn kann ich nicht hassen.
Soll ich den Haß, soll ich die Liebe lassen?
Jedoch er ist des Feindes Sohn;
Die Liebe weichet schon;
Vom Vater muß der Sohn auch meine Rache erben,
Eustachius muß sterben.

Darauf wird er von Claudius zum Kaiser berufen.

Claudius:
O Varus! bist Du hier?
Der Kaiser fragte eben itzt nach dir.
Varus:
Ich eilte eben hin.
Cirinus:
Was mußten wir erst hören?
Claudius:
Dem Sieger droht
Ein naher Tod.
Cirinus:
Und raubet ihm Valeren.

Lied:

Cirinus:
Valerius! du Zierde der Jugend!
Claudius:
Eustachius! du Glanz der Tugend!
Beide:
Euch hasset das strenge Geschick.
Claudius:
Da Rom die Lorbeer windet,
Cirinus:
Der Sohn den Vater findet,
Beide:
Raubt Lorbeer und Vater das grausame Glück!
Cirinus:
So lohnet ihr, Götter! Valeren?
Claudius:
So lohnet ihr das siegend Schwert?
Beide:
Wer wird euch hinfüro noch ehren,
Wenn ihr die Tugend selbst nicht ehrt?

Aufzug II:

1.) Auf Einraten des Fabricius

2.) Entdecket sich Medarses dem Eustachius nicht, von dem er vernimmt, daß Valer sein Bruder sei.

3.) Dieser hinterbringt dem Vater ganz freudig die Gnade des Kaisers; wird aber von ihm zur Verlassung seiner falschen Götter beredet.

4.) Eustachius verspricht bei dem Opfer zu erscheinen

5.) Mit Widerwillen des Varus.

6.) Der Götzenpriester ruft den Mars also an:

Halt ein! halt ein das rasche Pferd!
O Mars, sei hier zugegen!
Verbirg! verbirg das blinkend Schwert!
Laß Wind und Sturm sich legen,
Steig von den hohen Sphären,
Komm friedsam ohne Wut,
Da wir mit Opferblut
Dich, Gott der Sieger, ehren.

Akt III:

1.) Eustachius legt das öffentliche Bekenntnis seines Glaubens ab, und Medarses gibt sich ihm als seinen älteren Sohn zu erkennen.

2.) Hadrian suchet durch Valeren den Eustachius zum Abfalle zu vermögen; allein da sich dieser selbst als einen Christen erkläret,

3.) Verurteilet er den Vater samt den Söhnen auf Zureden des Götzenpriesters und des Varus, daß sie den Löwen vorgeworfen werden.

4.) Furius berichtet, daß die drei christlichen Helden samt der Gemahlin des Eustachius, welche sich zu ihnen gesellte, von den Löwen noch unberühret sein; der Kaiser befiehlt sie frei zu lassen;

5.) Allein Fabricius bringt schon die Nachricht von ihrem Tode und Varus wird zum Tode verdammet.

6.) Claudius und Cirinus beweinet die Helden, und der Götzenpriester billigt ihren Tod:

Cirinus:
Nichts hat der Helden Mut geschwächt,
Götzenpriester:
Die Götter haben sich gerächet.
Cirinus; Claudius:
Eustachius hat obgesieget.
Götzenpriester:
Der Christengott muß fliehen.
Cirinus:
Sein Ruhm wird ewig blühen.
Cirinus; Claudius:
Da er als Held erliegt.
Götzenpriester:
Da dieser Held erliegt.
Cirinus:
Noch spät wird Rom von diesen Helden,
Claudius:
Von ihrer Stärk und Tugend melden.
Götzenpriester:
Weil sie der Götter Feinde sind.
Cirinus; Claudius:
Sie haben diesen Ruhm verdient.
Götzenpriester:
Sie haben diesen Tod verdient.

Bezeichnend für den sich vollziehenden Umschwung in der Linienführung des Dramas ist allein hier schon die deutsche Sprache, während ansonsten das Jesuitentheater sich fast ausschließlich des Latein bediente; man hat den Eindruck, als wollte es noch einmal sich an die breiten Massen in ihrer Mutter- und Heimatsprache wenden, sie fesseln und so durch ein erhöhtes, wenn auch erzwungenes Interesse dem sichtlichen Untergang vorbeugen.

Der Aufhebungsbefehl vom Jahre 1773 bereitete auch dem Linzerkolleg gleich allen anderen Schwesterinstituten ein gewaltsames Ende; künstlich hatte man Haß und Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu geschürt, vergessend der hohen kulturellen Bedeutung, die sich dieser Orden auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst errungen.

Und auch heute noch begeht die allgemeine Literaturgeschichte am Drama der Patres großes Unrecht; nicht etwa durch einseitige Kritik, sondern vielmehr durch stillschweigendes Uebergehen. Und dennoch liegt in ihm eine reiche Fundgrube mannigfachster Anregungen, ein bisher noch ungehobener Schatz, der ergänzend der Kulturgeschichte zur Seite tritt, Heimatforschung unterstützt und weite Ausblicke auf die allgemeine Zeitlage und -sitte gewährt. Lodert nicht im Theater der Väter der Haß gegen den Mohammedanismus, als Oesterreich unter dem Krummsäbel der Janitscharen blutete? China, Indien, die weiten Missionsgebiete des Ordens tun sich auf in ihrer Wunderwelt, Kunde gebend von fernen Ländern, Menschen und Gebräuchen. Uns aber regen die Spiele zur Frage an: wie hat diese Zeit über all das gedacht, wie hat sie sie betrachtet?

Ob in Linz nach 1764 noch Dramen aufgeführt worden sind, ist eine schwer zu beantwortende Frage; entschieden haben die Sorgen, die den Jahren vor dem Aufhebungsedikt vorausgingen, den Patres die Schaffenskraft, wenn auch nicht benommen, so doch stark beschränkt. Der bange Ton, der bei allem, das die Gesellschaft in den letzten Jahren unternommen, leise mitschwang, steigert sich 1773 zu einem gewaltigen, erschütternden Memento mori, das so oft von jener Stätte hoher Kunst herab eindringlich die vanitas vanitatum gepredigt hat.

Mitten in dies traurige Vergehen klingen die Akkorde der siegreichen italienischen Oper, rasen die ungezähmten Leidenschaften toller Genies! Mit den auswandernden Patres aber schied zugleich ein wichtiges Glied des kulturellen Lebens, zogen die treuen Hüter einer geläuterten Kunst von dannen! Vergangenes hat das Ordensdrama bewahrt und gerettet, Gegenwärtiges in sich aufgenommen und Künftigem die Wege erschlossen!

(Schluß folgt.)

Aus Freistadts vergangenen Tagen.[1]

Von Un. Prof. Dr. Rudolf Scharizer (Graz).

O Jugendzeit, o Jugendzeit!
Wie bist du wunderschön,
Wenn dich uns die Erinnerung
Im Dämmerlicht läßt seh'n,

Im Dämmerlicht, da träumt sichs gut
Nach Tages Müh' und Pein,
Drum träum' ich Alter gar so gern
Vom Jugendsonnenschein.

Als ich seinerzeit diese Verse niederschrieb, war mein Herz übervoll von Erinnerungen sowohl an meine eigene Jugend, als auch an die noch weiter zurückliegende Vergangenheit meiner Familie, die zu erforschen die Aufgabe meines Lebensabendes werden sollte. Dieses Beginnen wird menschlich verständlich, wenn man selbst über kurz oder lang ein Stück Vergangenheit sein wird. Der Jugend gehört die Zukunft und ihrem trügerischen Glanze wendet sie ihre Augen zu. Das Alter hat keine Zukunft mehr, es zehrt von dem, was war.

So machte mich die sich stetig mehrende Zahl der Jahre zum Sucher in der Vergangenheit, zuerst in der Vergangenheit meiner Familie und dann in der Vergangenheit dieser Stadt, die ja nicht allein meine Vaterstadt ist, sondern in der nun schon 9 Geschlechter meiner Familie gejubelt und gelacht, getrauert und geweint haben.

Was ich da gefunden und zusammengetragen habe, hat wohl zum größten Teil persönliche Bedeutung. Der Umstand aber, daß ich bei diesem Suchen auf vieles kam, was schon längst aus der Erinnerung der Freistädter entschwunden ist, erweckte in mir den Gedanken, das, was ich gefunden, nicht für mich zu behalten, sondern den Freistädtern wieder zur Kenntnis zu bringen, damit das Interesse an der Stadt, in der sie leben, wach erhalten werde und damit aus diesem Interesse die Liebe zur Stadt neu erblühe, jene Liebe, ohne die nichts gedeihen kann, weder das Glück der Familie, noch das Wohl eines Gemeinwesens.

Als ich damals obige Verse niederschrieb, saß ich in meinem Arbeitszimmer in der „Einsetz". Vor mir lag ein Stoß loser Blätter, die alles das enthielten, was ich im Laufe der Jahre aus den Matriken der Pfarre und aus dem Archiv der Stadt Freistadt für die Geschichte meiner Familie zusammengetragen hatte. Diese Blätter erzählten mir, daß das Haus, das ich nun mein Eigen nenne, ein uraltes Haus ist. Dank einer früheren amtlichen Gepflogenheit, in den Inventaren nach Todesfällen neben dem „anliegenden und fahrenden Gut" auch die vorgefundenen Urkunden und Briefschaften zu verzeichnen, konnte ich feststellen, daß schon 1501 ein Kaufbrief über dieses Haus ausgestellt worden ist. Sein Inhalt ist mir allerdings unbekannt. Das Haus hieß damals allgemein „die Einsetz auf der Plaich". Es gab zu jener Zeit in Freistadt mehrere Einsetzen, d. i. Fischeinsetzen, so beim Pregartenteich und auf der Tanzwiese und daneben eine große Zahl kleinerer Fischbehälter in den Teichen, dem „Mühlgraben" und sogar beim Wasserkahr am Platz, wo deren 12 bestanden.

Dies alles hängt mit dem großen Fischbedarf zusammen, der wieder seinen Grund in den strengen Fastenvorschriften hatte, nach denen vom Aschermittwoch an bis zum Charsamstag kein Fleisch genossen werden durfte. Es gab daher in jedem größeren Ort, und so auch in Freistadt, Fischhändler. Diese mußten zufolge einer Ratsverordnung von 1568 in der Woche dreimal wäh-

[1]) Diese Mitteilung ist eine erweiterte Bearbeitung eines Vortrages, der von dem Verfasser am 19. August 1921 im Kinosaale zu Freistadt im Rahmen des Heimatvereines „Alt-Freistadt" gehalten wurde.

rend der Fasten, d. w. am Montag, Mittwoch und Freitag Fische feilhalten. Zugleich wurde der Preis der Fische mit 3 Pfennigen das Pfund festgesetzt.

Diesem großen Fischbedarf der Städte konnten die heimischen Teiche nicht genügen. Es entwickelte sich deshalb ein lebhafter Fischhandel mit Böhmen. Die Freistädter Fischhändler kauften die Fische aus den böhmischen Teichen zu Gratzen, Böhmisch Au-Beneschau, Kaplitz usw. ein und verhandelten sie nach Enns, Steyr, Waidhofen, ja selbst bis Graz. Die Fische wurden lebend in großen hölzernen Fässern verfrachtet. Da die Fische unter dieser Art des Transportes litten, so mußten sie von Zeit zu Zeit „abgewässert", d. h. mit frischem Wasser versehen werden. Dies geschah in den Fischeinsetzen. Da wurde entweder das frische Wasser unmittelbar in die Fässer eingefüllt, ohne daß die Fische herausgenommen wurden. oder sie wurden, wenn sie durch die lange Wagenfahrt allzusehr erschöpft waren, in einen Behälter mit fließendem Wasser, den „Fischkalter" gegeben, in dem sie so lange blieben, bis sie sich wieder so weit erholt hatten, daß man die weitere Verfrachtung ohne Gefahr vornehmen konnte.

Die letzte Fischeinsetz in Freistadt war in der Böhmervorstadt Nr. 3, dem Hause, das noch heute im Volksmunde die Einsetz heißt. Doch auch sie mußte, als die Bahnverbindung Linz—Budweis gebaut worden war, ihren früher sehr lohnenden Betrieb — es verkehrten dort bis 100 Fischfuhren im Jahre und Stallungen für 30 Pferde waren bereitgestellt — einstellen. Heute sind die Stallungen und sonstigen Wirtschaftsbauten verschwunden und haben einem Gärtchen Platz gemacht und dort, wo früher der Fischkalter war, plätschert heute ein Brünnlein.

Diesem großen Fischbedarf entsprechend, war auch die Zahl der Teiche in der Umgebung von Freistadt größer als heute. Jetzt zählt man nur deren vier, nämlich den Frauenteich, den Pregartenteich, den Fuchsenteich und den kleinen Teich am Praterweg beim Fleischbauern. Eine Karte von 1743 verzeichnet noch deren 14 und allem Anscheine nach gab es früher noch mehr.

Beim heutigen Spital war westlich von der Reichsstraße der große Spitalteich und östlich davon 4 kleine Spitalteiche, deren Staudämme gegen die Aist noch sichtbar sind. Oberhalb des Pregartenteiches lag in der Mulde unweit des Fleischbauer ebenfalls ein Teich. Das Bockauerbachl speiste in der Bockau den sogenannten Schifferteich. Der Frauenteich selbst war bedeutend größer. Er wurde in den 50iger Jahren des 19. Jahrhunderts z. T. mit dem Steinmaterial zugeschüttet, das beim Bau des Märzenkellers im Murgtal bei der Aichterer Steinmühle gewonnen worden war. Nördlich von der Froschau, ungefähr dort, wo jetzt ein Holzstadl steht, waren die beiden kleinen Figrinieteiche und in der Senke, die von der Dreifaltigkeitssäule auf der Vierzehnerstraße gegen die Aist herab zieht, war ganz oben noch ein sogenannter Schifferteich.

Aus älteren Urkunden geht auch der Bestand eines Weiher auf der Tanzwiese hervor und auch der Mühlbach an der Ostseite der Stadt war vor der Mühle, die davon ja gewiß den Namen „Weyermühle" hat, zu einem „Weyer" gestaut. Wie weit andere Teiche, wie z. B. der Lemperzaglweiher mit einem der genannten wesensgleich sind, ist schwer festzustellen.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir wieder zur Einsetz zurück. Der erste Besitzer der Einsetz, der sich urkundlich nachweisen läßt, war Georg Wers, ein Bürger und Fleischhauer. Bürger war er deshalb, weil er ein Haus innerhalb der Stadtmauern besaß. Die Hausbesitzer in den Vorstädten hießen Mitwohner und die Leute, welche eingemietet waren, wurden Inleute genannt. Wers Haus stand in der Gunzengasse, der heutigen Salzgasse und ist das Haus Nr. 88.

Die Gunzengasse erstreckte sich vom Gunzentor, dem nunmehrigen Linzertor bis zum „Scheiblinger Turm" bei der Stadtschmiede. Dieser Turm hatte sein Beiwort wegen seiner runden Form erhalten. In einer Urkunde aus dem Jahre 1454 heißt er der neue Turm im Gegensatz zu dem jetzt abgebrochenen alten Turm am Ende der Petringergasse, oder wie sie früher, da sie noch eine Sackgasse war, hieß „im Winkel".

Der Name Salzgasse für den nördlichen Teil der Gunzengasse taucht später auf, als der „Altenhof", die erste Burg Freistadts, zum kais. Salzhof wurde. In Freistadt bestand außer diesem kaiserlichen „Salzkasten" noch ein städtischer Salzkasten, u. zw. dort, wo heute Nr. 110 ist. Er wurde

1616 an Stelle des Spendthauses erbaut. Für die dadurch der Spendt entgangene Miete der 3 Gewölbe wurde das Spital durch die Miete der Gewölbe im Zinisspornhof — siehe später — entschädigt. Dieser städtische Salzkasten ist 1720 eingefallen, angeblich, weil man zuviel Salz eingelagert hatte. Nach langen Verhandlungen mit dem Salzärar wurde er 1727 wieder aufgebaut. Um die Wende des 18. Jahrhundertes ist Nr. 110 die Offizierskaserne und 1838 wurde dieses städtische Haus um 1870 fl. Con.-Münze an Franz Schöffer aus Reichenau im Mühlkreis verkauft.

Freistadt war ein wichtiger Platz für den Salzhandel nach Böhmen. Die Salzstraße führte, wie aus einem Plane im Kinsky'schen Archiv hervorgeht, über Kefermarkt.

Nr. 110 war auch das Spendthaus oder das Stift für hausarme Leute. Neben dieser Wohltätigkeitseinrichtung bestanden in Freistadt damals noch das Spital, das Sondersiechenhaus und das Nun- oder Schwesternhaus.

Das Spital befand sich ursprünglich vor dem Frauen- oder Böhmertor, das deshalb auch den Namen Spitaltor führt. Die Frauenkirche war die Spitalkirche. Nach der Niederbrennung des Spitals und der Kirche durch die Hussiten Mitte des 15. Jahrhunderts wurde wohl die Kirche, nicht aber das Spital an der alten Stelle wieder erbaut. Das Spital wurde zur St. Johannskapelle verlegt, wo schon das Sondersiechenhaus, das Krankenhaus für unheilbare oder ansteckende Kranke bestand. Das Nun- oder Schwesternhaus stand in der Höll neben dem Hause Nr. 47. Es dürfte ursprünglich, wie schon der Name sagt, für Nonnen bestimmt gewesen sein. Später wurden aber auch arme weltliche Weibspersonen dort untergebracht.

Wers war, wie erwähnt, Fleischhauer. Zur damaligen Zeit durften jedoch die Fleischhauer in ihren Häusern weder schlachten noch Fleisch aufbroten. Alle Hantierungen dieses Gewerbes mußten in den „Fleischbänken" vorgenommen werden, die damals dort waren, wo heute die Stadtwage steht.

Es standen dort, was aus den Urbaren hervorgeht, vier getrennte Fleischbänke. Auch der Brunnen, der sich bis vor kurzem auf dem kleinen Platze hinter dem heutigen Gemeindehaus befand, dürfte vornehmlich der Fleischbänke wegen angelegt worden sein. Jedenfalls wurde er von den Fleischern benützt, was aus den Akten, in denen des öfteren Klagen über die Verunreinigung desselben durch die Fleischer vermerkt sind, hervorgeht. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundertes scheint der Bauzustand dieser Fleischbänke nicht mehr der beste gewesen zu sein. Alle diese Uebelstände mögen mit zu dem Beschlusse geführt haben, die Fleischbänke zu verlegen, u. zw. kamen zwei in den rechtsseitigen Zwinger beim Gunzentor, zwei in den linksseitigen Zwinger beim Spital- oder Böhmertor. Diese Verlegung war im Jahre 1575 schon durchgeführt, denn in diesem Jahre wird von den früheren Inhabern der Fleischbänke kein Dienst mehr an das Spital gezahlt, und darauf weist auch die Tatsache hin, daß der Magistrat in diesem Jahre verordnete, daß zwei Fleischordnungen, eine bei den Fleischbänken, eine am Rathaus angeschlagen werden sollten. In den Achtziger Jahren desselben Jahrhunderts wird die Stadtwage dort schon als Ortsbestimmung benützt. Es bestand damals nämlich die Gepflogenheit, die Lage eines Hauses durch die Angabe des Stadtviertels und der beiden Nachbarn festzulegen. An den beiden Stadttoren verblieben die der Stadt gehörigen Fleischbänke bis gegen 1839. In diesem Jahre kaufte im Lizitationswege die Fleischbänke am Linzertor der Fleischhauer Peter Satzinger (Nr. 58) um 370 fl., der dort noch bis in die Achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts sein Gewerbe ausübte, die am Böhmertor der Fleischhauer Leopold Enzendorfer (Nr. 3) um 430 fl.

Das Haus, welches am längsten im ununterbrochenen Besitz eines Fleischhauers ist, ist das Haus Nr. 15 beim Khißling- oder Posttürl, wie es damals genannt wurde. Dieses Haus kaufte schon 1551 der Fleischhauer Georg Schwandter am Fleischhof, d. i. Fleischbauern. Das Haus Nr. 58 in der Linzergasse erheiratete 1729 der Fleischhauer Leopold Schwemmenschuech, das Haus Nr. 3 in der Böhmergasse kaufte um 1450 fl. Karl Hofleischhacker im Jahre 1745 — beide waren Bürgerssöhne — und das Haus Nr. 80 in der unteren Salzgasse kaufte um 1150 fl. im Jahre 1756 der Fleischhauer Adam Prenner aus Aigen bei St. Oswald.

Die Veranlassung zur Verlegung der Fleischbänke war der Beschluß des Rates vom Jahre 1571 die „Waag", die bis dahin im Zinispanhof untergebracht war, „an der Eck unter den Fleischbänken neu zu erbauen". Wenn die Jahreszahl im Torgericht des heutigen Waaghauses das Jahr der Vollendung des Umbaues angibt, so ist dieser Bau erst 1617 vollendet worden. Das ziemlich große Gebäude, das ursprünglich kein Stockwerk trug, war nicht nur Waaghaus, sondern diente auch als Niederlage für die Waren, die von auswärts zu den Märkten nach Freistadt kamen.

Freistadt war ja damals ein wichtiger Handelsplatz. Besonders lebhaft waren die Handelsbeziehungen mit Breslau. Ulrich Kainacher, der das Haus Nr. 117 auf dem Hauptplatz besaß und um 1525 starb, trieb einen schwunghaften Eisenhandel nach Breslau und viele Freistädter Bürgerssöhne — es sei nur an Ambros Spor und Veit Röttl erinnert — wirkten als Kaufleute in Breslau. Andererseits finden wir auch unter den Kaufleuten, die zur Marktzeit hier Gewölbe mieteten, Breslauer.

Nach Breslau wanderte auch der Handelsmann Adam Hanff aus, als er, weil seine Frau Ursula, geb. Gamersfeldner durchaus nicht vom lutherischen Glauben lassen wollte, infolge der Gegenreformation Freistadt verlassen mußte. Damals suchten 76 Familien und Einzelpersonen um einen Abschied, d. i. um die Erlaubnis, von Freistadt fortziehen zu dürfen, an. Derselbe wurde ihnen nur dann gegeben, wenn sie den 10. Teil ihres Vermögens als Steuer bezahlt hatten.

Freistadt hat durch die Gegenreformation viele angesehene und wohlhabende Männer verloren. Ich nenne nur die Namen: Lamprecht Kreuzer, den Besitzer der Häuser 28 und 29 — er ging nach Regensburg — seinen Schwager Benedikt Landtshuetter, dem das Doppelhaus Nr. 102 und 131 gehörte, den Spitalverwalter Max Schweinpöck, den Salzhändler Christoph Rodler (Nr. 115) und den Stadtrichter Leopold Khamauf, (Nr. 112 und 113), der nach Niederösterreich ging.

Recht wenige wurden noch vor der entscheidenden Stunde wankend, wurden katholisch und blieben. Einige, die in der Fremde das erhoffte Glück nicht gefunden hatten, kehrten wieder zurück, wie Benedikt Landtshuetter, und fügten sich in die neuen Verhältnisse.

Das Haus Nr. 119, die alte Waag oder der Zinispanhof, gehörte im 14. und 15. Jahrhundert dem Geschlechte Zinispan, von dem sich ein Mitglied, Hermann von Zinispan als Stifter der Kapelle zu unserer lieben Frau in St. Peter auf dem Berge (1370) ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. Es ist das die heutige Kreuzkapelle, die eine zeitlang als Scheuer Verwendung fand; erst anläßlich der Errichtung des neuen Kreuzweges durch den Dechant Josef Leuthäuser (1842) wurde die Kapelle ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben. Ein Wolf Zinispan besaß anfangs des 14. Jahrhundertes das Haus Nr. 3 und Anna Mez, die Tochter des Thoman Zinispan das Haus Nr. 7. Der letzte Zinispan stand gegen Friedrich III. im Felde und deshalb zog dieser das ihm gehörige Haus ein und verkaufte es 1491 an die Stadt. Das Haus diente Wohnungszwecken. Die Gewölbe im Erdgeschoß wurden an Kaufleute vermietet. 1731 wurde das Haus umgebaut und hieß von nun an das „neue Stadthaus". Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurde in diesem Hause das Kreisamt untergebracht und noch in der 2. Hälfte des 19. Jahrhundertes wurde es vom Volksmunde „das Kreisamt" bezeichnet, obwohl dasselbe längst aufgehoben war und seit 1850 die Gemeindeämter darin ihren Sitz aufgeschlagen hatten.

Das alte Rathaus lag hinter der Catharinenkirche (Nr. 19). Zu ihm gehörte auch das Mesenhaus oder Dienerhaus (Nr. 20). Im Jahre 1616 kaufte die Stadt von der Witwe des Hans Ribmer das Haus Nr. 123 in der Pfarrgasse und verlegte dorthin einen Teil der Stadtkanzlei. 1636 verkaufte die Stadt dieses Haus wieder an Christoph Kirchstetter, der aus Neumarkt an der Rott in Bayern gekommen war, um 600 fl. und mit diesem Gelde wurde der baufällige Dechantshof in der Hölle wieder instand gesetzt. Dieser Verkauf war dadurch möglich geworden, weil die Stadt ein Jahr vorher das günstiger gelegene Stanglische Haus am Platz (Nr. 17), das rückwärts an das alte Rathaus stieß, von den Erben nach Jakob Stangl, dem Pfleger von Waldenfels, erworben hatte. Die Frau des

Hans Erhardt Stangl, „Hauptmannes“ von Waldenfels, Maria Salome, geb. Rohrbach, verkaufte das Haus Nr. 17, zwei Häuser vor der Stadt, eine Point und zwei Grundstücke um 4000 fl. an die Stadt. Das Haus Nr. 17 ist erst im Jahre 1571 von Joachim Stangl, dem Vater des Jakob, der Pfleger in Freistadt war, aus zwei Häusern zusammengebaut worden. Damals erhielt es schon im großen und ganzen seine heutige Gestalt, weil Stangl auf die rückwärtige Stadtmauer aufbaute. Daraus geht mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß ursprünglich die Häuser nicht an die Stadtmauer stießen, sondern ein breiter, freier Raum dazwischen war, wofür das Fehlen des Hinterhauses bei Nr. 7, die beiden turmartigen Bauten im Hofe des Hauses Nr. 12 und der Umstand spricht, daß Freistadt, das heute innerhalb der Stadtmauern 172 Nummern zählt, im Jahre 1440 nur 136 Bürgershäuser hatte. Der Bau der an die Stadtmauer stoßenden Häuser und Hinterhäuser dürfte erst im 16. Jahrhundert erfolgt sein.

Joachim Stangl war um 1557 durch Heirat mit der Witwe des Sebastian Weissenauer von Tambach namens Anna, geb. Hohenfurter in den Besitz des dem Khißlingtürl zunächst gelegenen Hauses gelangt, während er das andere an Nr. 18 grenzende Haus durch Kauf von Caspar Reisinger 1571 erwarb.

Die Stadt blieb bis 1850 Besitzerin des Hauses Nr. 17. Im genannten Jahre schenkte sie anläßlich der Neugestaltung der politischen und Gerichtsbehörden das Gebäude dem Staat samt dem alten Rathaus (Nr. 19 und 20). Die Stadt übersiedelte in das Kreisamt (Nr. 119).

Die Verwaltung der Stadt lag auch damals schon in den Händen eines freigewählten Rates von 16 Mitgliedern, dem Bürgermeister, dem Stadtrichter, 7 Ratsherren und 7 Ratsgeschworenen. Die ersteren bildeten den sogenannten inneren Rat, die letzteren den äußeren. In den inneren Rat konnte nur jener kommen, der schon im äußeren Rat gesessen. Im 16. Jahrhundert wurde der Bürgermeister und der Stadtrichter nur auf ein Jahr gewählt, die Amtsdauer der übrigen Ratsmitglieder war zwei Jahre. Später wird auch des Bürgermeisters und Richters Amtsdauer zweijährig. Die Wahl des Bürgermeisters und des Richters sowie der anderen Ratsverwandten fand immer am Thomastag, d. i. 21. Dezember, die Aemterwahl, d. i. die Verteilung der Stadtämter wie Kämmereramt, Spitlamt, Taxamt u. dgl. fand am Stefanitag statt.

An der Wahl des Rates beteiligten sich zuerst nur die Ratsverwandten. Später bekamen auch die Bürger Einfluß auf die Besetzung der Ratsstellen, während die Inwohner, selbst wenn sie Steuern zahlten, ausgeschlossen waren. Bürger war jeder Hausbesitzer innerhalb der Stadtmauern. Ausnahmsweise erhielten auch solche, die keine Hausherren waren, das Bürgerrecht, meist mit dem Vermerk, sich innerhalb einer gewissen Zeit wieder anzukaufen, widrigenfalls das verliehene Bürgerrecht wieder abgesagt werden würde. Um das Bürgerrecht mußte schriftlich unter Vorlage des Nachweises ehelicher Geburt angesucht werden. Hatte der Rat zustimmend das Gesuch erledigt, so mußte der Bürger bewaffnet — es heißt im 18. Jahrhundert immer — mit Ober- und Untergewehr auf dem Rathaus zur Eidesleistung erscheinen. Aus einer Familienchronik des Herrn Joh. Nep. Kalyna (Nr. 149) entnahm ich, daß die neuen Bürger nach der Eidesleistung drei Salven abgaben, eine vor dem Rathaus, die zweite vor dem „Missionskreuz“ an der Kirche, die dritte vor den eigenen Häusern, wodurch symbolisch angedeutet wurde, daß es jedes Bürgers Pflicht sei, die Stadt, den Glauben und sein Heim zu beschirmen.

Jeder Bürger hatte das Recht, in einem der in der Stadt bestehenden Brauhäuser eine vom Schätzungs- oder Kaufwert des Hauses abhängige Menge Bier auf eigene Rechnung zu brauen, zu verkaufen oder selbst auszuschenken. Der Eigenausschank wurde ebenso, wie es jetzt noch bei den Weinbauern üblich ist, durch Aussteckn angezeigt. Daneben gab es natürlich auch gewerbsmäßige Schenker; Gastgebe und Leutgebe. Im Jahre 1637 entsprach dem Hauswert von je 100 fl. Rheinisch ein Gebräu von rund 80 Eimern Bier. Gebraut wurde anfänglich nur Braun- oder Rotbier, u. zw. sogen. Jungbier und Märzenbier. Bei ersterem wurden aus 28 Metzen Malz 74—75 Eimer, bei letzterem aus 33 Metzen Malz nur 84—86 Eimer erzeugt. Mehr zu erzeugen, war bei Strafe verboten.

Die Menge des zu brauenden Bieres, die Zeit und das Brauhaus wurden

vom Rat in der sogenannten Bräuordnung jedem Bürger von Fall zu Fall vorgeschrieben. Jeder brauberechtigte Bürger mußte vor dem Bräuer ein „Wahrzeichen" losen, die Taxe bezahlen, und dann konnte er die erlaubte Menge Malz in die Mühle zum Brechen führen. Das Abmessen des Malzes besorgten die „Abmesser", die Beaufsichtigung der Biererzeugung die „Visierer".

Der Brauhausbesitzer durfte von jedem Bräu 60 Pfennige einheben, mußte aber das ganze Bräugerät beistellen. Für das Holz und das Wasser hatte der Einschütter, d. i. der zum Brauen berechtigte Bürger zu sorgen.

Die Braumeister mußten bei Antritt ihres Amtes einen Eid ablegen, „daß sie den Armen als den Reichen, den Reichen als den Armen auf eines jeden Begehren zu brauen willig und bereit seien, so viel ihm das auszurichten und zu vollbringen möglich, keinem versagen und erwidern, daß ihm kein Neid oder Haß nit brauchen, auch nicht Ansehen, Freundschaft und Feindschaft Mut oder Gab sich nit bewegen lassen, wie er Gott darüber antworten solle und müsse."

Der Brauherr durfte auf eigene Rechnung kein Bier brauen, auch nicht mehr brauen, als auf dem Wahrzeichen erlaubt war. Wurde eine Uebertretung dieses Befehles festgestellt, so verfiel das Mehr dem Spital.

Nach dem Umgeldverzeichnis über Bier und Wein vom Jahre 1525 waren damals 12 Brauhäuser im Betrieb, und zwar:

1. Caspar Wißgugl auf Nr. 59 in der Linzergasse;
2. Hanns Hayder auf Nr. 61 in der Linzergasse;
3. Tanzer auf Nr. 62 in der Linzergasse;
4. Georg Schöfferl auf Nr. 71 in der Salzgasse;
5. Hanns Leander Prugkhner auf Nr 111 in der Waaggasse;
6. Huntesser auf Nr. 132 in der Waaggasse;
7. Hans Attl auf Nr. 135 in der Waaggasse;
8. Anton Burger auf Nr. 151 in der Pfarrgasse;
9. Achaz Kirchmayr auf Nr. 171 in der Salzgasse, das damals noch als Hinterhaus zu Nr. 141 in der Waaggasse gehörte;
10. Caspar Gebenhofer, auf dem Brauhaus, das jetzt nicht mehr besteht, das hinter dem inneren Bad lag und zu dem das schmale Gäßchen zwischen Nr. 77 und 78 den Zugang bildete;
11. Gabriel Weissenauer, das Brauhaus in der Höll zwischen Nr. 48 im Hutterergäßchen und Nr. 34 in der Pfarrgasse, und
12. Sengenpoden, dem wahrscheinlich das „Clösterle", das Haus Nr. 165 gehörte.

Außerdem sind in Urkunden noch Brauhäuser auf Nr. 44 in der Linzergasse und Nr. 70 in der oberen Salzgasse erwähnt, über deren tatsächlichen Betrieb ich jedoch nichts auffinden konnte.

Hier sei gestattet, einzuschalten, daß in früherer Zeit die Häuser auf der Westseite der unteren Waggasse und der Ostseite der unteren Salzgasse entsprechend ein Haus bildeten. Erst später wurden die Hinterhäuser in der Salzgasse von den Vorderhäusern in der Waggasse abgetrennt so Nr. 164 von Nr. 136 im Jahre 1657, Nr. 163 von Nr. 137 im Jahre 1691, Nr. 160 von Nr. 139 im Jahre 1692, Nr. 162 von Nr. 138 im Jahre 1727. Nur Nr. 161 bestand schon zu Anfang des 16. Jahrhundertes als selbständiges Haus.

Das zweite, was ich hier einschalten möchte, ist, daß außer dem inneren Bad, das im Badgassel beim heutigen Kino sich befand, noch ein äußeres Bad oder das Bad am Gries, heute Böhmervorstadt Nr. 2, bestand, das schon in einer Urkunde aus dem Jahre 1380 erwähnt wird. Auch im Ledertal war ein Bad, das in Urkunden aus dem 15. Jahrhundert das alte Bad genannt wird und sich unweit des Ledererhauses gegenüber der Schule — es dürfte dies Nr. 34 sein — stand.

Infolge der Brände, deren größter am Kreuzerhöhungstage, d. i. 13. September 1507, um die Vesperzeit in der Höll beim Pfarrhof ausbrach und die ganze Stadt zerstörte, sind einzelne der früher genannten Bräuhäuser zum Erliegen gekommen. Denn zu wiederholten Malen beschwert sich die Bevölkerung beim Rate über den Mangel an Bräuhäusern in der Stadt. Aus diesem Grunde sieht sich der Stadtrat genötigt, 1586 dem Hanns Oberdorfer (Nr. 134) den Auftrag zu geben, das Bräuhaus im „Clösterle" und den Brunnen daselbst wieder herzurichten, ferner dem Georg Kollnöder (Nr. 111)

unter Strafandrohung das Gleiche zu befehlen und 1590 dem Leineweber Georg Khnauer im Kaufvertrag um das Haus Nr. 132 die Bedingung aufzulegen, das Brauhaus dortselbst wieder instand zu setzen. Aber in keinem der drei genannten Fälle scheint dem Auftrag Genüge getan worden zu sein, denn 1648 bestehen doch nur mehr 5 Braunbierbrauhäuser, nämlich das in der Höll des Christoph Kirchstetter, das hinter der Badstuben der Frau Regina Helm, das Brauhaus des Reichhardt Theybl auf Nr. 141, des Wolfgang Silbereisen auf Nr. 135 und des Max Schweinpöckh auf Nr. 151.

Im Jahre 1683 ging auch das zum Hause Nr. 134 gehörige Brauhaus auf Nr. 135 ein. Aus ihm und einem Teil des alten Hauses wurde das Haus Nr. 135.

Das Bierbrauen war, wie in mehreren Eingaben des Rates hervorgehoben wird, eine der vornehmsten Einnahmen der Bürger und der Stadt. Bürger, die des Alters wegen ihr Gewerbe nicht mehr ausüben konnten, suchten durch die Bitte, mehr Bier brauen zu dürfen, ihre Lebenslage zu verbessern. Daher war der Rat auch bestrebt, den guten Ruf des Freistädter Bieres zu bewahren, und namentlich die Einfuhr von Bier von auswärts oder, wie man damals sagte, „von dem Gai", möglichst einzuschränken.

Ein gefährlicher Konkurrent erwuchs dem Freistadter Braunbier im böhmischen Weißbier. Zuerst wollten sich die Freistädter dieses Mitbewerbers dadurch erwehren, daß sie (1567) verboten, es zu leutgeben, d. h. im Kleinen auszuschenken. Da aber dies nichts nützte, entschlossen sie sich (1573) „dieweil Zuchissen, Mardetschlag, Reichental und auch die Böhmen mit Gewalt Weißbier durchführen wollen und der Besuch, das Weißbier anderer Orten nicht vollgestellt werden mag, es wird denn hier auch Weißbier gebraut, sunderlich dieweil damit die Gegenfuhr auf Enns, Linz und Zwettl befürdert werden möchte" — selbst ein Weißbierbrauhaus zu errichten.

Vorher (1557) hatte schon Wolf Gebenhober angesucht, im „Clösterle" Bier auf böhmische Art brauen zu dürfen, doch anscheinend ohne Erfolg. Der Rat trat nun mit Wenzel Kirchmayr wegen Ankauf seines Brauhauses Nr. 71 in Verhandlungen, die zu einem günstigen Abschluß führten. So entstand 1573 das städtische Weißbierbrauhaus, das durch ein eigenes Weißbieramt verwaltet wurde. Die ersten Verwalter waren Michael Kirchmayr und Thoman Diennstl.

Von den früher genannten 5 Brauhäusern stellten im Laufe der Zeit noch drei ihren Betrieb ein. In der Bräuordnung von 1685 erscheint nicht mehr das Brauhaus in der Höll und das Theyblische Brauhaus auf Nr. 141.

Das Brauhaus in der Höll gehörte im 15. Jahrhundert zum Hause Nr. 34. Im Jahre 1496 wurde es durch den Verkauf an Andreas Weissenauer von diesem abgetrennt und verblieb es, bis der Tischler Jakob Gagkh es 1623 wieder mit dem Hause Nr. 34 vereinigte. Nun sind mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung von 1654 bis 1699, wo es dem früheren deutschen Schulmeister Hans Georg Widenpaur, einem Augsburger, gehörte, die Eigentümer des Hauses Nr. 34 auch die Eigentümer des Brauhauses „in der Höll". 1754 verkaufte es der Buchbinder Franz Kippelli um 160 fl. an den Postmeister Franz Horn, der einen Wagenschupfen daraus machte. 1770 erwarb es der spätere Postmeister Anton Rath um 200 fl. und 1771 um 240 fl. der Kaufmann Johann Michael Thury, der aus Weitra nach Freistadt gekommen war.

Im Laufe der Zeit hatten sich im Bierbrauwesen allerhand Unzukömmlichkeiten eingeschlichen. Die beiden Brauhausbesitzer Georg Schinagl auf Nr. 151, der aus Lichtenau stammte, und Josef Kreuzer, der Besitzer des Brauhauses hinter der Badstuben, ein gebürtiger Leopoldschläger, hatten sich von den ärmeren Bürgern das Recht des Bierbrauens gegen Entgelt abtreten lassen und scheinen auch sonst die Bräuvorschriften zum Schaden der Gemeinde vielfach übertreten zu haben. Besonders ließ die Beschaffenheit des von den Bürgern gebrauten Bieres sehr viel zu wünschen übrig, so daß diese fürchteten, das Einkommen aus dem Bierbrauen zu verlieren. Dies veranlaßte die brauberechtigten Bürger, sich zu einer Kommunität zusammen zu schließen und das Braunbier in einem eigenen Brauhaus auf eigene Rechnung zu brauen. Sie kauften 1737 dem Josef Kreuzer sein Brauhaus hinter der Badstuben um 1000 fl. ab und erwarben auch im Jahre 1770 das städtische Weißbierbrauhaus, wobei sie sich aber verpflichten mußten,

zur Verminderung der Feuersgefahr in der Stadt, ein neues Brauhaus außerhalb der Stadt zu erbauen und die beiden Bräuhäuser in der Stadt aufzulassen. Als Ort für das neue Brauhaus wurde der gleichfalls der Stadt gehörige Garten am Gaßl, das zum Fleischhauern führt, erworben. Der Kaufpreis für beide Objekte betrug 14.700 fl.

Der Bau des neuen Brauhauses wurde 1771 begonnen und 1777 beendet. Am 2. März 1780 wurde es eingeweiht und am 4. März wurde der erste Sud Braunbier durchgeführt.

Das alte Weißbierbrauhaus wurde dann 1781 um 600 fl. an den Tuchhändler Anton König aus Reichenberg verkauft. Das Braunbierbrauhaus dagegen wurde niedergerissen und die leere Baustelle zwecks Errichtung eines Gartens 1783 um 54 fl. an den Zeughändler Franz Xaver Grueber veräußert. 1823 kam dieser Garten dann zum Haus Nr. 77.

Der neuen „Kommunität" stand anfänglich ein vom Rate gewählter Kommissär vor und die Geldgeschäfte führte ein Kassier und ein Gegenhandler, welche die Bürgerschaft durch Wahl bestimmte. Diese Aemter waren unbesoldet und die Amtsdauer nur ein Jahr. Der Gegenhandler rückte im folgenden Jahre immer zum Kassier vor. Die Geldgebarung überprüfte ein Ausschuß, in den jedes Viertel der Stadt je zwei Bürger entsendete.

Die Einteilung der Stadt in Viertel ist sehr alt und verschwand erst, als im 18. Jahrhundert die Numerierung der Häuser durchgeführt wurde. Die Ortsbestimmung der Häuser erfolgte früher durch die Angabe des Viertels und der beiden Nachbarn.

Das 1. Viertel umfaßte nach der heutigen Numerierung die Häuser 7 bis 54, d. s. die Ostseite des Platzes und die Häuser südlich der Pfarrgasse und östlich der Linzergasse. Zum 2. Viertel gehörte die Westseite der Linzer- und der Salzgasse und die Nordseite der heiligen Geistgasse, also die Nummern 57—99 und vorübergehend auch Nr. 160, als es das einzige selbständige Haus in der unteren ostseitigen Salzgasse war. Das 3. Viertel bildeten die Häuser 1—6, dann 100—110 und 130—141. Der Rest der Häuser, d. s. 111—129, 142 bis 159, das ist der zwischen Sammtgasse, oberer Salzgasse, Pfarrgasse und der Westseite des Platzes gelegene Häuserblock, bildete dann das 4. Viertel. Die Häuser 160—166 wurden bald dem 3., bald dem 2. Viertel zugezählt.

Die Häuser Nr. 69 und 169 wurden an Stelle einer alten Durchmarschkaserne, die im Anfange des 19. Jahrhunderts abgebrannt und dann niedergerissen worden war, erbaut und gleichzeitig wurde die frühere Sackgasse, „im Winkel" genannt, als Petringergasse über den Stadtgraben hinweg eröffnet (1835).

Im Hause, in dem das Weißbierbrauhaus eingerichtet worden war, war auch die städtische Maut und später (1617) die deutsche Schule untergebracht. Aus diesem Grunde heißt das Haus Nr. 71 auch das Mauthaus und manchmal auch die deutsche Schule. Im Jahre 1617 beauftragte nämlich der Stadtrat den damaligen Stadtkämmerer Jakob Riß im Mauthaus Platz für die deutsche Schule zu schaffen. Die deutsche Schule hatte bis dahin kein eigenes Schulhaus. Für die Schulräume mußte der jeweilige deutsche Schulmeister sorgen.

Dafür wurde ihm mit Ratsbeschluß von 1587 erlaubt, jeden Quatember von seinen Schülern folgende Beträge einzuheben:

1. Von den angehenden A-B-C-Schülern und den Kindern, so die Plattl lernen — es ist dies die spätere Taferlklasse — je einen Schilling;

2. von den Knaben und Maidelein, so Lesen und Schreiben lernen, je zwei Schilling;

3. von den Knaben und Maidelein, so Lesen, Schreiben und Raiten lernen und das Einmaleins und die vier Spezies anfangen, je vier Schilling;

4. von denen aber, die Exempel des Regeldetri, welsche Proportion und in Brüchen machen, je 6 Schilling.

Außerdem konnte er von jedem Schüler noch einen Schilling für Holz und 12 Pfennige für Licht einheben.

Gegen diese Verfügung erhob der damalige deutsche Schulmeister Hans Mertenberger, ein Augsburger, Vorstellung und es wurde das Unterrichtsgeld für die A-B-C-Schüler auf 2 Schilling, für solche, die anfangen, Schriften zu schreiben, auf 4 Schilling, von denen, die Raiten anfangen auf 6 Schilling, die völlige Scripturas: Current-, Fractur- und Canzleischreiben auf 4 Schilling erhöht, die aber in den Exempel fortfahren, durften nur

mehr 1 Schilling pro Quatember zahlen. Für Holz und Licht konnten 3 Schilling eingehoben werden, wenn der Schüler das Holz nicht selbst mitbrachte.

Von diesem Einkommen mußte der Schulmeister auch den Hilfslehrer besolden und verköstigen. Von der Stadt bekamen der deutsche Schulmeister und sein Unterlehrer erst im 17. Jahrhundert feste Bezüge. 1637 wurden dem deutschen Schulmeister Lorenz Hattenreiter 24 fl. und dem Unterlehrer 16 fl. und als Ersatz für $2^1/_2$ Metzen Korn 3 fl. 6 Schilling ausbezahlt.

Ein Gulden Rheinisch war gleich dem älteren 1 Pfund Pfennig und hatte 8 Schillinge und jeder Schilling 30 Pfennige.

Ganz anders war der lateinische Schulmeister gestellt. 1622 erhielt z. B. der lateinische Schulmeister Johann Schönweiß 280 fl. Besoldung, dann 70 fl. Zubuße und 60 fl. als Ersatz für 30 Metzen Korn. Er hatte allerdings auch noch als Regenschori zu wirken und seine vier Astanten, das waren die Schulgehilfen und Kirchensänger, zu verpflegen. Er hatte eine ständige Wohnung und auch ein eigenes Schulhaus hinter der St. Katharinenkirche stand ihm zur Verfügung.

Die Auslagen für die lateinische Schule wurden aus dem Erträgnis von 8 geistlichen Benefizien bestritten, die in der Zeit des aufblühenden Protestantismus eingezogen und weltlichen Zwecken gewidmet (säcularisiert) worden waren. Diese 8 Benefizien waren: Das Leonhardistift, das Apostelstift, das Barbarastift, das Johannisstift, das St. Peter- und Paulstift, das Thomas- und das Heiligen Kreuzstift.

Diese Stifte oder Benefizien waren im 14. und 15. Jahrhundert von frommen Bürgern zu dem Zwecke gegründet worden, damit der Kaplan, der auf einem bestimmten Altar die gestifteten Messen zu lesen hatte, ein hinreichendes Einkommen hatte. Die Einkünfte dieser Stiftungen setzten sich zusammen aus dem Geld- oder Pfennigdienst, der auf gewissen Häusern und Höfen lag, und dem Bestandgeld für die Wohnungen in den Stiftshäusern.

Die Pfarrer und Dechanten von Freistadt führten wegen dieser eingezogenen Stiftungen einen heftigen Streit mit dem Rate der Stadt, der 1606 mit Genehmigung des Kaisers Matthias und des Passauer Bischofes, Erzherzogs Leopold dahin geschlichtet wurde, daß der Verwendung dieser 8 Benefizien für Schulzwecke zugestimmt wurde, daß aber das neugegründete Schulproviseramt auch für die Kosten der Kirchenmusik aufkommen mußte.

Die zu den Benefizien gehörenden Stiftshäuser standen bis auf eines, das kaiserliche St. Michaelsstift, das sich in der unteren Salzgasse Nr. 85 befand — es wurde anfangs des 19. Jahrhundertes an Peter Satzinger verkauft — alle an der südlichen Stadtmauer hinter der St. Katharinenkirche und in der Hölle.

Neben dem zum alten Rathaus gehörenden Dienerhaus — heute das Gefängnis des Bezirksgerichtes — stand das Fruemeßstifthaus, das heutige Mesnerhaus Nr. 21. Dieses wurde vom Kirchenprobst verwaltet.

Daneben Nr. 22 war die lateinische Schule und Nr. 23 das Schulmeisterhaus, das der Gottsleichnamstiftung und dem Leonhardistift gehörte.

Dann folgte Nr. 24, das dem Dechant dienende Dreikönigstifthaus, auch Puechleuttner- oder Waltherstift genannt, weil den Grund zu dieser Stiftung Georg Puechleuthner aus Linz und Gabriel Puechleuthner aus Freistadt und die beiden Brüder Hans und Lorenz Walther in Freistadt gelegt. (1491). Die Letzteren besaßen gemeinsam das Haus Nr. 31 und Lorenz auch noch das Haus Nr. 10. Im Jahre 1804 wurde dieses Stiftshaus um 825 fl. im Lizitationswege an den Kartenmaler Hirsch verkauft.

Nr. 25 war das Apostelstiftshaus. Dieses erwarb, weil es baufällig war, 1703 der Stadtrichter Simon Höller um 45 fl.

Der Bauzustand der Stiftshäuser muß überhaupt ein recht schlechter gewesen sein und darin liegt sicherlich der Grund, warum alle Stiftshäuser in der Höll bis auf zwei heute nicht mehr bestehen.

An der südlichen Ecke des Pfaffen- oder Kirchengaßls in der Höll stand das dem Dechant gehörige Margarethenstift, zwischen diesem und dem Pfarrhof, den in der heutigen Form Dechant David v. Stein (1690—1723) erbaut hatte, das Barbarastiftshaus.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Lieder u. Sprüche aus Oberösterreich. II.[1]

Von Dr. Emil Karl Blümml (Wien).

4. Verse auf den Bauernkrieg des Jahres 1626.

Der Bauernaufstand des Jahres 1626 in Oberösterreich hatte zweierlei Ursachen. Er richtete sich einerseits gegen die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus, den man den Bauern austreiben wollte, durch Kaiser Ferdinand II. seit 1624 und andererseits gegen die bayrische Fremdherrschaft, die Adam Graf von Herbersdorf im Namen des Kurfürsten Max von Bayern im verpfändeten Lande ausübte. Den religiösen Zwang zu brechen und ordnungsmäßige, altgewohnte Zustände in Oberösterreich wieder herzustellen, das war das Bestreben der Bauern, die dafür in Kampf, Tod und Schande zogen,[2] aber weder die Fremdherrschaft brachen, noch den Religionsfrieden erzwangen, sondern zu Paaren getrieben wurden.

Das Generalreformationsdekret des Kaisers vom 12. Oktober 1625 hatte bestimmt, daß für die Protestanten Ostern 1626 die letzte Bekehrungsfrist sei, doch war der Erfolg ein geringer und es mußten Zwangsmaßregeln einsetzen, um halbwegs ein Ergebnis zu zeitigen, das aber hauptsächlich nur in den Städten, nicht bei den Bauern sichtbar wurde. Daher beschloß die Reformationskommission für Oberösterreich, der vornehmlich katholische Geistliche angehörten, sich nach Pfingsten (31. Mai) eingehender mit den Bauern zu beschäftigen. Diese wahre, überzeugte und opferfreudige Protestanten, wollten von einer Bekehrung nichts wissen, und, erbittert durch die Last der Abgaben und durch die Quälereien, welche ihnen die churbayrischen Soldaten zufügten, sowie durch die in Aussicht stehende Tätigkeit der Reformationskommission auf dem Lande, griffen zur Abwehr.[2] Am 17. Mai brach der Aufstand unvermutet und überraschend dies- und jenseits der Donau aus, verbreitete sich rasch und bis 1. Juli waren die Bauern die Herren des Landes, Linz und Enns ausgenommen. Stephan Fadinger und andere standen an der Spitze der Aufrührer. Erst mit Ende Juli setzte die Gegenwehr der Kaiserlichen und der Bayern ein, doch verhandelte man mit den Aufständischen weiter. Nach der Befreiung von Linz am 30. August aus der Umklammerung durch die Bauern verschlechterte sich deren Lage bedeutend, und es wurde am 7. September ein Waffenstillstand bis zum 18. September abgeschlossen. Nunmehr glaubten die Bayern unter dem Herzog Adolf von Holstein-Gottorp und Tilmon von Lindlo entscheidend eingreifen zu müssen, wurden jedoch von den erbosten Bauern vernichtend geschlagen. Diese schrieben ein neues Aufgebot aus und erzielten gar bald gute Erfolge, die aber mit dem Auftreten des Reiterführers Gottfried Heinrich Grafen von Pappenheim ihr Ende fanden. Der November mit den Gefechten bei Emling, Gmunden, Vöcklabruck und Wolfsegg brachte die Niederwerfung des Aufstandes. Ein kurzes Aufflackern desselben im Dezember zu Peuerbach war belanglos. Mit Ende des Jahres 1626 war die Ruhe im Lande wieder hergestellt und es konnten die Gerichte in ihre Rechte treten.

Dies in Kürze der Verlauf des gewaltigen Bauernaufruhres des Jahres 1626, der, aus idealen Zwecken unternommen, vor der Gewalt der rohen Soldateska zusammenbrach. Damit war das Schicksal des Protestantismus in Oberösterreich endgültig entschieden und die gewaltsame Zurückführung der Bewohner zur katholischen Kirche konnte ungehindert vor sich gehen. Eine große Anzahl Flugschriften begleitete diesen Kampf und trug seine Ergebnisse in die Welt hinaus.[3] Neben den Prosaberichten gab es aber auch gereimte Sprüche und mehr oder minder frische Lieder, welche die Sache der Bauern zu Gehör brachten, darunter das vierundfünfzig Strophen lange „Fadingerlied".[4] Auf den wehenden Fahnen der Bauern waren scharfe Verslein zu lesen,[5] die von Gottergebenheit und Feindeshaß kündeten. Und als der Aufstand niedergerungen war, da hielten Bilder mit entsprechenden Reimen die Erinnerung an verschiedene Ereignisse fest. Wie sich Stephan Fadinger in Kremsmünster verhielt, kündet ein Gemälde im Bibliothekssaal dieses Stiftes,[6] wohingegen ein anderes, von dem drei Exemplare nachweisbar sind, den Hauptereignissen des Jahres 1626 in

Wort und Bild gerecht wird.[7]) Eines hängt im Museum zu Linz, eines im Stifte zu Kremsmünster und das dritte, seit langen Jahren verschollene, befand sich im Schlosse Holzheim bei Linz.[8])

Im Jahre 1787 gab der von Brünn gebürtige, damals in Linz beim Bancale angestellte Beamte Heinrich G. Hoff, der als Schriftsteller eine äußerst fruchtbare Tätigkeit entfaltete, dessen Lebensgeschicke aber gänzlich im Dunkeln liegen, in Leipzig ein Buch heraus, das sich „Skizze von Linz" betitelte.[9]) Es war im gewissen Sinne aus der Gegnerschaft gegen die Reiseschriftsteller Friedrich Nicolai und Josef Riesbeck erwachsen, deren, allerdings oft flüchtige und ungenaue Bemerkungen über Linz er als Bewohner dieser Stadt richtigstellen und durch besseres ersetzen wollte. Dies gelang ihm auch und so ist sein Büchlein heute eine nicht unwichtige Quelle über Alt-Linz. Bei Gelegenheit der Besprechung des Schullertürls nahe der alten Pfarre,[10]) bei dem Stephan Fadinger seine tötliche Verwundung erhalten haben soll, gibt er eine kurze Uebersicht über den Bauernkrieg des Jahres 1626 und fährt anschließend daran fort:[11]) „Ein altes Gemälde, welches auf diesen Bauernkrieg eben zu damaligen Zeiten verfertigt worden und sich in dem nahe bei Linz liegenden, dem verstorbenen Baron von Winnkopp ehemals, jetzt aber einem Herrn Kienerer gehörigen Schlosse, namens Holzheim, befindet, drückt teils die Eroberungen, teils die Niederlagen der Bauern bei verschiedenen dabei gemalten Oertern in damaligen Modereimen sehr komisch und satirisch aus. Weil sie das Gepräge des Geistes und der Orthographie des vorigen Jahrhunderts an sich tragen, so will man sie in der genauesten Kopie hier zum Beschlusse beirücken." Daß dies Hoff tat, war gut, denn bereits 40 Jahre später war das Schloß Holzheim, das 1726 aus drei Bauernhäusern zusammengebaut worden war, verwahrlost[12]) und Benedikt Pillwein konnte vermelden[12]): „Das Bild aus dem Bauern-Aufstande mit den Versen, wovon Hof (ein Bankal-Beamter) in seiner Skizze von Linz spricht, ist nicht mehr zu erfragen." Umso merkwürdiger ist es, daß dreizehn Jahre später eben derselbe Pillwein sich über dieses Bild folgendermaßen äußern konnte:[13]) „Noch beim Beginne des 19. Jahrhunderts traf man hier (in Holzheim) ein altes Gemälde, worauf teils die Eroberungen, teils die Niederlagen der Bauern 1626 bei verschiedenen dabei gemalten Ortschaften in damaligen Modereimen angebracht waren. Da diese Verse den Geist der Zeit an sich tragen und wenig bekannt sind, so werden sie hier mitgeteilt." Und nun folgen die Reime[14]), ohne daß auf Hoff und seine ursprüngliche Veröffentlichung der geringste Hinweis gemacht würde, obgleich schon die oben gebrachten einleitenden Worte stark an die Einführung von Hoff angelehnt sind. Pillweins Text weicht aber, was die Anordnung der einzelnen Orte betrifft, von dem bei Hoff ab,[15]) es scheint, daß er eine chronologische Anordnung durchführen wollte und zu diesem Zwecke die Umstellung vornahm. Im übrigen änderte er „Weisbach" (Str. 1) in „Wimsbach" um, führte die Interpunktion ein und verarbeitete die Erläuterungen, die Hoff als Fußnoten bot, in den Text. Es gibt auch einige Textvarianten,[16]) die aber nicht einschneidender Art sind. Da demnach Pillwein seine Vorlage nicht getreu übernahm und August Hartmann[7]) auf dem Text des Linzer Bildes fußt, wobei die Texte von Kremsmünster und Holzheim gelegentlich mitbenützt werden, so sei die Fassung bei Hoff, die Hartmann nur nach Pillwein kannte, hier in der ursprünglichen Form samt den berichtigten Erläuterungen von Hoff gebracht:

[132] 1.) Weisbach.

Frisch auf, ihr Nachtpauren[a])
Weil mier[b]) gewungen haimb[c]) die Schlacht,
Mier wollen weiter auf frischer That
Und geschwind einnehmen die Linzer-Stadt.

2.) Linz.

Darauf ihr Nachtbauren mit Haufen
Mier wollen Gottschendi[d]) Sturm laufen
Mier müssen heunt noch Linz einnehmen,
Und den grausamen Statthalter[e]) Bekhemen.[f])

3.) Enns.

Glük zue ihr Pauern mit Haufen
Mier wollen ains mit euch Raufen[g])
Mier khomen doch erst in dieses Land
Wollen aber bald werden pekhand.[h])

a) Nachbaren. b) Wir. c) haimb oder hamb, soviel als haben. d) Gott straf dich; richtiger: gewaltig (Hartmann, I. S. 221). e) Der Haß der Bauern gegen den Statthalter muß außerordentlich stark gewesen sein. f) Bekommen. g) Ist eine Rede der Bayern. h) Bekannt.

4.) Ebelsberg.

Nachtbaur Hansl, ich hab vernomben,
Der Obrist Lebel sey schon ankhommen.
Der Handel gefallt mir gar nicht woll
Dann der Oebrist ist Schalkheit voll.

[133] 5.) Neuhofen.

Mir Pauren glauben ohn allen Zwenfel,
Der Lebel hat lauter lebendige Teufel
Ich bleib ainmal nit lenger hier
Lauf, lauf Jodl, und nimm den Prautsak mit dir.

6.) Wels.

Obrist Werner, und Lebel der Großbauch,
Laßen sich beede sehen zu Wells auch
O du diebischer Hansl, warum hast uns aufgetrieben
Mier wären sonst alle Dahaimb verblieben.

7.) Geierspurg.

Nun hat uns der Handel wieder gekrathen,
Dafür fraßen mier kein naßen Khiefladen,
Mier sain alle stainhart gefroren,
Sonst wär uns die Schlacht nit zu Theil woren.

8.) Wolfsek.

Poz tausend hundert schlapperament,
Seht nun hat unsere Herrschaf ein End.
Jezt dörfen mier wohl khein Wördl mehr sang [i])
Daß mier mit unserm Khrieg was gewungen hamb.

9.) Voklabruk.

Der Obrist von Pappenheim der hat ein Laugen,
Die peißt uns Pauren mechtig in die
[134] Augen,
Gelz, gelz, der hat uns zwagen [j])
Mier müessen unser Lebtag davon sagen.

10.) Efferding.

Nachpauren, ich hätt auf mein Aidt geschworen
Mier wären alle wie Stagl und Eisen gefroren.
Die Krabaten aber thuen uns den Wundsögen [k]) auf,
Seht, seht, wies [l]) mit der Kobi [m]) steken darauf.

11.) Lambach.

Hauptmann Huetter, der ist ein Mann,
Khan viel Wund sögen, und lauft dennoch davon.
Schreit mier sollen zurük zaufen [n])
Mier folgen und dethen alle davon laufen.

12.) Gmundten.

Der Student [o]) hat uns redlich betrogen
Das Maul hat er uns voll angelogen,
Ehr saidt fein, er wol uns Gmundten helfen zwingen,
Ehr läft mit uns, was einer läffen haimb khinnen.

Die Reime erfordern einige geschichtliche Erläuterungen, die hier gemäß der Ortsfolge des Bildes, die von der des Linzer und Kremsmünsterer Gemäldes abweicht,[17]) gegeben werden.

1. Weisbach: Von einem Weißenbach, gemeint kann nur Vorder-Weißenbach bei Oberneukirchen im Mühlviertel sein, ist nicht bekannt, daß hier ein Gefecht, und ein solches setzt der Text des Bildes voraus, stattgefunden hätte. Erst am 29. August 1626 kamen etwa 1500 Bauern von St. Veit über Oberneukirchen nach Vorder-Weißenbach,[18]) ohne daß jedoch hier eine Gefechtshandlung vor sich ging. Pillwein hat daher „Weisbach" durch „Wimsbach" bei Lambach willkürlich ersetzt, doch spielt Wimsbach weder am Eingang der Ereignisse noch sonst eine Rolle, vielmehr dürften die Gemälde in Linz und Kremsmünster mit „Peuerbach" das Richtige erhalten haben,[19]) denn hier siegten die Bauern am 20. Mai 1626 über bayrische Soldaten, von denen sie 150 erschlugen; gleichzeitig ging aber der Markt in Flammen auf.[20])

2. Linz: Die Bauern hatten ihren Sieg bei Peuerbach über Graf Herbersdorf nicht ausgenützt, sondern sich lange Zeit in Verhandlungen mit den Ständen eingelassen, welche Pause Herbersdorf dazu benützte, die Befestigungen von Linz herrichten zu lassen. Erst am 24. Juni 1626 erschien Stephan Fadinger vor Linz, die Stadt wurde eingeschlossen und belagert. Der entscheidende Sturm in der Nacht auf den 21. Juli unter Achaz Wiellinger mißglückte trotz aller Tapferkeit.[21])

3. Enns: Die Bauern belagerten unter dem Hauptmann Wolf Wurm seit 24. Juni vergebens Enns, sie konnten die Besatzung nicht zwingen. Am 23. Juli rückte Oberst Löbl aus Niederösterreich zum Entsatze heran, ritt am gleichen Tage in der Nacht in Enns

---

i) sagen j) Gezwalt; richtig: gewaschen, geschlagen. k) Ist so viel als Festmachen; richtig: machen thn unwirksam (Hartmann I. S. 224). l) wie sie. m) Kolben; richtig: Lanze der Kroaten (Hartmann, I. S. 224) n) weichen, drängen, retirieren. o) Dort hatten sie einen Studenten der Theologie zum Anführer.

ein und zersprengte am 24. Juli mit seiner Reiterei die Bauern um Enns.[22])

4. Ebelsberg: Am 25. Juli war Oberst Löbl in Ebelsberg und trieb auch hier die Bauern auseinander, doch zog er sich nach einem Ritte nach Linz wieder auf Enns zurück, in Ebelsberg eine Besatzung zurücklassend.[23])

5. Neuhofen: Nach dem mißglückten Ueberfall des Achaz von Wiellinger auf Ebelsberg im August 1626 zog sich dieser wieder in das Lager zu Neuhofen an der Krems zurück, doch gar bald folgte Oberst Löbl. Er griff am 17. August eine Schanze bei Kremsdorf an und zog hierauf nach Neuhofen. Beim Frühmahl von den Bauern überfallen, gelang es ihm, bald Herr der Lage zu werden, die Bauern in die Enge zu treiben und sie vernichtend zu schlagen. Bei tausend fielen, eine große Anzahl wurde gefangen genommen, Wiellinger entfloh.[24]) Die letzte Zeile des Verses (Lauf, lauf Jodl . . .) gehört einem Liede an.[25])

6. Wels: Oberst Hans Christoph Freiherr von Löbl rückte am 27. August gegen Wels und forderte die Bauern unter Achaz v. Wiellinger zur Uebergabe der Stadt auf. Nach längeren Unterhandlungen gewährte er ihnen freien Abzug. Um 2 Uhr nachmittags erfolgte sein Einzug in Wels, um 4 Uhr verließen die Bauern die Stadt und marschierten nach Weiberau.[26]) Ein Oberst Werner, der sich dabei betätigte, ist unbekannt. Hartmann[27]) möchte ihn mit dem Obersten Philipp Friedrich Freiherrn von Breuner (1601—1638) gleichsetzen, doch ist ebenfalls nicht bekannt, daß dieser bei Wels eingriff.

7. Geiersberg: Timon von Lindlo kam am 19. September 1626 mit seinen Bayern bei Geiersberg im Hausruck über die Grenze und wollte Haag besetzen. Er schlug bei Kornröd zweitausend Bauern. Am 20. September, nachdem er von der Niederlage des Herzogs Adolf von Holstein bei Neukirchen erfahren hatte, wollte er nach Pram, doch wurde er von den Bauern auf einem Berge bei Kornröd angegriffen und derart empfindlich geschlagen, daß seine Soldaten nach allen Seiten flüchteten.[28]) Diese an der gleichen Stelle erlittene Niederlage, wo am Vortage die Siegesfahnen wehten, mag das Gerücht, von den durch Zauberei unverwundbaren Bauern, bei den Gegnern erzeugt haben, ein Gerücht, das auch sonst wiederkehrt.[29])

8. Wolfsegg: Am 20. November 1626 wurden hier zweitausend Bauern durch Pappenheim vernichtend überwunden. Ihr Führer Hauptmann Berndl wurde erstochen, einige hundert Bauern wurden niedergemacht und der Markt Wolfsegg geplündert.[30])

9. Böcklabruck: Die Bauern hatten hier eine äußerst günstige Stellung beim Schlosse Wagrain inne, gegen die Pappenheim am 18. November nachts vorging. Zuerst zurückgeschlagen, gelang es ihm durch einen Flankenangriff, die Bauern in die Flucht zu jagen, deren Führer, der Student Casparus, fiel.[31])

10. Eferding: Als die Verbündeten am 9. November von Linz aus gegen Eferding zogen, wurden sie von etwa 8000 Bauern unter Berndl im Emlinger Holz, eine halbe Stunde vor Eferding, mit fanatischer Wut angegriffen. Trotzdem unterlagen die Bauern, von denen 1500 gefallen waren, aber nicht einer in Gefangenschaft geriet.[32]) Die 50 Kroaten des Grafen Herbersdorf hatten sich als erste gegen die Bauern gewendet und derartig mit ihren Lanzen gewütet, daß bis auf vier alle in Bauernleibern zerbrochen waren.[33])

11. Lambach: Die Bauern unter Hauptmann Alexander Treiber, einem Hutmacher, daher Huter geheißen, hatten am 12. Oktober die Besatzung von Lambach vergebens überwältigen wollen und aus Rache viele Häuser vor der Marktmauer verbrannt. Zum Entsatze schickte Oberst Löbl den Oberstwachtmeister Christoph Oxl mit tausend Knechten und einigen hundert Reitern, welche am 16. Oktober die Bauern angriffen, sechshundert, darunter auch Huter töteten und sie zum Abzug bewogen. Der Student Casparus führte sie nach Gmunden.[34])

12. Gmunden: Casparus, der Student, welcher in Gmunden, das von den Soldaten des Oberstleutnants Max Bechler besetzt war, sein Liebchen hatte, führte die Bauern am 16. Oktober von Lambach gegen diese Stadt, welche eingeschlossen wurde. Ein großer Teil der Häuser und Scheuern vor den Mauern wurde verbrannt, aber zum Sturm selbst kam es bis zum 30. Oktober nicht. Nun erhielten jedoch die Bauern Verstärkungen und Gmunden wurde am 11. November bis in die Nacht beschossen. Die stark bedrängte Besatzung schickte Boten aus, damit ihr Hilfe zuteil werde. Am 14. November kamen die Verbündeten

von Wels heran und am 15. folgte beim Wäldchen zu Buchen (bei Pinsdorf) ein erbitterter Kampf, in dem etwa 2000 Bauern ihr Leben einbüßten.[35]) Der Rest rettete sich durch die Flucht, darunter auch der Student, welchen erst bei Vöcklabruck sein Geschick ereilte.

Die Erläuterungen ergeben, daß die Reime des Bildes zu Holzheim nicht der Zeitenfolge nach geordnet sind, sondern am Schluß etwas durcheinander gerieten. Die richtige Folge wäre: 1. Peuerbach (20. Mai 1626); 2. Linz (21. Juli); 3. Enns (24. Juli); 4. Ebelsberg (25. Juli); 5. Neuhofen (17. August); 6. Wels (27. August); 7. Geiersberg (20. September); 8. Lambach (16. Oktober); 9. Eferding (9. November); 10. Gmunden (15. November); 11. Vöcklabruck (18. November) und 12. Wolfsegg (20. November 1626), eine Reihenfolge, welche das Bild in Linz auch tatsächlich aufweist.[7]) Das Gemälde in Holzheim war jedenfalls kein Original, sondern eine Kopie, wodurch auch die Verlesung von „Peuerbach" in „Weisbach" erklärlich würde. Oder gehen vielleicht einige dieser Irrtümer auf H. E. Hoff zurück, der schlecht abschrieb, was z. B. sicherlich in VII_2 der Fall war, wo gewiß wie in den anderen Texten von einem „räffen" (scharfen) und nicht „naßen Khiefladen" die Rede war.

Anmerkungen:

1) Nr. 1—3: Heimatgaue. I. (Linz 1920), S. 261—275. — 2) Ueber die Ursachen und Anfänge des Bauernaufstandes vgl. man Albin Czerny, Bilder aus der Zeit der Bauernunruhen in Oberösterreich 1626, 1632, 1648. Linz, 1876, S. 3 ff.; Felix Stieve, Der Oberösterreichische Bauernaufstand des Jahres 1626. 2. Aufl. I. (Linz 1904), S. 75, 76 ff. — 3) F. Stieve (a. a. O. II. S. 276—285) verzeichnet vierunddreißig gleichzeitige Flugschriften und Zeitungen. — 4) Eine große Anzahl solcher Lieder und Sprüche bei Aug. Hartmann und Hyacinth Abele, Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert. I. (München 1907), S. 175 ff. Nr. 37 bis 40, 194 ff. Nr. 43, 203 ff. Nr. 45 bis 51, 225 ff. Nr. 53 f. Das Fadingerlied bei Czerny, a. a. O., S. 133 ff. und Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 225 ff. Nr. 58. — 5) Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 188 ff. Nr. 41 und 191 ff. Nr. 42. — 6) Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 200 ff. Nr. 44. — 7) Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 219 ff. Nr. 52. — 8) Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 221. — 9) Vgl. Hans Commenda, Materialien zur landeskundlichen Bibliographie Oberösterreichs. Linz 1891, S. 214. — 10) Hoff, Skizze von Linz. Leipzig 1787, S. 126 ff. — 11) Hoff, ebd. S. 131. — 12) Benedikt Pillwein, Beschreibung der Provinzial-Hauptstadt Linz und ihrer nächsten Umgebung. Linz 1824, S. 387, Anm. *). — 13) Benedikt Pillwein, Neuester Wegweiser durch Linz und seine nächste Umgebung. Linz 1837, S. 178. — 14) Pillwein, ebd. 1837, S. 178—180. — 15) Es folgen aufeinander: 1. Wimsbach; 2. Linz; 3. Enns; 4. Neuhofen; 5. Geiersperg; 6. Vöcklabruck; 7. Lambach; 8. Ebelsberg; 9. Wels; 10. Wolfsegg; 11. Eferding; 12. Gmunden. — 16) Pillwein: I. 1. Wimsbach; 2. Nachtpaurn. — III_3 Pauren. — V_2 Mier. — VIII_1 Wolfsegg; 4 Jetzt. — IX_1 Völklabruck. — XI_3 zurück. — 17) Linz (Hartmann-Abele, I. S. 219 ff.) reiht folgendermaßen: 1. Peuerbach; 2. Linz; 3. Enns; 4. Ebelsberg; 5. Neuhofen; 6. Wels; 7. Geiersberg; 8. Lambach; 9. Eferding; 10. Gmunden; 11. Vöclabruck; 12. Wolfsegg. — 18) Stieve, a. a. O. I. S. 236. — 19) Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 219, Nr. 52, Strophe 1. — 20) Hartmann-Abele, a. a. O. I., S. 178 f.; Stieve, a. a. O. I. S. 80 ff. und II. S. 74. — 21) Stieve, a. a. O. I. S. 187 f.; II. S. 151. — 22) Stieve, a. a. O. I. S. 189 ff; II. S. 154 f. — 23) Stieve, a. a. O. I. S. 191. — 24) Stieve, a. a. O. I. S. 226; II. S. 176 f.; Anton Rolleder, Heimatkunde von Steyr. Steyr 1894, S. 315. — 25) Vgl. Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 218 f. Nr. 51. — 26) Stieve, a. a. O. I. S. 230 ff.; II. S. 179 f. — 27) Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 222 unter 6, 1. — 28) Stieve, a. a. O. I. S. 264 ff.; II. S. 203 f. — 29) Vgl. darüber Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 223 f. — 30) Stieve, a. a. O. I. S. 304; II. S. 224 f. — 31) Stieve, a. a. O. I. S. 303 f.; II. S. 224. — 32) Stieve, a. a. O. I. S. 293 ff.; II. S. 220. — 33) Stieve, a. a. O. I. S. 293; Hartmann-Abele, a. a. O. I. S. 237 f. — 34) Stieve, a. a. O. I. S. 280; II. S. 212. — 35) Stieve, a. a. O. I. S. 280 ff., 297 ff.; II. S. 213 ff., 217 ff.

Hochäcker bei Altschwendt.

In seiner Abhandlung über Hochäcker in Oberösterreich im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 73 ff. sagt Herr Dr. Kyrle, es wäre wünschenswert, wenn neue Aufklärungen immer gleich in den „Heimatgauen" veröffentlicht würden. Diesem Wunsche entsprechend, möchte ich Mitteilung machen von bisher unbekannten Hochäckern, die teils im hiesigen Gemeindegebiete, teils schon im Gemeindegebiete von Raab liegen. Zu den ersteren gelangt man, wenn man vom Bachmeirgut zu Altenseng in der Richtung gegen das Spreizergut die Höhe hinansteigt und dabei unter 4 Wegen jenen nimmt, der einstmals, als vor mehr als 60 Jahren die Pfarre Altschwendt noch zur Mutterpfarre Raab gehörte, von den Bewohnern von Altenseng und Hofseng als „Totenfahrt" bei Leichenbegängnissen benützt wurde, ein Weg, der heute allerdings nicht mehr benützt wird und an seinem Ende, der Höhe zu, namentlich im Sommer von Gestrüpp überwuchert und fast ungangbar ist. Bald, nachdem man diesen Weg genommen, gewahrt man rechter Hand schon die ersten Hochäckerspuren. Etwa in der Mitte des Weges beginnt ein einzelner langer Hochacker, dem sich dann ein zweiter und dritter anschließt. Unmittelbar im Anschlusse an diese, noch immer im Gelände liegend, aber an seinem Uebergange in die Höhe zu, liegen dann vier scharf ausgeprägte Hochäcker. Sind die erstgenannten drei Hochäcker unter Niederholz und Gestrüpp dem Auge nur schwer ersichtlich, so ist dieses obere Hochäckergebiet, da es in abgeholztem Gebiete frei daliegt, auch dem ungeübten Auge sofort erkennbar. Die Breite dieser Aecker beträgt $1^1/_2$—$6^1/_2$ Meter, ihre Höhe bis gut über einen halben Meter. Sämtliche Hochäcker liegen auf einem schotterigen Gelände, das die ziemlich sanft abfallende südliche Abdachung einer kleinen, von Osten nach Westen streichenden Hochfläche bildet, die ihrer ganzen Länge nach durch einen etwa einen halben Meter hohen und etwa 300 Schritt langen Erdwall in zwei ungleiche Teile, einen nördlichen größeren und südlichen kleineren, geteilt wird. Innerhalb dieses Erdwalles, in dem mehrere Grenzsteine eingesenkt sind, und an demselben anliegend, befindet sich dann etwa in der Mitte seines Verlaufes wieder ein Gebiet von einigen mehr oder weniger gut erhaltenen Hochäckern. Es macht den Eindruck, daß das ganze Gelände mit seiner schönen südlichen Lage, den ganzen Tag über im Genusse der Sonnenstrahlen, sowie der innerhalb des Erdwalles gelegene kleinere Teil der Hochfläche, einst durch Hochäckergebiete kultiviert waren, deren nördlichen Abschluß der genannte Erdwall, deren südlichen Abschluß aber die oben erwähnte „Totenfahrt" bildete. Denn über diese Grenzen hinaus findet man keine Spuren von Hochäckern mehr. Wenden wir uns nun nach Westen der noch höher gelegenen Ortschaft Oberrödham zu, so gelangen wir schon nach 150 Schritten Wanderung in ein neues, am Waldrande gelegenes Hochäckergebiet, dessen Aecker jedoch zum Unterschiede von den früheren weniger in die Höhe, als vielmehr in die Breite gehen, so daß manche sogar die Breite von 15 Metern und darüber erreichen. Ein drittes Hochäckergebiet, bereits zur Gemeinde Raab gehörig, befindet sich dann im sogenannten „Schwarzholz", dort, wo die von Oberrödham herabkommende Straße, die Alt-

schwendt mit Raab verbindet, das Eehölz durchschneidet. Sogleich, wie die Straße am südlichen Waldrand in den Wald einmündet, durchfurcht sie schon einen Hochacker der ganzen Länge nach, so daß dessen stehen gebliebenene Reste wie zwei Wälle, die Straße ein gutes Stück ihres Verlaufes einsäumen. Links, der größere Teil aber rechts von der Straße, liegt dann ein Gebiet von 6—7 Hochäckern von 6—9 Meter Breite und einem halben Meter Höhe. Weiter unten aber, wo die Straße wieder aus dem Walde ausmündet, tritt dann rechter Hand ein zweites Hochäckerfeld in seinen Ausläufern an sie heran, das dort in geneigtem Gelände am Ostrande des Waldes sich hinzieht und 6—7 ganz prächtig erhaltene Aecker von 9—10 Meter Breite und teilweise ganz auffallender Höhe von über 1 Meter in sich schließt. Weitere Hochäcker konnte ich bis jetzt in hiesiger Gegend nicht auffinden. Zum Schlusse sei mir noch eine Bemerkung gestattet. Der Hochäckerforschung ist in der Not unserer Zeit, deren geringstes und letztes Kapitel auch auf dem Lande gewiß nicht das über die Holznot ist, ein nicht zu übersehender Feind entstanden. Während in früherer Zeit, wo der Holzbedarf wenigstens auf dem Lande spielend leicht befriedigt werden konnte, die sogenannten „Stöcke" vielfach der Selbstzerstörung durch Vermodern überlassen wurden, wird jetzt bei Holzschlägerungen jeder stehengebliebene Baumstrunk derart „ausgestockt", daß jede nur erreichbare Wurzelfaser aus dem Waldboden heraus muß. Bei dem gewaltigen Umfange der Wurzelscheiben nun bedeutet ein solches gründliches Ausstocken ein ganz gewaltiges Aufwühlen des Geländes — und hatte es Hochäcker, so werden sie dadurch vielfach vollkommen zerstört. Die neu aufgeforstete Fläche wird bereits eine eingeebnete Fläche sein, die durch nichts mehr an die früheren Hochäcker erinnert. Wie früher durch Anlage der modernen Flachbeetkulturen, so dürften auf diese Weise in unserer Zeit so manche Hochäcker für immer verschwinden, besonders dort, wo sich ohnehin nur mehr spärliche Reste dieser Zeugen einer vergangenen Zeit sich finden. Möge daher die Hochäckerforschung sich beeilen, bevor ihr die Not der Zeit mit rauher Hand gar manche wertvolle Beobachtungsmöglichkeit vernichtet.

Pfarrer Friedrich Hönig
(Altschwendt).

Bilder aus dem Leben des Marktes Königswiesen im 17. Jahrhundert.

Im Markte Königswiesen werden noch einige Gerichtsbücher des ehemaligen Marktgerichtes aufbewahrt. Die darin enthaltenen Aufzeichnungen sind allerdings teilweise ziemlich belanglos. teilweise aber für den Heimatforscher von großer Bedeutung, weil sie unmittelbaren Einblick geben, wie die Rechtspflege bei einem solchen Marktgerichte, das seinem Wesen nach ein Laiengericht war, ausgeübt wurde, sowie auch, weil sich in den Gerichtshändeln, die ein Marktgericht zu verhandeln hatte, ein gut Teil des täglichen Lebens wiederspiegelt; auch sind diese Aufzeichnungen nicht in einem verschrobenen Kanzleistile abgefaßt, sondern unverkennbar in Anlehnung an die Umgangssprache niedergeschrieben, sind also auch wegen ihrer Ausdrucksweise beachtenswert.

Einige dieser Aufzeichnungen sollen hier unverändert wiedergegeben sein:

1.)

Am 26. Oktober 1659 hat Andreas Stimpfl[1]) derzeit marktrichter, umb den Urban Almeter geschickt, und auß bevelh deß herrn Pfleger daß prodt beschaun lassen in beysein Leopoldt Ernst, wie daß prodt mit dem gewicht und auch mit der weissen ist, und daß selbiger widerumb der herrschaft erkinden muessen. weillen der pöck am samstag zu mittag nicht darheimb gewessen, hat diß zu nacht geschechen müessen, und weillen wir nun daß prodt in der dunnkl gewogen, und daß gewicht gleich in daß piechl aufgemärkt, alß hab ich zu dem Ernest gemelt, wir wollenß noch einmal wögen, und den pöck haab komben lassen. wie woll eß zwar rath gewößt ist, daß er darbey gewößen solle sein, und bey dem licht noch mallen gewogen, hat sich der aine wöken umb 2 loth mehrers befunden alß vorhin, alß dan hat er Almeter, selbst noch ainen wöken geholt, und hat sich noch etwas wenigs im gewicht mehrerß befunten. Auf daß hat Almeter gemelt, er hat nicht gedacht. daß ich deßwegen ain prot hollen laßen, sondern er hätte ain anderß hergöben, weillen daß ander gleich voran gelögen, so gibt ihm der richter die andtwort, er hette zwayerlay rokens prot in gewicht. Alß dan haben wir daß nachtmal verzet, und nach dem essen für die lange weil umb ain kraizer gespilt, in deme aber die nacht zuegepracht, haben sich Urban Almeter und Hannß

Stimpfl wegen der Karten außzugeebn zerkriegt, underdessen hat Urban Almeter dem richter ohne alle ursach grob zugesprochen und hat gemelt sie haben ihn jezunter[2]) hir, sie sollen in frössen oder können mit ihm machen waß sie wolln, weillen sie ihm allein hetten. der richter hat disse gahr unartige röden nicht mehr leuten mögen und alst balten umb den Leopoldt Ernest geschickt, wie nun der Leopold Ernest komen ist, hat er dem Almeter zuegesprochen, weillen er schon selbsten spätliche wort von ihme gehört, er solle dem richter wegen seiner groben wort witerumb ain guetes wort gäben, wälches er Almeter gahr nicht getan und noch vil mehrer schlechter wort außgossen, und fangt an der richter hete ihm zu den ersten mal, wegen seines geringen pächt, pey der herrschaft in die straff gepracht, und melt noch weiter der richter und der Leopoldt Ernest wolten ihme auch dißmal mehr zustraff pringen[3]). es hatt in der pfleger umb 4 ß gestrafft, wann er gleich noch umb 4 ß gestrafft wirt ist erst acht gulten, ist sovil alß nichts, und hat gleich darauf gemelt der pfleger der Strauß[4]) nimbt ime auch von meinem pächt 15 Pf. hin wök, alß wan er mieß eg (? unleserlich) so melt der richter zu dem Leopoldt Ernest er solle disse wort ingedenk sein, und fangt weiter, und sagt der richter handtl mit dem auffschlag nit recht, es mueß das facit ain mal herauß komen.[5]) er wölle den richter einmal in ain ohr zwicken, und alßo vort noch vil mehr schlimber wort, wölches der richter auß seines Urban Almeters wilten vollen mundt und groben maull gahr nicht mehr zu hören könen, und melte darauff diß mieße ime die herrschaft . . . (unleserlich) und sagt der Almeter mieße so lang auf diße wort ain solcher schelmb sein,. biß er ihme disse wort auch ainß so woll alß daß andre beweissen duet. deß andern tags alß an dag Simony Judy[6]) ist der Almeter mit den Leopold Ernest zu dem richter für komben[7]), und hat also gepöten er wol alles tain waß nur der richter begehren tät, weillen aber der richter gahr kain sin darzue haben hat wöllen, und der herrschaft solches andeuten und anzeugen wöllen, so hat er noch mehrers gepöten und sagt zu dem richter, es hilft ihme nichts wan er gleich bey der herrschaft in straff kumbe. nach deme des andern obermelten dags schikt er den Hanß Stimpfl etlichemal zu dem richter, und also starrk pitten laßen, er solle nur dißmal die händl zur herrschaft nicht komben lassen, alß dan hat der richter auf sein Almeters großes pieten einen vergleichdag bey gericht zugesagt[8]), und den 5. november einen bestimmten dag und stundt göbn, wie nun der ersame rath zusamen komen, und disse beschechene händtl vorzunemben begeher, alß dan schickt der richter auß dem gerichts hauß den Vinzenz Ingerl noch mallen zu dem Almeter und laßt in befragen ob er wögen disser vergangenen händtl nur ain ainzigen punkt waiß, waß er in bezigen hat, solle erß nur herauß sagen und nichts verschwaigen, und auf diß andtwort er Almeter dem Ingerl, er wüßte nichts von dem richter als liebs und guets, und er wisse wol daß er hete unrecht getan, dan ain sunter mueß pießen, und auf diß lößt der richter den Almeter zu gericht komben, und wie der Almeter kombt, so gibt der richter das gericht dem Simon Lanecker über, biß zue außdragner sachen[9]), und auf disses der richter einen ersamen radt ordentlich vorlegt. alß dan hat der richter und rat abwössender zwayen barteyen[10]), beschlossen daß der Almeter den richter mit ainem man hat abitten müezen, und die unkosten ist ihme auch auferlögt worten, darauf hat der richter ihme auch hinwiter ain guetes wort geben, und ist die obrichkeitliche straff vor alien vor behalten worden so ist ihnen auch zu bensol gesetzt worten 3 ducaten in golt. und daß mallen hat auch Urban Almeter in daß richters hauß den wein zu drinken auf sein leben lang verrödt, so sagt ihme der richter, waß die ursach say, so melt er wögen seines schlimben groben und heillen maulß, so ist ihme richter solches zu fritten gewest. beschehen im bey sein des Simon Langeker angesetzten richter[9]), Leopoldt Ernest Josef Wimber und Vinzenz Ingerl alle vür des raths. Amen. Gerichtshauß Kinigswissen den 5. november 1659. j.

2.)

den 25. April 1660 hat Peter Plaimber in der Scheiben[11]) under daß Closter Paumgartenperg gehörig, und Steffan Plaimber purger alhir in markt Kinigswißen, alß zwen eheleibliche prieter, den Andreaß Stimpfl derzeit marktrichter alta, wein von Langenloiß[12]) herauf gefiert und an Kaimbß komben der richter ihnen daß mittagmal und ainen gueten drunk geben, in deme aber sich die zwen prieter mit schlechten

worten zerkriegt, und Peter Scheiber[13]) in dössen grob geschollten, so vill ihme aber der richter gestrafft er so nicht also fluechen, er wöll im ainen andern stall finden, je gröber und gar noch fül mehr gefluecht. darauf ihme der richter zu einer denkzeichen der weillen er gahr nit hat hengen[14]) wollen, mit der fauſt auf daß maull geschlagen und darauf in den kotter führen lassen. noch vil mehr auf dem Weg in den kotter zu führen und darin in dem kotter, grausamblich nit alß ain Crist, sondern als ain pestia, gefluecht und also gott geläſtert.

3.)

29. May 1673 ist Georg Grimb purger und leinbat handtler von Langenloiß[15]) alhir im gerichtshaus Königswisen erschienen und mit vorgebung, wie daß er mit bey hilft des Simandt Stierzenpäm purger und leinweber[16]) alhier, bei den Anndter Kaſtenhoffer auch purger und lätterer alhir, auf die 25 stuck leinwatt und rupffen[17]) zusamben laßen dragen, und durch Anndtren Kaſtenhoffer und Simondt Stierzenbam in des Kaſtner hauß, in ein faß eingeschlagen[18]) worten, underdessen aber diese bete obbemelte purger, von dem faß hinwegtgangen, und den einen potten offen laßen stehen ist ain stuck leinwatt darvon verlohren wordten, und den Grimb nicht mer don nuer 24 stuck iber andtwordtet wordten, weillen der Grimb deſtwegen die offt benandten zwen mäner nichts bezichtiget vill weniger bezeichen kann oder wolle, sondern in ewigkeit nichts pesses von inen alß liebs und drau retten und sagen.

Anmerkungen.

[1]) Andreaß Stimpfl, Bürger und Hausbesitzer zu Königswiesen war von 30. Jänner 1657 bis 1664 Marktrichter. — [2]) „jezunter" (jetzt) wird auch heute noch manchmal, wenn auch selten im Mühlviertel gebraucht. — [3]) „zu straffe bringen" auch heute noch manchmal gebräuchlich. — [4]) der pfleger der Strauß: Johann Strauß, Pfleger und Landgerichtsverwalter der Herrschaft Greinburg und Ruttenstein, nachweislich schon seit 1651. — [5]) Der Bäcker will damit dem Marktrichter eine unredliche Gebarung hinsichtlich der aus gewissen Abgaben (aufschlag) eingehenden Beträge vorwerfen, es dürfte sich um eine Abgabe von Brot handeln, die durch den Bäcker zu entrichten war; man vergleiche dazu die vorhin gesprochenen Worte: „der pfieger der Strauß nimbt ime auch von meinem pächt 15 Pf. him wök". Derartige Gelder hatte der Marktrichter einzuheben und mit der Herrschaft zu verrechnen. — [6]) Man beachte die echt volkstümliche Angleichung der Endungen: Simony Judy statt: Simoni et Judä. — [7]) zu dem richter für komben: Dieser Ausdruck wird in diesem Gerichtsbuch durchgehend gebraucht in der Bedeutung: vor dem Richter in seiner Eigenschaft als Behörde zu erscheinen; der Bäcker bittet also jetzt den „Marktrichter", nicht etwa den Privatmann Andreaß Stimpfl um Verzeihung; wahrscheinlich geschah dies auch im öffentlichen Gerichtshause. Das Gerichtshaus von Königswiesen befand sich damals in der heute nahezu abgerissenen Stegmühle. — [8]) Der beleidigte Richter läßt sich also herbei, von einer Klage bei der Herrschaft abzustehen und den Handel beim eigenen Marktgerichte zu schlichten. — [9]) Es war auch beim Marktgerichte selbstverständlicher Grundsatz, daß einer in eigener Sache nicht Richter sein konnte; daher übergibt der Marktrichter den Vorsitz im Gerichte einem Stellvertreter, u. zw. auf so lange, bis die Sache ausgetragen war. Derartige Fälle kamen bei einem Marktgerichte häufig vor. Der so für einen einzelnen Fall oder für mehrere Fälle, unter Umständen auch für eine gewisse kurze Zeit mit der Stellvertretung des Marktrichters bei Gericht betraute Mann, regelmäßig ein „Ratsbürger", hieß „angesetzter Richter", weil er vom Marktrichter persönlich angesetzt oder aufgestellt wurde, während der eigentliche Marktrichter von allen jenen, die Bürgerrecht besaßen, für je ein Jahr in freier Wahl gewählt und dann nur von der Herrschaft beeidigt wurde. — [10]) Das Urteil wurde in Abwesenheit der Parteien gefällt. — [11]) in der Scheiben, heute Scheibergut, ein ehemals großes Bauerngut in der Gemeinde Königswiesen, jetzt von der herzogl. sächs. koburgischen Revierverwaltung aufgekauft und großenteils aufgeforstet. — [12]) Bis in die letzten Jahre der Vorkriegszeit war es üblich, daß viele Wirte des nördlichen unteren Mühlviertel Wein aus der Gegend von Langenlois, N.-Oe., bezogen, u. zw. kauften die besser gestellten Wirte unmittelbar beim Weinhauer. Befördert wurde der Wein dann mit Pferdefuhrwerk; man nannte das: „in das Land (d. i. Weinland) fahren". Ein solches Weinfuhrwerk war noch bis in die jüngste Zeit für einen

nicht ganz trinkfesten Fuhrmann etwas gefährlich, denn einerseits wurde der Weinfuhrmann von seinem Herrn, der oft selbst mit war, in Essen und Trinken gut gehalten, andererseits bekam er auch vom Weinhauer in der Regel ein eigenes kleines Fäßchen Wein, das „Lagl", als Reisezehrung mit und so stieg der Wein leicht in den Kopf. — [13]) Peter Scheiber: man brachte hier den Gebrauch des Hausnamens statt des Schreibnamens: Peter Scheiber, statt Peter Plaimber von der Scheiben. — [14]) weillen er nit hat hengen wollen = weil er nicht aufhören wollte; dieser Ausdruck wird auch heute noch manchmal gebraucht, z. B. „hengan ma's" = hören wir auf. — [15]) Wie man daraus ersieht, bestanden damals mit der Gegend von Langenlois nicht bloß Verbindungen durch den Weinhandel, sondern auch andere Handelsbeziehungen; führte doch eine sehr alte Straße von Prägarten über Königswiesen nach Niederösterreich. — [16]) Damals stand auch in Königswiesen die Leinenweberei in Blüte. — [17]) „rupffen" nennt man heute noch eine Leinwand aus sehr grobem Garn. Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch. 2. Aufl. 2. Band. Sp. 132. — [18]) Man beachte die heute in unserer Gegend nicht mehr übliche Art der Verpackung der Leinwand in Fässer. Die Verpackung in Fässer bot bei den damaligen Transportverhältnissen manche Vorteile gegenüber der Verpackung in Kisten; so bot das Faß viel besseren Schutz gegen Nässe, es ließen sich darin die Waren viel dichter verstauen und zusammenpressen und daher der Raum besser ausnützen, denn die Faßreifen vertragen einen viel stärkeren Druck von innen heraus, als die Nägel einer Kiste, ein Faß war auch beim Verladen viel leichter zu behandeln als eine Kiste.

(Schluß folgt.)

Lambert Stelzmüller
(Zell bei Zellhof).

...

Unsere heimatlichen Vögel in der Volkskunde.[1])

In den Fünfzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts konnten sich die Bürger einer Provinzstadt noch nicht zerstreuen an Belustigungen wie Kino, die heute gang und gäbe sind. Es war die Zeit, da die Pflege des Familiensinnes und des Natursinnes in Blüte stand und Anlaß gab zu allerlei Festen und Vergnügungen. Von jeher horchte der Mensch gern der süßesten Stimme der Natur, dem Vogelsange. Immer aber suchte er auch die scheuen Sänger der Sommerszeit in die Einsamkeit des Winters zu bannen und so war und ist der Vogelsang eine alte Sitte, die die Bürger der Nachbiedermeierzeit als willkommene Zerstreuung und Liebhaberei pflegten. Man nennt noch heute Gmundner Bürgersnamen, die biedere Vogelfänger waren. So der „Linzi Weber", der Dangl (Bürgermeister), der „Reingruberbäck"; die hatten in einem Gemach ihres Hauses zahlreiche Vogelbauer verschiedener Größe, Einrichtung, je nach der Lebensweise ihrer befiederten Bewohner.

An einem hellen, schönen Sonntagsmorgen wanderten sie mit ihrer Vogelkraxe aus. In der waren alle zum Fange nötigen Dinge enthalten; kleine Vogelhäuschen mit der „Lockerin". Diez waren ausgewählt schöne Tierchen und hervorragende Sänger ihrer Gattung — („denn d' Lock muaß guat sein") — und die Fangvorrichtungen wie Schlaghäuschen mit Netz („Schnölla"), Klemmen („Klamm") und Leimspindeln. Auch Häuschen für die Gefangenen waren in der „Buckelkraxn". Ihr Weg führte sie auf Plätze, wo die Vögel „gut anfliagn", auf die Feichtlederhöh, auf die Tiefau, Mitterberg und Grünbergalm. Dort waren Vogelhütten aus grünem Tannenreisig erbaut als Deckung beim Vogelfange. Rotkehlchen, Kreuzschnabel, Zeisig, alle Arten Meisen, Mönchsgrasmücke und der Gimpel waren die Vogelarten, denen die Jagd galt. Im Frühling zogen sie auf den Zeisig aus. Das „Märzenzeiserl" war berühmt. Der Vogelfänger wählte ein Plätzchen, das mit Erlen bestanden war. Auf einem starken Erlenzweig stellte er das Häuschen mit der „Lockerin", rundum die Leimspindeln. Der Zeisig lockte und warb um die freien Genossen. Die „flogen an" in Scharen als „ganzer Flug" und wessen „Graberl" auf einer Spindel rastete — war gefangen. Die günstigste Zeit zum Vogelfang war der Herbst. Das Rotkehlchen wurde mit „Klamm", „Schnöller", einer guten „Lockerin" und als Köder einem Schwabenkäfer erbeutet. (Auf „Klamm" und „Schnöller" war ein Züngerl, daran die Lockspeise — „Köder" — gespießt wurde.) Die Mönchsgrasmücke flog auf den Mehlwurm, der

Gimpel auf die Ligusterbeeren (Hundsbeeren), der Kreuzschnabel auf Samenzapfen, die Meisen auf Nüsse.

Der Fang wurde gesichtet und die schönsten Tierchen in die Häuschen gesperrt; was klein und nicht edel war, wieder freigegeben. War noch Zeit — suchte der Vogelsteller Futter, Hundsbeeren und Samenzapfen. Die Vögel waren nun Gegenstände vieler Nachmittags- und Abendunterhaltungen. Die Männer kamen zusammen, erzählten von ihrem Beuteglück, wiesen die erfolgreichsten „Locerinnen" und es gab Wettstreit, wer die besten Stimmen besitze. Mancherlei Tauschhandel und Vereinbarungen für die nächsten Fänge wurden getroffen. Der nicht geringen Mühe des allmorgendlichen Fütterns, Reinigens der Käfige unterzogen sich die glücklichen Vogelbesitzer gerne. Die Futterwürmer (Mehlwürmer) wurden in Kisten gezogen, in denen Brot, Mehl, Knochen und Hadern gemischt waren, also eine eigene Wurmzucht angelegt war.

Beim Anflug auf grüner Höhe kamen auch viele Vögelchen anderer Art als die erwünschten. Auf den ersten Blick erkannte das geübte Auge des Fängers alle die lieblichen Sänger unserer Heimat, für die alle der Volksmund einen bezeichnenden Namen hat. So z. B. Rotkehlchen: Rotkröpferl; Kreuzschnabel: Schnabel; Zeisig: Zeiserl; Zwergmeise: Benmeise, Benftl; Blaumeise: Blaberl; Tannenmeise: Birigerl; Schopfmeise: Schöpferl; Mönchsgrasmücke: Schwarzblattl; Kuckuck: Gugeza; Grünspecht: Bamhackl, Goißvogel; Uhu: Auf, Buhu; Goldammer: Ammering; Steinkauz: Totenvogel, Schafigel, is in Auf sei Weib; Schwarzspecht: Hohlkrähn; Zaunkönig: Kinigl; Amsel: Amaxl; Singdrossel: Drosl; Bergfinken: Bernken; Baumläufer: Bamglaner.

Wenn im Frühlingsmorgensonnenschein auf Gras und Blüte die Tauperle zittert und in die würzige Luft aus Vogelkehle der Liederruf erschallt, da horcht wohl gern der Mensch darauf und der junge wie der alte — wers halt kann — spitzt die Lippen und machts den Vöglein in froher Spottlust nach.

Meise:

Sitz in d' Höll. Sitz in d' Höll —
Schmied Michl. Schmied Michl —
Schmieß in Graben. Schmieß in Graben. —
Ziwuii, zuwuiii (das Sagfeilen der Meise).

Goldammer:

Zia, zia Schnid; zia zia Schnid.[2])

Fink:

Zia, Zia Muskatblüah,
geht die schön Nani füar.
hat a schöns Kitterl an,
geht di nix an.
Zia, Zia Muskatblüah,
fort auf d' Nacht, ham in der Früah.[3])
Kietsch, kietsch, kietsch (wenn Regen kommt).

Schwalbe:

Kittlfleck, Kittlfleck.
I han ja kan Fleck net.
Bettlweib hat an Fleck
Und gibt man net.
Kittl flicken, Kittl flicken
han ja kann Fleck.
Hat ma die Bäurin an geben,
hat man da Baur wieder weg.[4])

Lerche:

Live, live, liv
schön is in der Früah.
Zia, zia, buckelabköhr (wenn schlechtes Wetter kommt).

Zeisig:

Dil, dil, den
an Zwiefel und an Krenn.

Goißvogel:

Giaß, giaß, giaß.

Schauvogel:

Kugel ablan, Kugel ablan.

Kauz:

Zia weg, zia weg.

Krähe:

Krah, krah — fliag davon
hinter deiner sitzt a Bettelmann.[5])

Wie alles Schöne der Natur übt auch der Vogel aufs menschliche Gemüt einen Eindruck. Die liederreichen Sommervögel, die in und um das Haus nisten und brüten, erfreuen, regen an zu sinnigem Betrachten und Vergleichen, darum wurden sie zu Boten von Glück und Frieden. Dem Rufe des scheuen Kuckucks, des „Ueberall" und „Nirgends" in der Vogelwelt, ist manche Bedeutung untergelegt. Schwarz oder dunkel, mit mächtigem Flügelschlage flattern und rauschen die Unglücksvögel. Von jenen und diesen weiß der Aberglaube: Die Schwalben sind die Muttergottesvögel[6]), sie bedeuten Glück. Wenn die Schwalbe ans Haus nistet, schlägts nicht ein; tötet man sie aber, stirbt man. — Wenn um das Haus 3 Starennester sind, bringt das viel Glück. — Züchtet

das Rotschwänzchen ans Haus, ist dasselbe gegen Brand gefeit. — Wenn der Kuckuck schreit, muß man mit der Geldbörse schütteln und dann hat man das ganze Jahr Geld. Den Kuckusruf muß man zählen, so lange lebt man noch — oder so viele Jahre hat man zur Hochzeit. Wenn man dem Kuckuck nachspottet, bekommt man Gugaschecken.[7]) — Fängt man ein Rotschwänzchen, zittert einem die Hand. — Wenn man eine Bachstelze fängt, zittert man im Alter.[8]) — Wenn ein Vogel ans Fenster kommt, stirbt man. — Schreit eine Krähe vor einem, verkündet sie den baldigen Tod. (Totenkrähe). Kräht sie einen an, bedeutet das große Unglück. — Die Elster ist ein Totenvogel. Schreit sie in der Nähe des Hauses, stirbt wer daraus.[9]) — Schreit der Kauz vor dem Hause eines Kranken, so stirbt er.

Auch in der Volksheilkunde der Anbraucherin und des Wenders spielt der Vogel eine Rolle. Die Lachtaube hilft gegen Rheuma, zieht Krankheit ein. — Der Kot der Lachtaube wird zum Räuchern gegen Rotlauf benützt. — Gegen Rotlauf soll man auch aus der Wasserschale des Rotkehlchens trinken. — Der Gimpel zieht ansteckende Krankheiten ein und geht zugrunde.[10])

Der vogelfreundliche Beobachter kann aus dem Verhalten der Vögel mancherlei auf Witterungserscheinungen und Veränderungen schließen. So sagt der Volksmund: Wenn die Spatzen recht schreien, kommt Regen. — Wenn der Fink schreit „kietsch, kietsch", kommt Regen. — Fliegen die Schwalben nieder, kommt schlechtes Wetter; fliegen sie hoch, kommt schönes. — Schreit der Goißvogel, kommt starker Regen. — Schreit der Schauvogel, kommt Hagel. — Tut der Fink „sagfeilen", kommt schönes Wetter. — Sieht man die Schneemeisen im Tal, kommt Schnee.

Die Umgangssprache liebt bezeichnende Vergleiche und Redewendungen und zieht zu diesem Zwecke auch die Vogelwelt heran, z. B.: Dich soll der Kuckuck holen! — Du Benmeise! Du Benstl! (Kleine Leute). — Du bist a kecker Spatz! — Du ißt wir a Vogerl! — Du hast Spatzenwadl! — Nach dir schreit keine Krähe! — Zum Kuckuck noch einmal! — Bist a dummer Gimpl! — Das is a feiner Vogl! — Bist a verliebter Gimpel! — Du bist a feiner Kauz! — Du singst wir a Zeiserl!

In Gmunden und im Vorlande besteht der Vogelfang nicht mehr. Aber traunaufwärts hat er sich noch erhalten. In Ebensee gibt es noch leidenschaftliche Schnabel- und Gimpelfänger, die auf den Höhen des Höllengebirges ihr Revier haben. Früher (vor 1914) veranstalteten sie alljährlich eine „Schnabelausstellung". — „Himmelvater sang di!" war der Leibspruch des eifrigsten, nun schon verstorbenen Vogelfängers namens „Schmarnjagerl".

Nicht wie der Italiener die Zugvögel zum schnöden Handel und zum Fraß fängt, holte sie sich der alte Gmundnerbürger aus der luftigen Höhe, sondern daß sich das Herz im rauhen Bergwinter am lieblichen Vogelgruß aus dem Sommer erfreue.

Oberlehrer Franz Prillinger,
(Laakirchen).

Anmerkungen:

[1]) Vgl. Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung. I., S. 88 ff. — [2]) Dagegen im Frühjahr, Zizizizi; Maßl Hawarn bis afn Schnid hin. Baumgarten, a. a. O., S. 89. — [3]) Zizizi Muschgablüeh, Meisenruf. Ebenda, S. 97. Vgl. den verwandten Ruf des Rotschweiferls, ebenda, S. 100. — [4]) Vgl. dagegen die Fassung bei Baumgarten, S. 102, die den Schneiderwitz heranzieht. An das bekannte Schwalbenlied erinnert der bei Baumgarten, S. 101, überlieferte Schwalbensang:

Fert, wie ma fort san,
Sand d' Sta'l vol g'wön;
Höor, wie ma kema san,
Sands wida lar gwön.

— [5]) Antworten auf den Krähenruf. Ebenda, S. 94. — [6]) Sie kommen ja auch zu Maria Verkündigung wieder. Wie die Schwalbe der Volksüberlieferung altvertraut ist, zeigt die salomonische Sage, die die Gabelung des Schwalbenschwanzes erklärt. Siehe O. Dähnhardt. Natursagen. 1. Band. Leipzig 1907, S. 332 f. — [7]) Nach der naturdeutenden Sage ist der Kuckucksruf selbst wieder Strafe für Spottlust. Vgl. Dähnhardt, a. a. O., 2. Band, 1909, S. 127. — Der Kuckuck(Gugatza-)Schnee ist der letzte im Frühjahr, er kommt, wenn er „an grean Hawern siagt". Das Geldschütteln muß im Frühjahr geschehen und hat fürs ganze Jahr Erfolg. Will man aus dem Kuckucksruf die Zukunft hören, soll man sprechen:

Gugara en da Ebn,
Wia lang laßt mi no lebn?

oder:

Eugara en Krautgartn,
Wia lang laßt mi no auf mei Braut warten?

Die Zahl der Rufe gibt dann die Zahl der Jahre. Mündlich. (Hilde Gallnbrunner, Gmunden). — [8]) Auch wenn man ihren Ruf nachspottet. Baumgarten, S. 88. — [9]) Vor Elstern- und Krähengeschrei kann man sich wahren. Wiederholter Krähenruf kann Glück bedeuten. Ebenda, S. 88, 94. — [10]) Besonders Rotlauf. Gleiches gilt vom Krummschnabel und Zeisig. Baumgarten, S. 104. Vgl. Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. 2. Band, Stuttgart 1909, S. 736.

Dy.

...

Formel gegen die Grippe.

Nach Mitteilung Hw. Pfarrers Kreuzer, findet man in der Gegend von St. Georgen bei Grieskirchen über Türen, wo man sonst die Namen der heiligen drei Könige anschreibt, mit Kreide folgende Buchstabenfolge hingeschrieben:

+ Z J D L + A + B J Z + S A B F Z H G F + B F B S +

Nach der Meinung der Leute bleiben Häuser, deren Stubentüre diese Zeichen trägt, von der Grippe verschont.

Es taucht hier in etwas geändertem Bestande ein verbreitetes Pestmittel, die alte Zachariasformel, die Prillinger im 1. Jg. der Heimatgaue, S. 191, als den Leuten nicht mehr erklärlichen Ueberlieferungsrest für Gmunden nachweisen konnte, mit frischer Kraft auf. Daß sie auf die Grippe, den unheimlichen Gast unserer Tage übertragen wird, ist ein Zeugnis der Zähigkeit und Unausrottbarkeit volksmedizinischer Vorstellungen. Die Vorstellung, daß Formeln und Sprüchen Heil- oder Schadenwirkung innewohne, blieb eben unberührt vom Schritt der Jahrtausende. Im Grunde sind die ob des Edelrostes ihrer Sprachform längst literaturfähigen Zaubersprüche am Eingange unseres Schrifttums und die St. Georgener Kreidezeichen wesensgleich. Hätten gesellige Sitten und edles Brauchtum dieselbe Zähigkeit gegenüber den Zersetzungseinflüssen, stünde es um den Heimatschutz gut.

Dy.

...

Begräbnisbräuche.

Vor einiger Zeit starb in unserer Gemeinde ein Bauer. Wie es in einigen Gegenden Oberösterreichs der Brauch ist, wurde das Bettstroh des Gestorbenen am Abende des Todestages verbrannt. Dies soll an einer Weg- oder Straßenkreuzung, und zwar zwischen dem Sterbehaus und Friedhof geschehen. Den Leichnam muß man anläßlich des Begräbnisses über die Bettstrohasche tragen oder führen. Da im vorliegenden Falle zwischen dem Sterbehause und dem Friedhofe sich keine geeignete Wegkreuzung befand, verbrannte man das Bettstroh in der Nähe des Sterbehauses auf der Straße gegen den Friedhof. Am Begräbnistage war es sehr heiß; die Pferde, die den Leichnam führten, schwitzten mächtig. Nun war der Verstorbene als Pferdekenner weit und breit bekannt; nach dem Volksglauben in hiesiger Gegend war dies der Grund, warum der „Zug" schwitzte.

Am Abende des Begräbnistages kam ich in das Gehöfte, welches das Fuhrwerk zur Verfügung gestellt hatte. Dort sah ich einen Wagen umgestürzt liegen. Ueber Befragen teilte mir der Hofbesitzer folgendes mit: Mit dem Wagen wurde heute der Tote zum Friedhofe befördert. Damit nun dieser nicht immer auf dem Wagen mitgeführt wird, muß der Wagen, sobald er nach Hause zurückkehrt, gestürzt werden, und zwar so, daß der Tote gleichsam gegen Osten ausgeschüttet wird. In dieser Stellung bleibt der Wagen bis zum Sonnenuntergang des gleichen Tages liegen. Die Frau des Bauern fügte hinzu, sie erinnere sich, daß eine olte Bäurin aus hiesiger Gegend vor mehreren Jahren am Sterbebette eindringlichst gebeten habe, man möge ja bestimmt den Wagen umstürzen, damit sie in der Ewigkeit ihre Ruhe fände und nicht immer auf dem Wagen mitfahren müsse.

Schulleiter Emil Fridrich
(Abtsdorf am Attersee).

* * *

Ueber die Gepflogenheit der Totenwege berichtet uns ein Mitarbeiter: Die Eigenart der Totenwege in Oberösterreich ist einer besonders kulturhistorischen Beachtung wert. In manchen Gegenden unseres Heimatlandes sind von altersher zur Ueberführung von Toten ganz besondere Wege be-

stimmt, die selbst dann eingehalten werden müssen, wenn schon neue Straßen angelegt sind. So z. B. in Steinbach a. Attersee, wo es einen eigens benannten „Totenweg" gibt, auf welchem die Toten der Ortschaften Feichting, Berg, Feld usw. geführt werden müssen, obwohl der Weg äußerst schwierig zu befahren ist und eine neue, bequeme Straße nahe gelegen wäre. In Ampfelwang wurde im Jahre 1911 sogar ein Prozeß angestrengt, weil ein Besitzer sich weigerte, einen Toten auf dem von jeher üblichen Totenwege von „Waldpoint" über „Schacher" führen zu lassen, da auch eine andere Straße, auf welcher gewöhnliche Fuhrwerke fahren, benützt werden könne. Der Prozeß wurde zu Gunsten des üblichen „Totenweges" entschieden.

Auch die Wegkreuze, Bilder und Marterl, besonders am Ende des Grundbesitzes, an denen noch einmal mit dem Toten die letzte Rast gehalten werden muß, wären der Beobachtung wert.

* * *

Das Vernichten des Totenstrohes ist eine verbreitete Volksgepflogenheit und gehört zu den alten Trennungsgebräuchen, die einerseits der Seele die Ruhe sichern, anderseits ihre die Lebenden störende Wiederkehr verhindern will. (Vgl. P. Sartori, Sitte und Brauch. 1. Teil, S. 144). Es wird bei uns auch in eine Grube oder in den Wald gebracht oder — in 3 Teilen — ins Wasser geworfen. Die verbreitetste Art ist die Vernichtung durch das Totenfeuer — im Attergau vor dem Begräbnis, im Mühlviertel 1—2 Wochen später. (Die öst.-ung. Monarchie in Wort und Bild. Oberösterreich, S. 137. — Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat. IX. (1869), S. 118 f. — Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, 1. Bd., S. 56).

Auch das Umwerfen gehört zu den Trennungsbräuchen und soll verhüten, daß der Tote, der Tod auf dem Wagen sitzen bleibe und sich neue Opfer hole. (E. Mogk, Die deutschen Sitten und Bräuche. Leipzig 1921, S. 31 f. — Sartori, a. a. O., S. 143). Vom Wagen wird ein Hinterrad, oder die beiden linken Räder ausgehoben. Die Zeit des Rastens des Wagens ist verschieden: 3 Tage, 3 oder 6 Wochen. Aus demselben Grunde muß auch der Stuhl, auf dem der Verstorbene zu sitzen pflegte, umgestürzt werden, überhaupt muß zur Abwehr des Toten alles Gerät im Hause zumindest gerüttelt werden. (Monarchie, a. a. O. — Baumgarten, a. a. O., S. 119 f. — Braunauer Heimatkunde, 6. Heft, S. 86.)

Am meisten der heimischen Untersuchung bedarf die Gepflogenheit bestimmter Totenwege, die sicherlich auch mit alten Abwehrvorstellungen zusammenhängt. Baumgarten führt a. a. O., S. 114, nur kurz an, daß im Mühlviertel der Tote auf dem Wege zum Friedhof getragen werde, den er bei Lebzeiten zur Kirche einschlug. Der Totenweg ist ein gemeindeutscher Brauch. (Vgl. Sartori, a. a. O., S. 145 f.)

Dy.

...

Reime beim Einsammeln der Heiligenstritzel.

Das Allerseelen-, auch Allerheiligengebäck, das aus einem einstigen Totenopfer allmählich zur Spende an die Lebenden wurde (M. Höfler, Allerseelengebäcke. Zeitschrift für österr. Volkskunde. 13. Jg., S. 65 ff. — P. Sartori, Sitte und Brauch. 3. Teil, S. 262 f.), hat für das Innviertel Baumgarten (Das Jahr und seine Tage, S. 30), für das Mühlviertel J. Winkler (Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, 1. Bändchen, S. 60 f.) als heimischen Brauch bezeugt. In der Freistädter Gegend sind „Heiligenstritzel" üblich. Sie werden von den Kindern unter folgenden Reimsprüchen eingesammelt:

Bitt recht schön um an Allerheiling-Stritzl,
aber an weißen,
weil den schwarzen kann i net beißen,
an langen,
denn an kurzen kann i net daklangan.

*

Bitt schön um einen Heilingstritzl,
aber einen weißen, einen langen,
die schwarzen und kurzen
kann ich nicht klangen.

*

Wir bitten um an Heiligenstritzl,
Sinds schwarze oder weiße,
Denn wir mögen ja alles,
Wir sind sehr arme Waisen.
Wir laufen, was wir laufen mög'n
Um unsern Vater a Vermögen.
Zum Christkind kriegen wir ja a gar nichts

Und wenn wir nicht amal an Stritzl klangen,
Dann müssen wir ja voll Hunger jammern.

*

Jetzt kommen wir mit Sack und Pack;
Geh, Bäurin, füll uns an den Sack
Voll lauter kleine Stritzel,
Hast wohl so viel in der Kammer dort,
Die wern dir do nöt fehlen —
Dann gehn mir fort.

*

Wir kumman mit di goldnen Taschen
Und mit die silbernen Uhrketten,
Die gema da für dein Mann,
Wenst uns an Stritzl gibst.

Trude Ruhsam (Freistadt).

...

Das Herbergsuchen in Traunkirchen.

Es ist bemerkenswert, daß die lb. Sitte des Herbergssuchens an verschiedenen Orten wieder auflebt, so wurde es heuer in der Reindlmühle wieder aufgefrischt, seit etwa 12 Jahren besteht es in Traunkirchen, auf eine Anregung aus Altmünster. Es wird als 9tägige Andacht gehalten. Das Begehren nach dem hl. Bilde so vieler Familien berücksichtigend, wurden mehrere Statuen und Bilder herumgetragen. Auf Listen wird der Tag des Herbergsuchens in den einzelnen Häusern festgestellt. Die Andacht beginnt mit dem Aveläuten um 6 Uhr abends. Ein Kästchen, in dem die wächserne Figur des hl. Josef mit Pilgerstab, Hut und Mantel, sowie die der Jungfrau Maria mit einem Windelpinkerl, das am 23. Dezember durch das Jesulein ersetzt wird, steht, wird von der Besitzerin bei dem Schein einer Kerze in das 1. Haus getragen und der Empfängerin mit den Worten übergeben:

„O Freundin nimm sie auf in ihrer kalten Wanderschaft!
Die schönste Mutter Jesu in ihrer unbefleckten Mutterschaft!
Verehr sie aber nicht nur heut und morgen,
Sondern hilf beständig ihre Ehr besorgen."

Dann küßt sie das Bild und gibt es der anderen, welche spricht:

„Sei gegrüßt, o Jungfrau, rein,
Mit Freuden nehm ich dich in meine Wohnung ein,
Verehren will ich dich von ganzem Herzen,
Verlaß auch du mich nicht in meinen Todesschmerzen."

Das Kästchen wird auf den hergerichteten Altar gestellt und davor wird gemeinschaftlich, denn dabei ist förmlich eine Prozession von Leuten, um verschiedene Anliegen gebetet, es werden Hirtenlieder, zum Schlusse „Stille Nacht, hl. Nacht" gesungen. Um 6 Uhr abends anderen Tags wird vor dem Bild noch ein Abschiedsgebet gesprochen und dann das Bild auf gleiche Weise übergeben und im Haus mit vier brennenden Kerzen begleitet.

Dieser fromme Brauch bringt so recht Adventstimmung und Christfreude in die Bewohner unseres reizenden Traunkirchen.

Hilde Gallnbrunner (Gmunden).

...

Ein Dreikönigsspiel in Freistadt?

In der Stadtkammerrechnung 1525 folgt den Verrechnungen zu Neujahr die Eintragung:

Dem Stattschreiber von wegen der klaidung, di man zumb spill gemacht und gepraucht hat auf bevelch meiner herrn geben .... 1 Pfund, 4 Schilling, — Pfennig."

Es folgt die Verrechnung einer Dienstreise am Mittwoch nach Dreikönig. Von dem Pauli-Tag (Vorbereitung zum Freistädter Paulimarkt) heißt es:

Die ladn zu den thuechhüttn sein zu dem spill geliehen und vertragen worden habe wider new ladn .... kaufen und mer hüttn aufschlagen lassen und 2 Emer verschlachnagl .... 1 Pf. 3 Sch. 26 Pf."

F. Gmainer (Freistadt).

...

Sagen aus Oberösterreich.

1.) **Die Eiche.** Einmal ging der Teufel zum Herrgott und sagte: „Die Menschen sind mit deiner Herrschaft nicht einverstanden. Ich würde die Welt viel besser regieren wie du und die Menschen hätten über mich sicherlich nicht zu klagen. Laß daher mir die Weltregierung über." Da meinte der liebe Gott, er hätte nicht die Gewähr, daß der Teufel die Welt wirklich lenken könnte. „So laß mich zur Probe nur an einem einzigen Tage einmal regieren," sprach der Satan. „Gut", sagte darauf der liebe Gott. „Wenn einmal von sämtlichen Bäumen das Laub abgefallen ist, so werde ich dir einen Tag lang die Welt anvertrauen. Des freute sich der Teu-

fel und paßte gut auf, um ja den richtigen Zeitpunkt nicht zu übersehen.

Als nun mit Beginn des Winters die Bäume kahl dastanden, wollte er die Weltregierung übernehmen. Gott verwies aber auf die Eichen, die ihr Laub noch nicht abgeworfen hätten.

Das war nun freilich richtig. Als aber die Eichen ihr Laub endlich fallen ließen, standen schon wieder andere Bäume im Schmuck frischer Blätter da. Nun sah der Teufel ein, daß ihm die Eichen seinen Plan verdorben hatten und voll Jähzorn fuhr er unter sie und zerriß mit seinen Krallen ihre Blätter. Seither sind diese gelappt.

Aus Roßbach.

Oberlehrer Schamberger
(Lambach).

2.) **Die Biene.** Die Biene hatte die Wahl gehabt, ob sie am Sonntag arbeiten oder einen so langen Rüssel wie die Hummel bekommen wolle. Weil sie auch am Sonntag arbeitete, bekam sie einen kurzen Rüssel.

Hilde Gallnbrunner
(Gmunden).

3.) **Der Haselstrauch.** Einstens wurde unsere Liebe Frau von einem argen Gewitter überrascht. Sie fand unter einem Haselnußstrauch Schutz. Als Lohn dafür wird kein Mensch mehr, der sich bei einem Gewitter unter einen Haselnußstrauch begibt, vom Blitze getroffen.

4.) **Die Blindschleiche.** Die Blindschleiche hieß einstens anders. In alten Zeiten war sie sehr bösartig. Viele Menschen gingen durch sie zugrunde. Da sagte einstens die Gottesmutter zu ihr: „Weil du, ohne Ursache zu haben, so viele Menschen tötest, sollst du von Stunde an blind sein."

5.) **Der Kreuzschnabel.** Als der Sohn Gottes am Kreuze hing, kam ein mitleidiges Vögelein und wollte die Nägel, die die Hände des Herrn durchbohrten, herausziehen. Durch das Hin- und Herwiegen verbog sich aber der Schnabel und die beiden Teile paßten nicht mehr übereinander. Zum ewigen Gedächtnis an die mitleidige Tat des Tieres ließ ihm der Herr die absonderliche Gestalt des Schnabels und gab dem Vogel den Namen „Kreuzschnabel".

6.) **Vom Hahnenfuß.** Manche Hahnenfußblätter haben an ihrer oberen Fläche dunkle Flecken. Das rührt daher, daß einige Blutstropfen unseres Herrn, als er am Kreuze hing, auf die Blätter des Hahnenfußes, der unter dem Marterholze stand, fielen. Daher heißt diese Pflanze auch „Christi Blutstropfen".

4—6 aus Neukirchen.

Oberlehrer J. Schamberger
(Lambach).

7.) **Warum die Feldaist voller Steine ist.** Als der liebe Gott die Welt erschuf, da erschuf er auch Freistadt. Freistadt war besonders schön. Der Teufel ärgerte sich darüber, nahm einen Sack voller Steine und wollte damit die Stadt verschütten. Als er zur Feldaist kam, zerriß ihm der Sack und die Steine fielen in die Feldaist.

Lehrerin Trude Ruhsam
(Freistadt).

8.) **Die Wetterhexe.** Einst lebte eine Wetterhexe, die eine große Freude an Ueberschwemmungen hatte. Sie wollte alles Wasser zusammentragen, damit alle Mühlen an der Feldaist weggeschwemmt würden. Daran hinderte sie aber der hl. Michael, dessen Bild auf der Spitze der gleichnamigen Kirche steht. Als die Hexe im Zorn darüber an dasselbe anfuhr, wurde es verbogen und kann seitdem nicht mehr gerade geklopft werden. Eine andere Wendung nennt diese Hexe „die alte Schönauerin". Dieser Name taucht tatsächlich 1696 in einem Hexenprozesse des Freistätter Landgerichtsarchives auf. Die Schönauerin ward als Wetterhexe verklagt und wurde auf Reichenstein verbrannt.

Hauptlehrer Gmainer
(Freistadt).

9.) **Die Urln.** Die Urln sind wasserreiche Quellen in Peuerbach. Für Mädchen kann es gefährlich werden, dort Wäsche zu schwemmen, denn innerhalb eines Jahrhunderts muß sich in den Urln eine Jungfrau ertränken, sonst treten die Urln aus und überschwemmen den Ort. Erst dann, wenn sie ihr Opfer haben, tritt das Wasser wieder in die gewöhnlichen Ufer zurück.

Aus Neukirchen.

Oberlehrer Schamberger
(Lambach.)

10.) **Die wilde Jagd.** In der Nähe eines Waldes stand eine Mühle. Der Besitzer, ein behäbiger Mann, hatte einen großen, äußerst wachsamen Haus-

hund. Eines Nachts erwachte der Müller infolge eines starken Getöses wie von schnell fahrenden Wagen, Pferdegetrampel, Katzengeschrei, Hundegebell und verworrenen Stimmen. Um das Angstgefühl, das in ihm aufgestiegen war, zu unterdrücken, feuerte er seinen Hund, der schon mehrere Male angeschlagen hatte, durch Zuruf zu noch wütenderem Bellen an. Nach einiger Zeit, als sich der Lärm etwas gelegt hatte, erschien eine dunkle Gestalt am Fenster, die dem Müller mit heiserer Stimme zurief: „Komm her, Hans! Du hast uns heute mit deinem Hund jagen geholfen! Dafür sollst du auch ein Stück Wild haben. Da!" Bei diesen Worten schob der Fremde ein großes Stück Fleisch durch das Fenstergitter in das Zimmer herein. Darauf war er verschwunden. Der Müller betrachtete am nächsten Morgen mit heimlichem Grauen das Wildpret, und warf es, da er es nicht genießen wollte, in den Mühlbach. Doch als er wieder in die Stube zurückkehrte, lag das Stück Fleisch an derselben Stelle wie früher. Umsonst grub er es nun im Garten ein, auch Hund und Schweine ließen es unberührt. Der Pfarrer, dem er seine Not klagte, riet ihm, das Fleisch im roten Moor zu vergraben, vielleicht bekomme er es dann los. Der Müller befolgte den Rat des Pfarrers und hatte dieses Mal endlich den Erfolg, von dem unheimlichen Stück Wild befreit zu werden.

M. Rott-Schmiedl (Wels).

Beim Tischler zu Enzenkirchen hatten sie einen schwarzen Hund, der immer auf den Scheitern längs des Hauses lag. Bei der Nacht, wenn die wilde Jagd vorbeizog, mußte er immer mit. In der Frühe hatte er dann immer recht „geleherzt" und ist den ganzen Tag liegen geblieben. Auch bemerkte man an ihm einen Geißfuß. Da riet man dem Besitzer, er solle dem Hund mit Kreide ein weißes Kreuz auf den Rücken machen. Da konnte der Hund nun nimmer mit, aber eines Tages war er verschwunden.

Pfarrer Franz Kreuzer
(St. Georgen bei Tollet).

Die wilde Jagd kann man niemals sehen, wohl aber hören. Vor ungefähr 30 Jahren wurde ein Bauer von ihr im Kalten Graben bei Kefermarkt eingeholt. Da er sich platt auf den Boden legte, ging sie über ihn hinweg. Unter den Tieren, die mit der Jagd über ihn hinwegsausten, war sein eigener Hund, den er am Bellen erkannte.

A. Ritzberger (Kefermarkt).

In den Rauhnächten kommt die wilde Jagd in der Sarmingsteiner Gegend vom Nöchlingerweg herunter. Bei der Begegnung muß man sich platt auf den Boden werfen; will man sie aber sehen, so muß man gut versteckt zum höchsten Dachfenster hinaussehen. — In Frankenmarkt ist ebenfalls die Höhe bekannt, von der die wilde Jagd hinabsaust. Es wurden Leute genannt, die man hatte im Teufelswagen sitzen gesehen, sie wurden scheu gemieden.

Herma Schalberger (Linz).

11.) **Der Natternkönig.** Am Lichtenauer Teich, eine Viertelstunde von Haslach entfernt, soll einst ein Natternkönig gelebt haben, der sich zu den Mittagsstunden badete und zuvor das Krönlein an das Ufer legte. An den Besitz des Krönleins knüpfte sich langes Leben und Gesundheit. In Haslach lebte eine Familie, die besaß einen Schimmel, war aber sonst bitterarm. Der Hausvater beschloß, das Krönlein dem Natternkönig während des Bades zu rauben. Um diesen nun an den ungewohnten Anblick zu gewöhnen, ritt der Mann jeden Tag an die bestimmte Stelle und kam dabei dem Krönlein täglich näher. Als der Reiter bemerkte, daß es der Natternkönig an lichte Stellen legte, ritt er den nächsten Tag früher hin und legte ein weißes Taschentuch an das Ufer. Zur bestimmten Stunde begab er sich wieder hin und richtig lag das Krönlein auf dem Tuch. Als der Natternkönig weit draußen im Teich war, nahm der Reiter eilig das Krönlein und sprengte davon. Als er durch den Turm ritt, konnte der Schimmel kaum mehr gehen. Da hieb er darauf ein und erreichte sein Haus. Stolz wies er seinem Weibe, das seiner harrte, das Bündel mit dem wertvollen Inhalte. Er stieg vom Pferde und wollte es in den Stall führen. Da sprang vom Schweife des Schimmels der Natternkönig, der sich dort eingebissen hatte, herunter und durchbohrte dem Manne das Herz. Seit jener Zeit ist der Natternkönig verschwunden.

J. Oberpeilsteiner
(Haslach).

12. **Das Brotlaibl vom Bergmandl.** Als eines Tages die Schwaigerinnen ins Gleck gingen — ins Gleck gehen heißt

so viel als wie für das Vieh ums Gras gehen — sahen sie, wie die Bergmandl eifrig dran waren, Brot zu backen. Die keckste und jüngste der Schwaigerinnen, ein frisches und sauberes Dirndl, rief den Bergmandeln zu: Backts für mich a a Loabl! Richtig, als sie vom Eckgehen zurückkamen, lag an der Stelle, wo die Bergmandl gewesen waren, ein Laiberl frisches, gutes Brot. Die Bergmandl waren aber verschwunden und sind seit der Zeit nicht mehr gesehen worden.

Pfarrer P. Stephan Panholzer
(Steyrling).

13.) **Ein Zauberbuch.** Der alte Marxbauer in der Gegend von Lochen war ein gesuchter Anwender und besaß auch allerlei Zauberbücher. An einem Sonntagnachmittag ging er zur Kirche in Lochen. Während sich nun die Burschen und Mägde in der Stube des Marxbauern unterhielten, kam der „Kropf Michl" über eines der alten Zauberbücher. Er las, ohne den Text, der lateinisch war, zu verstehen. Aber sieh da! Die verschlossene Stube füllte sich mit kohlschwarzen Ferkeln. Es wurden ihrer mehr und mehr, die Leute flüchteten sich auf Tisch und Bänke. Dem Marxbauern ließ es aber in der Kirche keine Ruhe, er spürte, daß etwas los sei. Schnurstracks eilte er heim, las den Text von rückwärts nach vorne und die Ferkel verschwanden.

Johann Reitshammer
(Lochen).

14.) **Hexenabwehr.** Der Revierförster von Neuhof bei Sandl ging auf den Anstand. Da sah er ein altes Weib Grasbüschel („Zitzel") ausreißen. Er rief ihr zu, sie solle aufhören, das Grasen sei heute nicht erlaubt. Sie aber arbeitete fort. Da wußte der Förster, daß er eine Hexe vor sich habe. Er nahm den Rosenkranz aus der Tasche und lud ihn in das Gewehr. Als die Hexe das sah, verschwand sie wie in einem Nebel. Dies soll sich zugetragen haben am 29. Juni 1850.

Aus Sandl.

Hauptlehrer Gmainer
(Freistadt).

15.) **Teufelsspuk.** Von Aurach nach Aurachkirchen führt die Straße durch den sogenannten „Tiefen Weg". Zur Zeit, als noch keine Pferdeeisenbahn nach und von Gmunden verkehrte, wurde die Salzbeförderung mittels Fuhrwerken durchgeführt. Auf der ziemlich steil ansteigenden Straße im Tiefen Weg gab es für die schwerbeladenen Fuhrwerke allerlei Hindernisse zu überwinden. Die Fuhrleute, rohe, unbändige Gesellen, fluchten und wetterten, daß es nur seine Art hatte und hieben in unmenschlicher Weise auf die Pferde ein. Allnächtlich, um die zwölfte Stunde, war im Hohlwege auf dieser Straßensteile ein Lärm und Getöse, als ob zwanzig und mehr Fuhrwerke den Berg hinaufrollten. Schnalzen, Geschrei und verworrene Stimmen wurden hörbar und kein Mensch wagte sich zur Nachtzeit an dieser Stelle vorbei. Die Bewohner des nahen Födingerhauses wurden immer in Angst und Schreck versetzt und verbrachten schlaflose Nächte. Erst als Födinger eine Kapelle an Ort und Stelle erbaute, nahm der Teufelsspuk ein Ende. Die Kapelle steht heute noch.

Oberlehrer Othmar Hödl
(Aurach).

16.) **Der Pfleger.** An einem Sommerabend brach ein furchtbares Gewitter über Freistadt herein. Blitz folgte auf Blitz und vom Donner klirrten die Fensterscheiben — aber kein Tröpflein Regen fiel nieder. Unter der Stalltür des Schlosses, — gemeint ist das Starhemberger Schloß, heute städtisches Studentenkonvikt und das nebenanliegende Kinskysche Haus, im Volksmunde heute Schloß genannt —, stand der Knecht und schaute dem Unwetter zu. Da sah er auf einmal einen Pfleger daherkommen, in kurzer Hose, mit weißen Strümpfen, einem Schoßrock und breitem Hut. So oft es blitzte, leuchteten die Schnallen seiner Schuhe hell auf. Der Knecht dachte: „Wo kommt der nur herein, das Tor ist ja zu? Und wie wird er wieder hinauskönnen? Er ging ihm nach und wollte ihn fragen. Wie er knapp hinter dem Manne war, verschwand dieser auf einmal. Den Knecht überkam solche Furcht, daß er in den Stall rannte, mit einem Kotzen sich zudeckte, um nichts mehr zu hören und zu sehen. — Im Schlosse sollen früher viele Ungerechtigkeiten begangen worden sein, fügte die Erzählerin der Geschichte bei.

Hauptlehrer Gmainer
(Freistadt).

(Fortsetzung folgt.)

...

Oberösterr. Sgraffitoverzierungen.

Wir können uns kaum mehr eine annähernde Vorstellung davon machen, welche Rolle die malerische Ausschmückung der Häuserfassaden in den früheren Jahrhunderten auch in unserem Lande für die Wirkung im Straßenbilde unserer Städte und geschlossenen Ortschaften oder für die Erscheinung des einzelstehenden Hauses spielte. Erhalten haben sich nur kümmerliche Reste davon. So weit man aber von diesen Schlüsse ableiten darf, dürfte sie, dem Umfange wenigstens nach, nicht gering gewesen sein. Dafür wurde nicht allein die mehrfarbige Freskotechnik verwendet, sondern auch in sehr bedeutendem Ausmaße jene der Sgraffitomalerei. Für jene, welche von der Entstehung solcher Bildwerke keine rechte Vorstellung haben, erwähne ich nur, daß dabei über dem Wandverputze eine dünne Schichte schwarz, braun oder grau gefärbten Mörtels aufgetragen und über dieser wieder eine nicht sehr starke Lage weißen oder licht und leicht getonten Mörtels gelegt wird. In diese wird nun die Zeichnung, so lange der Mörtel frisch und weich ist, mit Spachteln so tief eingekratzt, daß die dunklere Verputzlage bloßgelegt wird. Das Bild erscheint also dann in dunklen Linien auf hellem Grunde. Die Wirkung entspricht einer Schwarz-Weiß-Graphik größten Formats. Natürlich wurde auch, und zwar für Darstellungen von größeren zusammenhängenden Flächen, das umgekehrte Verfahren eingeschlagen, nämlich die Darstellung im erhöhten, weißen Putz stehen gelassen und um sie herum der dunkle Grund bloßgelegt. Diese Manier ist die häufiger angewandte bei uns im Lande. Die deutsche Bezeichnung für diese Technik, lautet Kratzmalerei, die auch inhaltlich der italienischen „Sgraffito" entspricht. Beide erklären sich durch das Herstellungsverfahren von selbst.

Wenn wir auch schon in der Vorzeit und im Altertume von einer der Sgraffitomalerei verwandten Kratztechnik sprechen können, so wissen wir doch bis ins 15. Jahrhundert nichts, in welcher Weise und welchem Ausmaße dieses Verfahren gepflegt wurde und sich weiter entwickelt hat. Erst im 15. Jahrhunderte tritt uns die voll ausgebildete Sgraffitotechnik wieder entgegen, und zwar in Italien, vornehmlich in Oberitalien. Dabei diente sie ausschließlich zur Ausschmückung der Hauswände. Noch im selben Jahrhunderte finden wir sie auch in Süddeutschland, Böhmen und am Rhein verbreitet, wie sie eben auf den verschiedenen Verbindungswegen von Italien aus nach dem Norden gedrungen war.[1]) Besonders im 16. und 17. Jahrhunderte wurde sie in Italien wie in Deutschland eifrig gepflegt, danach aber, teils aus Gründen der Nützlichkeit, teils wegen der neuerwachten Farbenfreudigkeit, die uns die barocke Kunst brachte, wieder vernachlässigt, um erst in den Zeiten der Neurenaissance im 19. Jahrhunderte wieder aufzuerstehen. Der Mangel an größeren ebenen Flächen in der barocken Baukunst mag übrigens ebenfalls das seine zur Ausschaltung dieser Schmuckform in jener Zeit beigetragen haben.

Wann in unserem Lande Oberösterreich die Sgraffitomalerei als Wandschmuck zuerst Verwendung fand, konnte bisher nicht festgestellt werden. Die ältesten datierten Beispiele stellen das Haus in Steyr, Berggasse Nr. 48, aus dem Jahre 1586, die Sgraffiti an der Sakristei der Pfarrkirche in Weißkirchen bei Marchtrenk vom Jahre 1597[2]) und die erst vor drei Jahren wieder aufgedeckten von dem Hause in Urfahr, Maximilianstraße Nr. 24, von 1598, dar.[3]). Aber auch die nicht datierten, noch erhaltenen Reste solcher Wandverzierungen, wie etwa die am Hause Maximilianstraße Nr. 3 in Urfahr befindlichen (Abb. 1 u. 2) können ihrem Stil nach

Abb. 1: **Sgraffiti:** Urfahr, Maximilianstraße 3. Nach einer Zeichnung von Prof. Franz Ludwig (Linz).

nicht wesentlich früher angesetzt werden. Trotzdem wäre der Schluß unrichtig, daß diese Kunstübung um rund ein Jahrhundert später nach Oberösterreich vorgedrungen wäre als in das benachbarte Niederösterreich, mit dem ja die engsten künstlerischen Beziehungen seit dem Beginne des zweiten Jahrtausends bestanden und die im 15. Jahrhunderte trotz aller politischen Wirren und Kämpfe besonders rege waren. Wohl aber scheint sich die Sgraffitomalerei hier länger als in Niederösterreich erhalten zu haben. Wenigstens ist ein so spätes Beispiel, wie das vom „Kasten" des Bernhardmayrgutes in St. Leonhard

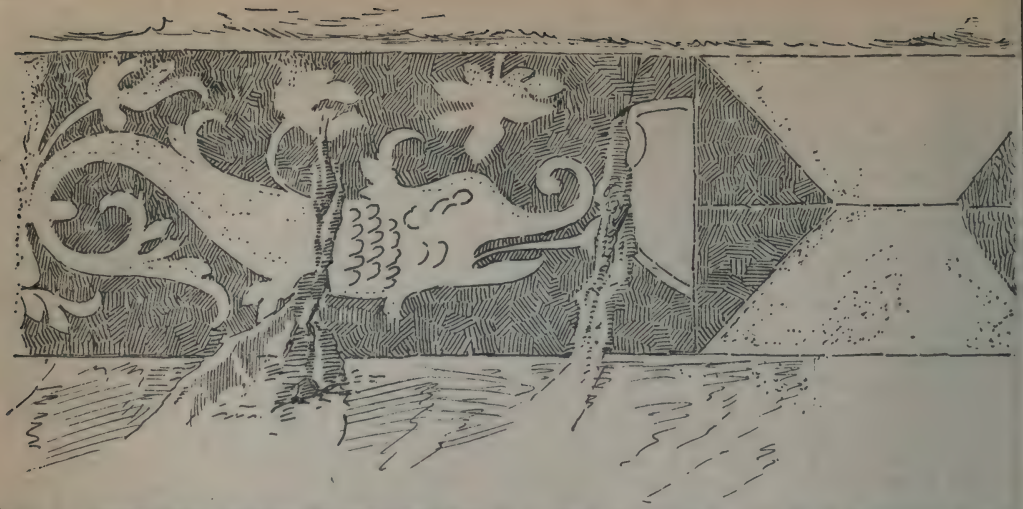


Abb. 2: **Sgraffiti:** Urfahr, Maximilianstraße 3. — Nach einer Zeichnung von Prof. Franz Ludwig (Linz)

bei Pucking, das 1738 datiert ist, in Niederösterreich bisher nicht bekannt geworden.[4])

Auch über das ehemalige Verbreitungsgebiet dieses Häuserschmuckes in unserem Lande läßt der so mangelhaft überlieferte Bestand nur sehr vorsichtige Schlüsse zu. Aber auffallend bleibt es jedenfalls, daß die bisher literarisch bekannt gewordenen Beispiele wie auch die, welche ich auf meinen vielfachen Wanderungen in allen Teilen des Landes erreichen konnte, sich auf das Traun- und Hausruckviertel beschränkten und auch hier hauptsächlichst auf die Täler der Donau, der Enns und Steyr, der Traun und der Krems, während aus dem Inn- und dem Mühlviertel bisher keine Sgraffitomalereien bekannt wurden. Das schließt aber nicht aus, daß nicht über kurz oder lang bisher unbekannt gebliebene Sgraffiti entdeckt oder unter vielfachen Uebertünchungen aufgefunden werden. Für das Innviertel gilt das als weniger wahrscheinlich, weil dort die Renaissance überhaupt nicht zu einer besonderen Auswirkung gelangte, als wie für das Mühlviertel, wo ich selbst schon wenigstens einzelne Spuren auf Bauernhäusern gesehen zu haben vermeine, ohne daß ich die Orte mehr nennen könnte. Besonders das untere Mühlviertel kommt dafür in Betracht, denn es ist sehr auffällig, daß sich die großen, in Sgraffitotechnik ausgeführten Bilderreihen in Niederösterreich ausschließlich nördlich der Donau — in Krems, Horn, Eggenburg und Retz — vorfinden, während für Oberösterreich, mit Ausnahme der beiden Beispiele aus Urfahr, bisher nur der südlich der Donau gelegene, und zwar der an Niederösterreich angrenzende Teil des Landes als Verbreitungsgebiet dieser Wandmalereien in Betracht kommt.

Ganz unmöglich erscheint es aus dem erhaltenen Bestande Rückschlüsse darauf zu ziehen, auf welcher Art von Gebäuoen bei uns die Sgraffitomalerei Anwendung fand, welches also die Gesellschaftskreise waren, die diese Technik besonders pflegten. Denn unsere Klöster, die als Förderer für die Kunstentwicklung in unserem Lande vor allem in Betracht kommen, wurden in der nächstfolgenden, der Barockzeit, vollkommen umgebaut und bei den beiden Klosterumgestaltungen, die noch in die Renaissancezeit fallen — Reichersberg nach dem Brande von 1621, Schlägl in der Zeit von 1630—1634[5]) — finden sich keine Sgraffiti vor, der Neubau von Kirchen stand in dieser Zeit nahezu ganz still und bei den wenigen Neubauten wie der Marktkirche von Waldhausen, trifft das gleiche zu, wie bei den erwähnten Klöstern. Aber auch beim Burgenbau jener Zeit können wir die Verwendung von Sgraffiti in Oberösterreich bisher nicht nachweisen, was einigermaßen auffällig erscheint. Daß also Adel und Geistlichkeit als besondere Förderer dieses Zweiges der Malerei besonders zu nennen wären, kann nicht als sehr wahrscheinlich gelten. Was sich bei uns von alten Sgraffiten in unsere Zeit herübergerettet hat, befindet sich an Bürger- und Bauernhäusern. Daß daneben in Steyr auch das Schnallentor

oder der Friedhofturm mit solchen Malereien geschmückt wurde, bildet bei uns einen Ausnahmsfall und ist wohl darauf zurück zu führen, daß diese Stadt zur Zeit der Entstehung dieser Verzierungen (Anfang des 17. Jahrhunderts) am Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen Entwicklung stand.

Gerade die Sgraffiti in Steyr, das ja damals nahezu ganz protestantisch war, weisen auf die auffallende Erscheinung hin, daß alle bisher bekannten Sgraffiti in Oberösterreich rein ornamental gehalten sind, während sie im benachbarten Niederösterreich große figurale Szenen zeigen, die vielfach Hinweise auf Bibelerzählungen enthalten oder solche überhaupt darstellen, wie solche zur Begründung der neuen Lehre immer und überall herangezogen wurden. Davon ist in Oberösterreich nicht die geringste Spur zu finden, obwohl die Sgraffitotechnik hier eine sehr häufige Anwendung gefunden haben dürfte und auch viel weiter in die ländlichen Kreise eingedrungen zu sein scheint als in Niederösterreich. Letzteres war ja auch wahrscheinlich der Grund, daß sie sich hier um so viel länger als lebendige Kunstübung erhalten hat.

Wir sind noch lange nicht über den ganzen Bestand von Sgraffitomalereien unterrichtet, den wir in unserem Lande auch jetzt noch besitzen. Jeder, der im Lande herumkommt und seine Beobachtungen über das Vorkommen von Sgraffiten mitteilen würde, könnte sich ein Verdienst um die Erweiterung dieser Kenntnisse erwerben. Viele der noch erhaltenen Sgraffiti sind aber durch mehr oder minder zahlreiche Farb- und Mörtelschichten überdeckt, die nur ganz gelegentlich bei Neuinstandsetzungen zum Vorschein kommen und dann wohl verdienen würden, immer auch bloßgelegt und erhalten zu werden. Dadurch würde auch dann, wenn es gelänge, alle derzeit zu Tage liegenden Sgraffiti im Lande zu verzeichnen, noch immer die Möglichkeit einer Vermehrung des Bestandes sich ergeben.

Wenn wir jetzt auch von einer städtischen und einer ländlichen Gruppe von Sgraffitomalereien bei uns sprechen können, deren Unterschiede vornehmlich durch die gesuchtere Art der ornamentalen Motive und die Feinheit der Arbeit bei der städtischen Gruppe bedingt sind, so können wir doch auch eine Reihe von Uebereinstimmungen in beiden feststellen, die uns die Abhängigkeit der bäuerlichen Gruppe von der städtischen wahrscheinlich macht. Es wäre denn, daß die Einfachheit solcher Motive, wie Wellenband und Rauten- und Schachbrettmuster, von vorne herein sie zu Vergleichszwecken ausschalten würden. Es darf aber nicht übersehen werden, daß in vielen dieser bäuerlichen Sgraffiti eine Reichhaltigkeit und Zierlichkeit der Muster, wie auch nicht selten eine keineswegs grobe technische Arbeit uns entgegentritt, die wohl von der Stadt auf das Land hinausgetragen wurde. Wir geben heute auf Seite 42 einige Beispiele von dauerlichen Sgraffitoverzierungen nach Zeichnungen des Linzer Malers Franz Lehrer wieder, denen Lichtbildaufnahmen von Dr. G. Guggenbauer zugrunde liegen. Von ihnen stellen die auf Abbildung I Motive von dem Hause Petereder in Rupprechtshofen (Gemeinde Niederneukirchen), die auf Abbildung II solche von der Brametshub im selben Orte dar, während die auf Abbildung III vom Hause Nr. 4 (Huberanwesen) in Dörfl bei Neuhofen an der Krems stammen. Die Verzierungen auf Abbildung IV gehören dem Hause Nr. 14 in St. Leonhard bei Pucking (Bernhardmayrgut) an und sind mit 1738 datiert. Die drei erstgenannten, leider nicht datierten, zeigen durch das eine Muster (durch Diagonalen zerlegte Quadrate, in deren Mitte sich eine Rosette befindet) eine enge stilistische Verwandtschaft untereinander und werden von Dr. Guggenbauer annähernd für die Zeit um 1700 in Anspruch genommen. Der Halbmond bei Abbildung II, der wohl eine Erinnerung an die Türkenkriege darstellen soll, würde noch eine etwas weiter zurückreichende Datierung zulassen. Bei allen diesen Verzierungen handelt es sich um eine malerische Nachahmung von Eckquadern, Fensterumrahmungen und Gesimsstreifen. Die einzelnen Muster kehren nicht regelmäßig wieder, sondern sind bunt durcheinandergewürfelt. Staunenswert ist nur, welche Fülle verschiedener Motive für die Ausstattung jedes einzelnen dieser Häuser herangezogen wurde und wie durch die Mannigfaltigkeit Leben in den malerischen Schmuck des Hauses gebracht wurde; vielleicht schon als ein Ersatz für die den Sgraffiten mangelnde Farbigkeit gedacht oder wenigstens empfunden. In ihrer Gesamtheit wirken diese Sgraffiti ähnlich wie gehäkelte oder gestrickte Spitzenmuster und verleihen den mit ihnen verzierten Gebäuden ein über-

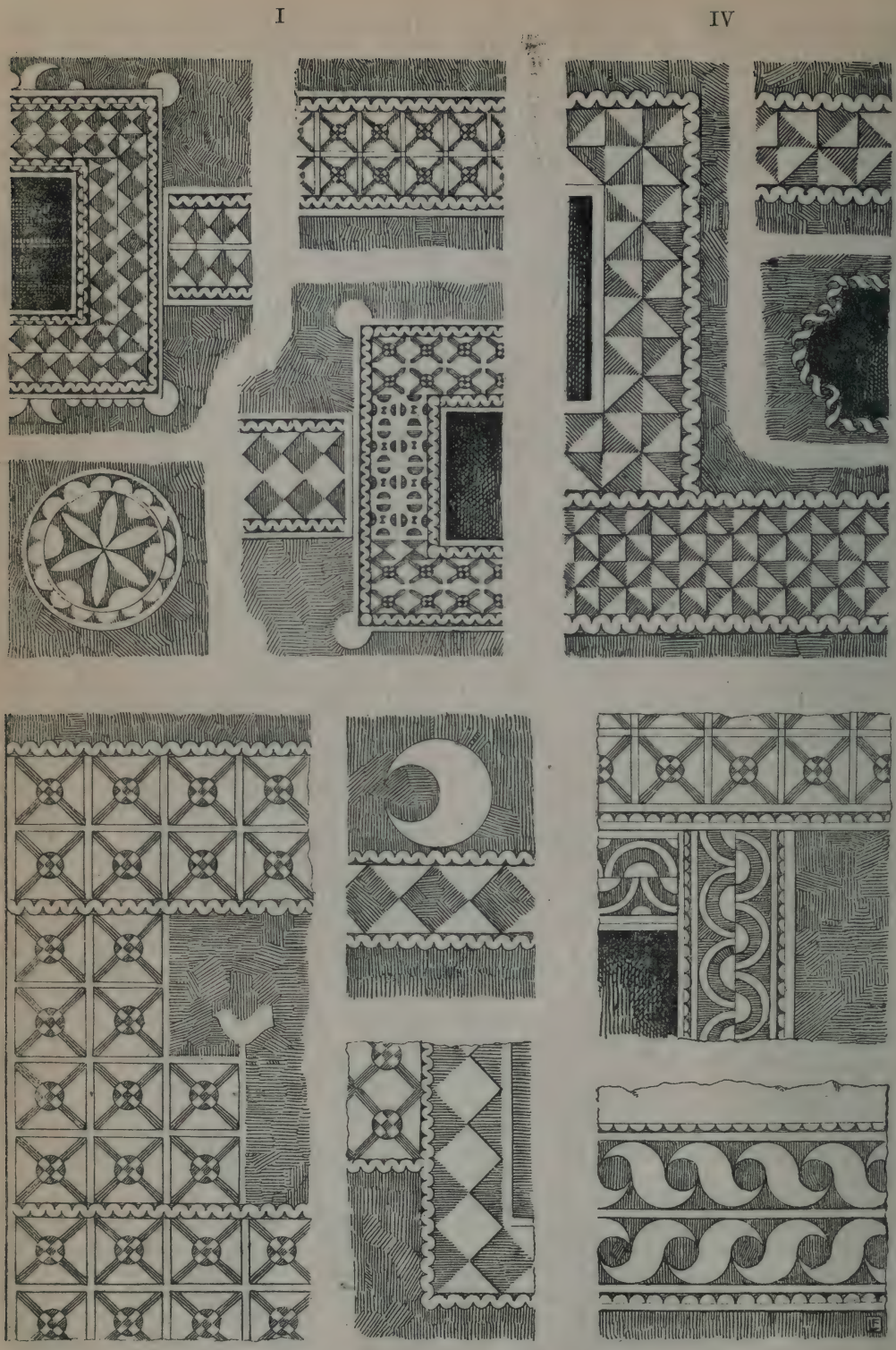


Abb. 3: **Sgraffiten aus Oberösterreich.**
Nach Lichtbildaufnahmen von Dr. G. Guggenbauer (Linz) gezeichnet von Franz **Lehrer** (Linz).
Vgl. Seite 41.

aus zierliches und auch reiches Bild. Nicht immer natürlich treffen wir bei Bauernhäusern eine so üppige Verzierungsart an. So ist unter vielen anderen, um nur ein bisher literarisch noch nicht bekanntes Beispiel zu nennen, die Sgraffitoausstattung des Hauses Nr. 152 in Hofern bei Schlierbach, soweit sie nach den geringen sichtbaren Resten zu beurteilen ist, während das meiste noch unter der Tünche steckt, bedeutend einfacher gehalten. Aber auch diese einfachen Beispiele sollten nicht unbeachtet bleiben und der Vernachlässigung anheimfallen, weil sie uns im Zusammenhange mit den anderen ein umso mehr belebtes Bild von der Schmuckfreudigkeit der Bevölkerung unseres Landes in früheren Zeiten geben und einen ornamentalen Formenschatz erhalten haben, den wir sonst an anderen Gegenständen nicht wiederfinden.

Anmerkungen:

[1]) Siehe Hans Tietze „Neu entdeckte Sgraffiti in Krems" im kunstgeschichtlichen Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der kunsthistorischen Denkmale. II. Bd. (1908), Sp. 123. — [2]) Siehe Dr. G. Guggenbauer: Zur Volkskunde Ober-Oesterreichs in den Mitteilungen des Staatsdenkmalamtes, Bd. 1 (1919), S. 36. — [3]) Abbildung „Heimatgaue", 1. Jg., S. 68. — [4]) Erwähnt bei Guggenbauer, a. a. O. — [5]) Siehe A. Czerny, Kunst- und Kunstgewerbe im Stifte St. Florian, S. 122, Anm. 1.

Dr. Oskar Oberwalder
(Linz).

———

Volkskundliche Sammeltätigkeit.

Die Heimatgaue haben die grundsätzliche und planmäßige Aufsammlung der volksmäßigen Ueberlieferung unserer Heimat immer wieder durch ihre Beiträge betont — eine Aufsammlung, die nicht Selbstzweck bleiben darf, sondern zu einem Gesamtbild hinsteuert, das die Grundlage einer wissenschaftlich begründeten Darstellung bilden kann.

Reste aus heidnischen Tagen stehen neben Volksgut, das erst in und aus christlichem Geiste geschaffen wurde; Erscheinungen, die im Flusse der Entwicklung von ihren ursprünglichen Grundlagen abgekommen sind, neben junger in ihrem ganzen Werden noch klarer Ueberlieferung. Zur Besonderheit der Landschaft und des Stammes, zum Pulsschlag der engeren Heimat gesellen sich Vorstellungen und Gepflogenheiten, die sich auch in vielen anderen oder in allen deutschen Landen finden. Manches im Gesamtbilde der Ueberlieferung führt aber über die Grenzen des deutschen Sprachgebietes hinaus zu anderen Ländern und Völkern und gibt tiefschürfendem Vergleich ein reiches Stoffgebiet.

Nur Sammelergebnisse voll Genauigkeit, Gründlichkeit und Echtheit können derlei Zusammenfassungen und Erörterungen ermöglichen. Es handelt sich um eine Mosaikarbeit, bei der auch das kleinste Steinchen nicht vergeblich, sondern am rechten Platze wichtig ist. Einen Ueberblick geben die den Mitarbeitern bekannten und von mir erhältlichen Uebersichtsbogen „Volkskundliches Sammeln", zu denen in den nächsten Wochen eine nähere Uebersicht über Bräuche und Sagen hinzukommt.

Der Wert derartiger Aufzeichnungen hängt ab von ihrer Genauigkeit in jeder Hinsicht. Die Wiedergabe der Ueberlieferung, die volkskundliche Beobachtung bedarf der Treue, diese verträgt nicht Aenderungen und Zusätze, zu denen die nähere Betrachtung oft anregen mag, die aber, wenn sie nicht kenntlich gemacht sind, das echte Volksbild nur verwischen. Ueberlieferungsort und -Art, sowie der Gewährsmann sind nichts weniger als nebensächlich. Zugesellen muß sich auch das Streben nach möglichster Vollständigkeit aus dem Bewußtsein heraus, daß nicht das Merkwürdige und Absonderliche, sondern das Herkömmliche, das allgemein Uebliche Beobachtungsgegenstand ist. Nicht vom Einzelschicksal will die Volkskunde erzählen, sondern vom Vätererbe, vom Volkseigentum und von Heimatbindung in Seele und Ausdruck des einzelnen. Nicht beirrt soll die Sammelarbeit durch den Gedanken werden, ob ihr Inhalt wissenschaftlich schon bekannt und verwertet ist. Die Einstellung der Sammelergebnisse in den Zusammenhang bisheriger Forschung darf nicht als Hemmung die Sammelfreude eindämmen, sondern gehört in den Mühenkreis der Verwertung und Bearbeitung. In irgend einer Hinsicht Neuland ist dabei jede ernste Beobachtung, die den angedeuteten Forderungen gerecht wird. Sie ist zumindest ein Baustein zur Heimatkunde, muß aber in den Gesamtbau unserer Heimaterkenntnis eingereiht wer-

den. Aufzeichnungen, die in der Mappe des Sammlers bleiben oder unbenützt im Orts- oder Vereinsarchiv verstauben, verhindern die volle krönende Auswirkung der Arbeitsmühe, da sie nicht zur Eingliederung kommen. Durch die Heimatgaue und die zu Weihnachten beginnenden Beihefte ist sie ermöglicht.

Vor allem können die beiden Landessammlungen der Sitten und Bräuche und unserer Sagen nur als gemeinsames Werk als derer entstehen, denen es vergönnt ist, dem Ueberlieferungsbronnen unserer Heimat zu lauschen. Ich bitte darum alle bisherigen und neuen Helfer, Beiträge jeden Umfangs zur Ergründung der Heimatüberlieferung einzusenden. Die Namen und der Anteil der Mitarbeiter wird ausgewiesen, sofern nicht, wie es bei volkspsychologischen Beobachtungen hie und da verlangt wurde, der Name ungenannt bleiben soll.

Linz, Wurmstraße 15 a.

Ostermontag 1922.

Dr. A. Depiny.

Heimatbewegung in den Gauen.

Das Hallstätter Ortsmuseum.

In einer terrassenförmigen Gartenanlage, die sich an den Hallberg anlehnt, liegt ein Jahrhunderte altes, malerisches, mit Epheu umranktes Gebäude — das Hallstätter Ortsmuseum. Seine Gründung fällt in das Jahr 1884, und der Schwerpunkt seiner Sammlungen liegt in den prähistorischen Funden, die bei den Ausgrabungen im Keltischen Gräberfelde, das sich 350 Meter über dem Spiegel des Hallstätter Sees befindet, gemacht wurden. Schon um das Jahr 1710 hat man in der Nähe des heutigen Bergverwalterhauses, des Rudolfsturmes, ein Keltengrab aufgefunden, enthaltend ein halbvermodertes Skelett und einen Spieß. Aber erst vom Jahre 1847 an, wurden auf Anregung des damaligen Bergmeisters Johann Georg Ramsauer nach den Weisungen des Wiener Münz- und Antiken-Kabinettes systematische Ausgrabungen im Keltischen Leichenfelde vorgenommen und eifrig bis zum Jahre 1864 fortgesetzt, mit einem so bedeutenden Erfolge, daß bis zu diesem Zeitpunkte bei 1000 Gräber aufgedeckt waren mit einem reichen Inhalte von Skeletten, Leichenbränden, Waffen, Werkzeugen und Schmuckgegenständen, der jüngeren Bronzezeit und älteren Eisenzeit angehörend, also einen Zeitraum umfassend, den wir mit dem Namen Hallstatt-Periode zu bezeichnen pflegen. Im Jahre 1864 war ein großer Teil des Totenfeldes so ziemlich erschöpft, es ist ein Stillstand in den Ausgrabungen eingetreten und erst wieder in den Jahren 1871—1877 hat das oberösterreichische Landesmuseum Francisco-Carolinum in einem noch nicht durchforschten Teile Grabungen vornehmen lassen und in den Jahren 1877 und 1878 gleichfalls der berühmte Geologe Ferdinand v. Hochstetter, damals Direktor des Naturhistorischen Museums in Wien. Die Funde aus den Gräbern sind größtenteils in das seinerzeitige Münz- und Antikenkabinett und von dort in das Naturhistorische Museum nach Wien gewandert, ein Teil auch in das oberösterreichische Landesmuseum nach Linz und leider auch ein nicht unbeträchtlicher Teil in das Ausland oder in den unrechtmäßigen Besitz von Privaten. Um nun diesen letzteren Teil wieder für den Ort Hallstatt zurückzugewinnen und hier festzuhalten, gegebenen Falles auch noch durch weitere Ausgrabungen zu vermehren und das Ganze in einem neuzuschaffenden Museum zu vereinigen, haben sich im Jahre 1884 auf Anregung des damaligen Bürgermeisters und Gasthofbesitzers Franz Karl Seeauer[1]), seines Sohnes Karl Seeauer, des jetzigen Besitzers des Hotels Kaiserin Elisabeth in Bad Ischl, mehrere Hallstätter Persönlichkeiten zusammengetan und den Hallstätter Museal-verein gegründet. Der Anfang war gemacht. Nun handelte es sich darum, für die zu erwerbenden Gegenstände entsprechende Räumlichkeiten aufzutreiben. Da sprang die Gemeinde Hallstatt hilfreich ein. Sie erwarb nämlich von den Erben eines Wiener Malers ein sehr altes, romantisch gelegenes, zwei Stockwerke hohes Haus, das den großen Brand vom Jahre 1750 überdauert hat, und stellte es dem Musealvereine zur Verfügung. Umbau und innere Einrichtung kosteten 5000 Gulden, die durch die Opferwilligkeit der Mitglieder, durch Zuwendungen der Gemeinde Hallstatt, der Sparkassen von Bad Ischl und Linz, des Ministeriums für Kultus und Unterricht und durch die Spenden von Privaten aufgebracht wurden. Und nun, da der Musealverein ein Heim auf-

zuweisen hatte, ging es an die Arbeit. Verschleppte Funde wurden zurückerworben, auch sonst Merkwürdiges an alten Möbeln, Waffen, Kleidungsstücken, Münzen usw. angekauft, eine geologisch-paläontologische Sammlung durch Erwerbung von Petrefakten angelegt und endlich auch neue Ausgrabungen im keltischen Leichenfelde veranstaltet, die so vom Glücke begünstigt waren, daß noch 28 Gräber aufgedeckt wurden, die eine reiche Ausbeute an Skeletten, Bränden, Schmuckgegenständen, Waffen und Werkzeugen ergaben. Auch im Echerntale ließ der Musealverein Grabungen vornehmen, man stieß auf die Mauern alter römischer Gebäude und legte eine römische Grabstätte mit 20 Skeletten bloß. Hiebei wurden Waffen, Schmuckgegenstände und hauptsächlich römische Münzen aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. vorgefunden. Die Frucht die-

ser zielbewußten Arbeit sind die Sammlungen des Hallstätter Ortsmuseums. Ein ganz besonderes Verdienst um die neue Schöpfung hat sich neben den Gründern des Musealvereines der erste Kustos des Hallstätter Museums, Isidor Engel, Obersteiger der Salinenverwaltung Hallstatt, erworben. Ein einfacher Mann, ohne größere Vorbildung, als sie die damalige Volksschule zu geben vermochte, hat er sich mit eisernem Fleiß und unendlicher Liebe dem Museum gewidmet und seine freie Zeit fast ausschließlich dazu verwendet, die Sammlungen zu vermehren, zu ordnen und sie auf die heutige Höhe zu bringen. Von ihm rührt auch der erste „Führer durch das Ortsmuseum von Hallstatt" her[2]), sowie eine große Anzahl von Originalzeichnungen von Funden, die schon vor der Gründung des Musealvereines gemacht, jedoch unmittelbar

an das Kunsthistorische Museum in Wien geschickt worden sind. Er ist auch der Verfasser einer Chronik von Hallstott, eines mit großem Fleiße zusammengestellten Werkchens, dessen einziges Exemplar sich im Besitze des Museums befindet. Er ist vor einigen Jahren hochbetagt gestorben, es wird ihm der Hallstätter Musealverein immer ein ehrendes Angedenken bewahren.

Und nun zu den Sammlungen. Treten wir durch das gewölbte, schmale Eingangstor in das Erdgeschoß, so kommen wir rechts in zwei Räume, in denen die geologisch-paläontologische Sammlung untergebracht ist. Sie ist nicht sehr reichhaltig, enthält aber große und schöne Exemplare von Petrefakten, hauptsächlich Amoniten aus der untersten Schichte der Juraformation, dem Lias und einen systematischen Aufbau des Dachsteingebirges mit den Teilformationen der alpinen Trias bis zum oberen Dachsteinkalk. Außerdem sind noch eine Zusammenstellung der im Hallstätter Salzlager vorkommenden Salzgattungen, sowie Ueberreste von Tierfellen, Riemen und gewebten Stoffen aus der Zeit des keltischen Grubenbaues vorhanden, die im ausgelaugten Salzgebirge (Heidengebirge) gefunden wurden. Auch eine kleine Mineraliensammlung zur Vervollständigung des Ganzen findet sich hier vor. Die Sammlung wird geschmückt durch die Bilder des berühmten Erforschers des Dachsteingebietes Dr. Friedrich Simony und des verstorbenen Steinschleifers Vinzenz Riezinger (vulgo Friedl Zenzl), von dem der größte Teil der ausgestellten Petrefakten herrührt. Im ersten Stockwerk ist in zwei Räumen die Hauptsammlung des Museums untergebracht, nämlich die Funde aus den Gräbern des keltischen Leichenfeldes am Salzberg und der römischen Ansiedlungen im Echerntale. Im ersten Raume befindet sich in gläsernen Kasten der Inhalt von 3 Keltengräbern und eines Römergrabes mit Skeletten, Bränden, Waffen und Schmuckgegenständen, im zweiten Raume, in Vitrinen, eine wissenschaftlich geordnete Zusammenstellung von Werkzeugen, Waffen, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen aus der jüngeren Steinzeit, der Bronzezeit, der Hallstatt- und La-Tene-Periode und der römischen Zeit. An den Wänden hängen Originalzeichnungen des verstorbenen Kustos Isidor Engel von Funden, die unmittelbar entweder in den Besitz des Naturhistorischen Museums in Wien oder des oberösterreichischen Landesmuseum in Linz übergegangen sind. Die Ordnung und Einteilung der hier ausgestellten Funde auf wissenschaftlicher Basis verdankt der Musealverein Dr. Adolf Mahr (Wien), der sich nicht nur in selbstloser Weise dem Ordnen dieses umfangreichen Materiales unterzogen, sondern auch einen Katalog der prähistorischen Funde und der Funde aus der Römerzeit verfaßte.[3])

Der übrige Teil der Sammlungen ist zumeist volkskundlich. Im Zwischenstocke befindet sich eine Hallstätter Arbeiterwohnstube mit Einrichtungsgegenständen, im zweiten Stockwerke und den Dachgiebelräumen ein Hallstätter Bürgerzimmer, gleichfalls mit Einrichtung, dann alte Waffen, Musikinstrumente, Werkzeuge, Kleider, Urkunden auf Pergament, altes Porzellan und endlich eine Münzensammlung, für deren Ordnung der Musealverein Direktor Merkowitz, Chef des Großhandels- und Bankhauses Riegler & Comp. in Graz, einem hervorragenden Numismatiker, zu großem Danke verpflichtet ist. Als Sondersammlung befinden sich hier auch malaiische Waffen und Erzeugnisse aus China und Japan, die Korvettenkapitän Wilhelm v. Sattler, seinerzeit von seinen Weltreisen zurückgebracht und dem Hallstätter Museum zur Verfügung gestellt hat. Beim Verlassen des zweiten Stockwerkes begrüßt uns noch das Modell der Kapelle am Karlseisfelde, das vom Erbauer derselben, Maurermeister Johann Georg Zauner in Hallstatt dem Museum gewidmet wurde.

Für die Erhaltung des Museum- und die Führung der Geschäfte sorgt ein aus der Mitte des Musealvereines gewählter Vereinsvorstand, bestehend aus einem Präses, einem Kustos, einem Kassier und 3 Ausschußmitgliedern. Dem Kustos obliegt die Beaufsichtigung der Sammlungen, ihm ist ein Museumdiener beigegeben. Die zur Erhaltung des Museums erforderlichen Mittel bestehen zum größten Teile aus dem Erlöse von den Eintrittsgeldern und den Beiträgen der Mitglieder und nur zum geringen Teile aus Spenden und Zuwendungen. Eine Ausnahme hievon macht das heurige Jahr, da anläßlich der Hallstätter Zusammenkunft vom österreichischen Bundespräsidenten dem Museum 1000 Kr. gespendet wurden. Der Besuch des Museums war im heurigen Jahre ein ganz außerordentlich starker, es haben bis

Ende August etwa 8000 Personen das Museum besucht, darunter in Begleitung ihrer Lehrer ungefähr 1200 Schüler, denen auf Ansuchen freier Eintritt bewilligt wurde.

Die ungünstigen Zeitverhältnisse machen es dem Musealvereine unmöglich, an eine Vergrößerung seiner Sammlungen zu denken, da seine Einnahmen ausschließlich dazu verwendet werden, um die bestehenden Anlagen zu erhalten. Hoffentlich ist es bald wieder möglich, über die Bestandsicherung hinaus an Ausbau und Erwerbung ideeller Güter zu denken.

Anmerkungen:

[1]) Das Geschlecht der Seeauer reicht bis in das 14. Jahrhundert hinauf. Sie waren die Schöpfer ausgezeichneter Wasserbauten im Salzkammergute und scheinen sehr tüchtige Ingenieure gewesen zu sein, die wahrscheinlich an der berühmten Universität zu Padua studiert haben. Schon im Jahre 1416 ließ Herzog Albrecht V. durch einen Stephan Seeauer den Traunfall zuerst schiffbar machen und im Jahre 1503 erhielten die Brüder Thomas, Sigmund und Albert Seeauer von Kaiser Max I. für ihre Verdienste einen Wappenbrief. Auf diese Linie führt Herr Karl Seeauer, Besitzer des Hotels Elisabeth in Bad Ischl, seine Abstammung zurück. Einer ihrer berühmtesten, einer anderen Linie angehörend, war Thomas Seeauer (1500—1610), der Alte genannt, weil er 110 Jahre alt geworden ist. Er war der Erbauer der Klause am Hallstätter See bei Steeg, er hat den Traunfluß umfassend reguliert, insbesondere den „wilden Lauffen", eine Stromschnelle in der Traun beim Markt Laufen, und hat endlich den Traunfall bei Gmunden wieder schiffbar gemacht, hiedurch die ungehinderte Ausfuhr des Salzes auf dem Wasserwege ermöglicht, und auf diese Weise einen Nutzen von Millionen dem Lande verursacht. Thomas Seeauer wurde auch zur Regulierung der Moldau nach Böhmen berufen. Für seine Verdienste ist er in den Adelsstand erhoben worden und seine Nachkommen in den Freiherrn- und Grafenstand. Er ist in der Pfarrkirche zu Goisern begraben, wo ein Epitaph Zeugnis von seinem Wirken gibt. — [2]) Isidor Engel, Katalogisierter Führer durch das Ortsmuseum in Hallstatt. Hallstatt 1904. — [3]) Adolf Mahr, Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. Wien 1914. (Georg Kyrle, Materialien zur Urgeschichte Oesterreichs. 1. Serie, 1. Heft.)

Ing. Julius Kunz,
Kustos des Hallstätter Musealvereines.

Musealverein „Lauriacum" in Enns.

Die ordentliche Vollversammlung wurde am 11. Jänner 1921 abgehalten, zu der sich eine große Anzahl der Mitglieder eingefunden hatte. Im Tätigkeitsberichte führte der Vereinsobmann Dr. Josef Schicker aus, daß sich immer mehr ein Erstarken des Heimatsgedankens durch Zusammenschluß bemerken lasse, der Mitgliederstand hat sich im Jahre 1921 um 66 neue Mitglieder vermehrt, so daß er am Jahresende 231 betrug. Aus Dank für die ehrenvolle Obsorge, die das Museum den glanzvollen Erinnerungsstücken des oberösterreichischen Reiterregimentes der Vierer-Dragoner angedeihen läßt, sind auch die beiden Söhne des ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand und wiederum mehrere ehemalige Offiziere des Regimentes dem Vereine beigetreten, zum Teile mit sehr großen Spenden. Der Maler Hans Götzinger spendete von seiner 3. Ennser Bilderschau wieder den ergiebigen Eintrittserlös und räumte dem Verein die Wahl dreier Bilder und das Nachbildungshonorar für Herstellung von neuen Ennser Künstlerkarten ein (Ennsberg, St. Laurenzkirche, Stiegengasse). Im vergangenen Jahre erschien das „Türmerstübchen" und „Mauthausen", zwei Karten folgen noch im Frühjahr. Das Heeresministerium überließ dem Museum von den laut Friedensgebot zur Vernichtung bestimmten Kriegswaffen eine Reihe verschiedener Gewehre (Muster von 1867 bis 1914) unter entsprechenden Sicherungen. Für eine Geschichte der Stadt konnte der Obmann recht ausgiebig die zahlreichen Archivalien des ehemaligen Stadtarchives Enns aus der Wiener Nationalbibliothek und dem österr. Staatsarchive benützen. Aus der vor kurzem erschienenen Gedenkschrift zum 25jähr. Bestande des oberösterr. Landesarchives brachte er die Tatsache vor, daß Kaiser Maximilian bei Einrichtung der Hauptverwaltung der niederösterreichischen Ländergruppe, d. i. Niederösterreich, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain i. J. 1501 zuerst Enns als Sitz der Behörde, später Linz, ausersehen hatte. Vielleicht hängt damit zusam-

men, daß die Stadt Enns, nachdem Linz schon 1497 eine Donaubrücke erbaut hatte, nunmehr im Jahre 1501 mit Erlaubnis des Kaisers ebenfalls eine Brücke über die Donau errichtete, die vom Tabor hinüber nach Mauthausen oberhalb der Feste Pragstein (erbaut 1491) führte. Erwähnenswert ist hiebei übrigens, daß jetzt erst durch Abschluß dieser umfassenden Regierungsneuerungen im Jahre 1502 die Selbständigkeit der Landschaft ob der Enns errungen wurde als einer von jener Oesterreichs unter der Enns nun abgetrennten Körperschaft der Stände unseres Heimatlandes ob der Enns. Für die römische Sammlung wurde das Töpfernamenverzeichnis nach den ausgezeichneten Bildwerken von Ludowin vollendet. Die Terra-sigillaten Lauriacums sind darnach als Handelsware aus den ausgebreiteten Töpferwerkstätten zumeist germanischer Meister von Tabernae Rhenanae (Rheinzabern) aus der Zeit von 150 bis über 200 n. Chr. festgestellt, nur wenige Stücke aus Heiligenberg (120—150 n. Chr.) und Westerndorf (nach 200) machen Ausnahmen in diesem engumschriebenen Kreise germanischer Werkstätten; sie sind die letzten Ausläufer in der Herstellung dieser prächtigen roten Töpfererzeugnisse, während die ursprünglichen Stätten in Oberitalien waren und dann in Gallien nord- und ostwärts vordrangen. Die Versammlung stimmte sehr beifällig zu, daß der Ausschuß das Vereinsvermögen und den Bauschatz für Denkmalbrunnen vor der gänzlichen Geldentwertung zu retten sucht durch beständige große Auflage von Ennser Künstlerkarten und derartige Vermögensanlage. Bei der Ergänzungswahl wurden dieselben Ausschußmitglieder wiedergewählt. Der Obmann hob die besonderen Verdienste seines Stellvertreters, des Schuldirektors Franz Hasenleithner, sowie des Säckelwartes Bank-Vizedirektors Josef Nather für die genaue Buchführung hervor. Zum Schlusse dankte der Bürgermeister Michael Haberkeitner dem Ausschusse für die musterhafte und gedeihliche Fortentwicklung des Museums. Sch.

———

Heimatbund Eferding.

Infolge der hohen Papier- und Druckkosten muß der Plan eines „Führers durch Eferding" und einer „Bezirkskunde von Eferding", zu der durch Hw. Benefiziaten M. Ecker, Dr. Zötl und Fr. Vogl viele Beiträge zusammengestellt sind, hinausgeschoben werden. Und wie notwendig wäre doch gerade eine Bezirkskunde nicht nur für Lehrer, Geistliche, Beamte, sondern für alle, die Sinn und Verständnis für Heimat und Bodenständigkeit haben.

In der durch den Heimatbund vermittelten Ausstellung von Städtebildern, die das österr. Volksbildungsamt wandern läßt, hielt Baurat Ing. Julius Schulte einen Einführungsvortrag über die Technik der Darstellung und die Entwicklung des Städtebaues. Der Besuch der Ausstellung war leider schwach, zahlreichen Zuspruch dagegen fand eine Ausstellung von Aquarellen, Federzeichnungen und Motiven aus dem Städtchen, seiner baumreichen Umgebung und den waldumsäumten Höhen von dem Künstlerpaar Professor Kenne aus Wien und den heimischen Kräften Professor Ritzberger und Lehrer Schmoller. Im Ausstellungsraum legte der Heimatbund Ansichten von Burgen und Schlössern des Donautales nach Merian und die dem 15. und 16. Jahrhundert angehörigen Stadtrechte des städtischen Archivs auf.

Die Stadtgemeindevertretung Eferding übertrug 1920 dem um den Heimatschutz verdienten Architekten Baurat Schulte die Ausarbeitung eines Bebauungsplanes der Stadt, in dem sich Zweckmäßigkeit und Schönheit, angepaßt der Eigentümlichkeit der Landschaft vereinigen sollen. Die Frage der Bebauung wurde von Herrn Schulte auch an der Hand von Entwürfen in der Siedlungsgenossenschaft „Eigenheim" erörtert. Ueber „Heimatschutz und Siedlungsbauten" erschien im „Gemeindevertreter" eine Abhandlung des Vereinsobmannes Vogl. Wann wird Oesterreich ein neues Baugesetz im Sinne der Heimatschutzbestrebungen erhalten und wann werden gesetzliche Ortsbestimmungen dafür sorgen, daß das alte Stadtbild, der trauliche Eindruck dieses oder jenes Ortes erhalten werden muß? Um den Sinn für gediegene Heimatkarten zu wecken, zeichnete Professor Ritzberger bisher unverwendete Motive aus stillen Eferdinger Gäßchen und Winkeln für Ansichtskarten. Vor Jahresfrist unternahm der Verein Schritte gegen die geplante Abholzung des herrlichen Donauparkes in Aschach, sowie gegen Verschleppung von Kunstgegenständen. Die Ergänzung und Erweiterung des Museums ist leider durch die Not der Zeit zum Stillstand gekommen.

Im kleinen wie im großen gilt unsere Forderung: mehr Idealismus Berufener, nachdrücklichere Förderung Hilfekräftiger, mehr Gemeinsinn aller, ein festes Zusammenstehen im österreichischen Vaterlande, dann wird Heimatsinn und Heimatschutz erblühen.

Fr. Vogl (Eferding).

Alt-Freistadt.

Der Heimatbund Alt-Freistadt, über dessen Gründung im Hornung 1921 die Heimatgaue (2. Jg. S. 132) berichteten, kann auf ein reiches Arbeitsjahr zurückblicken, das der Heimatforschung und der Werbung für Heimatpflege gewidmet war. Im Brachmond 1921 leitete Dr. A. Depiny im Rahmen des Heimatvereines eine Arbeitsgemeinschaft, in der er die Lehrer in das Wesen des deutschen Märchens einführte. Im Sommer folgte ein zweiteiliger Lichtbildervortrag über Alt-Freistadt und seine Umgebung (Lehrerin Trude Ruhsam, Hauptlehrer Gmainer), und ein Vortrag über Freistädter Orts- und Familiengeschichte von Universitätsprofessor Dr. Rudolf Scharizer. Die Zeit des dreißigjährigen Krieges in Freistadt behandelte im Christmond Hauptlehrer Gmainer auf Grund von Quellenstudien. Im Ostermond hielt Professor Dr. Fr. Hofer einen Vortrag mit Lichtbildeinlagen über den ersten Bauernkrieg, zwei weitere Vorträge werden den 2. und 3. Aufstand behandeln.

Bei seiner Weihnachtsfeier bot der Verein auch ein altes bodenständiges Weihnachtsspiel, das Kinder zur Darstellung brachten. Im Fasching wurde Hans Sachs in seinen Fastnachtsspielen vorgeführt.

Durch eine heimatkundliche Bücherei, die bereits im Entstehen ist, will der Verein den Heimatgedanken hinaustragen und verbreiten. Er strebt auch eine gegenständliche Sammlung als Ortsmuseum für das östliche Mühlviertel an. Der Grundstock dazu ist bereits gelegt.

Vor kurzem trat in dem Rahmen des Heimatbundes eine Arbeitsgemeinschaft von Lehrern zusammen. Sie will durch eifriges Sammeln Wertvolles nicht nur der deutschen Jugend, sondern auch dem ganzen deutschen Volke erhalten.

Trude Ruhsam (Freistadt).

Bernhard Pösinger †.

Von den österreichischen Klöstern ist zuerst Kremsmünster anläßlich seiner 900jährigen Jubelfeier (1677) mit einer Hausgeschichte in die Oeffentlichkeit getreten. Diese „Annales monasterii Cremifanensis" haben den bekannten Simon Rettenpacher zum Verfasser. Hundert Jahre später brachte die Jahrtausendfeier das grundlegende Werk von Marian Pachmayr „Historico-chronologica series abbatum et religiosorum monasterii Cremifanensis". Von dieser Zeit an ist dort eine beinahe ununterbrochene Kette historiographischer Tätigkeit zu beobachten, die aus dem wertvollen Stiftsarchive immer wieder ihre Anregung und Befruchtung erfuhr.

Zu den tüchtigsten Vertretern der Kremsmünsterer Geschichtsforschung wird stets Bernhard Pösinger zählen, der eben jetzt, am 19. Dezember 1921, in der Vollkraft seiner Jahre durch ein Herzleiden seinem reichen Wirkungsfelde entrissen worden ist.

Alois Pösinger wurde am 10. Juni 1877 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes in Sierning geboren. Vom September 1888 an besuchte er durch acht Jahre das Gymnasium des Stiftes Kremsmünster. Die uralte Kulturstätte mit den zahlreichen Denkmälern einer großen Vergangenheit zog den geweckten Knaben in ihren Bannkreis. Am 22. August 1896 trat er als Novize ein und erhielt den Namen Bernhard. In den Jahren 1897—1901 vollendete er in St. Florian die theologischen Studien und feierte am 30. Juli 1901 seine Primiz. Nach einjähriger Tätigkeit als Kooperator in Vorchdorf kam er zur Vorbereitung für das Lehramt in Geschichte und Geographie an die Universität nach Wien, von welcher er nach vier Jahren mit reichem Fachwissen in sein Kloster zurückkehrte. Aus dem Verzeichnis der von ihm besuchten Vorlesungen ersieht man deutlich, daß sein Geist sich am meisten durch die hervorragende Lehrtätigkeit des Prof. Oswald Redlich angezogen fühlte. Wie nachhaltig diese auf ihn eingewirkt hat, davon zeugen seine Veröffentlichungen und seine Tätigkeit im Stiftsarchive. Der Verstorbene begnügte sich nicht, die zur Vorbereitung auf die Mittelschule erforderlichen Vorlesungen und Uebungen zu besuchen, sondern er fand noch Zeit, sich am Institut für österreichische Geschichtsforschung dem Studium der Urkundenlehre und Archivkunde zu widmen. Am 20. Dezember 1905 promovierte er zum Doktor der Philosophie und im Jahre 1907 legte er seine Lehramtsprüfung ab.

Es waren dies die Jahre seiner schwersten Amtspflicht in seinem arbeitsreichen Leben. Pösinger mußte nämlich nach dem jähen Ableben von Prof. Dr. Altmann Altinger im Oktober 1906 den Geschichtsunterricht in den fünf oberen Klassen auf einmal übernehmen und behielt dieses Ausmaß bis zum Jahre 1913 bei, wo er in Professor Dr. Edmund Baumgartinger — diesem verdanke ich die hier mitgeteilten Lebensdaten — einen Berufskollegen bekam. Daß dieser durch das Lehramt stark in Anspruch genommene Mann noch Zeit erübrigte, das Stiftsarchiv, welches ihm im Jahre 1907 übertragen worden war, unseren heutigen Anforderungen

entsprechend auszugestalten und die hiedurch bedingten langwierigen Ordnungsarbeiten ein so gutes Stück vorwärts zu bringen und ferner noch unsere Landesgeschichte durch eine Anzahl trefflicher Abhandlungen nachhaltig zu fördern, zeugt von einer wahrhaft erstaunlichen Arbeitskraft, deren unversiegbarer Jungbrunnen das mit ihm enge verwachsene Stiftsarchiv war. Seine Bodenständigkeit und seine Wirksamkeit als Archivar und Forscher gaben seinem Unterricht von selbst jene heimatliche Grundlage, die heute als neue Errungenschaft zwar laut gefordert, aber noch viel zu wenig geübt wird. Diese schwierige Art des Geschichtsunterrichtes läßt sich nämlich niemals allein aus Büchern holen, sondern verlangt selbständige Forschungsarbeit, die viel zu hohe Anforderungen stellt, um sie als allgemeine Pflicht festsetzen zu können. Pösinger hat es überdies verstanden, die begabteren Schüler für solche Zwecke praktisch heranzubilden. In dieser Hinsicht bilden seine beiden Programmarbeiten über P. Beda Plancks Fluchtreise 1800—1801 und 1805—1806, sowie dessen Stiftschronik aus dem Jahre 1809 (63. und 64. Programm des Obergymnasiums Kremsmünster 1913 und 1914) vortreffliche Beispiele. Diese Tagebuchaufzeichnungen führen uns in die Drangsale der Franzosenzeit unmittelbar hinein und ihrem Werte als anschauliche Geschichtsquelle dieser Zeit entsprechend faßte Pösinger den schönen Entschluß, diese Veröffentlichung anläßlich der Jahrhundertfeier der Befreiungskriege „am Völkerschlachtdenkmal neben den rauschenden Kränzen als kleines Vergißmeinnicht niederzulegen". Als eine Widmung des Gymnasiums war dies eine Schülern und Lehrer gemeinsame Arbeit, indem ein Student die Abschrift des Textes besorgte und der Herausgeber die Uebereinstimmung des Druckes mit dem Originale überwachte und die nötigen Zusätze und Erläuterungen bot. Aus solchem wohlbestelltem Erdreich erwuchs gleichsam von selbst der Studentenbund für Heimatkunde in Kremsmünster, welcher nach dem Berichte dieser Zeitschrift 1, S. 195, im November 1919 gegründet wurde.

Viel wichtiger als die beiden genannten Veröffentlichungen Pösingers waren seine Studien über die älteste Geschichte von Kremsmünster. Mit diesen hat er seine schriftstellerische Laufbahn begonnen. „Die Rechtsstellung des Klosters Kremsmünster 777—1325" war seine Doktordissertation und ist im 3. Jahrgang des Archivs für Geschichte der Diözese Linz (1906) erschienen. Kremsmünster, der natürliche Mittelpunkt des Traun-Enns Gebietes, war von Herzog Tassilo als Agilulfingisches Eigenkloster zu dem Zwecke gegründet worden, um sowohl den umliegenden Boden zu roden und auf diesem Christentum und Kultur zu verbreiten, als auch um in den benachbarten slavischen Siedlungen den germanischen Einfluß zu stärken, auf daß das Grenzland umso fester mit dem bayerischen Herzogtume verbunden werde. Das reich ausgestattete Ordenshaus blieb nach germanischer Rechtsanschauung gleichwohl in vollem Eigentumsrechte des Stifters und nur die unmittelbare Nutzung war dem Konvent überlassen, der hiefür dem Grundherrn im inneren Leben einen gewissen Einfluß einräumen mußte. Nach dem Sturze Tassilos wurde es durch Kaiser Karl dem Großen eine Reichsabtei, blieb also dem deutschen Könige unmittelbar unterstellt. Diese hohe Bedeutung, welche Kremsmünster als einem Grenzkloster zukam, erfuhr einen jähen Niedergang durch die Ungarneinfälle und die gleichzeitigen Säkularisationen der bayerischen Großen, welche zunächst den wirtschaftlichen Ruin des Stiftes herbeiführten und es im Anschlusse daran in die Unterordnung unter das Hochstift Passau brachten, so daß der jeweilige Diözesanbischof zugleich auch Herr des Klostergutes war, wie dies bei den Kanonien St. Florian und St. Pölten und dem Benediktinerkloster Göttweig der Fall war. Diesen Werdegang schildert anschaulich Pösinger in seiner Erstlingsarbeit, welcher eine eingehende Darstellung der einschlägigen Geschichtsquellen vorangestellt ist.

Im engen Zusammenhange mit diesem Abschnitte steht seine Untersuchung „Die Stiftungsurkunde des Klosters Kremsmünster" (Programm des Stiftsgymnasiums 1909). Diese berühmte Urkunde liegt nicht mehr im Originale vor, sondern bloß in drei Abschriften, von denen zwei der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Lonsdorfer Codex und Cod. Hermanns von Niederalteich in München) und die dritte dem Jahre 1302 (Codex Fridericianus in Kremsmünster) angehören. Sie wurde nun zwar im Inhalte wesentlich echt, aber doch formell als unecht oder doch als verunechtet angesehen. Durch ungemein

sorgfältige Untersuchung der vorliegenden Ueberlieferung und genauester Vergleichung des Textes und Formulars sowohl dieser drei Varianten als auch durch deren formelle und inhaltliche Uebereinstimmung mit anderen ziemlich gleichzeitigen Urkunden gelingt es Pösinger, die Echtheit der Gründungsurkunde bis auf einen kurzen Zusatz, der wenig später interpoliert wurde, zu erweisen. Durch diese beiden mühevollen und schwierigen Abhandlungen hat der Verstorbene die älteste Geschichte seines Hauses auf eine feste Grundlage gestellt und damit der Geschichtswissenschaft einen großen Dienst erwiesen. Ebenfalls der Frühzeit seines Klosters entnommen ist seine Veröffentlichung „Ein Kirchenkalender aus dem 9. Jahrhundert im Stifte Kremsmünster" (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Neue Folge, 2. Jahrg., 1912).

Die Betrauung mit dem Amte eines Stiftsarchivars führte Pösinger auf ein anderes Arbeitsfeld. Es war wahrhaftig eine lohnende Wirkungsstätte, die sich ihm da eröffnete. Unter den Stiftsarchiven des Landes ist das zu Kremsmünster nicht nur das wertvollste und reichhaltigste, sondern verdient auch deshalb eine besondere Beachtung, als in ihm zuerst im Lande der Gedanke der Zentralisation, auf welchem die moderne Archivorganisation beruht, wissenschaftlich zum Ausdruck gekommen ist. Freilich ging diese schwierige Arbeit auch in Kremsmünster nicht in einem Zuge; voll verwirklicht wurde diese Idee erst im Jahre 1907. Es war dies die erste große Aufgabe, mit welcher der Verstorbene sein neues Amt verheißungsvoll begann. Nach der umfassenden Wirksamkeit des Hofrichters Benedikt Finsterwalder (gest. 1726) und der grundlegenden Organisation Beda Piringers (gest. 1873) bezeichnet die bewundernswerte Tätigkeit Pösingers den dritten Höhepunkt in der Archivgeschichte dieses Hauses. Die reifste Frucht aller dieser Arbeiten, auf welche an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden kann, ist seine verdienstliche Schrift: „Das Stiftsarchiv Kremsmünster 1302 bis 1912" (Programm des Obergymnasiums Kremsmünster 1912). Aus der geschichtlichen Entwicklung, dem allmählichen Anwachsen der Archivalien und deren jeweiliger Ordnung wird hier Wesen und Eigenart des ihm anvertrauten Institutes aufgezeigt und zugleich eine gute Uebersicht über die vorhandenen Bestände geboten. Auf diese Weise erhält nicht nur der Benützer eine übersichtliche Orientierung über den Inhalt, sondern auch jeder neu eintretende Stiftsarchivar die beste Einführung in sein Amt, die ihm viel Zeit und Mühe erspart. „Möge er zum Dank dafür die vorliegende Abhandlung gelegentlich ergänzen und berichtigen" schreibt Pösinger in dem für seinen bescheidenen Charakter so recht bezeichnenden Vorworte. Neben dem bedeutsamen Buche Czernys „Die Bibliothek des Stiftes St. Florian" wird diese Arbeit Pösingers stets einen Ehrenplatz in der Literatur über unsere geistige Heimatkultur einnehmen, ja noch mehr, auch die benachbarten Länder werden gerade diese Veröffentlichungen für die Entwicklung unseres vaterländischen Schriftwesens immer wieder zu Rate ziehen müssen, da bei ihnen solche Werke noch nicht geschrieben sind.

Seine Tätigkeit im Archive lenkte ihn zunächst auf die Urkunden. Diese hat er nicht nur neu aufgestellt, sondern er wollte ihren Rechtsinhalt wenigstens in Regesten veröffentlichen. Aus dem reichen Inhalte seiner Aufzeichnungen hat er jedoch nur noch einen kurzen Beitrag „Die Dotierung der Wiener Universität 1365—1455" ausarbeiten können, welcher demnächst in den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" erscheinen wird. Der Vollendung sehr nahe ist ein größeres Werk über die Abteisiegel der Kremsmünsterer Urkunden, in welchem 148 Abteisiegel, 5 Privatsiegel und 6 Konventsiegel aus der Zeit vom 12. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit beschrieben sind. Ein derartiges Werk über Klostersiegel liegt überhaupt noch nicht vor, es wäre daher sehr schade, wenn diese Arbeit ungedruckt bleiben müßte.

Neben den Urkunden beschäftigten Pösinger vor allem kunstgeschichtliche Forschungen im Stiftsarchive. Aus dem reichen Inhalte seiner Bestände hat er der Oeffentlichkeit nur mehr den kurzen, aber inhaltlich sehr interessanten Aufsatz „Die Fischbehälter des Stiftes Kremsmünster" vorlegen können, welcher im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift erschienen ist; es war sein Abschiedsgruß an seine Heimat und sein teures Kloster. Die noch vorgefundenen umfangreichen Manuskripte „Künstler und Handwerker in den Kammereirechnungen des Stiftes Kremsmünster, 1500—1800"

und „Die Ritterschüler von Kremsmünster und ihre Porträte" harren noch der verdienten Veröffentlichung. Der wirtschaftliche Niedergang unserer Geisteskultur berechtigt da freilich nicht zu großen Hoffnungen für die nächste Zukunft.

Umfassende Benützung des Materials, gründliche und solide Forschung, gesunde Kritik und einfache, schlichte Art der Darstellung, die nur das eine Ziel kennt, die Wahrheit zu ergründen, zeichnen die Arbeiten Pösingers aus. Sie sind das reine Spiegelbild seines lauteren, liebenswürdigen und bescheidenen Charakters, der wirkliche Ausdruck seiner inneren Wahrhaftigkeit, in welcher Leben und Forschung zu einer Einheit wurde. Man hat nur manchmal den Wunsch, seine Darstellung möge noch öfter verwandte Erscheinungen der historischen Umwelt zum Vergleiche heranziehen, möge Kremsmünster noch mehr in den Beziehungen zur Außenwelt schildern. Auch diese Zurückhaltung ist ein Grundzug seines Wesens: die Abgeschlossenheit der Klosterzelle war seine Welt, in welcher er rastlos tätig war, ohne aber auf äußere Anerkennung Gewicht zu legen. Seine literarischen und archivalischen Arbeiten waren ihm inneres Bedürfnis und fanden eben deshalb in der edlen Form der Betätigung selbst ihren schönsten Lohn. „Mit wahrem Bienenfleiß suchte er all der Quellen habhaft zu werden, die ihm über die Vergangenheit des Klosters irgendwie Aufschluß geben konnten. Er durchstöberte Bibliothek und Archiv, Kirche und Friedhof; er vertiefte sich in die Urkunden und zog die Siegel zurate, er sammelte Inschriften und Weihenotizen aus Chorbüchern und Epitaphien, er durchforschte das Nekrolog vom ersten bis zum letzten Namen, er studierte die Landesgeschichte und las zahlreiche Biographien, um möglichst viele Anhaltspunkte für seine Klostergeschichte zu gewinnen." Mit diesen Worten hat Pösinger in seiner Erstlingsarbeit die Tätigkeit des angeblichen Bernardus Noricus gezeichnet. Dieser Geschichtsschreiber Bernhard von Kremsmünster aus dem 14. Jahrhunderte gehört nach den neuesten Forschungen (Leidinger, Bernardus Noricus in: Sitzungsberichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften 1917) nur der Sage an. Wenn wir die ganze treffliche Reihe der Geschichtsschreiber von Kremsmünster überblicken, so passen diese Sätze Pösingers für keinen besser als für ihn selbst. In diesen schlichten Worten hat er unbewußt seine eigene Tätigkeit auf das trefflichste geschildert. Als der Bernhard von Kremsmünster lebt er in unser aller Gedächtnis fort, als ein erhabenes Beispiel treuer und selbstloser Pflichterfüllung, dessen ganze Wirksamkeit getragen ist von dem Gedanken an das Gemeinwohl und an die Zukunft. Eben deshalb hat er so Tüchtiges und Bleibendes geschaffen! In diesem Sinne ist sein Lebenswerk hochragend wie seine Gestalt, wahrheitsgetreu in innerem Gehalte und prunklos und edel in der Form wie sein ganzes Wesen.

Dr. Ignaz Zibermayr.

———

Konservator Eduard Kyrle †.

In die ohnedies schon stark gelichteten Reihen der Konservatoren und Korrespondenten des Bundesdenkmalamtes für das Land Oberösterreich hat der unerbittliche Tod eine neue, empfindliche Lücke gerissen: Apotheker Eduard Kyrle, der unermüdliche Konservator des Bezirkes Schärding ist am 29. Jänner 1922 im 68. Lebensjahre in ein besseres Leben abgerufen worden. Schon frühzeitig suchte er über seinen akademischen Beruf hinaus seinen Mitbürgern durch öffentliche Betätigung nützlich zu werden und seiner Vaterstadt, wo immer er nur konnte, Vorteile zu verschaffen. Daher trat er bereits im Jahre 1882 in die Gemeindevertretung ein, in der er so ersprießlich wirkte, daß er später zum Gemeinderat, Bürgermeister-Stellvertreter und endlich auch zum Bürgermeister der Stadt berufen wurde. Zahlreich sind die Verdienste, die sich der Verstorbene in diesen Stellungen um das Aufblühen der Grenzstadt am Inn erwerben konnte und auch erworben hat. Dabei ist mit Nachdruck zu betonen, daß er jederzeit darauf bedacht war, nicht bloß die materielle Lage des ihm anvertrauten Gemeinwesens ständig zu verbessern, sondern auch gemäß seinem Bildungsgange den kulturellen Angelegenheiten seiner Verwaltungstätigkeit eine besonders sorgfältige Behandlung angedeihen zu lassen. Das führte ihn dazu, auch die Arena der hohen Politik zu betreten; 1884 entsandten ihn die Industrialorte des Bezirkes Schärding in den oberösterreichischen Landtag, dem er bis 1899 angehörte. Während der Wahlperiode 1891 bis 1897 war er auch als Vertreter des Innviertels im österreichischen

Abgeordnetenhause in Wien erfolgreich tätig. So manche Errungenschaften, an denen die von ihm vertretenen Wahlkreise noch heute zehren, sind die Früchte dieser Tätigkeit des ehemaligen Abgeordneten Kyrle. Der Dank der Mitbürger äußerte sich daher auch durch die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Schärding wie des Marktes Engelhartszell a. D. Wenige Jahre, nachdem die politischen Verhältnisse ihn veranlaßt hatten, seine Tätigkeit wieder auf den engeren Kreis seiner Heimat zu beschränken, faßte er einen Plan, dem er in Zukunft seine volle Arbeit widmete und der den fruchtbringenden Anlaß für eine ganz außergewöhnliche Beschäftigung mit der Geschichte seiner Vaterstadt und des dazu gehörigen Bezirkes wurde. Im Jahre 1904 gab nämlich Kyrle die Anregung zur Gründung einer Schärdinger Musealgesellschaft, die sich zwei Jahre später in den Musealverein umwandelte und die Errichtung des städtischen Museums von Schärding einleitete. Die ständige Ausgestaltung dieser Sammlung sowie die Unterbringung in dem alten Stadtturme, in dem der reiche Inhalt des Museums auch jetzt noch seinen idealen Aufstellungsort besitzt, war Kyrles ganz persönliches Werk, dem er bis an sein Lebensende treu blieb. Dabei war er vom Anfang an darauf bedacht, die durch die Aufsammlung der musealen Gegenstände angeregte oder zum Teil überhaupt erst ermöglichte Erforschung der Kulturgeschichte von Stadt und Bezirk Schärding literarisch zu verwerten, weshalb er die Zeitschrift „Der Sammler" gründete, die als Beilage des Schärdinger Wochenblattes nunmehr bereits durch 17 Jahre hindurch erscheint. Der größte Teil der darin niedergelegten Aufsätze stammte von ihm selbst, doch gelang es ihm auch eine Reihe von anderen Mitarbeitern zu gewinnen, die ihn tatkräftigst unterstützten. Kyrle hat aber auch in anderen Zeitschriften das Wort ergriffen, um die Heimatkunde nach Möglichkeit zu fördern. Es sei hier nur auf seinen Aufsatz „Schärdinger Zinn" verwiesen, der im Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1917 erschien, der eine grundlegende Arbeit auf diesem Gebiete darstellt. Es ist sehr zu bedauern, daß das reiche Wissen, das der Verstorbene um die Geschichte von Schärding besaß, von ihm infolge Ueberhäufung durch andere Geschäfte nicht mehr ausgewertet werden konnte. Durch seine Betätigung am Museum wurde auch im Jahre 1912 seine Ernennung zum Korrespondenten der damaligen k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien veranlaßt, der während des Krieges im Jahre 1917 seine Ernennung zum Konservator des jetzigen Bundesdenkmales für den Bezirk Schärding folgte. Dadurch war dem eifrigen Vorkämpfer für die Erhaltung des historischen Stadtbildes von Schärding wie nicht weniger auch für die ständige stilgemäße Erneuerung des Landschaftsbildes der Umgebung der Stadt der nötige amtliche Rückhalt geboten, um erst recht seiner Liebe zur Heimat und Volk durch die Tat Ausdruck zu verleihen. Zahllos sind die Fälle, in welchen er als Vertreter der staatlichen Denkmalpflege seinen Rat zur Verfügung stellte und, wenn er einmal eingegriffen hatte, nicht locker ließ, bis er sein ihm vorschwebendes Ziel erreicht hatte. Wenn es ihm ein oder das andere Mal nicht gelang oder aus den mannigfachsten Gründen nicht gelingen konnte, so ließ er sich nicht abschrecken, die nächste sich ihm bietende Gelegenheit wieder aufzugreifen und mochte die Sache noch so aussichtslos sein. Dieser Zähigkeit ist es unter anderem auch zu danken, daß die schöne Pappelallee auf der Straße von Schärding nach St. Florian als eine der wenigen im Lande noch erhaltenen, durch entsprechende Nachpflanzungen für die zukünftigen Geschlechter gerettet wurde. Das ist aber nur einer der vielen Fälle, in denen es Kyrle gelang, einen Erfolg zu erringen und der auch nur deshalb besonders hervorgehoben wird, weil gerade Erfolge dieser Art so selten sind.

Wegen seiner hervorragenden Eigenschaften und seines tatkräftigen Wirkens wird die staatliche Denkmalpflege und deren organisatorischer Ausdruck im Lande, das Landesdenkmalamt, den Verstorbenen in der Zukunft nur sehr schwer vermissen. Des ehrenden Gedenkens, das ihm aber von dieser Seite aus ständig gewahrt werden wird, ist er sicher. Es wird um so nachhaltiger sein, je kräftiger der Geist unter seinen Mitbürgern fortwirkt, der ihn aus Liebe zu seiner Heimat nie rasten ließ und dessen Früchte nun erst recht zur Reife kommen mögen.

Dr. Oskar Oberwalder.

1. Tagung der naturwissenschaftlichen Landesmuseen und des naturhistorischen Museums in Wien.

Es war vor allem die Not, die am 13. und 14. April in Linz zum erstenmale die Vertreter der naturwissenschaftlichen Landesinstitute Oesterreichs zusammenführte, um über Mittel und Wege zu beraten, wie dem Rückgange an unseren Landessammlungen Einhalt geboten werden könnte.

Aber auch die Richtlinien für die zukünftige Tätigkeit wurden erwogen. Durch Jahrzehnte, ja oft durch ein Jahrhundert und mehr wurde von Forschern umfangreiches, naturwissenschaftliches Material in den Landesmuseen zusammengetragen, und nun soll die ganze Zeit, die viele Mühe und der Fleiß umsonst aufgewendet worden sein, weil unser arm gewordenes Volk nicht mehr imstande sein soll, die ererbten Kulturgüter zu erhalten? Es ist die Pflicht der Verwalter dieser Güter, sich gemeinsam Gehör zu verschaffen, da in unserer Zeit die Stimme des Einzelnen nur zu leicht nutzlos verhallt.

Wenn nach dem „siebenjährigen Kriege" in Oesterreich und Preußen und nach den napoleonischen Kriegen in den heimgesuchten Staaten vor allem Wissenschaft und Kunst besonderer Förderung sich erfreute, da überall die offiziellen Vertreter deren Pflege als den Grundstein des Wiederaufbaues der betroffenen Staaten erkannten, sind auch die Führer unserer Zeit mehr als je berufen, dies klar zu erkennen und danach zu handeln. Leider aber müssen wir es erleben, daß unsere wissenschaftlichen Institute kaum noch leben können.

Das Wichtigste und Dringendste für die allernächste Zeit ist wohl, daß das naturwissenschaftliche Material, gleichviel ob es sich in den Landessammlungen, dem Staatsmuseum, in Orts- oder Schulsammlungen befindet, erhalten, beziehungsweise konserviert werde. Es muß die Auffassung allgemein durchdringen, daß dieses Material gemeinsamer Kulturbesitz der ganzen Bevölkerung ist, die daher ein Recht und die Pflicht hat, durch ihre öffentlichen Vertreter die Erhaltung und Erschließung dieser Kulturgüter zu verlangen.

Eingehend wurden auch Naturschutzfragen und der Aufbau des Naturschutzes erörtert. Die Wenigsten ahnen was uns diese Bewegung an Werten echter Menschheitskultur zu geben imstande ist.

An Behörden, Aemtern, Vereinen und Museen waren vertreten: die oberöst. Landesregierung (Bundesrat Dr. Schwinner, in Vertretung des Herrn Landeshauptmannes J. N. Hauser), der Landesrat in Oberösterreich, das Bundesministerium für Inneres und Unterricht und d. oberöst. Landesschulrat, vertreten durch L.-Reg.-Rat O. Meiß-Teuffen, die Direktion des o.-ö. Landes-Museum (Dr. H. Ubell), der o.-ö. Musealverein in Linz (Präs. J. Wimmer), das Landesreferat f. d. Volksbildungswesen (Dr. Depiny und Dr. Gärtner), der Heimatschutzverein in Oberösterreich (Landeskonservator Dr. Oberwalder), das naturhist. Museum in Wien, das ornitholog. Museum in Salzburg und alle Landesmuseen mit Ausnahme von Vorarlberg in Bregenz, von wo eine Zustimmungskundgebung vorlag. Die Vertreter waren:

Naturhistorisches Museum in Wien: Hofrat Dr. Lorenz Liburnau.

Graz: Steiermärkisches Landesmuseum: Dr. Adolf Meixner.

Innsbruck: Ferdinandeum. Universitätsprofessor Dr. Adolf Steuer.

Klagenfurt: Naturhist. Landesmuseum von Kärnten: Prof. Dr. Walter Bendl.

Linz: Oberösterr. Landesmuseum: Dr. Theodor Kerschner.

Salzburg: Institut für Vogelkunde: Direktor Eduard Paul Tratz. Städt. Museum: Fachlehrer Hermann Frieb.

Wien: Niederöst. Landesmuseum: Prof. Dr. Günther Schlesinger.

Die wichtigsten Beschlüsse dieser Tagung waren folgende:

Mindestforderungen für die Führung der naturwissenschaftlichen Landesmuseen und deren Ausgestaltung.

Die Sammlungen sind zu gliedern in Schausammlungen und Studiensammlungen.

Jene sollen heimatkundliche und allgemeine Sammlungen umfassen.

Die heimatkundlichen sollen zumindest darstellen:

1. die erdgeschichtliche Entwicklung des Landes und dessen Mineralien und Gesteine;

2. die Flora und Fauna des Landes in systematischer Folge mit biologischer „Aufmachung". (Beschriftung, Legenden, Abbildungen usw.);

3. Besondere Kapitel aus dem Leben der Pflanzen und Tiere, allenfalls ganze heimische Lebensgemeinschaften;

4. Ergänzungssammlungen nach Bedarf, z. B. Fauna der zweiten Mediterranstufe, Hölzer, forstschädliche Insekten u. dgl.

Die allgemeinen Schausammlungen sollen zu mindest bieten:

1. eine stratigraphische Sammlung;

2. die Charakteristik und die Entstehungsgeschichte der Mineralien und Gesteine;

3. die Darstellung der Stammesgeschichte des Pflanzen- und Tierreiches (systematische Sammlungen);

4. die Veranschaulichung von Bau und Leben der Organismen (biologische Sammlungen).

Die Studiensammlungen dienen vornehmlich der heimischen Forschung.

Fühlungnahme der naturwissenschaftlichen Landesmuseen untereinander.

Die naturwissenschaftlichen Abteilungen an den Landesmuseen werden sich über alle wichtigen Angelegenheiten zum Zwecke gemeinsamen Vorgehens am Laufenden halten und durch Tauschverkehr sich gegenseitig fördern.

Naturhist. Staatsmuseum in Wien und naturwissenschaftliche Landessammlungen.

Zwecks Regelung der Beziehungen zwischen den naturwissenschaftlichen Landessammlungen und den naturhistorischen Museen in Wien wird diesem vorgeschlagen:

Das wissenschaftliche Material soll Spezialisten zur Bearbeitung freizügig zur Verfügung gestellt werden.

Die Landesmuseen mögen bei der Bestimmung von Naturalien, so weit hiefür Spezialliteratur und Spezialkenntnis nötig ist, beim naturhistorischen Museum in Wien Unterstützung finden.

Dubletten dortselbst mögen, so weit sie für ein Landesmuseum von Wert sind, diesen nach gepflogenem Einvernehmen der Abteilungsvorstände unentgeltlich überlassen werden.

Umgekehrt werden Dubletten der Landesmuseen über Wunsch des naturhistorischen Museums in Wien an dieses in gleicher Weise unentgeltlich abgegeben.

Landesmuseen und Ortsmuseen.

Das Schicksal der in den Ortsmuseen vorhandenen naturwissenschaftlichen Sammlungen soll von den naturwissenschaftlichen Abteilungen der Landesmuseen aufmerksam verfolgt werden. Es wäre zu versuchen, in jenen Sammlungen, die den Ansprüchen betreffs Erhaltung und Erschließung nicht entsprechen, den Sinn für systematische Konservierungs- und Sammeltätigkeit zu wecken.

Die naturwissenschaftlichen Landessammlungen und die Lehrmittelsammlungen der Schulen.

Für das Verhältnis zwischen Landesmuseum und Lehrmittelsammlungen der Schulen hätten in Zukunft folgende Richtlinien zu gelten:

1. Die naturwiss. Schulsammlungen sollen sich auf die für ihr Gebiet typischen und häufigen Formen beschränken, was auch dem Naturschutzgedanken entspricht.

2. An jeder Bürgerschule soll vom Fachlehrer für Naturgeschichte, der vom Landesmuseum beraten wird, eine Bezirkslehrmittelsammlung eingerichtet werdet.

3. An den einzelnen Volksschulen des Schulbezirkes sollen die Lehrer nach Beratung durch den obgenannten Fachlehrer die Schulsammlungen einrichten, wobei der geologischen und biologischen Eigenart des Bezirkes Rechnung getragen werden möge.

4. Die Vorbedingung für die Durchführung dieser Gedanken ist die museotechnische Vorbildung der Lehrer, die durch Kurse an den Lehrerbildungsanstalten erreicht werden könnte.

In analoger Weise sollten auch die Lehramtskandidaten für Naturgeschichte an den Hochschulen vorgebildet werden.

Naturschutz und Landesmuseen.

Die naturwiss. Landessammlungen erklären die wichtige und dringliche Bewegung des Naturschutzes für ihr unmittelbares Lebensinteresse, da jeder schädigende Eingriff in den Bestand der Naturobjekte die volksbildnerischen, lehrpraktischen und wissenschaftlichen Ziele der Landessammlungen schwer gefährden.

Sie bitten daher die einzelnen Landesregierungen dringlichst, den mit der

Führung der Landesfachstellen für Naturschutz betrauten oder in Beziehung stehenden Landessammlungen diesem Naturschutzzweck entsprechende, ausreichende Mittel zur Verfügung zu stellen.

Die Frage eines Fundgesetzes für Naturobjekte.

Hiezu wurden folgende Gesichtspunkte in Erwägung gezogen:

1. Aufsammlungen sollen nur im Einvernehmen mit den Leitungen der naturwiss. Abteilungen der Landesmuseen erfolgen.

2. Andere gelegentliche Funde unterliegen der Anzeigepflicht an die obgenannten Leitungen.

3. Ueber die Zuteilung der Funde entscheidet in Streitfällen eine paritätische Schlichtungskommission.

Die Ausarbeitung eines Fundgesetzes auf Grund obiger Richtlinien wird für die nächste Tagung zurückgestellt.

Verwaltung und Organisation der naturwissenschaftlichen Abteilungen der Landesmuseen.

Es wurden folgende Grundsätze festgestellt:

1. Die naturwissenschaftlichen Abteilungen müssen in jeder Hinsicht den kulturhistorischen Abteilungen gleichgestellt und beide in wissenschaftlicher Hinsicht von einander unabhängig gemacht werden.

2. Als Mindestforderung hat zu gelten, daß an jeder naturwissenschaftlichen Abteilung der Landesmuseen ein museal-technisch, wo möglich akademisch gebildeter Beamter angestellt werde.

Gründung eines Verbandes der naturwissenschaftlichen Landessammlungen in Oesterreich.

Es wurde die Gründung eines Verbandes der naturwissenschaftlichen Landesmuseen in Oesterreich beschlossen und bis zur nächsten Tagung, die für Ostern 1923 festgesetzt wurde, die naturwissenschaftliche Abteilung des oberösterr. Landesmuseums mit der Führung der Geschäfte betraut.

Dr. Th. Kerschner (Linz).

———

Pfarrer- und Heimatschutz.

Wandert man heute durch unsere Bauerndörfer, dann kann man bald die Erfahrung machen, daß sich da seit Kriegsende vieles geändert hat. Manches alte, trauliche, moosbewachsene Strohdach, das mit seinen gekreuzten Giebeln und den „Roßköpfen" daran aus dem Grün der Bäume herausgrüßte, hat einem neuen nüchternen Ziegeldach weichen müssen, das seinem Nachbar auf ein Haar schablonenmäßig gleicht. Geht man in die vordem so gemütliche bäuerliche Wohnstube hinein, dann geht einem oft ein Fröstеln an. Sie ist fremd geworden, die „Stadt" hat ihren Einzug gehalten. Da neben der alten, geblümten Truhe der Großmutter steht ein Schrank mit einer Spiegeltür. Ueber dem schweren Ahorntisch hängt eine moderne Azetylenlampe, neben dem Haussegen von Mutters Zeiten ein paar nichtssagende Bilder mit schreiend roten Faltpapierrahmen. Die Gemütlichkeit ist fortgegangen, höchstens, daß sie noch an der Ofenbank ein Ausnahmeplätzchen hat, wenn man nicht auch diese entfernt und an ihrer Stelle das Ungeheuer eines Divans an eine Wand gerückt hat. Und könnte man in die Bauernherzen hineinschauen, wohl oft ein ähnliches Bild! Frau Welt hat auch da angeklopft und Einlaß gefunden. Soll das der Anfang vom Ende sein oder nur eine vorübergehende Krankheit, der bald eine umso frohere Gesundung folgt? Eine folgenschwere Frage für jeden Freund des Volkes, vor allem aber für denjenigen, der mitten im Volke lebt, für sein Volk lebt, mit ihm fühlt und meist auch aus dem Volke herausgegangen ist — für den Geistlichen am Lande. In Wort und Tat muß er den Kampf gegen das Ueberwuchern der städtischen Scheinkultur aufnehmen, Heimat und Volkstum schützen. Er wird seine Freude daran finden und einst auch Dank ernten. Wie kann er es nun? Mit sehendem Auge und fühlendem Herzen.

Da liegen auf dem Boden des Pfarrhauses verstaubt und teilweise gebrochen ein paar Engel von einem alten Barockaltar — kein Kunstwerk, aber charakteristisch für die Kunst jener Zeit. Vielleicht können sie in der Kirche irgendwo wieder einen Platz finden und so frohe Heimkehr halten. Vielleicht läßt sich ein Fronleichnamsaltar mit ihnen schmücken. Sie sind da auf ihrem

Platze und ein liebes altes Angedenken hat wieder Heimatrecht in der Kirche. In einem anderen Winkel ruht ein Holzluster von 1820. Als ein Glasluster eingezogen war, hatte er seinem glänzenden Kollegen Platz machen müssen. Freilich, was war das schlichte Altgold gegen den schreienden Glanz der Glaskristalle. Nun ist auch der Nachfolger alt geworden, hat manche Zier verloren, man ist seines unruhigen Lichterspieles überdrüßig geworden und bei irgend einer passenden Gelegenheit kann der liebe Holzluster wieder an seinen alten Platz kommen und man wird sich über ihn freuen. Wie manches alte Bild hängt da in der Kirche. Viele sind davor gekniet und haben ihr Herz ausgeschüttet — nicht der Kunstwert hat es lieb und teuer gemacht, den sucht das Volk nie. Bleibe es darum an seiner Stelle, auch wenn die Kirche renoviert wird. Mancher würde sich fremd fühlen und ein Bild, das vielen zum Trost und zur Freude ist, hat auch seine Daseinsberechtigung. In der Seitenkapelle steht ein altes Holzbild „Unser Herr im Elend", wie das Volk sagt. Ein heimatliebender Pfarrer hat ihm da sein Plätzchen gegeben. Einst stand es in einer Feldkapelle. Wie vielen, die vorüber gingen, hat dieses schlichte innige Bild wohl mehr gesagt, als die Terrakottastatue eines landfremden Heiligen, der heute an seiner Stelle steht, zu dem das vorübergehende Volk in seiner Arbeit und Not aber keinen Anknüpfungspunkt finden kann.

Wir wandern an einem Bauernhofe vorbei. Ein charakteristisches Bauwerk der ganzen Gegend. Generationen eines Bauerngeschlechtes haben darinnen gehaust und dem Haus ihren Geist aufgedrückt und den Geist des Hauses wieder auf sich einwirken lassen. Es war vielen wirklich ein Vaterhaus, den anderen allen bekannt als der „Feichtenhof". Nun ist über den Besitzer die Großmannssucht gekommen, er will ein modernes Haus. Wenn du schon bauen willst, lieber Freund, dann erhalte das Eigenartige deines Hauses. Ein paar aufklärende Worte, die den Stolz und Heimatsinn des Bauern wecken, und das Haus ist gerettet. Manches alte Gerät, alte Bücher und Urkunden liegen in Bauernhäusern. Man schätzt sie nicht, weil man die Anknüpfungspunkte verloren hat. Wie leicht lassen sie sich wieder herstellen. Wenn der Pfarrer selbst mit Liebe und Schätzung von diesen Dingen spricht, ihren Wert ins rechte Licht setzt, dann wird der Altertumskrämer viele Wege umsonst zu machen haben.

Da sitzt die ganze Familie um den mächtigen Haustisch versammelt. Die Frauen arbeiten, die Männer spielen Karten und dann meint einer: „Schrecklich fad is am Land, in der Stadt is unterhaltlicher". Ja gewiß, lieber Landmann, warum hast du so viel von deinen Volkssitten und Gebräuchen einschlafen lassen und wartest nun, bis dir die Stadt einen Brocken ihres Unterhaltungstaumels zuwirft, der dich doch nicht sättigen kann, ja nur dein gesundes Fühlen verdirbt. Erinnere dich deiner geselligen Zusammenkünfte, deiner Spiele und Lieder, deiner Unterhaltungen, Scherze und Gebräuche. Sind sie noch im Gebrauche, erhalte sie und lasse sie ja nicht verrohen, das ist ihr Tod. Sind sie schon teilweise vergessen, erwecke sie zu neuem Leben. Mit Freuden wird die Jugend mittun, wenn sie in der rechten Weise herangezogen wird. Erst im heurigen Advent habe ich die Sitte des Herbergsuchens wieder angeregt und sie hat sogleich Wurzel geschlagen. Ein alter Volksbrauch ist so wieder erstanden. Wir sind zu alten Spielleuten gegangen, und haben die alten Tänze hervorgesucht und heute sind sie schon in die ganze Nachbarschaft gewandert und jeder findet wieder Freude daran.

Hat eine Gegend noch ihre eigentümliche Tracht, dann erhaltet sie. Dann muß aber auch der höher Gebildete Liebe zu ihr haben, sie schützen vor der Stadttracht und wenn möglich selbst tragen, sonst ist sie dem Untergange geweiht.

Oben am Hügel steht eine mächtige, weitästige Buche. Jahrhunderte sind an ihr vorbeigerauscht, Türken und Franzosen und anderes Kriegsvolk unter ihr dahingezogen. Die Dorfbewohner haben als Kinder zu ihren Füßen gespielt, als Männer unter ihrem Schatten Beratung gehalten, als Greise, an sie gelehnt, Ruhe gesucht. Nun hat der Besitzer entdeckt, wie wertvoll das Holz wäre, das der Baum geben kann. Ein Wahrzeichen der Gegend soll dem Mammon zum Opfer fallen. Da macht sich der Pfarrer auf und seinen Worten, vor allem der schlauen Bemerkung: dann wird man ja in der ganzen Gegend sagen, dem Eigenhuber gehe es so schlecht, daß er schon dieses Geld brauche, gelingt es, den ehrwürdigen Baumriesen zu retten.

Soll das Volk seine Heimat lieben, dann muß er sie schätzen lernen, muß sie ihm wirklich Heimat sein, wo es sich daheim fühlt. Wieviel kann nicht da gerade der Priester tun. Wenn er an manchem Winterabend die alten Pfarrbücher und Pfarrurkunden durchgeht, sich in die Geschichte seiner Pfarre vertieft, dann wird all das Gelesene in manchem Vortrag vor den Ortseinwohnern lebendig wieder erstehen. Die Pfarrkirche, die nahe Ritterburg, das Pestmaterl, die Schwedenschanze leben aufs neue ihre Geschichte durch und jeder Dorfbewohner lebt sie nun mit, freut sich der Taten seiner Vorfahren und erzählt freudenvoll den lauschenden Kindern, was Großvater und Urgroßvater einst geleistet, was sich an diese und jene Stätte für Erinnerungen knüpfen. Hat der Pfarrer Zeit, dann kann er alten Bauerngeschlechtern einen Stammbaum verfertigen, kurze Bemerkungen zu einzelnen Vorfahren schreiben und eine Art bäuerlichen Adelsstolz und Adelstugend wird in die Seele des Bauern einkehren, wenn er auf seine Ahnen schaut. Ein solcher Bauer wird kein Stadtläufer werden.

Und sollte mancher Herr Pfarrer über viel freie Zeit und auch Liebe zum Volk und zum Bauernstande verfügen, dann sammle er die Mundart seiner Gegend, bevor sie noch von der ständig vordringenden städtischen Kultur verunstaltet ist, und gehe liebevoll der Volksüberlieferung nach, wie sie sich in Dichtung, Sitte und Brauch, im Volksglauben — kurz im ganzen Leben und Trachten des Volkes offenbart.

Leutpriester nannte das Mittelalter seine Seelsorger. Wir müssen es heute wieder werden: Priester aus dem Volk, mit dem Volk und für das Volk.

L. Teufelsbauer, Pfarrer
zu Kirchau bei Warth, Niederösterreich.

...

Weihnachten 1921 im Heimatland.

Lebendiger als manch anderes Teilgebiet volksmäßiger Ueberlieferung hat sich der Weihnachtsbrauch als volksechte Gepflogenheit erhalten. Als lebender Volksbrauch erwies sich auch heuer wieder — besonders in Ischl — der Glöcklerlauf, der sich aus längst verschollener Dämonenabwehr zu einem geselligen Gemeindefest entwickelt hat. Auch sein völliges Gegenstück, das Sternsingen mit seinem Liederschatz ist nicht erloschen. Pfarrer Hager zu Gurten, dessen Verdienste um die Pflege des alten Brauches die Heimatgaue im 2. Jg., S. 271 f., betonten, ließ im Jänner wieder seine Sternsinger in der Pfarre wandern — sie selbst zur Laute begleitend. Möge sein erquickliches Vorbild Nachfolge finden. Von dieser Sternsingerart weicht der nach Mitteilung Lehrers M. Matthies (Kollerschlag) heuer wieder geübte Umzug im oberen Mühlviertel im ganzen Wesen ab, er ist eigentlich schon ein Stück Fastnacht. (Vgl. A. Oeller, Das Rauhnachtsingen. Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 7. Bd., S. 17 ff.) Der dritte Brauch, den das Volk selbst noch hütet, ist das besonders im Trauntal, vor allem in Ebensee bodenständige Aufstellen der Hauskrippe und das Weihnachtssingen vor ihr. Auch heuer wurden die Krippen und ihre Figuren, Werke alter und neuer Volkskunst wieder hervorgeholt und in den Weihnachtsnächten — im Traunseegebiet besonders am heiligen Abend und in der feisten Rauhnacht — erklangen in der Stube die alten, in ihrer schlichten Innigkeit zu Herzen sprechenden Krippenlieder, die gerade dieser Brauch uns ins 20. Jahrhundert herübergerettet hat.

Neben dem Weihnachtslied, das so dem Familienfest die Weihe gibt, ragt bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein das Weihnachtsspiel, vornehmlich in den Städten und Märkten zu Glanz und in die Breite gediehen. Ein derartiges Ischler Spiel wurde unter dem für die alten Spiele begeisterten und opferbereiten Pfarrer Ferdinand Auböck noch in den Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts immer wieder aufgeführt und geriet erst nach 1870 in Vergessenheit. Es ist uns in einer Ischler und einer Ebenseer Abschrift erhalten, es beginnt mit einem Adam- und Evaspiel und einem Prophetenspiel und bringt aus dem Weihnachtskreise die Herbergssuche, die Verkündigung der Hirten, die Anbetung der Hirten, die Könige vor Herodes, die Anbetung der Könige. In einen Schlußchor klingt das Spiel aus. Den Bemühungen des Ischler Kooperators Achleitner ist es zu danken, daß das Spiel nun wieder aus seiner Verschollenheit gerissen wurde. Am Dreikönigstag wurde es im Rahmen der Veranstaltungen des christlichen Volksbildungsvereines aufgeführt und bekundete seine alte Wirkung auf die Zuhörer. Uebers Jahr soll es in seiner vollständigen Gestalt geboten werden.

(Vgl. „Neueste Post". Gmunden. 11. und 12. Jänner 1922, S. 1 ff.) Ein altes Ebenseer Hirten- und Dreikönigspiel brachte nach einer an Ort und Stelle an der lebenden Ueberlieferung nachgeprüften Handschrift Prof. Dr. Commenda durch Realschüler in Linz zur Aufführung — neben einem dem Andenken Schallers geweihten Weihnachtsliederabend.

Unter den Versuchen, alte Ueberlieferung zum Quell neuer Volksgepflogenheit zu gestalten, muß die Aufführung des alten Adventspieles vom Christkind durch Pfarrer Aschenberger in Wimsbach hervorgehoben werden. Wie bei uns einst Nikolaus, kommt das Christkind, begleitet von Petrus als dem Ankläger und dem Engel Gabriel als dem Fürsprecher der Kinder, verhört, begnadigt und beschenkt die Kleinen. (Vogt Friedrich, Die Schlesischen Weihnachtsspiele. Leipzig 1901, S. 122 ff.) Im Umzug von Haus zu Haus wurde das Spiel am Weihnachtsabend von Kindern aufgeführt. Die Eltern griffen den Gedanken freudig auf und steuerten Gaben zu Christkindleins Rundgang bei. So wurde der alte Brauch zu einem gemeinsamen, wahren Weihnachtsfest des ganzen Ortes. Der gelungene Versuch lehrt, daß es sich nicht gerade um Ueberlieferung, die tatsächlich schon einmal im engsten Heimatkreis beobachtet wurde, handeln muß, wandert doch auch das Volksgut selbst auf mannigfachsten Wegen von Stamm zu Stamm, von Land zu Land. Nötig ist nur, was eben in Wimsbach glücklich zutraf, daß Form und Inhalt des erwählten Volksgutes den Leuten auch im Sondergebiete der engeren Heimat etwas zu sagen vermag und daher in ihrer Seele anklingen kann. Durch die Vermittlung Kooperator Müllers kam das Christkindelspiel auch in der Welser Gegend durch Schulkinder zur Aufführung. Es ist herzlich zu wünschen, daß derlei Versuche nicht für sich allein bleiben, sondern auch anderorts anregen.

Echte Weihnachtsfreude lebt und webt in dem geschilderten Weihnachtsbeginnen. In Stadt und Markt stehen ihm häufig Weihnachts- oder Julveranstaltungen gegenüber, die nichts weiter sind, als belanglose Unterhaltungsabende, wie es ein Dutzend andere im Jahr und Ort auch sind, ohne sich aber den stillen, hohen Namen Weihnachten anzumaßen. Entweder handelt es sich dabei um das Beiwerk zu einer Geschenkverteilung oder um einen bloßen Vergnügungsabend. Aufführungen, die — wie die Zeitungen wiederholt melden — schallende Heiterkeit wecken, die Lachmuskeln auf ihre Kosten kommen lassen, u. dgl., haben wohl mit Weihnachten nichts gemein, ebensowenig ob ihrer Schwierigkeit bewunderte Turnerpyramiden oder volksfremde Reigen, mit denen man die Kinder abplagt, um dann „das gut entwickelte Gedächtnis der Kleinen" anstaunen zu lassen. Die drolligste Entgleisung dieser Art war wohl eine Julfeier mit einem Tanz von Kindern in Rokokokostüm.

Es finden sich aber neben diesen Verirrungen auch wirkliche Berichte von ernstem Streben nach Weihnachtserleben und Heimatkunst, von schlichten Feiern, in denen wirklich der Weihnachtsengel durch die Stube zog.

In diese Reihe gehören die Bestrebungen der Jugendortsgruppen des Landesvereines für Heimatschutz in Oberösterreich, die Volksüberlieferung zum Mittelpunkte der Feier zu machen. Die Mädchenortsgruppe Linz führte das St. Oswalder Spiel (W. Pailler, Krippenspiele, S. 225 ff.) in seinen Hauptteilen auf und umrahmte es nach einleitender Weihnachtsmusik mit heimischen Krippenliedern, die zum Teil der Nachlaßsammlung Schallers (F. Schaller, Hirten-Lieder zur Zeit der Geburt Jesu Christi. Gmunden. [1921]), zum Teil einer vom Musealverein Hallstatt vermittelten Handschrift entnommen waren. Die auf einer einfachen Stilbahn als Heimatabend veranstaltete Aufführung wurde für die Linzer Mädchenbürgerschulen wiederholt. Die Mädchenortsgruppe Ort führte das im Vorjahr von der Linzer Gruppe dargestellte Heanzer Spiel (Sammlung Dr. Depiny) auf und umkleidete es mit Schallers Hirtenliedern. Vorher war schon zur Einweihung einer von der Ortsgruppe erworbenen Ebenseer Krippe das erwähnte Christkindelspiel aufgeführt worden. Die Mädchenortsgruppe Vöcklabruck wählte sich das Weihnachtsspiel Aus da Hoamat, Band 18, S. 244 ff. zum Mittelpunkte einer ebenfalls öffentlichen Weihnachtsveranstaltung.

Der Heimatbund Alt-Freistadt führte aus dem Heanzer Spiel das Hirten- und Dreikönigsspiel auf, daran schloß sich in Wort und Weise ein von Fräulein Trude Ruhsam aufgenommenes Freistädter Hirtenspiel, den eindrucksvollen Heimatabend beschlossen von

Schulkindern aufgesagte Freistädter Neujahrsreime.

Einen ernsten Versuch, tiefem Heimatbesinnen bei Studentenveranstaltungen Bahn zu brechen, unternahm die heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft des christl.-deutschen Studentenbundes Linz, sie führte das Heanzer Weihnachtsspiel und das md. Christkindelspiel neben alten und neuen Weihnachtsliedern auf. Eine für die Linzer Schuljugend bestimmte und zum Teil von ihr bestrittene Veranstaltung war die vom Verband zur Förderung der Volksbildung im Rahmen von Dr. Gärtners Jugendaufführungen gebotene Weihnachtsfeier, deren Hauptinhalt alpenländische und fränkische Volkslieder bildeten. Auch in den Schulen selbst rührte es sich, in Linz und an anderen Orten kam es zu Weihnachtsfeiern, bei denen die Jugend selbst unsere Krippenlieder und alten Spiele zu Ehren brachte und froh erlebte. Es ist dies eine Tat schönsten, zukunftssicheren Heimatschutzes, der im Aufleuchten des Kinderauges innigen Heimatsinn erstehen läßt.

Ein ergreifendes Werk verstehender Liebe war die Ermöglichung von Weihnachtsaufführungen in der Landesirrenanstalt Niedernhart. Zu Weihnachten wurde von Kranken selbst in Bearbeitung unseres heimischen Dichters Stiebler Hirtenspiel aufgeführt, zu Dreikönig von Kindern der Angestellten das Heanzer Spiel. Alljährlicher Brauch ist auch das von 3 Kranken veranstaltete Herbergssuchen. So huscht altheimischer Brauch als leiser Sonnenschimmer über das herbe Schicksal der Aermsten unter uns.

Den Uebergang zum nächsten Festkreis, zu Ostern, bildete eine Aufführung des christlich-deutschen Gesangvereines in Linz „Von der Krippe bis Kalvaria", welche Weihnachts- und Osterlieder in Vertonungen alter und heimischer Meister zusammenfaßte.

Durch all diese Feiern zieht der Geist, der uns unser Heimatlied „Stille Nacht, heilige Nacht" so lieb und traut macht. Mögen die nächsten Weihnachten dies Bild verstärkt zeigen und wieder ein Markstein sein auf dem Weg, den wir gehen müssen von der flachen Breite zur Tiefe.

Dy.

———

Hans Sachs.

Die Fastnachtsspiele von Hans Sachs sind wichtige Stufen in der Entwicklung nicht nur ihrer Gattung, sondern der Dichtung und Kultur überhaupt, manches Schlaglicht in ihnen beleuchtet das Alltagsleben der Zeit unseres Dichters schärfer als es eine mühsame kulturgeschichtliche Einführung vermöchte. Viele von den Spielen aber haben mehr als geschichtliche Bedeutung, sie sind in Motiv und Durchführung heute noch lebendig. Mit Wiederaufführungen von Fastnachtsspielen dieser Art begannen die Linzer Jugendortsgruppen des Landesvereines für Heimatschutz im Vorjahr. (Vgl. Heimatgaue, 2. Jg., S. 54, 196, 199.) Zur Aufführung kamen damals — absichtlich mit den einfachsten Mitteln: Frau Wahrheit (Sämtliche Fastnachtsspiele, herausgegeben von E. Götze: Nr. 24) — Der gestohlene Hahn (Nr. 21) — Der fahrende Schüler ins Paradeis (Nr. 23) Der Roßdieb von Fünfing (Nr. 59). Durch den volkstümlichen Kunstabend des Landesvereines im Mai 1921 angeregt, gliederte der Heimatverein Wels einem Schutzvereinsfeste zwei Sachsspiele ein: Der fahrende Schüler ins Paradeis — Das Narrenschneiden (Nr. 11). So kam Sachs im Frühsommer des Vorjahres in Wels wieder zur Geltung, in der Stadt, die er in jungen Wandertagen betreten und reimweise besungen hatte. Auch in der heurigen Fastnachtszeit führte die Linzer Studentenortsgruppe des Landesvereines Hans Sachs auf: Der Doktor mit der großen Nase (Nr. 83). — Der gestohlene Schinken. (Nr. 41). Einleitung und Abschluß bildete Volksmusik (Zoder, Bauernmusi). Der Heimatverein Alt-Freistadt widmete unserem Nürnberger Meister zur Fastnacht einen Heimatabend. Zur Darstellung kamen: Der fahrende Schüler — Der Roßdieb — Der Tod im Stock (Nr. 70). — Je nach dem Kreis der Zuhörer hielten sich die Aufführungen entweder an Sachs selbst, oder an neuere Bühnenbearbeitungen. All diese Aufführungen und ihr voller Erfolg legen den Gedanken nahe, ob es sich nicht verlohnt, statt viel Mühe und ehrliche Kraft immer wieder auf nichtssagende Bühnenmachwerke zu verschwenden, auch im Scherzspiel tiefer zu schürfen und einmal zurückzugreifen — freilich mit Geschick und kluger Wahl — auf den alten Hans Sachs. Winke und nähere Angaben erteilt die Schriftleitung der Heimatgaue stets gerne.

Dy.

———

Leopold Hörmann, **Mein Weg.** Erlebtes und Erschautes aus mehr als fünfzig Jahren (Mundart und Hochdeutsch). Erster Band. Andenken an Dahoam (Kindheitserinnerungen). Wien und Leipzig, Wila, 1921. 8°. VIII., 152 S.

Es gab eine Zeit, noch liegt sie nicht allzuweit zurück, wo man den Deutschen den Vorwurf machte, daß sie gegenüber den Franzosen, die Meister auf diesem Gebiete sind, es vermeiden, die Erfahrungen und Ergebnisse ihres Lebens zu Papier zu bringen und so der Nachwelt nutzbar zu machen. Und tatsächlich hatte die deutsche Literatur nicht allzuviele Lebenserinnerungen aufzuweisen. Diese wenigen aber ließen den Mangel umso schmerzlicher empfinden, denn sie boten des kulturhistorisch Merkwürdigen viel und waren als Quellen für die Geschichte ihrer Zeit äußerst beachtenswert. Doch auch auf diesem Gebiete haben die letzten Jahre Wandel geschaffen. Was früher zu wenig geschah, das wird jetzt durch eine Fülle an Erscheinungen dieser Art wettgemacht. Nunmehr fühlt beinahe jeder, der irgend etwas bedeutet, das Bedürfnis in sich, von seinem Leben zu berichten und den Zeitgenossen und der Nachwelt vielfach über Dinge Rechenschaft abzulegen, die nur für wenige von Belang sind. Gerade der große Weltkrieg brachte eine Reihe von Erinnerungen von Staatsmännern und Soldaten, die vielfach widerstreitend sind, und deren Wertung den objektiv denkenden Forschern der Zukunft überlassen werden muß. Betreffen diese die große Geschichte, umspannen sie die Geschicke der Völker und berichten sie vom Schicksal der Großen dieser Welt, so treten daneben die liebenswürdigeren Erinnerungen der Dichter, Musiker und darstellenden Künstler, die weitab vom Kriegslärm liegen, obwohl der Pulsschlag der Zeitgeschichte auch sie durchzittert.

Den Kreis dieser Erinnerungen vermehrt auf angenehme Art Leopold Hörmann, der Altmeister oberösterreichischer Mundartdichter, welcher als erster seine Lebenseindrücke in der lieben, trauten Mundart seiner Heimat vorträgt. Was von seiner Rückschau bisher vorliegt, betrifft seine Kindheit, der er ein liebevolles Gedenken widmet. Man ist überrascht, was sich da alles im Leben des Jungen abspielte. Es sind zwar keine weltbewegenden Ereignisse, wenn auch die Jahre 1866 und 1870 an Urfahr nicht spurlos vorübergingen und dem Jungen ahnen ließen, was draußen am Webstuhle der Zeit sich ereignete. Es sind kleine Leiden und Freuden, die sich da vor unseren Augen abwickeln. Wir lernen feste, gute und treue Menschen aus engen Kreisen kennen, wir blicken in das Leben der Gasthäuser zu Urfahr hinein, wir erleben all die Freuden des Treibens am Wasser der Donau, wir sehen die verschiedenen Volksgestalten, den Vogelliebhaber, den Uhrenhändler, die kernigen Urfahrer Wirte, den Ringdodl in Steyr u. a. lebensvoll vor unseren Augen erstehen und erlustigen uns an dem „Hoabörkriag", den die Jungen sich lieferten. Vater und Mutter unseres Dichters Hörmann, brave und tüchtige, im Denken und Fühlen kerngesunde Leute, grüßen aus der Vergangenheit herüber und die Wawitant (Barbara Molterer), die großen Einfluß auf Hörmann ausübte, und ihr tiefes Leid, das sie mutig überwand, in überquellende Liebe zu den Kindern ihrer Schwester verwandelte, nicht uns wie eine alte, liebgewordene Bekannte

zu. Im Hintergrunde erhebt sich die Gestalt des streitbaren Linzer Bischofs Rudigier und der gewaltige Kanzler Bismarck grüßt herein. Die Kaiser Napoleon I. und der Dritte sind in Urfahr nicht unbekannt, mancherlei wurde von ihnen erzählt und prägte sich dem Gedächtnisse des kleinen Hörmann fest und unveränderlich ein. Was ihm die Umwelt bot, was er der Schule und besonders dem wackeren Schulmeister Thomas Jungwirth in Urfahr für seinen weiteren Lebensweg verdankte, das berichtet Hörmann in einfach-schlichter, herzansprechender Weise. Wie feine, zarte Miniaturen heben sich alle die Gestalten vom freundlichen Hintergrunde des Pöstlingberges ab und lassen das Leben zu Urfahr in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts als recht anheimelnd erkennen. Daß demnach die Heimatkunde aus diesen Erinnerungen, die leicht und flüssig, vielleicht nur manchmal etwas zu breit, wozu das Kleid der Mundart verleitet, in beschwingter Rede dahinfließen, reichen Gewinn ziehen kann, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Gelegentlich kommt auch die Volkskunde zu ihrem Recht. Es sei nur auf die Schilderung der „Zigeunerleich" verwiesen und angeführt, daß wir von Hausmitteln (S. 9 f), von der Weihnachtskrippe und Weihnachtsliedern (S. 12 f.), vom Neujahreinschießen (S. 12), von Spottversen (S. 48, 186), Sprichwörtern (S. 59 f., 110, 138), vom Eisschießen (S. 101), vom Napoleonlied als Kniereiterlied (S. 134) u. a. erfahren. Möge Hörmann bald die Fortsetzung seiner Kindheitserinnerungen folgen lassen, die wärmster Anteilnahme sicher sein kann.

Dr. Emil Karl Blümml (Wien).

...

A. Ziegler, **Rückblick auf die Geschichte der Stadt Urfahr a. D. in Oberösterreich.** Linz 1920.

Bisher fehlen uns eingehende, auf voller Ausnützung der Quellen beruhende Darstellungen der Geschichte der Städte Linz und Urfahr. Niemand empfindet diesen Mangel stärker als der Lehrer, der nicht nur erdkundlich, sondern auch geschichtlich seinen Unterricht auf heimatlicher Grundlage aufbauen will. Für Urfahr hat Direktor Anton Ziegler in seinem „Rückblick auf die Geschichte der Stadt Urfahr" tüchtige Vorarbeit geleistet, die das Quellenmaterial der Linzer Archive und der Herrschaftsarchive in Steyregg und Eferding in ausgiebiger Weise verwertet.

Ziegler behandelt im 1. Teile die eigentliche Ortsgeschichte, wie die Entwicklung des Urfahrer Gebietes bis zum Ausgang des Mittelalters, den Bau der Donaubrücke unter Maximilian I. Er bietet dann eine Uebersicht über die sechs Grundherrschaften, die hier begütert waren, ferner eine kurze Geschichte des Handels und der Gewerbe bis zum 19. Jahrhundert. Er erzählt, was Urfahr gelitten hat durch das Passauer Kriegsvolk, wie es seinen Bewohnern ergangen ist im österreichischen Erbfolgekriege und zur Franzosenzeit, wie die Urfahrer im Jahre 1808 Marktrechte erhielten und schließlich der Markt im Jahre 1882 zur Stadt erhoben wurde.

Der 2. kulturgeschichtliche Teil umfaßt die wichtigsten Ereignisse aus dem kirchlichen Leben, die Errichtung der St. Nikolauskirche auf Grund der Bewilligung Kaiser Friedrichs III. vom Jahre 1492, die Pfarrgründung und die Geschichte des ehemaligen Kapuzinerklosters. Daran schließt eine ausführlichere Schulchronik Urfahrs, die mit dem 16. Jahrhundert einsetzt. Das älteste Schulhaus stand in der Maximilianstraße Nr. 22. Zahlreiche wertvolle Notizen enthalten dann die folgenden Abschnitte: Humanitäres, und Soziales (Pest, Spital, Versorgungshaus, Stiftungen); kurze Uebersicht zur Verwaltungsgeschichte Urfahrs; Ehrentafel Urfahrs (Dichter, Schriftsteller, Musiker und Maler); Baugeschichtliches und ausgewählte Häuserchronik.

Direktor Ziegler hat sich durch seine mühevolle und sehr fleißige Arbeit ein ganz besonderes Verdienst und vor allem den Dank seiner Berufskollegen erworben.

Dr. Franz Berger.

Heimatgaue, 3. Jg., 1. Heft. Abgeschlossen am Weißen Sonntag 1921. — Schriftleitung: Dr. Adalbert Depiny, Linz, Wurmstraße 15 a.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag: R. Pirngruber, Linz. — Druck von Joh. Haas in Wels.

Mod. Grabmalkunst

Benno Steller

konz. Steinmetzmeister

Linz
Straßenbahnhaltestelle Friedhof
Telephon 1018/VIII

Wels
Dr. Großstraße
Telephon 1018/VIII

MÖBEL-MARMORE
IN- UND AUSLÄNDISCHER SORTEN

Feuerwehrgeräte- und Spritzenfabrik

Konrad Rosenbauer

Linz a. D.

Spezialgeschäft für techn. Bedarfsartikel

Auto-Benzinmotorspritzen

Benzinmotorspritzen

alle Arten Handdruckspritzen, Gartenspritzen, Abprotzspritzen, Schläuche.

Sämtliche Feuerwehrartikel, Sanitätsmaterial.

Gummischläuche, Gummidichtungen, Asbest-Fibreplatten, sämtliche Dichtungen, Packungen, Riemenverbinder, Riemenwachs, Riemenkitt, Karbidlampen.

Treibriemen.

Leitern. Armaturen.

Kinderwagen

Gitterbetten
Kinderleiterwagen
Puppenwagen
Babykörbe
Eisen- und Messingmöbel

hält stets reichsortiert, in gediegener Ausführung und zu gewohnt soliden Preisen lagernd

Vor Ankauf versäumen Sie nie, in Ihrem eigenen Interesse mein Lager zu besehen

Haus Jakl

Spezialhaus für Kinderwagen etc.

Urfahr, Ferihumerstr. 14
(Tramwayhaltestelle: Hotel Achleitner)

Größte Auswahl in den feinsten Handarbeitsschuhen.

VLASATY SCHUHE

die Marke der Kenner

Schuhhaus Spittelwiese

Z.

Strapazschuhe in jeder Ausführung zu den billigsten Preisen.

Elternpflicht

Krumme Beine, Häßlichkeit der Gesichtszüge, vorspringende Stirn, eingezogene Nase, fleckige Zähne, Plattfüße mit ihren lebenslänglichen Beschwerden, auch Zwergwuchs und Rückgratsverkrümmungen sind Folgeerscheinungen der Englischen Krankheit (Rachitis) im Kindesalter, die jedes Kind von 1—6 Jahren bedroht — gleichviel ob arm oder reich, gut oder schlecht ernährt, auf dem Lande oder in der Stadt.

Elternpflicht

ist es, die Kinder vor diesem traurigen Geschick zu bewahren, das ihr ganzes Leben unglücklich beeinflußt und ihnen als nachteiliger Makel zeitlebens anhaftet. Hierzu gehört die Notwendigkeit, sich über die Entstehung, Erkennung, Wesen und Behandlung der Rachitis zu belehren. Verlangen Sie kostenlos das „Rachitis-Merkblatt für Mütter und Pflegerinnen".

Aerzte, Lehrer, Beratungsstellen, Betriebsräte

werden um Mitarbeit gebeten.

Eine gemeinverständliche Darstellung der Wirkung und Anwendungsgebiete der „Künstlichen Höhensonne" — Original Hanau — liefern nachstehende Buchwerke:

„Die Ultraviolett-Therapie der Rachitis." Von Dr. med. Huldschinsky. Geh. 2,50. „Sonne als Heilmittel." Von Dr. med. F. Thedering. Geh. M. 12,—. „Skrofulose, ihre Ursachen, Bedeutung und Heilung." Von Dr. med. F. Thedering. Geh. M. 5,—. „Die Bedeutung der verschiedenartigen Strahlen für die Diagnose und Behandlung der Tuberkulose." Von Dr. R. Gassul vom Berliner Universitäts-Institut für Krebsforschung (mit dem Robert Koch-Preis für Tuberkuloseforschung gekrönte Monographie). Geh. M. 18,—. „Licht heilt! Licht schützt vor Krankheit!" Von San.-Rat Dr. Breiger. Geh. M. 3,—. „Wie heilt Tuberkulose?" Von San.-Rat Dr. Breiger. Geh. M. 3,—. „Gebt den Kindern Sonne!" Ein Mahnwort an Mütter. Von Oberarzt Dr. Klare. Geh. M. 1,50. „Die Lichtbehandlung des Haarausfalles." Von Dr. F. Nagelschmidt. Kart. M. 27,—. „Der Feind nach dem Kriege! Unsere größte Gefahr, die Tuberkulose." Von Hippolyt Meles. Geh. M. 3,—.

Vorbehaltlich etwaiger Preiserhöhungen.

Versand nur gegen Nachnahme.

Sollux Verlag, Hanau am Main, Postfach Nr. 609.

Jahrgang 1922. 2. u. 3. Heft.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von
Prof. Dr. Adalbert Depiny.

Verlag R. Pirngruber, Linz.

Jährlich 6 Hefte.

R. PIRNGRUBER

BUCH-, KUNST-, U. MUSIKALIEN-HANDLUNG (VORMALS MAREIS)

Linz an der Donau, Landstraße 34

empfiehlt sich bestens bei Bedarf von **Büchern, Bildern** und **Musikalien** jedweder Art. Reichhaltiges Lager, Nichtvorrätiges wird schnellstmöglichst besorgt. **Großes Antiquariatslager. Spezialität: Heimatkundliche Literatur über Oberösterreich.**

Ankauf von einzelnen guten **Büchern** sowie **ganzen Sammlungen** und **Bibliotheken** zu **angemessenen** Preisen

Ankauf von Altertümern jeder Art, wie alte **Bücher, Bilder, Uhren, Krüge, Zinn, Miniaturen, Waffen, Holz-Figuren** u. **Kunstgegenständen** zu angem. Preisen

Angebote jederzeit erwünscht!

Alois Firlei

Faßmaler und Vergolder

Spezialgeschäft für Restaurierungen kirchlicher und profaner Kunstgegenstände

BAD ISCHL

empfiehlt sich dem hochw. Klerus sowie dem p. t Publikum für **Restaurierungen** aller kirchlichen und profanen Kunstgegenstände nach alten, edlen Methoden. Vor dem Kriege unter Leitung des Bayr. Generalkonservatoriums in München, bereits in mehr als 10 Kirchen größere Arbeit durchgeführt. Nach dem Kriege in Oberösterreich unter Leitung des Landesdenkmalamtes in Linz: Altar in **Aurolzmünster, Lamprechten, Utzenaich,** St. Anna-Altar (1676) in **Aspach,** Hochaltar, Kanzel, sowie sämtliche Seiten-Altäre (Schwanthaler) in **Waldzell,** Kircheneinrichtung in **Mörschwang, Gurten** etc. etc. ausgeführt.

Garantiert solide Arbeit und mäßige Preise.

Die F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung

(Heinrich Korb)

Linz an der Donau, Landstraße Nr. 22

Ecke Spittelwiese im St. Florianer Stifthause empfiehlt:

Das Land ob der Enns
Eine altbaierische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse, und Seen von Dr. Konrad Schiffmann, Leiter der öffentl. Studienbibliothek in Linz. 8° (XIII. 248 Seiten)

Die Stationsnamen
der Bahn und Schiffahrtslinien in Oberösterreich erklärt von Dr. Konrad Schiffmann. 16° (36 S.)

Die Bibliothek des Chorherrenstiftes St. Florian
Geschichte u. Beschreibung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs von Albin Czerny. Gr. 8° (VIII. 246 S.)

Ankauf einzelner Bücher und ganzer Bibliotheken

Altertümer

wie Holzfiguren, Stiche, Bilder, Gläser, Porzellan, alte Bücher, Zinn, Seidentücher kauft

Jul. Haslingers Kunsthandlung

Landstraße 30 — Linz — Landstraße 30

3. Jahrgang. 2. u. 3. Heft.

Das Linzer Stadtbild in seiner geschichtlichen Entwicklung.

Von Dr. Eduard Straßmayr.

Um die Erforschung der Linzer Stadtgeschichte ist es noch schlecht bestellt. Während dank der seit einiger Zeit eifrig gepflegten Heimatkunde bereits mehrere Städte und Märkte Oberösterreichs Ortsgeschichten besitzen, die mit Fleiß und oft auch mit viel Geschick geschrieben sind, wird ein auf Quellenarbeit aufgebauter Führer durch die Vergangenheit der Landeshauptstadt hart vermißt.

In den letzten zwei Jahrzehnten sind wohl kleinere, selbständige Abhandlungen und zahlreiche Aufsätze in den Tageszeitungen veröffentlicht worden. Sie fußen aber mit wenigen Ausnahmen auf Pillweins Schriften und alten, meist kritiklos verfaßten Chroniken.

Vor mehreren Monaten ist Direktor Ziegler darangegangen, unter Heranziehung der bisher über Linz erschienenen Literatur und des archivalischen Materials im „Linzer Volksblatt" eine längere Artikelreihe „Linz im Wandel der Jahrhunderte" zu veröffentlichen, die als volkstümliche Ortskunde gedacht ist.

Für die Herausgabe einer den wissenschaftlichen Anforderungen genügenden Stadtgeschichte fehlt es noch an Vorarbeiten. Solche sind sehr mühevoll und zeitraubend, da große Bestände des in erster Linie zu benützenden Stadtarchivs im Laufe des 19. Jahrhunderts leider vernichtet wurden und weitere Quellen zur Linzer Geschichte in verschiedenen auswärtigen Archiven zerstreut sind. Dringend notwendig ist vor allem eine kritische Beleuchtung der älteren Jahrhunderte geschichtlichen Lebens auf dem Linzer Boden und eine Behandlung der Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse. Die großen Jahrmärkte, welche Jahrhunderte hindurch auf die wirtschaftliche Gestaltung der Stadt maßgebenden Einfluß ausgeübt und den Ruf von Linz als eines Handelsmittelpunktes weit über die österreichischen Lande hinaus verbreitet haben, sind ihrer Bedeutung entsprechend bis heute nicht gewürdigt.

Verschiedene Aufgaben harren auch der Forschungstätigkeit des Kunsthistorikers. Wie wenig ist über das baugeschichtliche Werden der Stadt bekannt, wie lebhaft wird von jedem Heimatfreund ein verläßlicher Führer erwünscht, der ihn mit dem künstlerischen Schaffen der verschiedenen Zeitabschnitte auf dem Boden der Stadt bekannt macht und ihn zum Genießen der Schönheiten alter Baukunst anleitet!

Vorliegende Arbeit soll im kleinen Rahmen die geschichtliche Entwicklung der

Stadt an der Hand alter Ansichten und Pläne zeigen. In den Mappen des Landesarchivs, Landesmuseums und Stadtarchivs sind Schätze an bildlichen Darstellungen in allen Zweigen der vervielfältigenden Kunst und an Grundrissen vom 16. bis ins 20. Jahrhundert aufbewahrt, die als ein reichhaltiges Quellenmaterial zu werten sind. Sowohl diese wie auch die freundlich zur Verfügung gestellte sehr wertvolle Sammlung Wimmer und jene von Sachsperger — die Sammlung Pachinger konnte infolge Abwesenheit des Besitzers nicht benützt werden — zeigen Alt-Linz in verschiedener Beleuchtung.

Unsere Stadt ist nie der Schauplatz welterschütternder Ereignisse gewesen, sie ist auch nie als Pflegestätte künstlerischen Wirkens besonders hervorgetreten. Aber für den Einheimischen und Gast, der sich nicht bloß an der anmutigen Donaulandschaft erfreuen, sondern auch den Zauber alter Stadtteile genießen will, bietet Linz manch Köstliches.

Vertiefen wir uns an der Hand vergilbter Zeichnungen und Stiche in die Vergangenheit der Donaustadt und gehen wir mit liebevollem Verständnis den Spuren nach, die eine schöpferische, kunstbegeisterte Zeit im Stadtbild hinterlassen hat. Von der baulichen Schönheit der Stadt ist Vieles verschwunden. Suchen wir wenigstens die noch vorhandenen stimmungsvollen Straßenbilder und alten Bauten zu erhalten!

I.

Die Entstehung und Weiterentwicklung von Gemeinwesen ist durch die Verkehrslage und die Gunst örtlicher Verhältnisse stark beeinflußt. Wie wir aus der Städtegeschichte ersehen, sind jene Orte rasch emporgewachsen und zu wirtschaftlicher Macht gelangt, die einen wichtigen Straßenknotenpunkt bilden oder an einem bedeutsameren Flusse gelegen sind. So hat die Stadt Steyr ihre im oberösterreichischen Wirtschaftsleben hervorragende Stellung der vorteilhaften Lage an der Enns und der hier betriebenen Eisenindustrie zu danken; Gmunden am Ausflusse der Traun aus dem gleichnamigen See ist dank der Eigenart der Wasserverhältnisse Umschlagplatz für den gesamten Salzhandel geworden und dadurch zu ansehnlichem Wohlstand gelangt.

Jene von der Natur gebotenen Vorteile, welche an bestimmten Orten zu größeren Menschenansiedlungen führten und hier Wirtschafts- und Handelsmittelpunkte erstehen ließen, sind auch für Linz von nachhaltiger Bedeutung geworden, denn seit alten Zeiten hat die Donau einen der wichtigsten Handelswege gebildet. Aus der günstigen Lage an diesem belebten Strome, knapp am Ausgang einer Felsenenge, wo das Donautal sich gegen Osten weitet und im Süden von einer blühenden Landschaft umsäumt wird, zog Linz ansehnlichen Nutzen; überdies kreuzen hier von altersher bedeutende Verkehrsstraßen. Eine große Vergangenheit hat der Verbindungsweg vom Linzer Donautal durch den Haselgraben bis zur Moldau und die „Via regia" von Linz über Ottensheim, Neufelden, den Oswalder Sattel nach Böhmen. In südlicher Richtung führen alte Verkehrsadern in das Traun- und Kremsgebiet und von hier in weiterer Folge über den Pyhrnpaß an die Adria. Dieser natürliche Verkehrsmittelpunkt hat zwar langsam aber stetig immer mehr an Bedeutung gewonnen und ist allmählich zur Hauptstadt des Landes geworden.

Als älteste größere Ansiedlung im Gebiete von Linz[1]) wird die Ringwallanlage am Freinberg betrachtet.[2])

Wie vereinzelte Funde im Boden der Altstadt zeigen, darf eine, wenn auch spärliche, Besiedlung des eigentlichen Stadtgebietes bereits für die vorgeschichtliche Zeit angenommen werden.

Als die Römer zur Sicherung der Donauprovinzen die Stromstrecke von Carnuntum bis Passau stark befestigten, legten sie auch das Kastell Lentia an, das als Besatzung einen Teil der im Heerlager von Lauriacum (bei Enns) untergebrachten 2. italischen Legion erhielt.[3]) Für diesen militärischen Grenzposten bot die das Donautal beherrschende Höhe des Schloßberges einen geeigneten Platz. Die günstige Bodenbeschaffenheit und die in der Umgebung des alten Schlosses ausgegrabenen römischen Altertümer berechtigen zu dem Schlusse, daß hier der Mittelpunkt des alten Linz zu suchen ist, von dem aus in der Folgezeit die weitere Besiedlung erfolgte.

Dürftig sind die Nachrichten, die wir bis zum Ausgange des 12. Jahrhunderts über Linz besitzen. In der kulturgeschichtlich wertvollen Zollordnung von Raffelstetten (zwischen 903 und 905 festgesetzt) scheint der Ort „Lintza" als Zollstätte auf, an der für jede Salz-

ladung eine Abgabe zu entrichten war.[4]) Der geringe Ertrag aus den eigenen Salzlagern machte damals die Einfuhr von bairischem Salz notwendig, das lange der Haupthandelsartikel in unseren Gebieten war und gewiß schon frühzeitig über den Linzer Markt auch nach Böhmen verfrachtet wurde.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts geschieht der Pfarre Linz in Urkunden einigemale Erwähnung.[5])

Bevor die Entwicklung von Linz in der Babenberger-Zeit eine Beleuchtung erfährt, ist es nötig, einen kurzen Blick auf die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs in diesem Zeitabschnitte zu werfen.[6]) Als nach den Ungarnstürmen Ordnung und Sicherheit wieder einkehrte und das Rodungsgebiet sich erweiterte, gewann der Handel neues Leben; oberdeutsche Kaufleute kamen ins Land und förderten den Güteraustausch. Sie beherrschten aber auch den Markt, denn Oesterreich besaß noch keinen eigenen Kaufmannsstand. Für die im 12. Jahrhundert bedeutenden Ennser Märkte erhielten sie weitgehende Rechte und Begünstigungen.

Am Ausgang des 12. Jahrhunderts vollzogen sich jedoch folgenschwere Veränderungen im Handelsleben. Oesterreich war bereits 1156 zum Herzogtum erhoben worden und der Landesfürst hatte in den nächsten Jahrzehnten mit Eifer und Erfolg an dem Ausbau seiner Macht gearbeitet. Nun erfuhr sein Herrschaftsbereich durch die Erwerbung der Steiermark eine gewaltige Ausdehnung. Alle wichtigen Handelswege vom Südosten des deutschen Reiches nach Ungarn führten jetzt durch babenbergisches Gebiet und so konnte der Herzog eine straffe Handelspolitik gegen den oberdeutschen Einfluß ins Werk setzen. Sowohl Leopold V. wie sein Sohn Leopold VI. waren darauf bedacht, den wirtschaftlichen Aufschwung ihres Reiches mit allen Kräften zu fördern und ihre Macht im Innern des Landes zu stärken. Schon Heinrich II. hatte mit sicherem Blick die Notwendigkeit erkannt, das wirtschaftliche Uebergewicht der Fremden, namentlich des den ganzen Donauhandel beherrschenden Regensburg, zu brechen[7]), und sich bemüht, das Städtewesen zur Blüte zu bringen.

Diese Bestrebungen setzten seine Nachfolger mit Erfolg fort. Ihrer Gunst und Förderung erfreuten sich Enns und die alte Eisenstadt Steyr in weitgehendem Maße. Für Linz war von einschneidender Bedeutung, daß es um 1210 von Gottschalk von Haunsperg an die Babenberger überging.[8]) Diese Erwerbung mußte Leopold umso erwünschter sein, als er dadurch einen Knotenpunkt vielbenützter Handelsstraßen in die Hand bekam. Wie bereits früher hervorgehoben wurde, kam Linz die Lage an der Völkerstraße der Donau sehr zu statten. Hier kreuzte ferner die häufig begangene Linie vom Süden herauf über den Pyhrn und führte nordwärts an die Moldau, während von Linz die schon genannte „Via regia" und ein neuer Verkehrsweg über Gallneukirchen und Freistadt nach Böhmen gingen.[9]) Daß die Babenberger einem von der Natur begünstigten, entwicklungsfähigen Orte ihre Förderung angedeihen ließen, liegt auf der Hand.

Von welchem Zeitpunkte an läßt sich Linz als Stadt nachweisen? Diese Frage kann erst dann beantwortet werden, wenn jene Hauptmerkmale festgestellt sind, die das Wesen einer mittelalterlichen Stadt ausmachen.[10]) Ein wesentliches Kennzeichen der alten Stadtgemeinde ist das Vorhandensein eines Marktes, der in Oesterreich den Vorläufer der meisten Städte bildete.[11]) Sie besitzt ferner eine Befestigung mit Mauern, Türmen und Gräben. Ein besonderes Vorrecht der Stadt ist darin gelegen, daß sie nicht mehr der Gerichtsbarkeit des Landgerichtes untersteht, sondern unter Berücksichtigung der Bedürfnisse eines regeren Verkehrslebens und der durch das Aufblühen von Gewerbe und Handel entstandenen Verhältnisse ein eigenes Stadtgericht hat, dem die Rechtsprechung in niederen Kriminalfällen, Grundbesitzangelegenheiten und sonstigen Streitsachen der Bürger zugewiesen ist. Der Ort war bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts befestigt, da er nach den Angaben der Salzburger Annalen im Jahre 1236 einer Belagerung durch den Baiernherzog und den Passauer Bischof standhielt.[12])

Für die fast gleiche Zeit ist mit ziemlicher Sicherheit ein Stadtrichter nachzuweisen. In einer Urkunde von 1242[13]), versehen mit dem Siegel der Linzer Bürger, ist als erster Zeuge unter einer Reihe von Bürgern „Hermannus iudex senior" genannt, der als Stadtrichter gelten darf. In den nächsten Jahrzehnten scheint dann wiederholt ein Linzer Richter auf, so von 1275 bis ca. 1280 „Ulricus iudex in Linz"[14]) und

1288 „Meinhart, der rihter und die geswornen der rat von Lintz".[15])

Für einen Linzer Markt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und in noch früherer Zeit sind, abgesehen von der Raffelstettner Zollordnung, zwar keine urkundlichen Belege vorhanden, doch war gewiß hier bei dem lebhaften Donauverkehr und den Handelsbeziehungen mit Böhmen eine Marktstätte vorhanden und eine Handel und Gewerbe treibende Bevölkerung ansäßig. Hier befand sich auch eine bedeutende Mautstelle, die nach den Urbaraufzeichnungen aus der Zeit der ersten Habsburger die ansehnliche Summe von 5000 Pfund,[16]) das sind mehr als die Hälfte der gesamten Maut- und Zoll-Einkünfte des österreichischen Landesfürsten abwarfen.[17]) Von den bei der Linzer Maut eingelangten Waren wurde besonders Salz umgeladen und nach Böhmen verfrachtet. Ein Marktverkehr, wenn auch in bescheidenem Umfang, darf also bereits für diese Zeit angenommen werden. Man kann daher Linz als eine Stadt im rechtlichen Sinne seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bezeichnen, wie es auch von diesem Zeitpunkte an neben den alten Städten Enns, Krems und Wels urkundlich stets „civitas" genannt wird.[18])

Die Entwicklung zur Stadt ist erst allmählich erfolgt, so daß von einer direkten Stadtgründung, die häufig in den Sudetenländern anzutreffen ist, nicht gesprochen werden kann. Den Kern der Ansiedlung bildete die Burg (heute Schloßkaserne), in deren nächster Nähe und unter deren Schutz sich die Bevölkerung niederließ. Der Name Altstadt, zum erstenmale im Jahre 1334 urkundlich erwähnt,[19]) besagt deutlich, daß hier sich der älteste Stadtteil befunden hat. Die gleiche Erscheinung finden wir übrigens auch in Steyr und Wels, wo im Bereiche der Burg die Stadtentwicklung ihren Ausgang nahm.[20])

Die Umrisse der ersten Stadtbefestigung lassen sich mangels an Quellen nicht mehr feststellen. Bisher ist die Ansicht vertreten worden, daß die Umwallung vom Schlosse aus längs des Tummelplatzes, der Hahnengasse und in deren gerader Fortsetzung bis zur Donau und diese aufwärts wieder bis zum Schloßberg verlief.[21]) Ein Blick auf das Stadtbild, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, das vor kurzem F. Lehrer auf Grund des Merian'schen Stiches von 1649 und einer Fliegeraufnahme gezeichnet hat,[22]) gibt dieser Meinung eine kräftige Stütze.

Zweifellos hat im Verlaufe des 13. Jahrhunderts die Umwallung eine ansehnliche Erweiterung erfahren. Entsprechend der Bodenbeschaffenheit war einer Ausdehnung des Ortes die Richtung nach Süden und Osten gewiesen und da zeigte sich zunächst das östliche Gebiet in Anlehnung an den Lauf der Donau als das günstigere. An dem Aufschwung, den das österreichische Städtewesen unter den letzten Babenbergern und in der Folgezeit erfuhr, nahmen auch die oberösterreichischen Städte Anteil. Namentlich seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgte ein so starker Zustrom von Auswärtigen nach Linz, daß neue Wohnstätten geschaffen und die Stadtmauern in ihrer Ausdehnung bedeutend weiter gezogen werden mußten.[23])

Einige urkundliche Nachrichten geben uns eine Handhabe, den Umfang der jungen Ansiedlung und Verlauf der neuen Wehrmauern annähernd zu verfolgen. Im Jahre 1286 bekennt Herzog Albrecht von Oesterreich, daß das Patronatsrecht über die Linzer Pfarrkirche dem Bischof von Passau gehöre und ihm aus der Uebertragung der Pfarre vom Schlosse in die Stadt im Bereiche der Mauern kein Recht zustehe.[24]) Die Verlegung der Pfarrkirche von der Höhe herab so weit nach Osten würde wohl kaum erfolgt sein, wenn nicht in der Nähe des heutigen Stadtplatzes bereits eine neue Ansiedlung in der Ausgestaltung begriffen gewesen wäre oder vielleicht auch schon bestanden hätte. Das Schwergewicht des Ortes war also hieher verschoben. Die Annahme, daß es sich hier um eine Marktansiedlung handle,[25]) hat viel für sich. Der heutige Stadtplan gestattet eine deutliche Scheidung zwischen der an den Hängen des Schloßberges erbauten Altstadt mit ihrem Häuser- und Gassengewirr und dem jüngeren Stadtteil um die Pfarrkirche und den Hauptplatz herum.

Diese neue Anlage war in die Stadtbefestigung eingeschlossen, da nach der vorerwähnten Urkunde die Pfarrkirche sich innerhalb der Mauern befand und das Haus des Salzburger Domkapitels (am Pfarrplatz) im Jahre 1276 „in districtu murorum" lag.[26]) Größere Ueberreste des alten Mauerringes haben sich nicht mehr erhalten, denn dieser ist nach dem Stadtbrand von 1800 nach und nach aufgelassen worden. Die Nach-

richten aus dem 13. Jahrhundert sind zwar dürftig, geben aber dennoch einige Fingerzeige für die Richtung der Umwallung, die sich wahrscheinlich gegen das jetzige Landhaus zu, die Promenade und den Graben entlang über den Pfarrplatz zur Zollamtsstraße und donauaufwärts bis in die Altstadt erstreckte. Es ist im allgemeinen die gleiche Linie, wie wir sie auf den seit dem 16. Jahrhundert erhaltenen Stadtansichten sehen können und wie sie bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bestanden hat.

In den alten Linzer Chroniken und in den auf Grund dieser Aufzeichnungen später zusammengestellten geschichtlichen Wegweisern durch Linz werden viele Einzelheiten über die mittelalterliche Stadtbefestigung und die Erbauung der Tore und Türme gebracht, die jedoch meist quellenmäßiger Belege entbehren und den Stempel phantasievoller Ausschmückung tragen. Der Mangel an verläßlichem Nachrichtenmaterial fällt umso schwerer ins Gewicht, als wir keine Stadtansicht vor dem 16. Jahrhundert besitzen. Linz war eine zu unbedeutende kleine Stadt und fand daher keine Berücksichtigung in den verschiedenen Erdbeschreibungen, die seit dem 15. Jahrhundert aufkamen und als Bildschmuck Städteansichten brachten.[27]) Mit der raschen Entwicklung des Buchdruckes ging damals Hand in Hand der Aufschwung der vervielfältigenden Künste, des Holzschnittes und des Kupferstiches. Mit Hilfe dieser neuen Techniken war eine reichhaltige Buchausstattung möglich, welche auch der Darstellung von Oertlichkeiten ihr Augenmerk zuwandte und dem großen Wissensdrang der Menschen im Zeitalter der Entdeckungen Rechnung trug. Weite Verbreitung hat die in lateinischer Sprache im Jahre 1493 (in deutscher 1494) erschienene Schedel'sche Weltchronik gefunden, die eine große Reihe von Städteansichten in Holzschnitten enthält. Da hier nur die größeren Orte aufgenommen wurden, ist das Bild einer oberösterreichischen Stadt natürlich nicht zu finden. Auch der arabische Reisende Idrisi im 12. Jahrhundert schweigt sich vollständig über Linz aus, er nennt von deutschen Donauorten nur Ulm, Regensburg, Passau, Krems und Wien.[28])

Zum erstenmale erschließen uns Venetianer einen Blick in das mittelalterliche Linz, die im Jahre 1492 in diplomatischen Angelegenheiten an das Hoflager Kaiser Friedrichs III. in Linz fuhren.[29]) Einem dieser Gesandtschaft beigegebenen Sekretär ist der Bericht über die Reise zu danken, die den Inn entlang über Passau, donauabwärts bis Linz erfolgte. Es ist nicht zu wundern, daß der Italiener, der aus der mächtigen Dogenstadt Venedig gekommen ist, Linz einen kleinen Ort mit wenigen vornehmen Häusern nennt. Er findet das Stadtgebiet ungefähr so groß wie den Hauptplatz. Seine Aufmerksamkeit nimmt natürlich die Residenz des Kaisers, das Schloß über der Donau, gefangen, das „inwendig fast durchwegs hölzern ist. Auch das Dach ist mit Holzschindeln bedeckt, wie sie sonst im Lande üblich sind." Bezüglich der Geschäfte bemerkt er, daß es „sehr wenige, eigentlich gar keine" gibt.

Der Sekretär, welcher mehr als fünf Wochen mit den Gesandten in Linz weilte, hat über die Audienzen beim Kaiser, die wiederholt abgehaltenen Turniere und andere Vorkommnisse eingehende Aufzeichnungen geführt und uns so das bunte Leben am Hofe geschildert. Ueber das Stadtbild hat er aber verhältnismäßig wenig zu sagen gewußt, weil auf ihn, den an farbenprächtigere Städtebilder gewöhnten Italiener der Ort wahrscheinlich nur geringen Eindruck machte. Wie hätte auch das mittelalterliche Linz in baulicher Hinsicht eine besondere Entwicklung nehmen sollen? Es bildete ja nicht, wie etwa Salzburg und Graz, den ständigen Wohnsitz von geistlichen und weltlichen Fürsten, welche selbst größere Bauten aufführen ließen und auf die Baulust von Adel und Bürgerschaft belebend wirkten. Erst seit dem 16. Jahrhundert, da die oberösterreichischen Stände regelmäßig in Linz tagten und im Landhaus einen Prachtbau der Renaissance schufen, entstanden auf dem Linzer Boden in größerer Zahl ansehnliche Wohnsitze adeliger Herren und der Klöster. Im allgemeinen aber hat sich hier die künstlerische Entfaltung auch später nicht über einen bescheidenen Rahmen hinausgehoben.

Wer als aufmerksamer Beobachter die Straßen und Plätze der Stadt durchwandert, wird im Bereiche des Hauptplatzes, namentlich in der Pfarr- und Badgasse, noch hie und da ein Haus in mittelalterlich-deutscher Bauweise antreffen.[30]) Es sind freilich nur wenige Ueberreste von jenem malerischen, mit mächtigen Mauern umgebenen, mit auf-

ragenden Giebelhäusern und Tortürmen geschmückten gotischen Stadtbild, wie es noch Ansichten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigen. Verheerende Feuersbrünste suchten wiederholt die Stadt heim und die nach dem Geschmack der Renaissance- und Barockzeit erfolgten Neu- und Umbauten, sowie die gänzliche Beseitigung der Befestigungen haben der Stadt das mittelalterliche Gepräge beinahe restlos genommen.

Da, wie schon erwähnt, eine Ansicht vor dem 16. Jahrhundert nicht vorhanden ist, und die schriftlichen Quellen spärlich fließen, fällt es schwer, sich ein genaues Bild von dem Aussehen, der räumlichen Ausdehnung und der Anordnung der Gassen und Plätze der alten Donaustadt zu machen. Wie günstig ist es in dieser Beziehung um die Stadt Enns bestellt, für welche ein Verzeichnis des gesamten unbeweglichen Vermögens der Bürgerschaft aus der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts erhalten ist.[31]) Wertvolle Aufschlüsse ergeben sich daraus für die Vermögens- und Bevölkerungsverhältnisse einer mittelalterlichen Stadt. Die örtliche Anlage von Enns, die außerhalb der Stadtmauern gelegenen Ansiedelungen, sowie sämtliche Straßen- und Plätzebezeichnungen lassen sich wie auf einem Plane verfolgen.

Wollen wir wenigstens versuchen, aus den verstreuten Urkunden und Akten Einiges zur Veranschaulichung des mittelalterlichen Stadtbildes zu sammeln. Den Mittelpunkt von Linz bildete sicher schon seit dem 14. Jahrhundert der heutige Hauptplatz. In geeigneter Lage zwischen dem älteren Stadtteil und der jüngeren Ansiedlung um die Pfarrkirche bot er reichlich Raum für einen größeren Marktverkehr. In seiner Hauptrichtung, der Längenrichtung, folgt er der wichtigsten Verkehrsader, welche die Stadt durchzieht, der Landstraße von Ebelsberg her über die Donau nach Böhmen. Diese Erscheinung, daß die Hauptachse des Stadtplatzes im Zuge der am meisten benützten Straße liegt, trifft man ja allgemein in den Städten.[32])

Man begegnet heute noch der keineswegs zutreffenden Behauptung, daß der Platz, der sich später zu einem der schönsten, eindrucksvollsten Stadtplätze entwickelt hat, von Kaiser Friedrich III. angelegt wurde.[33]) Er hat schon bedeutend früher bestanden, denn für die Zeit von 1331 bis 1401 lassen sich mehrere Hausbesitzer „am Markt" — dies die alte Bezeichnung für den Stadtplatz — nachweisen.[34]) Hier stand auch bereits im 15. Jahrhundert das Rathaus.[35]) Als im Jahre 1492 die venetianischen Gesandten ankamen, wurden sie als vornehme Gäste „auf dem Platz" — im 15. Jahrhundert kommt diese Benennung für den Hauptplatz auf — einquartiert, wo sich die ansehnlicheren Häuser befanden.

Aus dem Stadtplan ist zu ersehen, daß der Umfang der eigentlichen Stadt, die von der Umwallung eingeschlossen wurde, ein bescheidener war. Die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bestandene Abschnürung der inneren Stadt von den im Laufe der Neuzeit geschaffenen Stadtteilen kommt heute noch in dem Verlaufe der Promenade und einiger Straßen zum Ausdruck. So bildet nur die Süd-Nordlinie Landstraße-Donaubrücke eine direkte Verbindung der ehemaligen Vorstadt mit dem Hauptplatz, während man heute noch vom Museumviertel herauf über den Graben, also entlang der ehemaligen Stadtmauern, seinen Weg durch das alte Schmidtor in das Stadtinnere nehmen muß. Am deutlichsten zeigt sich die frühere Abschnürung in der Richtung der Promenade. Vom Schlosse herab bis zum Schmidtor lief der breite Stadtgraben mit Erdwall und diese Strecke konnte daher nie verbaut werden. Als dann nach dem Brande von 1800 die Stadtbefestigung aufgelassen worden war, hat man den Wall abgetragen, den Graben ausgefüllt und die Promenade angelegt.

Innerhalb des engen Mauerringes war naturgemäß die Anlage von Verkehrswegen nur in beschränktem Maße möglich. Für die Altstadt ist das Gewirr von krummen, schmalen Gassen kennzeichnend, am Hauptplatz hingegen können wir bereits eine gewisse Regelmäßigkeit in der Anlage der vom Markte auslaufenden Gassen wahrnehmen. Sie sind im Hinblicke auf die beschränkten Raumverhältnisse kurz und weisen das dem Mittelalter eigentümliche, mitunter recht malerische Gepräge auf. Die hohen Häuser sind nach der Straße zu sehr schmal (meist Dreifenster-Front), haben aber eine bedeutende Tiefe für den Hof.[36]) Die Bauplätze im Umkreise des Marktes waren begreiflicherweise sehr begehrt und so mußte man sie enge bemessen, um vielen Bürgern die Vorteile der Marktnähe zuwenden zu kön-

nen. Die Enge, die besonders in der Pfarrgasse so altertümlich wirkt, wird noch vielfach durch das vorspringende erste Stockwerk gesteigert.

Ueber die ältesten Straßenbezeichnungen vor dem 16. Jahrhundert stehen uns wenige Nachrichten zur Verfügung. Zu den am frühesten urkundlich nachweisbaren Gassen zählt die Kirchengasse (Rathausgasse), schon 1344 erwähnt,[37]) für welche im Jahre 1500 die Bezeichnung untere Pfarrgasse zu finden ist;[38]) ferner die Klostergasse (1491)[39]), so benannt nach der dortigen Minoriten-Niederlassung; die Stieglitzgasse (1467, jetzt Tummelplatz)[40]) und die Hofgasse (1500)[41]).

Im 14. Jahrhundert stoßen wir wiederholt auf eigene Benennungen für Plätze und Stadtteile. So hat der heutige Stadtplatz als Mittelpunkt des Marktlebens zuerst „Am Markt" geheißen,[42]) ein Jahrhundert später tritt der Name „Auf dem Platz" auf.[43]) Die uns heute noch geläufigen Bezeichnungen Altstadt und Hofberg lassen sich ebenfalls schon im 14. Jahrhundert nachweisen.[44]) Das außerhalb der Ringmauern gelegene, noch wenig verbaute Gebiet galt als „Vorstadt", „Vor der Stadt",[45]) während die knapp an die südliche Stadtbefestigung sich anlehnenden Häuser unter der Bezeichnung „Am Graben" zusammengefaßt wurden.[46])

Die allgemeine Unsicherheit und die häufigen Kriege und Fehden im Mittelalter erheischten die Vorkehrung eines starken Schutzes für die Städte, damit sich in diesen Handel und Gewerbe entfalten konnten. Daher zog man um den Ort einen Mauerwall, dessen Widerstandskraft durch Türme und Gräben erhöht wurde; um eine Verbindung mit der Umgebung herzustellen und Fremden das Betreten der Stadt zu ermöglichen, ließ man in die Stadtmauern Tore brechen. Diese Zugänge waren wohlbehütet und von Türmen überragt, die dem Stadtbilde ein freundliches Gepräge gaben. Mit dem rasch fortschreitenden Wachstum der Bevölkerung im 19. Jahrhundert sind in den meisten Städten die Stadtmauern und mit ihnen zugleich Tore und Türme gefallen. Auch in Linz ist der mittelalterliche Befestigungsgürtel verschwunden, während Enns und Freistadt noch ansehnliche Ueberreste davon besitzen. Nur in den Namen Schmidtor und Graben lebt heute noch die Erinnerung an die alte Ummauerung fort.

Von den Stadttoren wird am frühesten das Urfahrtor (1318)[47]), später oberes Wassertor, erwähnt, das vom Hofberg zur Donau führte. Aus den im Stadtarchiv verwahrten Rechnungen über die Linzer Jahrmärkte von 1496 bis 1499 erfahren wir, daß die Stadt damals vier Tore besaß: das Schmidtor, Mauthaustor, Urfahrtor und Schulertürl. Das erste gewährte einen Zugang in die Stadt von der Ebelsbergerstraße her; das letztere, benannt nach dem Schulhaus, das an der Nordseite des Pfarrplatzes ungefähr beim heutigen Sommerhuberhaus stand,[48]) stellte eine Verbindung mit dem östlich der Stadt gelegenen Gebiete her. Durch das Mauthaustor (später Brückentor) führte der Weg zur Donaubrücke, deren Erbauung den Linzer Bürgern durch kaiserlichen Freiheitsbrief von 1497 gestattet wurde. Zur Zeit der großen Jahrmärkte hatten je vier Hüter an den Toren den Verkehr zu regeln und die Zureisenden zu überwachen. Von Türmen, deren es sicher mehrere gab, ist nur der Kirchturm der Pfarrkirche und der Schmidturm erwähnt, wo ebenfalls eigene Wächter bestellt waren.[49])

Das Gebiet außerhalb der Stadtmauern war noch wenig besiedelt. Wenn ein Bürger durch das Schmidtor schreitend in südlicher Richtung die Stadt verließ, befand er sich gleich inmitten von Gärten und Wiesen. An der Stelle der alten Post (Landstraße 15) stand seit dem 14. Jahrhundert das Bürgerspital mit ansehnlichem Grundbesitz.[50]) Noch jetzt weist der Name Spittelwiese (Spitalwiese) darauf hin. Auf den weiten Flächen an der Ebelsbergerstraße und im „Weingarten" (Kapuzinerviertel) lagen nur einzelne Höfe, sonst aber waren die Gründe unverbaut.[51]) Die Stadtbürger, welche zum Großteil neben Handel und Gewerbe auch die Landwirtschaft betrieben, hatten hier ihre Wiesen, Gärten und Krautäcker. Wie langsam die Verbauung dieser Grundstücke im Laufe der nächsten Jahrhunderte fortgeschritten ist, zeigt deutlich Merians Kupferstich von 1649; ja sogar auf Plänen aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts finden wir noch Acker- und Gartenflächen knapp vor den Toren.

Das Donauviertel und der Teil östlich vom Pfarrplatz waren damals dichter bewohnt als die südliche Vorstadt. Denn die Gewerbetreibenden, die zufolge eines Steuerverzeichnisses von 1505[52]) außerhalb der Stadtmauern ansässig wa-

ren, hatten nach der Natur ihres Berufes größtenteils dort ihre Behausungen. Der lebhafte Donauhandel beschäftigte zahlreiche Faßzieher; die Fleischhacker hatten ihre Schlachtbänke am Wasser. Lederer und Fischer — im 14. Jahrhundert taucht wiederholt die Bezeichnung „Unter den Fischern" für eine bestimmte Flur an der Donau auf[53]) — übten ihr Handwerk in der Gegend der unteren Donauländе[54]) und der Lederergasse (Keplerstraße) aus.

Als im frühen Mittelalter der Ort noch unansehnlich und dünn bevölkert war, gab es nur ein kleines Gotteshaus, die St. Martinskirche nahe dem Schlosse, die 799 zum erstenmale urkundlich aufscheint.[55]) Mit der Entwicklung von Linz unter den Babenbergern stellte sich die Notwendigkeit heraus, vom Schloßberg herab die Pfarrkirche in die Ebene nach Osten zu verlegen, wo eine neue Ansiedlung in der Entstehung begriffen war. So wurde denn im Laufe des 13. Jahrhunderts die Stadtpfarrkirche errichtet. Die Erbauungszeit läßt sich allerdings nicht genau nachweisen; nur so viel steht fest, daß im Jahre 1286 die Linzer Pfarrechte auf die Kirche übertragen wurden,[56]) diese also bereits damals bestanden haben mußte.

Im gleichen Jahrhundert erfolgte die Niederlassung der Minoriten, die auf dem Platze, wo sich heute das Landhaus erhebt, ein Kloster und eine Kirche erbauten.[57]) Im Bereiche der Stadt gab es überdies mehrere Kapellen, die jetzt längst verschwunden sind. Als älteste darf die in der Burg bestandene Gangolph-Kapelle gelten.[58]) Ein Linzer Bürger Leopold Puezzer stiftete im Jahre 1335 die St. Anna-Kapelle,[59]) welche bis zu ihrem Abbruch am Ende des 18. Jahrhunderts an der Nordseite der Pfarrkirche im alten Friedhof stand. In der Hahnengasse erhob sich 1426 an der Stelle, wo einstens die Juden ihre Synagoge hatten, das Kirchlein zur heiligen Dreifaltigkeit.[60]) Wie aus einem Stiftbrief von 1334 hervorgeht,[61]) befand sich auch auf den Gründen der südlichen Vorstadt, knapp vor dem Schmidtor, eine Kapelle zum heiligen Geist. Sie war innerhalb des an der Landstraße gelegenen Spitals und hatte einen eigenen Kaplan, welcher den Seelsorgedienst für die Kranken verrichtete.[62])

Die Frage, wann Linz zur Hauptstadt des Landes wurde, soll hier kurz behandelt werden. Heute noch begegnet man der irrigen Ansicht, daß der Ort im Jahre 1490 von Kaiser Friedrich III. zur Landeshauptstadt erhoben wurde;[63]) aber ebensowenig kann Linz schon seit Ottokars Zeiten als Hauptort gelten.[64]) Im Vergleich zu Enns, wo ein lebhafter Handelsverkehr herrschte und eine Münzstätte errichtet war,[65]) besaß die Stadt damals noch eine geringe Bedeutung. Enns war auch der Sitz des seit 1240 nachweisbaren landesfürstlichen Schreibers. Dessen amtliche Wirksamkeit bezog sich auf die Verwaltung der landesfürstlichen Einkünfte aus jenem babenbergischen Gebietszuwachs, der zum Unterschied von Oesterreich unter der Enns seit 1264 als Austria superior bezeichnet wurde[66]), und erstreckte sich auch auf die angrenzenden Landstriche von Niederösterreich.

Erst verhältnismäßig spät kam der Vorrang von Linz unter den oberösterreichischen Städten zur Geltung. Je mehr die Selbständigkeitsbestrebungen der Landschaft ob der Enns, deren Ständevertreter mit denen von Oesterreich unter der Enns ursprünglich gemeinsame Versammlungen unter dem Vorsitz des Landmarschalls, des Hauptes der niederösterreichischen Stände, abhielten, seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Fortschritte machten,[67]) und je häufiger nun die oberösterreichischen Stände in Linz zusammentraten, umsomehr gewann die Stadt an Bedeutung.

Von Wichtigkeit war der lange Aufenthalt Kaiser Friedrichs in Linz, der an seinem Lebensabend die Stadt zur Residenz wählte und von 1489 bis zu seinem Tode im Jahre 1493 ständig hier weilte. Als Herrschersitz wurde Linz im ganzen Reiche bekannt, innerhalb seiner Mauern fanden Friedensverhandlungen statt und wiederholt trafen Gesandtschaften ein.[68]) Der wachsende Einfluß von Linz kommt darin zum Ausdruck, daß der Sitz des im Jahre 1502 errichteten Regiments der Erblande Oesterreich unter und ob der Enns, Steiermark, Kärnten und Krain hieher verlegt wurde.[69]) Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts tagten die Stände regelmäßig in Linz,[70]) das zum bleibenden Sitz des Landeshauptmanns und der Verwaltungsstellen geworden war. Ungefähr von diesem Zeitpunkte an kann Linz als unbestrittene Hauptstadt des Landes bezeichnet werden.[71])

Eine wesentliche Förderung erfuhr die wirtschaftliche Stellung der Stadt durch die aufblühenden Jahrmärkte. Alljährlich fanden nach Ostern der Früh-

jahrsmarkt und im August der Bartholomäusmarkt statt.[72]) Sehr aufschlußreich sind die noch vorhandenen Marktrechnungen aus den Jahren 1496—1499, die uns einen Einblick in die Handelsverhältnisse am Linzer Markt verschaffen. Als in den ungarischen Wirren Niederösterreich und 1485 auch Wien in die Gewalt des Königs Matthias gerieten, war der bedeutende Handel der Wiener nach dem Osten unmöglich gemacht.[73]) Die Kaufleute sahen sich um andere Marktplätze um, die fern vom Kriegsgebiet gelegen waren und eine ruhigere Geschäftsabwicklung gestatteten. So ist es wohl zu erklären, daß im gleichen Zeitpunkt, als die Reichshauptstadt ihre überragende Handelsstellung einbüßte, die Linzer Märkte an Bedeutung gewannen. Wie aus den Abrechnungen hervorgeht, waren die Oberdeutschen, unter diesen besonders die Nürnberger, vorherrschend, die einen schwunghaften Tuchhandel unterhielten. Diese Märkte haben in der Folgezeit das Geschäftsleben derart beeinflußt, daß die Rechnungsabschlüsse bei den geistlichen und weltlichen Grundherrschaften, Schuldbriefe und andere Geschäftsstücke nach dem Linzer Oster- und Bartholomäusmarkt datiert wurden.[74])

II.

Die mehrjährige Hofhaltung Kaiser Friedrichs in Linz und die mächtig emporstrebenden Linzer Märkte hatten naturgemäß die Baulust der Bewohnerschaft in günstigem Sinne beeinflußt. Als noch dazu seit 1503 die Stände ihre Versammlungen regelmäßig in Linz abhielten, und das von dieser Körperschaft im Jahre 1526 eingesetzte Verordneten-Kollegium ständig hier tagte, gewann die Stadt immer mehr an Ansehen und Bedeutung. Adelige und Klöster sahen sich um dauernde Wohnsitze oder wenigstens um Absteigquartiere für die Zeit der Landtagsberatungen um und trugen dadurch zur Entwicklung der Stadt bei.

Bereits im Jahre 1536 hatten die Landstände für Amtszwecke einige Räume im Minoritenkloster gemietet. Je mehr sich ihre Wirksamkeit ausdehnte und die Dienstgeschäfte anwuchsen, umso lebhafter wurde der Wunsch, ein eigenes geräumiges Haus zu besitzen. Nach Ueberlassung des größten Teiles des Minoritenkonvents seitens des Ordensvorstehers konnten sie im Jahre 1564 an den Bau des Landhauses schreiten.[75]) Die Namen der Baumeister und Künstler sind in den Akten leider nicht aufgezeichnet. Vielleicht war an der Ausführung der italienische Meister Christoph Canaval beteiligt, der 1577 den Erweiterungsbau des Schulstockes im Landhause geleitet und später noch wiederholt in ständischen Diensten Verwendung gefunden hatte. Bereits einige Jahre später ist jener herrliche Renaissance-Palast erstanden, in welchem die steigende Machtfülle und das Kunstverständnis der Stände einen sichtbaren Ausdruck fand.[76]) Von dem ursprünglichen Prachtbau sind freilich heute nur mehr kleine Ueberreste im Nordportal des Landhauses vorhanden, sie zählen aber mit zu dem Besten, was alte Baukunst der Stadt gegeben, und rufen immer wieder die Erinnerung wach an eine der bedeutungsvollsten Zeiten der Linzer Stadtgeschichte.

Aus jener Zeit stammt die älteste der bisher bekannten Ansichten unserer Stadt.[77]) Sie ist nicht in einer einheimischen Kunstsammlung zu finden, sondern scheint unter den Fresken im Kreuzgang des Palazzo Vecchio zu Florenz auf und hat eine eigenartige Entstehungsgeschichte. Als Großherzog Franz von Toskana im Jahre 1565 Johanna, die jugendliche Tochter Kaiser Ferdinands I., als Gattin heimführte, wollte er dieser eine Ueberraschung bereiten und ließ ihr in seinem Palaste mehrere Bilder aus der österreichischen Heimat, darunter auch von Linz, Innsbruck, Wien und Graz, anbringen.[78])

Was nun das dort befindliche Freskobild von Linz betrifft,[79]) hat der unbekannte Künstler seinen Standpunkt am linken Donauufer knapp oberhalb der Holzbrücke gewählt und die Stadt von der Wasserseite her gezeichnet. Das leider schon vielfach beschädigte Gemälde zeigt uns Linz in der anheimelnden mittelalterlich-deutschen Bauweise mit den hohen erkerreichen Giebelhäusern und Satteldächern, beherrscht von der hochaufragenden reichgegliederten Burg, den kühn himmelanstrebenden Türmen der Pfarrkirche, des Minoriten-Gotteshauses und Schmidtors. Deutlich gewahrt man die starken Ringmauern, das mit einem zierlichen Türmchen versehene obere Wassertor und das untere oder Mauthaustor, von dem aus eine hölzerne Jochbrücke nach Urfahr führt. An der mit Booten lebhaft befahrenen Donau stehen zahlreiche Holzhäuschen, vermutlich für die Fischer.

Wanderte in damaliger Zeit ein Stadtbürger donauabwärts bis zu jenem Platz, wo heute das Hauptzollamt sich befindet, dann kam er zu einer schmalen Brücke, welche eine Verbindung über den Ludelbach[80]) mit „Wörth" (Untere Donauländе) herstellte. Auch dieser alte Stadtteil ist auf dem Fresko ganz gut zu erkennen. Mit Ausnahme einiger bei älteren Ansichten nicht seltenen Verzeichnungen darf dieses Bild von Alt-Linz als ziemlich naturgetreu gelten. Schade nur, daß der Künstler die Stadt nicht, wie etwa Graz und Innsbruck, von einem erhöhten Punkt aufgenommen und uns keinen Blick in das Stadtinnere gewährt hat.

Der Aufschwung der vervielfältigenden Künste begünstigte eine mannigfaltige Buchausstattung, welche entsprechend dem Interesse weiter Kreise auf die Darstellung von Oertlichkeiten besonders Bedacht nahm.

Als seit dem 16. Jahrhundert in Wien die wegen ihrer astrologischen und politischen Vorhersagungen, ihrer auf die Landwirtschaft bezüglichen Ratschläge und ärztlichen Winke vielgelesenen Kalender erschienen,[81]) verwendete man gerne für den Schmuck des Buchtitels kleine Städteansichten. So bringt der Schreibkalender von Paul Fabricius aus dem Jahre 1576[82]) als Titelblatt eine Reihe österreichischer Städtebilder in kleinen Holzschnitten. Die Bilder von Linz, Enns, Steyr und Wels sind wie die der übrigen Orte so klein gehalten, daß Einzelheiten nicht recht zur Geltung kommen.[83]) Auf dem Linzer Holzschnitt, der in der Mitte das Stadtwappen trägt, ist der Teil am Donauufer und das in allzu großer Ausdehnung gehaltene Schloß wahrzunehmen.

Während in den alten Erdbeschreigen des 15. Jahrhunderts[84]) die bildlichen Darstellungen noch meist Phantasiegebilde sind, wird nunmehr in den seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts erhaltenen Sammelwerken auf Genauigkeit und Treue in der Wiedergabe der Orte mehr Gewicht gelegt. Große Verbreitung hat das Städtebuch von Georg Braun „Civitates orbis terrarum in aes incisae et excusae" (6 Bände, Köln 1572—1618, in deutscher Ausgabe unter dem Titel „Beschreybung und Contrafactur der vornehmsten Städte der Welt") gefunden,[85]) an welchem Georg Hufnagel[86]) als Kupferstecher mitgearbeitet hat. Im ersten Bande finden wir eine Aufnahme der Stadt Linz vom Maler Lukas von Valckenburg[87]) aus dem Jahre 1594, in Kupfer gestochen von Hufnagel. Ein Vorzug dieses Bildes liegt darin, daß es zum erstenmale eine Gesamtansicht der Stadt in Daraufsicht mit ihrer Umgebung bietet. Dadurch, daß der Künstler aus weiter Entfernung, von einem Aussichtspunkt oberhalb der Schlosses Hagen in Urfahr, seine Aufnahme gemacht hat, erschließt er uns einen guten Blick in das Donaubecken von Linz. Jene Zeit liebt es, auf Ortsbildern den landschaftlichen Hintergrund und die umgebende Natur stark hervortreten zu lassen. So verleiht auch Valckenburg seiner Linzer Ansicht Lebendigkeit, indem er sie in die freundliche Donaulandschaft mit ihren lachenden Fluren und den bewaldeten Hängen hineinstellt und als rückwärtigen Abschluß das bewegte Band der Alpenkette zieht.

Soweit die Darstellung der Stadt selbst in Frage kommt, entspricht diese Aufnahme im großen und ganzen der Wirklichkeit. Wir können den Verlauf der Umwallung mit den gegen die Donauseite zu gelegenen Stadttoren und die Lage der Partie an der Ludel und im „Wörth" verfolgen. Wie schon auf dem Florenzer Fresko, fallen auch hier die gotischen Türme der Stadtpfarrkirche und des Schmidtors, sowie das mit Erkern und Türmchen versehene Schloß in die Augen. Abgesehen vom Landhaus, das unter der Häusermasse nicht hervortritt, und dem Rathaus hat Linz keine weiteren nennenswerten Profanbauten besessen.[88]) Es war eben noch ein Städtchen von bescheidenem Umfange. Obwohl es der Hauptort des Landes, zeitweilige Residenz von Mitgliedern des Herrscherhauses und Sitz der Landesbehörden war, blieb es hinsichtlich der Häuserzahl doch noch hinter Enns und Steyr zurück. So betrug nach einem Berichte von Bürgermeister, Richter und Rat der Stadt vom Jahre 1593 die Zahl der bürgerlichen und steuerbaren Häuser innerhalb und außerhalb der Stadt 228,[89]) im Jahre 1616 die gesamte Häuserzahl, also auch die dem Adel und der Geistlichkeit gehörigen Freihäuser[90]) inbegriffen, 286.[91]) Enns hatte dagegen im Jahre 1627 an Bürger- und Inleutebehausungen 293 Nummern, während das gewerbefleißige Steyr vor dem Bauernaufstand von 1626 sogar 600 Bürgerhäuser aufwies.[92])

Es mag etwas befremden, daß die Stadt, die von altersher zu den bedeutenderen Mautstellen an der Donau zählte, privilegierte Niederlagstätte für den Eisenhandel war — von 17.392 Zentnern Scharsachstahl, welche die Steyrer 1602 ins deutsche Reich lieferten, wurden 16.484 Zentner in Linz verkauft[93]) — und als Messeplatz bei den alljährlichen Oster- und Bartholomäusmärkten viele fremde Kaufleute anzog, eine verhältnismäßig geringe Ausdehnung hatte. Der innerhalb der Befestigungsmauern zur Verfügung stehende Raum war Ende des 16. Jahrhunderts bereits verbaut und umfaßte nur 185 Gebäude, eine Zahl, die auch in den folgenden zwei Jahrhunderten nicht überschritten wurde, wie aus der Stadtbeschreibung von 1644 und der im Jahre 1771 durchgeführten ersten Häusernumerierung hervorgeht. Wollte sich die Stadt vergrößern, so mußten die weiten Gründe vor den Stadttoren, namentlich gegen Süden und Osten, in Anspruch genommen werden. Begreiflicherweise war aber die Baulust in der Vorstadt keine große, solange die Leute, die sich dort niederzulassen beabsichtigten, der bürgerlichen Freiheiten und des durch die Stadtbefestigung gebotenen Schutzes nicht teilhaftig wurden.

Daß damals die Frage einer Stadterweiterung lebhaft erörtert und als Notwendigkeit empfunden wurde, erhellt deutlich aus einem zwischen der Landeshauptmannschaft, den Ständen und der Stadt gepflogenen Schriftenwechsel.[94]) Von 1587 bis 1613 beschäftigte diese Angelegenheit die maßgebenden Kreise. Der Kaiser, wohl der Anreger des Planes, bekundete besonderes Interesse dafür und ließ schon 1587 den ständischen Verordneten mitteilen, daß ihm an der Vergrößerung der Stadt gelegen wäre. Ab und zu hielten ja die österreichischen Herrscher zu Linz Hof. Bei solchen Anlässen, sowie zu Marktzeiten, machte sich der Mangel an Quartieren stark fühlbar. Sowohl die Landeshauptmannschaft, als auch der Landtag vertraten mit Nachdruck den Plan einer Erweiterung des Stadtgebietes, und der italienische Baumeister Christoph Canaval, der im Jahre 1577 mit seinem Bruder Hans das Schulgebäude im Landhause aufgeführt hat und 1595 oder 1596 gestorben ist,[95]) ward mit der Anfertigung eines „Abrisses oder Modells" betraut. Ob das Modell, dessen der Landeshauptmann im Jahre 1612 Erwähnung tut, noch von dem italienischen Meister stammt, läßt sich nicht entscheiden. Zufällig ist eine Beschreibung von 1612 erhalten,[96]) die uns mit dem Plan einer für damalige Zeit großzügigen Stadtregulierung bekannt macht. Er ist aus der unter dem Einfluß der Renaissance bewirkten Umwälzung in der Stadtbaukunst zu erklären.[97]) Im Gegensatz zu der unregelmäßigen Gestaltung der mittelalterlichen Städte offenbarte sich nunmehr das Streben, nach einem einheitlichen, klaren Plan die Stadt zu schaffen. Es war vorgesehen, die alten Ringmauern abzubrechen und neue in viel größerer Ausdehnung gegen Süden und Osten aufzuführen. Man vergegenwärtige sich nur, daß die bisherige Umwallung in der Linie Schloßkaserne — Promenade — Graben — Pfarrplatz — Zollamtsstraße — Obere Donaulände zum Schlosse zurück verlief. Nun sollte die Befestigung in südlicher Richtung über die Hälfte des Gottesackers (auf dem Platz Landstraße — Rudigierstraße — Seilerstätte — Hafferstraße), nach Osten bis zum Jesuitengarten (ungefähr bis zum Landesmuseum) sich erstrecken. Das ganze neue Stadtgebiet war in sieben Plätze geteilt und von 28 Gassen durchschnitten, für deren Anlage im alten Stadtviertel manches Haus hätte fallen müssen.

Wäre dieser Plan zur Ausführung gekommen, dann würde das Stadtbild heute eine wesentlich andere Gestaltung haben. Er scheiterte infolge der Ungunst der Zeitverhältnisse, der schwierigen Geldfrage und nicht zuletzt wegen der ablehnenden Haltung der Stadtverwaltung. Im Jahre 1542 hatte ein verheerendes Brandunglück die Stadt heimgesucht und gegen 130 Häuser in Asche gelegt.[98]) Die Bauernunruhen von 1595 bis 1597, die fortwährende Türkengefahr, Durchzüge und Einquartierungen von Truppen lasteten schwer auf der Bevölkerung. Was Wunder, daß die Schulden der Stadt rasch anwuchsen, und um 1612 bereits die bedeutende Summe von 215.644 Gulden erreichten.[99]) Wie wiederholten Eingaben an den Kaiser und die Landeshauptmannschaft zu entnehmen ist, nahm die Stadtgemeinde aber nicht bloß infolge der wirtschaftlichen Not, sondern auch aus eigennützigen Gründen Stellung gegen eine Stadterweiterung. Sie wollte den Bewohnern der Vorstadt nicht die gleichen bürgerlichen Rechte einräumen, da sie fürchtete, daß die im neuen Stadtgebiete sich Niederlassenden, für welche

die oberösterreichischen Stände alle Stadtfreiheiten und Nachlaß der Steuern auf mehrere Jahre forderten, dem erbeingesessenen Gewerbestand Konkurrenz machen könnten. Dieser selbstsüchtige Standpunkt ließ sich freilich auf die Dauer nicht halten. Wenn auch der vorhin erwähnte Plan nie zur Ausführung gekommen ist, sind doch noch im Laufe der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Vorstädter in das Stadtgebiet einbezogen worden.

Der Kupferstich von 1594 zeigt uns das Linz der Bauernkriegszeit, die Stadt, die in der Hochflut der protestantischen Bewegung hervorragte. Nie ist die Donaustadt in der Geschichte so bedeutsam hervorgetreten und so oft genannt worden, als an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Rasch fand der Protestantismus im Lande ob der Enns Eingang. Der Adel schloß sich in überwiegender Mehrheit der neuen Lehre an und die Städte bildeten für diese bald starke Bollwerke. Einem Bericht über die Reise des Kardinals Caetano durch Oesterreich im Jahre 1596 ist zu entnehmen, daß Linz „eine schöne und bedeutende Stadt" ganz voll von „Ketzern" war und für die Katholiken nur ein Kirchlein außerhalb der Stadt mit einem einzigen Seelsorger hatte.[100])

Die im neuerbauten Landhaus tagenden weltlichen Stände konnten dank der in ihrer Hand vereinigten Machtfülle mit Erfolg für die Festigung des evangelischen Glaubens wirken.[101]) Sie bestellten eigene Prediger[102]) und schufen in richtiger Einschätzung der Bedeutung des Schulwesens eine Landschaftsschule, die sich eines vortrefflichen Rufes erfreute. In jener Zeit entfaltete sich in Linz eine staunenswerte geistige Tätigkeit. Infolge ihrer regen Beziehungen zu den Universitäten Tübingen und Wittenberg gewannen die Stände für ihr Kirchen- und Unterrichtswesen tüchtige Kräfte aus dem Reiche, beriefen Juristen und Aerzte; kurz, alle Gebiete kulturellen Lebens fanden in den von Bildungseifer erfüllten Landesvertretern verständige und opferwillige Förderer.

Aus der Reihe bedeutender Männer, die eine Zeit hindurch in Linz wirkten, ragt der große Astronom Kepler hervor. Nach längerer Tätigkeit in Graz und Prag trat der vom Schicksal schwer geprüfte Mann 1611 in die Dienste der ihm wohlgesinnten oberösterreichischen Stände und gab hier während seines mehrjährigen, überaus fruchtbaren Schaffens der Menschheit Werke von unvergänglicher Dauer. Zu dem Linzer Gelehrtenkreis gehörten der als Schulmann, Sprachforscher und Geschichtschreiber geschätzte Hieronymus Megiser, ferner Dr. Abraham Schwarz, ein gewiegter Jurist und Verfasser der oberensischen Landtafel und verschiedene Theologen. Kurze Zeit stand auch Martin Zeiller, der Reisehandbücher über fast ganz Mitteleuropa schrieb und an Merians Topographien mitarbeitete, an der Landschaftsschule in Verwendung. Um eine geistige Rüstkammer für den Kampf um ihre politischen und religiösen Freiheiten zu besitzen, wandten die Stände der Ausgestaltung ihrer Bücherei besonderes Augenmerk zu. Ihnen war auch die Berufung des ersten Linzer Buchdruckers Hans Planck zu verdanken.

So hatte Linz in der wissenschaftlichen Welt einen guten Ruf. In den politisch bedeutsamen ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts lenkte es wiederholt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Innerhalb seiner Mauern fand im Jahre 1614 der erste österreichische Reichstag statt, dem der Kaiser mit zwei Mitgliedern des Herrscherhauses und über 70 Abgeordnete sämtlicher habsburgischen Länder beiwohnten, damit über die Bewilligung von Geldmitteln gegen die Türkengefahr beraten würde.[103])

Nach Linz, dem Sitz der Landtage, richteten sich alle Augen, als die Stände im Vollgefühl ihrer Macht den Entscheidungskampf mit der landesfürstlichen Gewalt aufnahmen. Georg Erasmus von Tschernembl, der Führer der weltlichen Stände im Lande ob der Enns und die Jörger waren in den sturmbewegten Jahren von 1619 und 1620 in aller Munde.[104]) Zu Linz wurden damals folgenschwere Beratungen abgehalten. Im Landhaus erklärten sich die Stände nach dem Tode des Kaisers Matthias für die Herren des Landes und nahmen die Regierung selbst in die Hand. Gegen Ferdinand II. wurde ein erbitterter Kampf geführt, der schließlich die Stände zu einem Bündnis mit dem aufrührerischen Böhmen führte. Nur kurze Zeit behauptete sich ihre Selbstherrlichkeit, denn am 4. August 1620 hielt Herzog Maximilian von Bayern seinen Einzug in Linz und zwang die Stände zur Unterwerfung. Das Land war tief in Schulden geraten, die

Bauernschaft verbittert. Schon warf das Drama von 1626 seine düsteren Schatten voraus.

Als der verheerende Bauernsturm losbrach, richtete sich wiederum die Aufmerksamkeit Oesterreichs und der benachbarten Staaten auf das Land ob der Enns und dessen Hauptstadt, die einer mehr als zweimonatlichen Belagerung der aufrührerischen Bauern unter Fadingers Führung wacker standhielt. Es ist begreiflich, daß über diese Ereignisse eine bedeutende Anzahl von Flugschriften und Zeitungen erschien[105]) und die vervielfältigende Kunst eine Reihe von Gelegenheitsblättern mit Ortsdarstellungen herausgab. Anläßlich des Einmarsches der Bayern in Linz erschien ein Kupferstich „Abriß der Stadt Lintz von ihrer fürstl. Durchleucht in Bayern inn namen der keys. Mayt. eingenommen den 4. augusti anno 1620". Er ist aber bloß eine Wiedergabe des Valckenburg'schen Bildes von 1594 und weist nur insoferne eine kleine Verschiedenheit auf, als im Rahmen des Bildes das Anrücken der bayrischen Fähnlein zu Fuß und auf der Donau figürlich dargestellt ist. Das Schloß zeigt noch seine alten gotischen Formen, obwohl es in der Zeit von 1604 bis 1614 eine Vergrößerung und Umgestaltung im Renaissancestil erfahren hat.[106])

Die über die Belagerung von 1626 erhaltene „Contrafactur der Stadt Lintz, wie die von den Ensischen Bauren belagert, bestürmt und wider abgetrieben worden",[107]) bereichert gleichfalls nicht unsere Kenntnis vom Linz des 17. Jahrhunderts. Dieser Kupferstich, sehr ähnlich dem von 1594, gibt ein flüchtig hingeworfenes Bild der Stadt und will mehr die Kampftätigkeit der Bauern vor den Stadtmauern zeigen. Selten ist ein Kupferdruck, der nach einer Zeichnung Wolfgang Kilians[108]) von 1630 gemacht wurde und die Belagerung von Linz durch die Bauern und die am 18. Juli 1626 auf der Donau durch bayrische Schiffe erfolgte Verproviantierung der eingeschlossenen Stadt betrifft.[109]) Aus der Vogelschau sind die Befestigungsmauern der Stadt, das kaiserliche Schloß und jene Gebäude im Bilde festgehalten, welche als Stützpunkte den Angreifern und Verteidigern gedient haben. Auch eine Beschreibung aller Geschützstellungen und Schanzbauten ist beigegeben.

Gleich den übrigen oberösterreichischen Städten hat Linz im Bauernkrieg schweren Schaden erlitten. Nach einem noch erhaltenen Verzeichnis[110]) sind während der Belagerung in der Vorstadt 86 Häuser verbrannt, in der inneren Stadt ein Haus durch die Soldaten verwüstet worden. Aus dieser Zeit besitzen wir weder einen Stadtplan, noch eine Gesamtansicht, aus welcher die Häuserverteilung im Stadtinnern und vor den Toren zu ersehen wäre. Denn die vorhin angeführten Kupferstiche sind ja nur mehr oder minder genaue Wiedergaben des Valckenburg'schen Bildes.

Erst in Merians Topographie wird ein guter Ueberblick über die älteren Stadtteile, die Vorstadt und die Plätze- und Häuseranordnung geboten. Als Deutschland von den Greueln des dreißigjährigen Krieges heimgesucht wurde, führte der bekannte Frankfurter Kupferstecher Matthäus Merian[111]) den großen Plan aus, in Städte- und Landschaftsbildern seinem Volke die Schönheiten des Vaterlandes zu zeigen. Durch diese großzügige Arbeit gab er einen Beweis unverdrossenen deutschen Schaffens selbst in schwerer Prüfungszeit. Sein 30 Bände umfassendes Werk, das über die deutschen Grenzpfähle hinaus eine Bilderschau und einen kurzen Reiseführer durch ganz Europa darstellt, enthält eine „Topographia provinciarum Austriacarum Austriae, Styriae . . . das ist Beschreibung und Abbildung der fürnembsten Stätt und Plätz in den österreichischen Landen Under- und Oberösterreichs, Steyer . . . . Frankfurt 1649".

Zwei Stiche sind Linz gewidmet, und zwar hat der Zeichner das einemal von einem Aussichtspunkt oberhalb des Schlosses Hagen die Stadt aufgenommen, während das andere Bild von Osten her Linz aus der Vogelschau zeigt, einer für Ortsansichten lange Zeit üblichen Darstellungsweise[112]) Die den Tafeln beigegebene Beschreibung stammt von dem Reiseschriftsteller Martin Zeiller, der eine Zeit lang an der Landschaftsschule wirkte und Linz gewiß gut kannte. Ihm erscheint die Stadt nicht groß, aber „wohlerbauet". Sein Wohlgefallen erregt der ausgedehnte Hauptplatz, das geräumige zweistöckige Schloß, der Sitz des Landeshauptmanns, und das schöne Landhaus, das in seiner räumlichen Anordnung kurz beschrieben wird. In der knapp gehaltenen Schilderung geschieht noch der bestehenden Kirchen, der bedeutenden Jahrmärkte und einiger Kriegsereignisse aus der Stadtgeschichte Erwähnung.

Da man ausführliche Stadtführer damals noch nicht kannte, ist den Merian'schen Tafeln mit ihren Gebäude- und Platzerklärungen[113]) umso höherer Wert beizumessen. Denn sie entrollen uns ein vollständiges Stadtbild aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Merian stellt mit Vorliebe seine Ortsaufnahmen in die umgebende Landschaft hinein und versieht sie mit Darstellungen aus dem Leben. So sind auf der einen Linzer Ansicht im Vordergrunde pflügende Bauern, Hirten mit ihrer Herde und Weidmänner auf der Jagd wahrzunehmen. Die verschiedenen Gestalten und als Hintergrund die Donaulandschaft bis Mauthausen geben einen stimmungsvollen Rahmen für das am Donaustrom hingebettete Städtchen, in dem der Zeichner den großen Renaissancebau des kaiserlichen Schlosses, die Türme der Pfarrkirche, des oberen Wassertors und Schmidtors besonders hervortreten läßt. Hat die Phantasie hie und da auch etwas stark mitgespielt, fällt ferner in der Darstellung der Häusergruppen und Plätze eine Schematisierung auf und ist manche Verzeichnung unterlaufen, so ist doch diesem Gesamtbilde Uebersichtlichkeit als Vorzug anzurechnen. Die von Merian gewählte Art der Darstellung ist eine Vereinigung von Ortsbild und Grundriß und ersetzt einigermaßen die Pläne, die für Linz leider erst mit dem 18. Jahrhundert beginnen.

Betrachten wir zunächst das Stadtinnere. Starke, mit Türmen versehene Mauern umschließen die älteren Stadtteile und verlaufen in gleicher Richtung und Ausdehnung, wie wir sie aus alten Stichen bereits kennen gelernt haben. Durch die Befestigungswerke vermitteln sechs Tore eine Verbindung mit der Vorstadt. Im 15. Jahrhundert bestand nur das Schmidtor, Urfahr- und Mauthaustor und Schulertürl. Eine Stadtbauamtsrechnung von 1594 erwähnt auch bereits das im Bilde aufscheinende Apothekertor und 1632 ist das Landhaustor gegen die Herrenstraße zu eröffnet worden.[114]) Als wuchtiger Bau zeigt sich das in den Jahren 1604—14 im Renaissancestil vergrößerte Schloß mit seinen langen Fensterreihen und dem über der Gangolphkapelle aufragenden Turm. Kühn strebt aus dem geräumigen Arkadenhofe des Landhauses, dessen bauliche Anlage auf diesem Stich zum erstenmal verfolgt werden kann, der in den Jahren 1637/8 erhöhte schlanke Turm empor.

Vor dem Schmidtor sehen wir das bereits aus dem 14. Jahrhundert stammende Bürgerspital (Winklerhaus, Landstraße 15) mit einer Kirche, während den Abschluß der linken Seite der äußeren Landstraße das Herrenhaus bildet, an dessen Stelle sich jetzt das kaufmännische Vereinshaus erhebt. Das Herrenhaus war ehemals ein Edelsitz und hieß Straßfelden, eine Bezeichnung, die anfangs des 17. Jahrhunderts auf die ganze benachbarte Flur und die darauf erbauten kleinen Häuser überging.[115]) Weil der Besitzer die Schankgerechtigkeit ausübte, geriet er wiederholt in Streit mit der auf ihr Meilenrecht[116]) pochenden Stadt. Im Jahre 1622 gelang es dieser, das Gut käuflich zu erwerben, das fortan ein beliebter Einkehrgasthof für Zureisende war.

Weiter südlich, an der Ecke der heutigen Landstraße und Feldstraße, wo bis zum Jahre 1909 die alte Trainkaserne stand, ist das 1602 erbaute Siechenhaus eingezeichnet.[117]) In nächster Nähe finden wir den St. Barbara-Gottesacker. Im Mittelalter war die Pfarrkirche mit dem städtischen Friedhof umgeben, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in die seit langem beim Bürgerspital auf der Landstraße bestandene Begräbnisstätte verlegt wurde. Da sich diese mit der fortschreitenden Stadtvergrößerung als zu klein erwies, wurde in der äußeren Vorstadt ein Grundstück für Zwecke eines neuen Friedhofes verwendet und der Bau im Jahre 1599 vollendet.[118]) Der Begräbnisplatz wurde in der Folgezeit derart vergrößert, daß er den heute von der Landstraße, Rudigierstraße, Seilerstätte und Hafferlstraße begrenzten Raum einnahm. Gemäß kaiserlicher Verordnung von 1784 mußte der Friedhof aus dem Häuserbereiche entfernt werden; er wurde außerhalb der Stadt auf den Rapplhofgründen angelegt, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Wenn wir uns das Bild der Vorstadt nach Merian ansehen, finden wir im Weingarten (Kapuzinerviertel) schon einzelne Häuser verstreut und mitten in die noch unverbauten weiten Fluren das Kapuzinerkirchlein samt Kloster eingebettet. Als der Landesfürst an die Durchführung der Gegenreformation schritt, sah er sich um kräftige Stützen um und berief die Jesuiten und Kapuziner nach Linz. Erstere ließen sich um 1600 in der inneren Stadt nieder, erhielten die Verwaltung der Minoriten-

kirche und errichteten eine öffentliche Lateinschule.[119]) Letztere hielten ihren Einzug im Jahre 1606 und bereits sechs Jahre später war die Kapuzinerkirche vollendet.[120])

Die Gründe in der östlichen Vorstadt sind, wie der Häuserbeschreibung von 1644 zu entnehmen ist, verhältnismäßig stark verbaut, denn 58 Objekte befinden sich hier. Es ist das Viertel der Lederer (nach diesen die Lederer-, heute Keplerstraße benannt), Fleischhacker, Faßzieher und Fischer, deren Beruf eine Seßhaftmachung am Wasser erheischt.

Eine Ergänzung zu Merians Kupferstichen bildet die ausführliche Beschreibung aller Häuser in der Stadt und Vorstadt vom Jahre 1644.[121]) Als Kaiser Ferdinand III. eine Reise mit großer Gefolgschaft nach Linz plante, wurde der Oberstwach- und Hofquartiermeister Christoph Ulrich von Putzen vorausgeschickt, um für die kaiserliche Begleitung Wohnungen vorzubereiten. In dem für diesen Zweck sorgfältig angelegten Verzeichnis werden 185 Häuser der Stadt und 118 der Vorstadt, insgesamt 303 Gebäude beschrieben. Eine Numerierung kannte man damals noch nicht. Die Häuser sind vom Hauptplatz angefangen in der Reihenfolge der Plätze und Gassen (19 an der Zahl) aufgezeichnet.

Diese Häuseraufnahme von Linz liefert nicht bloß einen wertvollen Beitrag zur Statistik, sondern gibt auch darüber Aufschluß, in wessen Händen die Bauten gewesen sind. Eine verhältnismäßig große Häuserzahl (über 50) gehörte dem Adel und den Klöstern. Da beide Stände wegen der Landtage und Sitzungen des Verordneten-Kollegiums häufig in Linz anwesend sein mußten und daher Absteigquartiere benötigten, kauften sie in der Stadt Häuser an oder führten auf den freien Gründen der Vorstadt eigene Wohnbauten auf.[122])

Merians Tafelwerke haben bei ihrem Erscheinen allgemeines Interesse erweckt, sind später in weiteren Auflagen herausgegeben und für ähnliche Veröffentlichungen vorbildlich geworden oder haben solche direkt angeregt. Im 17. Jahrhundert erfuhr die Landeskunde eine wissenschaftliche Vertiefung, sie befaßte sich eingehend mit der Landes- und Ortsbeschreibung, verbunden mit bildlichen Darstellungen und lenkte viele Kreise auf diesen Zweig hin.[123])

In jener Zeit gingen allenthalben die Stände daran, Landkarten anfertigen zu lassen. Die obderennsischen Landesvertreter hatten bereits im Jahre 1611 mit dieser Aufgabe keinen Geringeren als den Astronomen Kepler betraut,[124]) der manche Sorge ob solcher Arbeit durchzumachen hatte, bis sie ihm endlich der ständische Ingenieur Abraham Holzwurm abnahm und zu Ende führte. Ein halbes Jahrhundert später hat sich Georg Matthäus Vischer, Pfarrer in Leonstein, erbötig gemacht, eine Landvermessung in Oberösterreich vorzunehmen und bereits im Jahre 1668 die fertige Karte vorgelegt.[125])

Sicherlich war ihm Merians Werk ein Ansporn, daß er neben der Landaufnahme auch alle Städte, Klöster und Schlösser zeichnete. Man muß den Eifer und die Arbeitskraft des einfachen Pfarrers bewundern, der nach der kurzen Zeitspanne von fünf Viertel Jahren sowohl die Landkarte, als auch die aus 222 Ansichten bestehende „Topographia Austriae superioris modernae" den Ständen im Jahre 1668 überreichen konnte.[126]) Aehnliche Bilderwerke, wie sie Johann Weikard Valvassor ebenfalls in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts für Salzburg, Kärnten, und Krain geschaffen, verdanken Ober- und Niederösterreich sowie Steiermark dem unermüdlichen Vischer, der nach einem wechselvollen Leben im Jahre 1696 in Linz gestorben ist.[127])

Was die auf Oberösterreich bezüglichen Ansichten betrifft, sind diese von Vischer selbst in Kupfer radiert,[128]) sie bleiben jedoch an künstlerischer Ausführung hinter den niederösterreichischen und auch hinter Merians Arbeiten zurück. Doch muß man anerkennen, daß Vischer als Zeichner gewissenhaft gearbeitet hat und daß, abgesehen von den bei alten Stichen nicht seltenen unrichtigen Perspektiven seine Aufnahmen ziemlich verläßlich sind. Noch hat die Stadt im großen und ganzen das Aussehen, wie wir es aus den Bildern Merians kennen; nur macht sich bereits die Barockisierung bemerkbar. So zeigt die Pfarrkirche schon die neue Stilrichtung und trägt einen Zwiebelturm, während sie bei Merian noch gotische Formen hat.

Sorgfältig sind die Partien um die Pfarrkirche und das Landhaus herausgearbeitet. Auf der Nordseite des Pfarrplatzes standen damals die Annakapelle und das Meßnerhaus, während südlich vom Gotteshaus das Gebäude des Jesuitenkollegiums (Hauptpost) einen weiten Flächenraum einnahm. Von den an

die Umfassungsmauern anschließenden Gebieten hat Vischer nur die südliche Vorstadt gezeichnet, wo die Land- und Herrenstraße schon ziemlich stark mit Gebäuden besetzt sind. Weite Gärten dehnen sich in der Vorstadt, aus denen Wohnsitze hervorlugen. Westlich vom Landhaus befindet sich die Reitschule, welche die Stände auf dem ihnen von Kaiser Ferdinand 1644 überlassenen Mautgarten errichtet hatten.[129]) Sie bestand hier bis zur Erbauung des Landeskulturrats-Gebäudes im Jahre 1909. Ein Beweis der Wertschätzung, deren sich Vischers Topographie erfreute, ist darin zu sehen, daß sie 1709 ein zweitesmal aufgelegt wurde.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist man immer häufiger daran gegangen, einzelne Landesteile in Plänen und Abbildungen wiederzugeben und aus den Städtebildern bemerkenswerte Teile herauszugreifen. Noch wenig gewürdigt ist das Schaffen eines Mannes, der auf dem Gebiete des Kartenwesens und der Ortsdarstellung im Lande ob der Enns Tüchtiges geleistet hat, Clemens Beuttler.[130]) Als Maler und Geometer arbeitete er für Kirchen und Klöster und legte Karten des Herrschaftsbezirkes Ebelsberg sowie der Gerichts- und Jagdbezirke von Kremsmünster an. Das Landesarchiv verwahrt einen großen Grundriß des Landgerichtes der Herrschaft Peuerbach und Bruck von 1678 und eine sorgfältig gezeichnete Karte des zur Herrschaft Ebelsberg gehörigen Burgfrieds von 1670.

In der Reihe der Werke Merians war im Jahre 1656 ein Band „Topographia Windhagiana" über jene Herrschaft erschienen, die unter dem reichen, kunstverständigen Besitzer Joachim Enzmüller viele Sehenswürdigkeiten barg. In dem entlegenen Windhaag (bei Perg) hatte sich der zu hohem Ansehen emporgestiegene und heute noch in seinen Stiftungen fortlebende Mann ein prächtiges Schloß mit einer großen Bibliothek errichten lassen und daselbst Kunstschätze aufgehäuft. Die herrlichen Bauten und Inneneinrichtungen sind von Beuttler in mehreren Kupferstichen weiteren Kreisen bekannt gemacht worden.

Als nun der ehemalige Bibliothekar von Windhag, Hyazinth Marian, die Topographie in erweiterter Gestalt 1673 herausgab,[131]) war Beuttler wiederum Mitarbeiter und steuerte noch eine beträchtliche Zahl neuer Pläne und Ansichten bei. Unter den fein ausgeführten Stichen fesseln zwei unsere besondere Aufmerksamkeit, es sind Zeichnungen vom Linzer Hauptplatz aus dem Jahre 1654. Diese Bilder scheinen deshalb in der Topographie auf, weil Enzmüller am Hauptplatz ein größeres Wohnhaus (heute Hornsteinhaus Nr. 20) besaß, das Beuttler zeichnete. Er machte von dem Gebäude aus der Vogelschau zwei Aufnahmen, sowohl die Vorder- als auch die Rückansicht, wobei er von seinem höher gewählten Standpunkt aus gleichzeitig einen hübschen Blick auf den Stadtplatz und die umliegenden Häusergruppen bot. Beide Stiche zählen zu den besten, die wir aus dem 17. Jahrhundert von der Stadt besitzen.

Das eine Bild zeigt das Stadtinnere von Süden her (von der Landstraße gegen die Donau zu). In wuchtiger Größe ragt das Schloß mit seinen breiten Fensterreihen empor, die Türme des oberen Wasser- und Brückentors schließen die Wasserseite von Linz wirksam ab. Von dem gotischen Bild der Stadt ist nicht mehr viel geblieben, schon macht sich der welsche Einfluß stark geltend. Mit welcher Sorgfalt ist der geräumige Hauptplatz gezeichnet, dessen saalartige Geschlossenheit prächtig wirkt. Von den am Platz gelegenen Bauten tritt das Rathaus hervor, dessen Turm von einer Kuppel gekrönt ist. Zwei Brunnen mit Figuren beleben den weiten Stadtplatz.[132])

Den südlichen Abschluß des Hauptplatzes gegen das Schmidtor veranschaulicht der zweite Kupferstich. Die Anordnung der Bauten am Schmidtor läßt sich genau verfolgen. Das die südliche Häuserreihe des Platzes durchbrechende Gäßchen (jetzt Schmidtor) ist von einem Schwibbogen überwölbt[133]) und führt durch den Schmidtorturm in der Richtung nach Ebelsberg. Dieser ist bis zu seinem Abbruch im Jahre 1828 ungefähr an der Stelle gestanden, wo die Annagasse und der Durchgang von der Promenade her auf die Schmidtorstraße münden, und hat durch seine architektonische Schönheit und die bunten Wandmalereien der Stadt zur Zierde gereicht. Der ehemalige Wandschmuck ist noch auf zwei aus dem 3. Viertel des 18. Jahrhunderts stammenden Farbenzeichnungen des Turmes zu ersehen,[134]) die mit den Turmverzierungen auf Beuttlers Stich vollkommen übereinstimmen.

Die Kupferstiche von Merian, Beuttler und Vischer vermitteln eine gute Kenntnis vom Stadtbild um die Mitte

Abb. 1 **Linz 1594.**

Abb. 2: **Linz 1649.**

Abb. 3: **Hauptplatz 1654.**

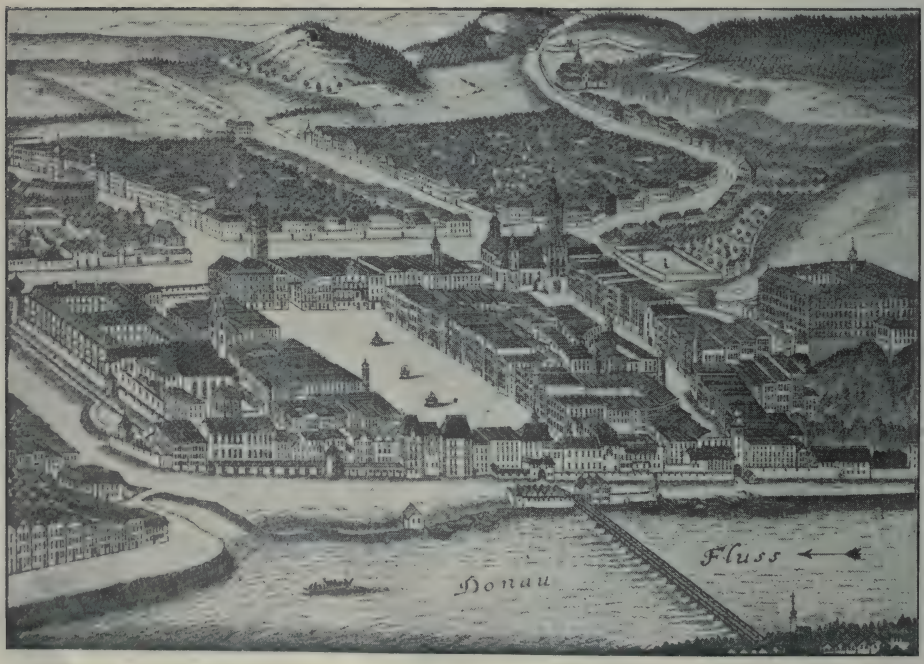


Abb. 4: **Linz 1668.**

und zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Linz hatte sich von den schweren Wunden, welche die Bauernkriege geschlagen haben, langsam wieder erholt, die bei der Belagerung von 1626 abgebrannte Vorstadt war aufs neue erstanden. Die Einwohnerzahl hat infolge der Durchführung der Gegenreformation und Abwanderung von Protestanten wohl eine Verminderung erfahren, sie wurde aber zum Teil ausgeglichen durch den Zustrom von Studierenden an die Lehranstalt der Jesuiten, die nach der Einstellung des evangelischen Kirchen- und Schulwesens im Jahre 1624 durch Uebernahme der Landschaftsschule den Unterrichtsbetrieb ganz in ihre Hand bekamen. Das vorübergehend im Landhaus untergebrachte Gymnasium wurde 1632 in das Anomäische Haus (Volkskredit, Domgasse 12) verlegt und nach Vollendung des Jesuitenkollegiums im Jahre 1669 dorthin übertragen.[135])

Der gute Ruf der Anstalt bewirkte, daß nicht bloß aus Oberösterreich, sondern auch aus Bayern, Böhmen, Polen und anderen Gebieten Studierende zur Ausbildung nach Linz geschickt wurden.

Wie den seit dem Jahre 1646 vorhandenen Schülerkatalogen[136]) zu entnehmen ist, vertrauten besonders die Adeligen ihre Söhne den Jesuiten an. Die Besucherzahl, die in den Jahren 1646—69 auf mehr als 300 stieg, erfuhr eine ansehnliche Vermehrung dadurch, daß seit 1669 zu den Lehrgegenständen des Gymnasiums noch philosophische, theologische und juristische Fächer, auf drei Studienjahre berechnet, hinzukamen. Unter den Professoren erwarben sich einen bedeutenden Namen die als Kanzelredner gefeierten Christoph Kissenpfennig und Andreas Lintschinger,[137]) sowie der aus dem Mühlviertel gebürtige Johann Eberhard Nidhard, der spätere Erzieher Kaiser Leopolds I., der am spanischen Königshofe Einfluß besaß und bis zur Kardinalswürde emporstieg.[138])

In jener Zeit leitete vom Linzer Schloß aus Landeshauptmann Hans Ludwig Kuefstein mit starker Hand die Geschicke des Landes.[139]) Als gewandter Politiker bereits früher tätig, war er mit der heiklen Aufgabe betraut, nach den Bauernaufständen im Lande wieder Ordnung zu schaffen und die Bewohnerschaft zum Katholizismus zurückzuführen. Er genoß beim Kaiser eine solche Vertrauensstellung, daß ihm die Bewachung des geächteten Kurfürsten Erzbischof Philipp Christoph Soeter von Trier in den Jahren 1636/37 übertragen ward. Auch der gefangene Prinz Rupert von der Pfalz, der Sohn des Winterkönigs Friedrich V. stand von 1639—41 im Linzer Schloß unter seiner Aufsicht. Politische Angelegenheiten von großer Tragweite verhandelte man damals in Linz. Hier entfaltete sich unter dem sehr befähigten und weltmännisch erfahrenen Kuefstein eine ausgedehnte Hofhaltung,[140]) von der die Stadt Gewinn zog.

III.

Für die Entwicklung des Linzer Staotbildes ist die Zeit von der zweiten Hälfte des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung. Während des 30jährigen Krieges hat sich begreiflicherweise eine regere Bautätigkeit nicht entfalten können. Als aber die Gegenreformation siegreich für die Kirche durchgeführt war, die schlimmen Folgen des langen Krieges sich nicht mehr so stark fühlbar machten und mit der Befreiung von der Türkengefahr die finanziellen Lasten der Länder eine Erleichterung erfuhren, setzte eine Glanzzeit für die kirchliche Kunst in Oesterreich ein. Der Barokstil wurde zum allbeherrschenden und prägte im ganzen Lande sowohl den kirchlichen als auch weltlichen Bauten seinen Stempel auf. Die Klöster bekundeten ihre Kunstfreudigkeit und Baulust in der Anlage großartiger Stifts- und Kirchengebäude, bei denen sie italienische und einheimische Künstler Jahrzehnte hindurch beschäftigten. Auch Adel und Bürgertum waren von Schaffensgeist beseelt und gaben Baumeistern Gelegenheit, ihre schöpferische Kraft in der Errichtung schmucker Wohnsitze zu zeigen.

In allen Teilen von Oberösterreich entstanden viele neue Barockkirchen, die alten Gotteshäuser wurden meist nach der nunmehr herrschenden Kunstrichtung umgestaltet. Das Gleiche gilt von den Profanbauten. Wenn wir die Straßen der älteren Stadtteile von Linz durchwandern oder etwa die Stadt von einer umliegenden Höhe überblicken, so fällt das barocke Gepräge sogleich ins Auge. Was die Barockkunst in festlicher Pracht und mit lebhaftem Schwung im ganzen Lande geleistet, kommt im Linzer Stadtbild heute noch kräftig zum Ausdruck.

Aus jener kunstfrohen Zeit stammen die schönen Gotteshäuser, die Dreifaltigkeitssäule, der Bischofhof und so manches hübsche Stifts-, Herrschafts- und Bürgerhaus. Wenn Linz in der Kunstgeschichte öfter genannt wird, verdankt es dies Meistern aus der Barockzeit, die durch ihre Bauten, Bildhauer- und Malerarbeiten unser Kunstgut bereichert haben. Kein Geringerer als der Architekt Johann Lukas von Hildebrand hat die Pläne zu dem Seminarkirchlein in der Harrachstraße entworfen, während der Bischofhof, ein bedeutendes Profangebäude unserer Stadt, ein Werk Prandauers ist. Künstler wie Raphael Donner, der Kremser Schmidt, die beiden Altomonte, Sandrart, Reselfeld u. a. haben zur Kirchenausschmückung viel beigetragen.

Wie die Stadt ihr barockes Aussehen allmählich gewonnen und sich bedeutend vergrößert hat, veranschaulicht eine Reihe von Bildern und Plänen. Eine Veränderung erfuhr das Bild der inneren Stadt durch den Bau der Ignatiuskirche, welche von den Jesuiten 1669 bis 1678 errichtet wurde. Auf der früher beschriebenen Vischer'schen Ansicht von 1668 ist der Platz, wo heute die Kirche steht, noch leer, weil erst ein Jahr später mit dem Bau begonnen wurde. Wer der Pfarrkirche einen Besuch abstattet, findet auf der Epistelseite am Altar des hl. Florian ein Linzerbild aus dem Ende des 17. Jahrhunderts[141]). Auf diesem Gemälde ist zum erstenmal die Jesuitenkirche dargestellt, in gleicher Form, wie sie noch heute besteht. Die Pfarr- und Bürgerspitalkirche, sowie die Türme des Landhauses und der Stadttore lassen bereits die durchgeführte Barockisierung erkennen.

Die rege Bautätigkeit, die seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Erscheinung trat, entfaltete sich hauptsächlich auf den Gründen der Vorstadt. Es wurden zwar auch in der von den alten Befestigungsmauern umgebenen inneren Stadt Umbauten und Vergrößerungen vorgenommen, doch war dort kein Platz mehr für umfangreichere Gebäude. Nun erfolgte gerade in diesem Zeitabschnitt die Niederlassung mehrerer Orden, und diese fanden vor den Toren der Stadt Bauplätze in reichlichem Ausmaße. Hier war bereits im Gegensatz zu der Enge der Gassen und Plätze in der Altstadt eine planmäßige Gestaltung der Verkehrswege angebahnt, in denen die nach dem neuen Stil erstehenden Gotteshäuser und Wohngebäude mit ihren Fassaden viel wirkungsvoller zur Geltung kommen konnten.[142])

Im Jahre 1674 schritten die Karmeliter auf dem Grunde Ecke Landstraße-Karmeliter- (heute Harrach-)straße zum Bau eines Klosters und einer Kirche, die 1710 vollendet wurde. In nächster Nähe kauften sich fünf Jahre später die Ursulinen an. Dieser auf die Erziehung der weiblichen Jugend bedachte Orden hatte nach dem 30jährigen Kriege in Oesterreich rasche Verbreitung gefunden und mit kaiserlicher Hilfe sich auch im Lande ob der Enns Eingang verschafft.[143]) Mehrere Jahrzehnte vergingen, bis das große Schul- und Wohngebäude (1723) sowie die Kirche (1740) fertig dastanden. Dieses Gotteshaus, dessen reichgegliederte Türme erst 1770 bis 1772 ausgebaut wurden, verleiht heute noch dem Landstraßenbild eine besondere Wirkung.

Mit dem Aufschwung der medizinischen Wissenschaft im 18. Jahrhundert wandte man der Errichtung von Krankenpflegestätten erhöhte Aufmerksamkeit zu. Von den Ordensmitgliedern, die ihre Lebensarbeit der leidenden Menschheit widmen, errichteten um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Barmherzigen Brüder und Elisabethinen in unserer Stadt Niederlassungen. Letztere nach den Ordenssatzungen mit der Pflege von weiblichen Kranken beschäftigt gingen 1745 daran, auf den noch freien Gründen gegen die „Eiserne Hand" zu ein Kloster mit Kirche aufzuführen. Der 23 Jahre später vollendete Bau mit Kuppel und weit überragendem Turm hat dem Umriß der Stadt eine wesentliche Bereicherung gegeben. In bescheidenem Rahmen hielt sich das Kirchlein der Karmeliterinnen, 1729 in der Herrenstraße erbaut, das samt anschließendem Wohngebäude nach der Durchführung der Josefinischen Klosteraufhebungs-Verordnungen den Barmherzigen Brüdern übergeben wurde und bis auf den heutigen Tag in deren Besitz sich befindet. Die Minoriten nahmen an ihrer dem Landhause benachbarten Kirche viele Umbauten vor und sorgten für eine würdige Innenausstattung.[144])

So hatte die von Kunstverständnis geleitete Bautätigkeit der Klöster in einem kurzen Zeitraum Linz um mehrere prächtige Gotteshäuser bereichert. Ein Schmuckkästchen von ganz entzückender Art ist zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Seminarkirchlein der Stadt gege-

ben worden. Als der Deutsche Orden in Oberösterreich eine Kommende errichtete, erwarb er in der Karmelitergasse als Wohnsitz das Khevenhüllerhaus und schloß eine Kapelle an. Einer der bedeutendsten Baukünstler, die Oesterreich damals besaß, Johann Lukas von Hildebrand, entwarf den Plan und der Linzer Baumeister Johann Michael Prunner führte ihn aus. Als äußeren würdigen Abschluß fertigte Raphael Donner die Figuren an.[145]) Außer den eben kurz angeführten Barockbauten sind noch einige kleinere Kirchen und Kapellen in der Vorstadt entstanden, die jedoch zum Teil schon längst von der Bildfläche verschwunden sind. Die heute der Stadtgemeinde gehörigen Häuser Bethlehemstraße Nr. 7 und 9 beherbergten im 18. Jahrhundert das Nordische Stift, eine Lehranstalt mit der Bestimmung, Zöglinge aus den nordischen Ländern für den Priesterstand heranzubilden oder sie wenigstens in dem katholischen Glauben zu festigen und in den Wissenschaften zu unterweisen.[146]) Die in den Jahren 1709/10 erbaute Kirche war der Basilika von Bethlehem nachgebildet.[147]) Sie bestand aber nur bis 1788, in welchem Jahre sie samt den Stiftsgebäuden versteigert wurde. Von kurzem Bestande war auch die Dreifaltigkeitskapelle an der Landstraße,[148]) die als eine Stiftung der Reichsgräfin Fürstenberg 1702 erbaut und 1787 aufgelassen wurde.[149])

Gemäß einer letztwilligen Verfügung des Bürgermeisters Johann Adam Prunner (gest. 1734), eines der größten Wohltäter der Stadt, dessen menschenfreundliches Wirken heute noch in den nach ihm benannten Stiftungen fortlebt, wurde 1734—40 in der östlichen Vorstadt das Prunnerstift für verarmte Linzer Bürger und Waisen gebaut. Im Gebäude befand sich eine Kirche mit drei Altären, die einen eigenen Benefiziaten hatte. Im Jahre 1786 wurde das Stift aufgehoben.[150])

Kirchlicher Sinn war es in erster Linie, der sich im 17. und 18. Jahrhundert im Neubau und in der Umgestaltung von Gotteshäusern offenbarte und eine Fülle heiterer, jener genuß- und lebensfreudigen Zeit eigenen Pracht über unsere Stadt ausgoß. Wie reizvoll war die sich darbietende Silhouette von Linz! Vergleichen wir nur das von der Donauseite her aufgenommene Bild Merians mit einer der Zeichnungen Werners[151]) aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In mannigfaltiger Gestalt heben sich in letzteren die zahlreichen Türme der Kirchen über das Häusergewirr hinaus, es ist Leben und Bewegung in das Stadtbild gebracht.

Dieses hat aber auch noch bedeutend gewonnen durch die rege profane Bautätigkeit. Der Adel der Barockzeit gefiel sich in der Anlage schmucker Herrensitze mit weiten Lustgärten auf seinen Landgütern; er wollte aber auch in der Stadt eine seinem Ansehen würdige Behausung haben. Da die Enge der alten Stadtteile umfangreiche Neubauten nicht gestattete, wählte man sich in den neuen breiten Vorstadtstraßen Bauplätze und schuf hier Häuser mit stattlichen Fassaden. Ebenso waren die oberösterreichischen Klöster darauf bedacht, außerhalb der Stadtmauern geräumige Wohnsitze zu errichten. So manches Wahrzeichen einstiger Schaffenslust und Repräsentationsfreude erquickt heute noch unser Auge. Es sei nur auf die Häuser Landstraße 12 (ehemals Besitz der Grafen Weissenwolff) und Landstraße 32 (einst Graf Montfort'scher Sitz), sowie auf den von Prandauer erbauten Bischofhof hingewiesen, die schon in ihrer äußeren Vornehmheit als Herrschaftshäuser gekennzeichnet sind.

Zu dem Adel und der Geistlichkeit gesellte sich der Bürger; auch er wollte seinem Wohnhause eine behagliche Form und einen freundlichen Schmuck verleihen. War er etwa nicht wie mancher Adelige in der Lage, sich eines der beliebten Gartenhäuser oder einen größeren Baugrund in der Vorstadt zu beschaffen, so gab er wenigstens seinem ererbten Sitz durch Stuckverzierungen und kleinere Umbauten eine neue Gewandung.

Das Ergebnis des Zusammenwirkens aller dieser Kräfte in baulicher Beziehung war ein Stadtbild von anheimelndem Gepräge, das uns alte Bilder zeigen und das zum Teil auch heute noch als eine Zierde von Linz erhalten ist. Die Stadt dehnte und streckte sich nach allen Richtungen und wuchs ziemlich rasch zu einem bedeutenden Gemeinwesen an. Zählte sie nach der Beschreibung von 1644 nur 303 Häuser, so war deren Zahl im Jahre 1771 infolge der großen Bauluft und der Einbeziehung von Vororten auf 974 angewachsen.

In einer Zeit, in der die Baukunst in Oesterreich zu ungeahnter Höhe emporblühte, gab es für die vervielfältigenden Künste reichliche Anregung und ein lohnendes Betätigungsfeld. Klöster und

wohlhabende Geschlechter legten Wert darauf, die von großen Meistern ausgeführten Prachtbauten in Bildwerken und Einzelblättern anfertigen zu lassen. Je mehr sich die Zeitgenossen für die Abbildungen interessierten, umso eifriger brachten Kupferstecher nicht bloß Ansichten von einzelnen hervorragenden Klöstern und Schlössern, sondern auch von Städten in den Handel. Besondere Rührigkeit entfalteten Augsburger Unternehmungen, die mit ihren Stichen den Markt förmlich überschwemmten. Von Werners Hand stammen mehrere, allerdings manchmal stark verzeichnete Linzer Bilder (Gesamtansicht, Hauptplatz, Landstraße, Promenade), die von der bekannten Augsburger Firma Engelbrecht in Kupfer gestochen wurden und weite Verbreitung fanden.

Noch wichtiger sind die seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts erhaltenen Pläne,[152]) die als Geschichtsquelle hoch zu werten sind, weil sie die Grundrisse der Kirchen, Klöster, Adels- und Bürgerbauten enthalten und uns mit der Anlage der Straßen und Plätze und den alten, vielfach schon abgekommenen, Benennungen bekannt machen. Interesse beansprucht ein „Eigendlicher Grundriß der Haubtstatt Lintz im Land ob der Enns, welche mit sonderbahren Fleis geometrice abgemessen, so weitt sich der bürgerliche Burgfridt erströcket", ohne Datierung und Angabe des Zeichners. Da die 1729 erbaute Kirche der Karmeliterinnen schon aufscheint, ist der Plan nach diesem Zeitpunkt angelegt worden. Zufolge der beigegebenen kurzen Erklärung wurden die Häuser und Gründe je nach ihrer Beitragspflicht zu den Quartier- und sonstigen Stadtlasten, bzw. nach ihrer Befreiung von diesen[153]) geschieden und durch verschiedene Schraffierungen kenntlich gemacht, ein Beweis dafür, daß man diesen Plan hauptsächlich für Einquartierungszwecke verwendete.

Ein besonderer Anlaß, einen genauen Stadtplan anzulegen, bot sich durch die Belagerung von Linz im Jahre 1742. Im September 1741 war Kurfürst Karl Albrecht von Bayern zur Geltendmachung seiner vermeintlichen österreichischen Herrschaftsansprüche in Oberösterreich eingerückt, hatte Linz mit starker Macht besetzt und die Stände zur Huldigung gezwungen.[154]) Doch schon vier Monate später rückte Feldmarschall Khevenhüller mit österreichischen Truppen heran, nahm am 23. Jänner 1742 die Stadt ein und zwang die bayrisch-französische Armee zur Kapitulation.[155]) Gelegentlich dieser Ereignisse hat der landschaftliche Ingenieur Franz Anton Knittl einen übersichtlichen Grundriß von Linz entworfen, die Verschanzungen und Angriffsstellungen der beiden Gegner eingezeichnet und die durch Brände verwüsteten Gebiete im Neuhäusel und Kapuzinerfeld kenntlich gemacht. Ein im Gemeinderatssaale befindliches großes Oelgemälde stellt die Stadt während der Belagerung dar.

Bild und Plan erschließen uns einen guten Blick in das Linz der Barockzeit. Eingebettet in die anmutige Donaulandschaft, mit prangenden Gärten, gekrönt von den Kuppeln schmucker Kirchen und belebt von behaglichen Wohnbauten, bot die Stadt ein freundliches Aussehen. Noch umgürteten die mittelalterlichen Befestigungsmauern mit Wehrbauten und Türmen den Stadtkern, der ein geschlossenes Ganzes bildete. Die Mitte des Hauptplatzes zierte die vom salzburgischen Hofsteinmetz Sebastian Stumpfegger 1723 errichtete Dreifaltigkeitssäule, ein Denkmal des Dankes für die Befreiung von harter Türkennot, Pest, Wasser- und Feuersgefahr.

Zur Belebung der südlichen und nördlichen Hälfte des Stadtplatzes trugen zwei Brunnen mit Figuren des Neptun und Jupiter wesentlich bei. Leider fielen sie der Stadtregulierung von 1873 zum Opfer. Der Neptunbrunnen hat auf dem Marktplatz erfreulicherweise wieder eine Aufstellung gefunden, während die Trümmer des zweiten heute noch auf dem der Stadtgemeinde gehörigen Material-Lagerplatz in der Keplerstraße zu sehen sind. Der harmonische Eindruck des großen Platzes wurde noch gesteigert durch die über den Oeffnungen der engen Seitengassen angebrachten Schwibbogen. Die Ausgänge gegen Süden und Norden beherrschten der malerische Schmidtorturm und das Brückentor.

Vor den Toren der inneren Stadt gab es kein Gewirr von schmalen krummen Gäßchen. Ein weites Verkehrsnetz durchschnitt die ausgedehnten Flächen der Vorstadt. Die Wiesen und Krautgärten waren dichten Häuserreihen gewichen und hinter den stattlichen Wohnbauten adeliger Herren und wohlhabender Bürger dehnten sich Gartenanlagen in bunter Mannigfaltigkeit. Die Linie beiderseits der Landstraße bis zum Herrenhaus war schon mit Gebäuden besetzt, während noch weiter hinaus gegen den jetzigen Volksgarten eine lange Zeile kleiner Wohnsitze,

Neuhäusel genannt, reichte. Mitten auf der Landstraße bei der Karmeliterkirche stand als altes Wahrzeichen der schweren Kriegszeit eine Granitsäule von 1650. Wie der Verkehrsentwicklung des 19. Jahrhunderts in Städten so manches Baudenkmal hat weichen müssen, ist auch diese Erinnerungssäule vom ursprünglichen Aufstellungsplatz verschwunden und am Anfange der Volksgartenstraße wieder errichtet worden.

Parallel mit der Hauptverkehrsader der Stadt lief die Herrenstraße, so genannt nach den geistlichen und weltlichen Herren gehörigen Behausungen, die in größerer Zahl an dieser Straße gelegen waren. Damals reichten die Häuser schon bis zum „Weißen Lamm"-Wirtshaus. An der Ecke, wo heute die Volksgarten- und Stockhofstraße zusammenlaufen und das vorhin erwähnte Kriegsdenkmal steht, befand sich ein Teich. Die Gegend gegen den Stockhof zu war Ackerland.

Wenn man das Stadtviertel westlich der Landstraße[156]) an der Hand des alten Planes näher ins Auge faßt, findet man ein einigermaßen geordnetes Straßenbild vor. Merians und Vischers Kupferstiche zeigen von Straßenzügen nur die Herrenstraße, Spittelwiese, die Partie am oberen Graben (heute Promenade) und den Weg zu den Kapuzinern (jetzt Klamm- und Kapuzinerstraße).

Hundert Jahre später jedoch ist das Straßennetz, abgesehen von kleinen Verbindungsgassen, die erst im 19. Jahrhundert angelegt worden sind, bereits so entwickelt, wie es heute noch besteht. Es ist hier nicht der Platz, die alten Straßenbezeichnungen und deren häufige Umbenennungen anzuführen. So hieß die Bischofstraße zuerst Lang-, dann Rauchfangkehrergasse. Zum heutigen Mariahilf- und Schullerbergviertel, das schon ansehnliche Häuserreihen aufweist, führen verschiedene Wege.

Dagegen war der östlich der Landstraße gelegene Teil noch wenig verbaut. An der Bethlehem- und Karmelitergasse, den zwei einzigen ostwärts führenden Wegen vom Schmidtor angefangen bis Neuhäusel nahmen die Klöster der Elisabethinen, Ursulinen und Karmeliter, ferner das Nordico und das Haus des Deutschen Ordens mit Kirchlein einen breiten Raum ein. Außer einigen zerstreut gelegenen Wohnhäusern war das Gebiet nur von Gärten bedeckt. Gegen den Kaplanhof und die „Eiserne Hand" gab es auch bloß Wiesen und Aecker. Die Gegend am unteren Graben, im Bereiche des Ludlarmes und an der Donaulände wies allerdings von früher her eine größere Häuserzahl auf. In der Lederergasse und Umgebung und am Wasser gingen nämlich die Gerber, Faßzieher und Fleischhacker ihrem Berufe nach. In diesem Stadtteil lag das im Jahre 1740 vollendete große Prunnerstift.

Als die im Jahre 1672 auf den Augründen des Ludlbaches östlich von Linz gegründete Wollenzeugfabrik — der Name Fabrikskaserne erinnert heute noch an das Unternehmen — im Laufe des 18. Jahrhunderts sich zu einem der größten technischen Betriebe Oesterreichs entwickelte,[157]) beeinflußte sie sowohl die Bautätigkeit in dem angrenzenden Stadtteil, als auch das Wirtschaftsleben der Stadt überhaupt. Waren ja mehrere hundert Angestellte hier beschäftigt,[158]) die sich in der östlichen Vorstadt Häuser bauten, oder solche käuflich erwarben.

Das Landschaftsbild an der unteren Donaulände hatte ein wesentlich anderes Aussehen, als es das heutige ist. Manche Linzer werden sich noch erinnern, daß die Donau durch eine lange, dicht bewachsene Insel in zwei Arme geteilt war, in den Hauptstrom und den Fabriksarm, der unmittelbar an der Wollenzeugfabrik vorbeifloß. Die Straßerinsel, früher kurzweg Au genannt, trug im 18. Jahrhundert eine ganze Reihe von Baracken, welche von den Ständen nach einem im Landesarchiv noch erhaltenen Plan im Jahre 1721 für die Unterbringung von Truppen errichtet worden waren. Erst durch die 1889 in Angriff genommene Donauregulierung ist der Seitenarm allmählich zugeschüttet und so eine wichtige Vorarbeit für den späteren Ausbau des Umschlagplatzes und die Gartenanlagen geleistet worden.

Die Donaulände aufwärts führte der Weg an der Wasserkaserne, dem Stadtbräuhaus und zahlreichen Stadeln vorbei über die Ludlbrücke zum städtischen Theater, das nahe dem heutigen Hauptzollamte stand. Dürftig war dieser Musentempel, nur ein Stadel mit eingebauter Bühne, wo während des Sommers Aufführungen stattfanden.[159])

Zu Merians Zeiten reichte der an der Wasserseite gelegene Stadtteil oberhalb des Brücken- und Wassertores nur bis zu dem sogenannten Wasserturm. Ein Jahrhundert später hingegen führte bereits eine Straße die Donau aufwärts bis zum Kalvarienberg-Kirchlein (1688

erbaut) und diese entlang stand eine stattliche Häuserreihe.

Fassen wir die Entwicklung der Stadt seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kurz zusammen, so ergibt sich ein Bild kräftigen Aufschwungs. Auf den ausgedehnten Flächen vor den Toren entstanden neue Stadtteile, immer weiter hinaus erstreckte sich die Bautätigkeit, sodaß nach der ersten Zählung und Numerierung der Häuser 1771[160]) Linz samt Vororten 974 Gebäude umfaßte. Auf Grund dieser Aufnahme hat der städtische Ingenieur C. A. Schanz im Jahre 1781 einen umfangreichen Stadtplan angefertigt, auf welchem die Lage jedes einzelnen Gebäudes ersichtlich ist und wodurch ein rasches Orientierungsmittel geboten wird.

Als für die Josefinische Steuerregulierung im ganzen Lande Grund und Boden aufgezeichnet und für jede Steuergemeinde ein eigenes Lagebuch angelegt wurde,[161]) erfolgte eine eingehende Beschreibung der Landeshauptstadt. Aus den topographisch und wirtschaftsgeschichtlich aufschlußreichen 3 Bänden über Linz geht hervor, daß der Häuserbestand bereits auf 1011 angewachsen war.

Es wäre gewiß von Interesse, die damalige Bevölkerungsziffer kennen zu lernen. Amtliche Volkszählungen liegen aber aus jener Zeit nicht vor und so sind wir auf die mehr oder minder verläßlichen Angaben in der Reiseliteratur angewiesen. Mit der erwachenden Freude am frohen Genießen der Natur und der zunehmenden Wanderlust im Zeitalter der Aufklärung und Romantik erschien nach und nach eine beträchtliche Anzahl von Reisebüchern, in denen Naturforscher, Geschichtsschreiber, Schriftsteller und Naturfreunde, Land und Leute, die wirtschaftlichen Verhältnisse und technischen Errungenschaften schilderten, kurz ein abwechslungsreiches Zeit- und Kulturbild gaben. Die Donau und das Salzkammergut mit ihren landschaftlichen Schönheiten wurden das Reiseziel vieler, wobei auch der Stadt Linz stets ein Besuch abgestattet wurde. Es würde über den Rahmen der Abhandlung hinausgehen, die kulturgeschichtlich wertvollen, mitunter auch köstlichen Berichte anzuführen, welche übrigens voll des Lobes über den freundlich gelegenen, angenehmen Ort sind.

Was die Angaben über die Bewohnerschaft betrifft, begegnen wir verschiedenen Zahlen. Der in der Literaturgeschichte oft genannte Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai,[162]) der gelegentlich einer Reise durch Deutschland und die Schweiz 1781 zu flüchtigem Aufenthalte auch nach Linz kam, beziffert die Einwohnerzahl auf 17.280, während in einem wenige Jahre später abgefaßten Reisehandbuch[163]) nur 11.000 Bewohner angegeben sind. Da in zwei weiteren 1787 und 1793 erschienenen Schriften[164]) die Bevölkerungsziffer mit 16.000 und 16.500 angeführt ist, wird wohl die Seelenzahl von Linz am Ausgang des 18. Jahrhunderts 16—17.000 betragen haben.

IV.

Für das 19. Jahrhundert steht uns eine so große Zahl von Gesamtansichten, von Abbildungen einzelner Stadtteile und wichtiger Gebäude, sowie von Grundrissen zur Verfügung, daß die Wandlungen im äußeren Gepräge der Stadt bis ins kleinste verfolgt werden können.

Wie ist dieses Anschwellen in der Herstellung von Ortsbildern zu erklären? Das Aufkommen der Lithographie und des Stahlstichs hat auf dem Gebiete des Vervielfältigungsverfahrens geradezu eine Umwälzung hervorgerufen. Nunmehr konnten im Vergleich zu den teuren Kupferstichen und Radierungen nach den neuen Erfindungen Ansichten um billigen Preis auf den Markt gebracht und unter dem Volke verbreitet werden. Sie vermochten wohl anfangs in künstlerischer Beziehung mit den feinen Stichen nicht Schritt zu halten, gewannen aber allmählich mit der sich entwickelnden Technik an Gediegenheit in der Ausführung.

Wiener Kunstverlage wie Artaria und Trentsensky, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts die bis dahin tonangebenden ausländischen Unternehmungen besonders die Augsburger immer mehr verdrängten, boten schon ganz prächtige Bilder zum Verkaufe an. Diesen Altwiener Firmen verdankt auch Linz einige vortreffliche Blätter.

Die Schönheiten der alten Donaustadt hat uns so recht erst der Lithograph Josef Hafner erschlossen.[165]) Nach gründlicher Ausbildung an der Akademie der bildenden Künste errichtete er 1827 die erste lithographische Anstalt in Linz und fertigte im Laufe der Jahre gegen 180 Ansichten von der Stadt und deren Umgebung an.[166]) Seine Arbeiten lassen

zwar manchmal an Genauigkeit und künstlerischer Ausführung zu wünschen übrig, doch finden sich unter den vielen, oft kolorierten Bildern auch sehr hübsche Stücke.

Wer sich von dem Reiz des gemütlichen biedermeierlichen Linz Kenntnis verschaffen will, wird gern zu Hafners Lithographien greifen. Hier findet er auch eine Darstellung der schmucken alten Trachten, die der Zeichner nach dem Geschmacke jener Zeit im Bilde häufig stark hervortreten läßt. Ebenso wird das Landschaftliche besonders betont und die Gesamtansicht der Stadt mit einem Kranze von Landschaftsbildern aus der nächsten Umgebung umrahmt.

Eine abwechslungsreiche Gruppe bilden die Reklamebildchen von Einkehrgasthöfen der Biedermeierzeit, auf denen neben der Zeichnung des betreffenden Hauses meist auch eine Stadtansicht geboten wird.

Wie schon in früheren Jahrhunderten denkwürdige Ereignisse im Bilde festgehalten worden sind, so die Bauernbelagerung von 1626 und die Blockierung von 1742, sind auch im 19. Jahrhundert wiederholt Gelegenheitsblätter erschienen. Die Eröffnung der Linz-Budweiser Bahn 1832, die Ankunft des ersten Dampfschiffes in Linz 1837 und der Fahnenschwur des Regimentes 14 am Hauptplatz 1841 haben den Anlaß zu prächtigen Zeichnungen gegeben, die noch ein gutes Stück von Alt-Linz festhalten.

Mit der Erfindung der Photographie in den 40er und 50er Jahren ist die vervielfältigende Kunst in neue Bahnen gelenkt worden. Für die Kenntnis der Entwicklung des modernen Stadtbildes sind die nach dem neuen Verfahren gemachten zahlreichen Aufnahmen eine ergiebige Quelle.

Alle diese in verschiedensten Techniken hergestellten Bilder zeigen uns im Verein mit vielen Stadtplänen, wie Linz sein Aussehen geändert hat und allmählich zu einer größeren Stadt emporgewachsen ist. Sie zeigen uns aber auch, daß das alte Stadtbild mit seinem intimen Zauber heute zum Großteil verschwunden ist.

An der Schwelle des 19. Jahrhunderts ist Linz von einem Brandunglück heimgesucht worden, das in seinen Folgeerscheinungen auf die Gestaltung der inneren Stadt nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat.[167]) Es war der Bartholomäusmarkt von 1800. Kaufleute waren aus allen Ländern zu der bekannten Messe herbeigeströmt, am Hauptplatz standen dichtgedrängt die Marktbuden. Da brach am 15. August im kaiserlichen Schlosse Feuer aus. Rasch stand das Gebäude in hellen Flammen, die durch den vom Landhaus herabführenden hölzernen Verbindungsgang auch auf dieses übergriffen. Binnen zwei Tagen waren das große Ständehaus und die Häuser der Altstadt und Klostergasse bis zum Schmidturm, insgesamt über 62 Gebäude, ein Raub der Flammen geworden. Leider wurden auch die kostbare ständische Bibliothek und verschiedene Archivalien eine Beute des Feuers.[168])

Die verheerende Katastrophe veranlaßte die Stände, zum Schutze des Landhauses Sicherheitsvorkehrungen für die Zukunft zu treffen. Da um die West- und Südseite des Gebäudes von altersher ein Graben und Erdwall lief, waren die Rettungs- und Löscharbeiten stark gehemmt. Man entschloß sich daher zur Abtragung des Walles und füllte mit dem dadurch gewonnenen Erdreich und dem vorhandenen Schutt den Landhausgraben aus. Damit verschwand auch die Brücke, welche vom südlichen Landhaustor über den Graben gegen die Herrenstraße zu führte.[169])

Mehrere Jahre vergingen, bis die kaiserliche Burg sich wieder aus dem Schutte erhob, aber nicht mehr in früherer Pracht. Die Südseite ist bis heute verfallen geblieben, der Turm der Gangolphkapelle verschwunden. Im Jahre 1811 zog in das denkwürdige Gebäude, das mit der Geschichte der Stadt so innig verknüpft ist, die Strafanstalt ein, und seit 1848 dient es militärischen Zwecken.[170])

Eine weitere Folge des Brandes von 1800 war der Neubau eines Theaters.[171]) Das alte Schauspielhaus, eine gewöhnliche Bretterbude, befand sich an der Donau und geriet infolge einer Ueberschwemmung ganz in Verfall, sodaß zum Ersatz 1787 eine Bühne im Redoutensaal der Stände auf der oberen Promenade errichtet werden mußte. Nach dem Brandunglück wurde man erst so recht die große Feuersgefahr bei Theatervorstellungen im Redoutensaal gewahr und führte auf dem anschließenden Grund den 1803 eröffneten Musentempel auf, der in seinem ursprünglichen Umfang heute noch verwendet werden muß, obwohl die Bevölkerungszahl in

der Zwischenzeit mindestens um das 4- bis 5fache gestiegen ist.

Es ist eine allgemein zu Tage tretende Erscheinung, daß gerade im 19. Jahrhundert die durchgreifendsten Wandlungen in alten Städtebildern sich vollzogen haben.[172]) Die neue Zeit, gekennzeichnet durch den überraschenden Aufschwung von Naturwissenschaft und Technik und beseelt von lebhaftem Freiheitsgefühl seit den Tagen von 1848, bekundet ein starkes Verlangen nach freier Raumgestaltung, nach Licht- und Luftzufuhr innerhalb der Enge der Stadt. Die Verwirklichung der zum Teil übertriebenen Forderungen der Gesundheitspflege und des Verkehres haben an manchen Städtebildern zerstört, was in Jahrhunderten künstlerischen Schaffens zu einem einheitlichen Ganzen erwachsen ist. Mauern und Türme sind umgelegt, Tore abgebrochen und durch neue Straßenzüge geschlossene malerische Platzbilder verunstaltet worden. Manche Wünsche nach Umgestaltung haben gewiß ihre Berechtigung gehabt; es ist aber auch viel gesündigt worden und die Fehler, die namentlich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Um- und Neubau der Städte geschehen sind, lassen sich nie mehr gut machen.

In Linz ist man bald nach 1800 an die Beseitigung der Umfassungsmauern geschritten. Ihre Bedeutung als Verteidigungswerke hatten sie längst verloren, denn sie waren ja bereits veraltet und umgaben nur einen kleinen Stadtteil, während die weitaus größere Häuserzahl sich in den Vorstädten befand.

Ein paar Jahrzehnte später hat übrigens Erzherzog Maximilian einen großzügigen Plan zu einer Befestigung von Linz ausgeführt und von 1830—32 die Stadt mit einem ausgedehnten Festungsgürtel von 39 Türmen umgeben.[173]) Ein Teil dieser Wehrbauten ist heute noch erhalten. So stammt aus jener Zeit der Turm am Freinberg, den Maximilian für Klosterzwecke den Jesuiten übergab.

Mit der Auflassung der Umwallung ist nach langem die Scheidewand zwischen der inneren Stadt und den Vororten gefallen. Von den südlichen Abhängen des Schloßberges angefangen, die West- und Südseite des Landhauses entlang bis zum Schmidtor wurde die Promenade angelegt. Wie aus einem Stadtplan von den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts zu ersehen ist, hat die Bautätigkeit vom Schmidtor abwärts, den alten verschütteten Stadtgraben entlang bis zum Pfarrplatz Fortschritte gemacht. Noch standen die alten Wahrzeichen von Linz, die Türme des Schmidtors, des unteren und oberen Wassertors; auch diese Reste der Stadtbefestigung sind in den Jahren 1828 und 1845 verschwunden.

Von den im Laufe des 19. Jahrhunderts vorgenommenen baulichen Veränderungen ist der Hauptplatz schwer getroffen worden. Schon durch die Beseitigung des Schmid- und Wassertors an den beiden Schmalseiten hatte die saalartige Geschlossenheit des Raumes eine Einbuße erlitten. Als nun in den Jahren 1870—72 die eiserne Donaubrücke gebaut wurde, führte man einen Regulierungsplan durch, der zwar der herrschenden Zeitströmung Rechnung trug, den baugeschichtlichen und künstlerischen Standpunkt jedoch nicht berücksichtigte. So verschwanden an der Nordseite einige in den Rahmen des Platzes gut eingefügte alte Häuser, um für eine breite Straße zur Donaubrücke Raum zu schaffen. Der Neptun- und Jupiterbrunnen, welche zur Belebung des Platzes wesentlich beitrugen, standen hindernd im Wege und wanderten in die Rumpelkammer. Daß noch im 20. Jahrhundert durch den Umbau des Hauses Nr. 31 (Funke u. Loos) der Platz eine weitere Verunstaltung erfahren hat, ist zur Genüge bekannt.[174])

An dem Platzbild um die Pfarrkirche herum hat sich ebenfalls eine Veränderung, allerdings im günstigen Sinne, vollzogen. An der Nordseite dieser Kirche befand sich seit Jahrhunderten die St. Annakapelle, die in der Josefinischen Zeit aufgelassen wurde. Zwischen dem Pfarrhof und der Oelbergkapelle stand das zweistöckige Meßnerhaus, während die östliche Platzseite durch die Festungsmauern von der Vorstadt abgeschlossen war. Durch die Beseitigung der Umwallung zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist nun die Ostseite der Pfarrkirche gegen die Lederergasse und den unteren Graben frei gemacht und nach dem Abbruch des schon ziemlich baufälligen Meßnerhauses im Jahre 1872 jener ausgedehnte Platz geschaffen worden, wie er heute als Pfarrplatz besteht.

Noch vor der Umgestaltung des Hauptplatzes ging die Stadtgemeindeverwaltung daran, eine gerade Verbindungslinie durch das Schmidtor mit der Landstraße herzustellen. In früherer

Zeit führte nämlich vom Hauptplatz eine schmale Gasse durch das Schmidtor über den Stadtgraben, wandte sich dann nach links in der Richtung der heutigen Annagasse und Domgasse und mündete ungefähr beim Spornhaus auf den Graben und die Landstraße. Der Teil des Taubenmarktes vom Gebäude des jetzigen Verkehrsbüros bis zum Geschäfte Baumann hinauf war von einer zusammenhängenden Häusergruppe bedeckt, die sich dem Schmidtor und der in gerader Verlängerung der südlichen Landhausfront gegen die Domkirche zu verlaufenden Stadtbefestigung vorlagerte. Zu einer Regulierung des Schmidtorviertels mit seinem Häusergewirr drängten Verkehrsschwierigkeiten. Sie ist in den Jahren 1860—62 derart durchgeführt worden, daß mehrere Gebäude, welche einer geraden Verlängerung der Schmidtorgasse auf die Landstraße hinaus im Wege standen, niedergerissen wurden und dadurch eine gerade Baulinie geschaffen wurde.

In diesem Bauplan war auch eine parallele Führung der Domgasse und die Anlage einer Querverbindung (Annagasse) inbegriffen. Für die als notwendig befundene Erweiterung der Schmidtorgasse mußten vom Hause der Buchhandlung Fink (heute Juwelier Winkler) zwei Drittel der Front gegen den Hauptplatz abgetragen werden, wodurch der Schwibbogen über dem Gasseneingang verschwand und die Geschlossenheit der Südseite des Hauptplatzes eine Störung erfuhr.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts hat sich auch das Bild der Vorstadt bedeutend verändert. An dem Aufschwung, den größere Städte durch die Entwicklung der Technik und des Verkehrswesens genommen haben, war auch Linz beteiligt. Dank der günstigen geographischen Lage kam der Stadt eine wichtige Rolle in dem rasch aufblühenden Eisenbahnwesen zu. An diesem schon im Mittelalter wichtigen Kreuzungspunkte der Donau mit der kürzesten Verkehrslinie aus Böhmen wurde der erste Schienenstrang gebaut. Im Jahre 1832 konnte die Linz—Budweiser Pferdebahn in Betrieb gesetzt werden und drei Jahre später fand sie bis Gmunden ihre Fortsetzung.[175]) Ein Bahngeleise führte vom Bahnhof der Budweiser Strecke in Urfahr (gegenüber der heutigen „Stadt Budweis") über die Donaubrücke, an der Landungsstelle der Dampfschiffe vorbei zum jetzigen Hauptzollamt, in weiterer Folge durch die nunmehrige Eisenbahngasse zum „Aufsitzplatz" für Personenbeförderung (Museumgarten) über die „Eiserne Hand" zum ersten Linzerbahnhof, später Südbahnhof genannt, der damals noch auf freiem Ackerland gelegen war.

Wenn wir einen Stadtplan, etwa aus dem Ende der 30er Jahre näher betrachten, finden wir, daß die südlich der Harrach- und östlich der Landstraße gelegenen weiten Flächen noch ganz unverbaut sind. Ebenso weist die Gegend in der äußeren Herrenstraße, im Stockhof und gegen den Volksgarten zu (1829 angelegt) nur Gärten und Felder auf. Auf diesen Gründen konnte sich die Stadt in den folgenden Jahrzehnten bedeutend vergrößern.

Seit der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts setzte nun eine umfassende Bautätigkeit ein, die vor allem durch die Ausgestaltung von Linz zu einem Bahnknotenpunkt hervorgerufen wurde. Im Jahre 1858 war die Linie Wien—Linz der Kaiserin Elisabethbahn fertiggestellt und nach weiteren zwei Jahren die Bahn bis Salzburg geführt worden.

Südlich vom Volksgarten entstanden ausgedehnte Bahnhofanlagen mit einem für damalige Verhältnisse stattlichen Aufnahmsgebäude, Frachtenmagazine, Heizhäuser und Werkstätten, die später eine Erweiterung erfuhren.

In den nächsten Jahrzehnten nahm man den Bau einiger von Linz auslaufender Bahnlinien in Angriff.[176]) So kam 1872 die neue Strecke Linz—Budweis über Steyregg und Wartberg in Betrieb, welche die Auflassung der alten Pferdebahn und dadurch auch der durch die Stadt gelegten Verbindungslinie zur Folge hatte. Ein im Jahre 1881 bis Kremsmünster und nach 7 Jahren bis Klaus geführter Schienenstrang verband das fruchtbare Kremstal mit der Landeshauptstadt. Als dann 1906 die Teilstrecke Klaus—Selztal vollendet war, hatte Linz eine günstige kürzere Verbindung mit dem Süden gewonnen. Von Nutzen war ferner der Bau der Mühlkreisbahn bis Aigen—Schlägl im Jahre 1888.

Für den Stadtverkehr ist bereits 1880 eine Straßenbahn vom Bahnhof Linz nach Urfahr eröffnet worden.

Die Bahnbauten haben auf die Entwicklung der Donaustadt zu einem ansehnlichen Gemeinwesen besonderen Einfluß genommen. Im Umkreis des

Linzer Bahnhofes und des Volksgartens bildeten sich neue Stadtviertel, die Vororte Lustenau und Waldegg[177]) nahmen an Häuserzahl und Bevölkerung rasch zu.

Welch verändertes Stadtbild zeigt uns der Stadtplan von 1887![178]) Auf den Ackergründen südlich der Harrachstraße[179]) ist die Neustadt emporgewachsen, die in ihrer nüchternen Anlage mit den nach der Richtschnur abgesteckten, sich rechtwinkelig schneidenden einförmigen Straßen so recht den Stempel der jedes künstlerischen Empfindens ermangelnden Stadtbauweise trägt. Als im Jahre 1869 aus praktischen Gründen statt der bis dahin gebräuchlichen fortlaufenden Numerierung sämtlicher Häuser der Stadt eine Bezeichnung nach den noch heute geltenden Grundsätzen eingeführt wurde, schritt man vielfach an eine Neubenennung der Straßen und Plätze und legte auch den Plan für die Neustadt an. Die aus jener Zeit stammenden Straßennamen dieses Stadtviertels sind bis auf die im November 1921 vom Gemeinderat beschlossenen Abänderungen[180]) jetzt noch im Gebrauch.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts steht nicht bloß im Zeichen des Bahnbaues, sondern in ihr tritt auch die Fürsorge für das Unterrichtswesen besonders zutage. Im Bilde der neueren Stadtteile kommt die Entwicklung zum Ausdruck, die das Linzer Schulwesen seit 1869 genommen hat. Der Neubau des Staatsgymnasiums konnte 1873 und nach drei Jahren jener der Lehrerbildungsanstalt in der Honauerstraße bezogen werden. In der Errichtung geräumiger, lichter Gebäude für Volks- und Bürgerschulen hat die Landeshauptstadt eine erfreuliche Rührigkeit gezeigt.[181]) Unter der langen Reihe größerer Schulbauten reichen die Knabenbürgerschule auf der Spittelwiese (1872 vollendet), die Baumbachschule (1873), Neustädterschule (1880), Kaiser Franz Josefschule in der Schützenstraße (1890) und die Jubiläumsschule in der Figulystraße (1899) weiter zurück.

Mit dem Fortschritt der öffentlichen Wohlfahrtspflege und dem Ausbau des Militärwesens sind auf den Gründen östlich und nordöstlich vom Südbahnhof seit den 60er Jahren Krankenhäuser,[182]) Kasernen und Militärmagazine als neuer Stadtteil entstanden.

Seitdem sich in Linz ein reger Handelsverkehr entfaltet hat, wurden an den Ost- und Südrändern der Stadt verschiedene Fabriken errichtet. Als dringende Notwendigkeit empfand man die Regulierung der unteren Donauländе. Wie schon früher erwähnt worden ist, teilte sich die Donau knapp unterhalb der Brücke durch die Straßerinsel in zwei Arme, in die eigentliche Donau und in den Fabriksarm. Da im Laufe der Jahre die Verschotterung an der Stromteilung und die Ablagerung von Geschiebe längs der Linzerländе den Schiffverkehr hemmte, weiters die Zuschüttung des Fabriksarmes vom gesundheitlichen Standpunkte geboten erschien, begann man 1889 die Regulierungsarbeiten.[183]) Schon nach drei Jahren waren sie beendet. Bald darauf wurde ein Umschlagplatz für die mittels Schiff einlangenden Waren errichtet und ein Verbindungsgeleise zum Zentralfrachtenbahnhof gelegt. Dadurch ist ein bedeutender Schritt nach vorwärts im Handelsleben der Stadt geschehen.

Wie Linz unter dem Einfluß eines stetig zunehmenden Verkehres zu einer ansehnlichen Stadt sich entwickelt hat, erhellt deutlich aus einer Uebersicht über die Volkszählungsergebnisse.[184]) In der Zeit von 1822—58 ist die Einwohnerzahl von 21.293 bloß auf 27.628 gestiegen. Die nun mit der Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes einsetzende Bautätigkeit kommt in dem Bevölkerungszuwachs zum Ausdruck. So besitzt Linz im Jahre 1869 schon 33.394 Einwohner, 1880 ist die Zahl auf 41.687 Personen angewachsen, 1890 auf 44.955 (ohne Militär), 1900 auf 58.791 (mit Militär) und 1910 hat sie 67.787 betragen. Mit der 1919 vollzogenen Eingemeindung von Urfahr, Pöstlingberg und St. Peter ist ein weiterer starker Bevölkerungszuwachs erfolgt, sodaß nach der Volkszählung vom 31. Jänner 1920 Linz 93.473 Einwohner hat.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist das Stadtbild um einige bedeutende Bauten bereichert worden. Im Jahre 1862 wurde der Grundstein zum Maria Empfängnis-Dom gelegt, der, eben vor der Vollendung stehend, durch die Wucht des Baues, durch den kühn emporstrebenden Turm und die Innenausstattung der Stadt ein besonderes Gepräge verleiht.[185])

Unter den Profanbauten ist das der Pflege von Kunst und Wissenschaft dienende, 1884—95 erbaute Museum zu nennen.

Der Gemeinderat hat in den letzten Jahrzehnten für die Verschönerung

der Stadt durch Errichtung von Denkmalen und durch Gartenanlagen Sorge getragen. Welch unfreundliches Bild boten noch vor nicht zu langer Zeit die Abhänge des Bauern- und Römerbergs! Heute stehen dort zahlreiche nette Familienhäuser und laden ausgedehnte Baum- und Blumenanpflanzungen zum Aufenthalte ein.

Mit Recht ist oft über die Einförmigkeit und Gleichmäßigkeit neuer Städtebilder geklagt worden, in denen die einst aus künstlerischem Empfinden und auserlesenem Geschmack heraus entstandenen alten Stadtteile ganz zurückgetreten sind. Allmählich scheint das Verständnis für die reichen Schöpfungen der Vergangenheit doch wieder wach zu werden. Wenn dieses auch im modernen Städtebau zur Geltung kommt, dann werden manche Fragen, welche die Stadtbauämter beschäftigen, einer glücklichen Lösung zugeführt werden.

Anmerkungen:

I.

[1]) Ueber die Deutung des Namens vgl. K. Schiffmann, Das Land ob der Enns, (München und Berlin 1922), S. 20. — [2]) A. Mahr, Die älteste Besiedlung des Linzer Bodens. Prähistorische Zeitschrift, Band 1 (Wien 1914), S. 278 ff. F. Sekker, Rund um Linz, (Heimatgaue, Band 2, S. 16) vertritt dagegen die Ansicht, daß bereits in vorgeschichtlicher Zeit nahe dem Hofberg eine Niederlassung entstand, die später von den Römern Lentia benannt wurde. — [3]) Näheres bei Sekker, Vom ältesten Linz. Linzer Tagespost, Unterhaltungsbeilage 1910, Nr. 18 und 19. (Fortan abgekürzt Tagesp. U.-B.) — [4]) Ueber die Bedeutung von Linz als Markt- und Zollplatz vgl. J. Lampl, Untersuchungen und Beiträge zum historischen Atlas von Niederösterreich. Jahrbuch für Landeskunde von Nied.-Oest., Band 1, (Wien 1903), S. 34 ff., vgl. auch Schiffmann, Die Zollurkunde von Raffelstetten. Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung, Band 37 (Wien 1917), S. 479 ff. — [5]) Oberösterr. Urkundenbuch, Band 2, S. 141 und 147. — [6]) Für das Folgende vgl. M. Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs. Band 1 (Gotha 1905), S. 396 ff. und Th. Mayer, Der auswärtige Handel des Herzogtums Oesterreich im Mittelalter (Innsbruck 1909), S. 6 ff. — [7]) Vancsa, a. a. O., S. 340. — [8]) J. Strnadt, Hausruck und Attergau, (Wien 1908). S. 124 ff. Sekker, Linz unter den Babenbergern. Tagesp. U.-B. 1911, Nr. 21. — [9]) A. Hackel, Die Besiedlungsverhältnisse des oberösterreichischen Mühlviertels (Stuttgart 1902), S. 71 ff. — [10]) Für das Folgende vgl. S. Rietschel, Markt und Stadt in ihrem rechtlichen Verhältnis (Leipzig 1897), S. 149 ff. E. Wetunsky, Oesterreichische Reichs- und Rechtsgeschichte, 1. Lief. (Wien 1894), S. 43 ff. G. Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum (Bielefeld und Leipzig 1905), S. 4 f. — [11]) Rietschel, a. a. O. S. 118. — [12]) M. G. SS. IX, 786. — [13]) Urkundenbuch, Band 3, S. 109. — [14]) Urkundenbuch Band 3, S. 422, 435 und 524. — [15]) Urkundenbuch, Band 4, S. 81. — [16]) A. Dopsch, Die landesfürstlichen Urbare Nieder- und Oberösterreichs aus dem 13. und 14. Jahrhundert (Wien—Leipzig 1904), S. 231. Die Bestandsumme für die Linzer Maut belief sich 1328 schon auf 6000 Pfund, 1333 auf 6500 Pfund. Ebenda, S. 231, Anm. 2. — [17]) Nach Dopsch, a. a. O., S. CCXXIII betrug die Gesamteinnahme an Maut und Zoll in Oesterreich 9000 Pfund. — [18]) 1241: Civitates in Lintza, in Anaso, Chremsa. Urkundenbuch, Band 3, S. 102. 1246: Civitates Welsam et Lintz. Urkundenbuch, Band 3, S. 131. — [19]) Sekker, Namenbuch von Linz. Heimatgaue, Band 2, S. 109. — [20]) J. Lahusen, Zur Entstehung der Verfassung bairisch-österreichischer Städte. (Berlin und Leipzig 1908), S. 35 und 38. — [21]) Kaiser, Linz a. d. Donau und seine Umgebung. (Linz 1887), S. 24. Sekker, Linz unter den Babenbergern. Tagesp. U.-B. 1911, Nr. 22. Derselbe, Von Linzer Bürgern des 13. Jahrhunderts. Ebenda, 1911, Nr. 50. Derselbe, Rund um Linz. Heimatgaue. Band 2, S. 18. — [22]) Erschienen 1921 im Verlage der Buchhandlung Sachsperger, Linz. — [23]) Sekker, Von Linzer Bürgern des 13. Jahrhunderts, a. a. O. Nr. 51. Derselbe, Namenbuch von Linz, a. a. O., S. 103 ff., 179 ff. und 237 ff. An der Hand zahlreicher Quellenbelege ist hier der Nachweis erbracht worden, daß viele Bürger von Allharting, Alkoven, Aschach, Eferding und anderen Orten der Umgebung zugewandert sind. — [24]) Urkundenbuch, Band 4, S. 42. — [25]) Lahusen, a. a. O., S. 45. — [26]) Urkundenbuch, Band 3, S. 436. — [27]) Vgl. M. Vancsa, Ueber

topographische Ansichten mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. Band 1 (Wien 1903), S. 72. — [28]) Th. Mayer, Die Stellung der Städte Krems und Stein im mittelalterlichen Handel Oesterreichs. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. Neue Folge, Band 13/14 (Wien 1915), S. 238. — [29]) Schiffmann, Ein venetianischer Reisebericht über Oberösterreich aus dem Jahre 1492. Archiv für die Geschichte der Diözese Linz, Band 1 (Linz 1904), S. 174 ff. — [30]) Vgl. V. Lychdorff, Linzer Spaziergänge. Tagesp. U.-B. 1903, Nr. 14. F. Strauß. Führer für Lehrausflüge zum Geschichtsunterricht, besonders zum Studium der Baugeschichte, an den Linzer Mittelschulen. 63. Jahresbericht der Linzer Realschule (Linz 1914), S. 7 ff. Ludwig-Oberwalder, Bilder aus Alt-Linz (Linz 1919). — [31]) L. Groß, Beiträge zur städtischen Vermögensstatistik des 14. und 15. Jahrhunderts in Oesterreich. (Innsbruck 1913). — [32]) Vgl. O. Oberwalder, Die oberösterreichischen Stadt- und Marktplätze. Deutscher Volkskalender, Jahrg. 17 (Linz 1914), S. 94 ff. — [33]) Lychdorf, a. a. O., Tagesp. U.-B., 1903. Nr. 14 und Strauß, a. a. O., S. 5. — [34]) Sekker, Namenbuch, S. 106, 108 und 239. — [35]) Der Zeitpunkt der Erbauung des Rathauses, das im Urbar der Allerheiligen-Kapelle in der Stadtpfarrkirche (15. Jahrhundert, Stadtarchiv Linz) genannt wird, konnte bisher nicht näher ermittelt werden. Da die im Stadtarchiv verwahrten Rechnungen über den Rathausbau von 1513 und 1514, die nur Erweiterungen und Umbauten vermutlich infolge des Stadtbrandes von 1509 betreffen, von Registrator Leopold J. Sint (18. Jahrhundert) in dessen Archivrepertorium irrtümlich unter dem Jahre 1414 eingetragen sind, wurde und wird jetzt noch immer dieses Jahr unrichtig für die Errichtung des Rathauses angeführt. Vgl. die Richtigstellung auch bei Ziegler, Linz im Wandel der Jahrhunderte. Linzer Volksblatt 1921, Nr. 279. — [36]) Vgl. die Abbildungen „Alte Häuser in Linz". Tagesp. U.-B., 1903, Nr. 14. — [37]) Stadtarchiv Linz. Urbar der Allerheiligen-Kapelle. (15. Jahrh.). — [38]) Stadtarchiv Linz. Sint, Archivrepertorium, Band 1, fol. 238. — [39]) Sint, Archivrepertorium, Band 1, fol. 53. — [40]) Sekker, Namenbuch, S. 107. — [41]) Stadtarchiv Linz. Jahrmarkt-Rechnungen. — [42]) Sekker, Namenbuch, S. 106, 108 und 239. — [43]) J. Kenner, Bruchstücke über die Linzer Jahrmärkte. Linzer Musealbericht, Band 5 (Linz 1841), S. 144. — [44]) Sekker, a. a. O., S. 109 und 237. — [45]) Sekker, a. a. O., S. 105 und 107. Sint, Archivrepertorium, Band 1, fol. 55 und 62. — [46]) 1377 und 1378. Urkundenbuch, Band 9, S. 353 und 378. — [47]) Urkundenbuch, Band 5, S. 202. — [48]) A. Ziegler, Kurze Geschichte des Volksschulwesens des Stadtschulbezirkes Linz (Linz 1921), S. 5. — [49]) Kenner, a. a. O., S. 239 und 241. — [50]) J. Gaisberger, Zur Geschichte milder Stiftungen im Lande ob d. Enns. Musealbericht, Band 22 (Linz 1862), S. 173 ff. — [51]) Vgl. Sekker, Rund um Linz, a. a. O., S. 16 ff., 85 ff. und 148 ff. — [52]) Stadtarchiv Linz. — [53]) Sekker, Namenbuch, S. 181 und 239. — [54]) Der Teil, wo heute das Hauptzollamt steht, hieß Froschau. — [55]) Vgl. Sekker, Linz zur Zeit der Karolinger. Tagesp. U.-B., 1910, Nr. 44. — [56]) Urkundenbuch, Band 4, S. 42. — [57]) Nach G. Frieß, Geschichte der österreichischen Minoritenprovinz (Archiv f. öst. Geschichte, Band 64, S. 102) fällt die Ankunft der Minderbrüder in die Zeit von 1231—1254. In dem auf dem Linzer Provinzialkapitel ausgestellten Fraternitätsbrief der österreichischen Ordensprovinz der Franziskaner mit dem Kloster St. Florian von 1273 wird bereits ausdrücklich von dem „conventus Linziensis" und den „fratribus in Lintza" gesprochen. Urkundenbuch, Band 3, S. 396. — [58]) Für den Schloßkaplan hat Kaiser Friedrich im Jahre 1490 ein Benefizium gestiftet. Abschrift des Stiftbriefes aus dem 17. Jahrh. Landesarchiv Linz, Weinberger Archivalien. — [59]) Orig. Stiftbrief, Stadtarchiv Linz. — [60]) O. Grillnberger, Die Anfänge der älteren Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit in Linz. Archiv f. d. Geschichte der Diözese Linz, Band 1 (Linz 1904), S. 154 f. — [61]) Orig. Stadtarchiv Linz. — [62]) Näheres bei Gaisberger, a. a. O., S. 173 ff. — [63]) Sie wurde durch eine falsche Auslegung des bekannten Privilegs von der freien Bürgermeisterwahl für Linz von 1490 hervorgerufen und bereits von Strnadt „Wann wurde Linz Landeshauptstadt?" („Linzer Zeitung" 1889, Nr. 168 und 169) widerlegt. Zur Hauptstadt ist Linz überhaupt nicht ernannt worden, sondern hat sich zu einer solchen erst im Laufe der Zeit dank sei-

ner günstigen Lage und der Gestaltung der politischen Verhältnisse entwickelt. — [64]) Wie Strnadt, a. a. O., Nr. 169, behauptet. — [65]) J. Schicker, Festschrift zur 700jährigen Gedenkfeier der Stadtrechtsverleihung an Enns im Jahre 1212 (Enns 1912), S. 19 f. — [66]) Ueber die Tätigkeit landesfürstlicher Schreiber in Oesterreich, vgl. A. Dopsch, Beiträge zur Geschichte der Finanzverwaltung Oesterreichs im 13. Jahrhundert. Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung, Band 18 (Wien 1897), S. 249 ff. — [67]) Vgl. J. Zibermayr, Das oberösterreichische Landesarchiv im Bilde der Entwicklung des heimatlichen Schriftwesens (Linz 1921), S. 11 f. — [68]) Ein kulturgeschichtliches Bild aus jener Zeit hat Schiffmann in seiner historischen Erzählung „Johannes Reuchlin in Linz" (Saarlouis 1914) entworfen. — [69]) Zibermayr, a. a. O., S. 12. — [70]) Mit dem Jahre 1503 beginnen die Akten über die Landtage und setzen sich in ununterbrochener Folge bis heute fort. — [71]) Strnadt, a. a. O., Nr. 69, geht wohl zu weit, wenn er aus dem Wortlaut der Urkunde von 1490, wo Linz als „ain haubtstat unsers fürstentumbs Oesterreich ob der Enns" erwähnt wird, folgert, daß Linz bereits die Hauptstadt des Landes gewesen ist. Die betreffende Stelle ist eher so zu deuten, daß der Ort neben den anderen größeren Städten wie Enns und Steyr als eine wichtige Stadt gegolten hat. — [72]) Vgl. Kenner a. a. O., S. 111 ff. — [73]) Vgl. Mayer, Der auswärtige Handel des Herzogtums Oesterreich, S. 157 ff. — [74]) J. Wimmer, Die Linzer Jahrmärkte. Tagesp. 1922, Nr. 87.

II.

[75]) Ueber die Geschichte des Landhauses vgl. F. Stauber, Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Oesterreich ob der Enns (Linz 1884), S. 104 ff. — [76]) Der Bildungsgeist der damaligen Landesvertreter bekundete sich gleichzeitig in der emsigen Fürsorge für die Schaffung des landschaftlichen Archivs. Zibermayr a. a. O., S. 15. — [77]) Das im Landesmuseum befindliche Bild, das den bekannten Zweikampf des Sebastian von Losenstein mit einem stolzen Spanier auf dem Linzer Hauptplatz 1521 darstellt und die älteste Stadtansicht sein soll, hat H. Ubell, Eine Darstellung des Losensteiner Tourniers im Linzer Museum (Tagesp. U.-B. 1909, Nr. 12) als Phantasiegemälde bezeichnet und hinsichtlich der Entstehungszeit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zugewiesen. — [78]) Vgl. M. Mayr, David von Schönherrs gesammelte Schriften, Bd. 1 (Innsbruck 1900), S. 126 ff. — [79]) Photographische Aufnahmen verwahren die Ortsbilder-Sammlungen des Landesarchivs und Landesmuseums. — [80]) In der Nähe des jetzigen Hauptzollamtes zweigte ein Wasserarm der Donau, die Ludel ab, die beiläufig in der Richtung Eisenbahngasse, hinter dem Prunnerstift, in weiterer Folge die Ludlgasse entlang lief und knapp unter der Tabakfabrik wieder in die Donau mündete. — [81]) Vgl. Nagl-Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte, Band 1 (Wien 1899), S. 557 ff. — [82]) Stadtbibliothek Wien. — [83]) Eine Abbildung des Titelblattes von 1580 bei Nagl-Zeidler a. a. O., S. 560. — [84]) Vgl. Vancsa a. a. O., S. 72 f. — [85]) Die Linzer Studienbibliothek verwahrt eine lateinische Ausgabe. — [86]) Niederländischer Maler, geboren zu Antwerpen 1545, gestorben 1600. F. Müller, Die Künstler aller Zeiten und Völker, Band 2 (Stuttgart 1860), S. 388. — [87]) Dieser niederländische Künstler machte die Bekanntschaft des Erzherzogs Matthias und zog 1570 nach Linz. Müller a. a. O., Band 3 (Stuttgart 1864), S. 732. — [88]) In der dem Bilde beigegebenen Legende sind als bemerkenswerte Bauten nur die Pfarrkirche, das Rathaus, „Landt-Thoor" (Schmidtor) und das Schloß hervorgehoben. — [89]) Landesarchiv, Musealakten, Band 45. — [90]) Die von städtischen Steuern und Abgaben befreiten Gebäude. — [91]) A. Czerny, Bilder aus der Zeit der Bauernunruhen in Oberösterreich (Linz 1876), S. 159. — [92]) F. Stieve, Der oberösterreichische Bauernaufstand des Jahres 1626, Band 1, (München 1891), S. 237 und Band 2, S. 240, Anmerk. 2. — [93]) Bittner a. a. O., S. 124 und 135, Anm. 4. — [94]) Landesarchiv, Landschaftsakten, Band 308 und 309. — [95]) Mit Bescheid vom 4. Juni 1596 wird die Witwe Canavals, Margarete, wegen Ueberweisung einer Geldgabe für die Bemühungen, die ihr Ehewirt bei Besichtigung der Grenzen und Pässe des Landes gehabt hat, von den Ständen zur Geduld gewiesen, Landesarchiv, Bescheidbücher Band 1, fol. 131. Acht Monate früher war Christoph Canaval noch am Leben, denn gemäß dem Beschluß der ständischen Verordneten vom

16. Februar 1595 wurde ihm für die Arbeiten beim Abbruch der Kirche auf dem St. Georgenberg in Enns die Bezahlung bewilligt. Bescheidbücher, Bd. 1, fol. 37. — [96]) Landesarchiv, Weinberger Archivalien. — [97]) P. Wolf, Städtebau. Das Formproblem der Stadt in Vergangenheit und Zukunft. (Leipzig 1919), S. 45 f. — [98]) Sint, Archivrepertorien, Band 1, fol. 193. — [99]) Landesarchiv, Landschaftsakten, Band 309. — [100]) J. Zöchbaur, Ein römischer Reisebericht über Oesterreich ob und unter der Enns aus dem Jahre 1596. Archiv für die Geschichte der Diözese Linz, Band 5, (Linz 1908), S. 75 ff. — [101]) Für das Folgende vgl. Stauber a. a. O., S. 39 ff. Schiffmann, Das Schulwesen im Lande ob der Enns bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Musealbericht, Band 59 (Linz 1901), S. 67 ff. M. Doblinger, Hieronymus Megisers Leben und Werke. Mitteil. d. Instituts f. österr. Geschichtsf., Band 26 (Wien 1905), S. 446 ff. Derselbe, Johannes Kepler und sein Freundeskreis in Linz. Tagesp. U.-B. 1904, Nr. 13. F. Krackowitzer, Der erste Linzer Buchdrucker Hans Planck und seine Nachfolger im 17. Jahrhundert. Archiv f. Gesch. der Diözese Linz, Band 3 (Linz 1906), S. 139 ff. — [102]) Die von diesen in ihrer Eigenschaft als Prädikanten an der Landhauskirche geführten Tauf-, Trau- und Sterbematriken sind im Landesarchiv vorhanden und umfassen mit Ausnahme einiger Lücken die Jahre 1576—1617. — [103]) A. Gindely, Der erste österr. Reichstag zu Linz im Jahre 1614. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften phil.-hist. Klasse, Band 40, (Wien 1862), S. 230 ff. — [104]) Vgl. E. Hager, Aus dem Leben eines ständischen Oberhauptmanns. Sonderabdruck aus dem 58. Jahresbericht des Linzer Gymnasiums (Linz 1909), S. 1 ff. — [105]) Bei Stieve a. a. O., Band 2, S. 267 ff. sind 34 Flugblätter und Zeitungen verzeichnet. — [106]) J. Sames, Das Schloß von Linz. Tagesp. U.-B. 1906, Nr. 24. — [107]) Aus F. Chr. Khevenhiller, Annales Ferdin. Band 10. — [108]) Maler, Kupferstecher und Radierer aus Augsburg 1581—1662. Müller a. a. O., Band 2, S. 484. — [109]) Ortsbildersammlung des Landesmuseums. — [110]) Landesarchiv, Musealakten, Band 45. — [111]) Näheres bei H. Eckhardt, Matthäus Merian. 2. Ausgabe, Kiel 1892. — [112]) In der reichhaltigen Privatsammlung Wimmer befinden sich zwei Skizzen von Linz aus dem 17. Jahrhundert, welche aus dem Nachlaß Merians stammen und diesem als Grundlage für das zweite Linzer Stadtbild gedient haben. — [113]) Die beigegebene Legende weist 29 Gebäude-Beschreibungen auf. — [114]) Mehr als 60 Jahre mußten sich die Stände mit der Stadtgemeinde herumstreiten, bis sie endlich die Bewilligung zur Eröffnung dieses Tores und somit zur Landhaus-Durchfahrt erreichten. Stauber a. a. O. S. 109 ff. — [115]) V. Handel-Mazzetti, Straßfelden außerhalb Linz. Tagesp. U.-B. 1910, Nr. 23 und 24. — [116]) Auf Grund dieses Rechts durfte innerhalb einer Meile um die Stadt keine Leutgebschaft ausgeübt werden. — [117]) Vgl. J. Sames, Die alte Trainkaserne im ehemaligen „Neuhäusl". Tagesp. U.-B. 1909, Nr. 21 und Handel-Mazzetti a. a. O. Nr. 24. — [118]) Vgl. Eigner, Darstellung der Geschichte des Linzer Friedhofs und des sogenannten St. Barbara Gottesackerfonds (Linz 1896), S. 7 ff. und Handel-Mazetti a. a. O. Nr. 24. — [119]) Vgl. G. Kolb, Mitteilungen über das Wirken der P. P. Jesuiten und der marianischen Kongregationen während des 17. und 18. Jahrhunderts (Linz 1908), S. 11 ff.. — [120]) F. Baernreither, Das Kapuzinerkloster zu Linz. (Linz 1906), S. 10 ff. — [121]) Beschreibung aller und jeder der ganzen Statt und Vorstatt Lintz Heusser, auch wer in einen jeden Hauß lossiert 1644. Landesarchiv, Musealakten Bd. 1. Abgedruckt bei B. Pillwein, Linz Einst und Jetzt, 2. Band (Linz 1846), S. 48 ff. — [122]) Vgl. Strauß a. a. O. S. 6 ff. — [123]) Vgl. E. Oberhummer, Die Entwicklung der Landeskunde von Niederösterreich. Heimatkunde von Niederösterreich Heft 5 (Wien 1921), S. 5 f. — [124]) F. Proschko, Kepler in Linz. Musealbericht, Band 14 (Linz 1854), S. 22. — [125]) Vgl. Vancsas Einleitung zur Neuausgabe von Vischers Topographia Austriae inferioris 1672 (Wien 1920), S. 4. — [126]) Diese Topographie ist erst 1674 in Druck erschienen. Die Original-Kupferplatten verwahrt das Landesarchiv. — [127]) Vancsa a. a. O. S. 11. — [128]) Vancsa S. 12. — [129]) Stauber a. a. O. S. 3 und F. Krackowizer, Die ständische Reitschule in Linz. Tagesp. U.-B. 1909, Nr. 16. — [130]) M. Rupertsberger, Ebelsberg Einst und Jetzt (Linz 1912), S. 99, bringt einige wertvolle Angaben über diesen Meister, dessen Lebensschicksale

durch zwei Jahrzehnte (1662—82) mit Ebelsberg verknüpft waren, wo er 1682 starb. — [131]) Eines dieser seltenen Werke befindet sich in der Bibliothek des Landesmuseums. — [132]) In der Beschreibung der Erbhuldigung für König Matthias im Jahre 1609 ist der „obere Röhrbrunnen" am Stadtplatz erwähnt. Landesarchiv, Landschaftsakten Band 48, Nr. 102. — [133]) Die auf den Hauptplatz mündenden Gassen hatten früher als malerischen Abschluß Strebebogen; heute ist ein solcher nur mehr in der Pfarrgasse zu sehen. — [134]) Landesarchiv, Weinberger Archivalien. Die zeitliche Bestimmung der Zeichnungen verdanke ich Herrn Landeskonservator Dr. O. Oberwalder. — [135]) Ueber diese Anstalt siehe J. Gaisberger, Geschichte des k. k. akadem. Gymnasiums zu Linz. Musealbericht Band 15 (Linz 1855), S. 10 ff. Kolb a. a. O. S. 30 ff. — [136]) Landesarchiv, Musealakten Handschrift 170 und 171. Hier sind sämtliche Schüler von 1646 bis 1773 verzeichnet. — [137]) Kolb a. a. O. S. 80. — [138]) J. Poeschl, Johann Eberhard Nidhard, ein Kardinal und Staatsmann aus Oberösterreich. Sonderabdruck aus der Beilage der Mühlviertler Nachrichten, Rohrbach 1914. — [139]) Vgl. K. Kuefstein, Studien zur Familiengeschichte, Band 3 (Wien und Leipzig 1915), S. 280 ff. — [140]) Einige Zeit verbrachte die Gemahlin Kaiser Ferdinands, Maria Anna, als Regentin in Linz und starb daselbst im Jahre 1646. Kuefstein a. a. O. S. 287.

III.

[141]) Der Brauch, daß auf Altargemälden Ortsbilder angebracht sind, ist nicht so selten anzutreffen. Auch alte Weihe- und Wallfahrtsbilder bieten für die Ortsbeschreibung reichhaltigen Stoff. Vgl. R. Andree, Votive und Weihegaben des kath. Volkes in Süddeutschland. (Braunschweig 1904), S. 171 f. — [142]) Für das Folgende vgl. Stauber a. a. O., S. 320 ff. Strauß a. a. O. S. 13 ff. — [143]) Vgl. A. Hartl, Denkwürdigkeiten von St. Ursula in Linz (Linz 1918), S. 1 ff. — [144]) Vgl. J. Harter, Die Minoritenkirche in Linz. Linzer Volksblatt, U.-B. 1911, Nr. 51 und 52. — [145]) Die neben der Seminarkirche gestandene Johann Nepomuk-Statue, ein Werk des gleichen Meisters, ist seit 1899 an der Ostseite der Pfarrkirche aufgestellt. — [146]) Vgl. Kolb a. a. O., S. 113 ff. — [147]) Davon stammt der Name Bethlehemstraße. In der Ortsbildersammlung des Landesmuseums wird ein vom Stiftsalumnus Josef Zuber 1755 gezeichneter Aufriß des Nordischen Kollegiums verwahrt. — [148]) Neben dem Gasthof „zum goldenen Schiff". — [149]) Gaisberger, Zur Geschichte milder Stiftungen im Lande ob der Enns. Musealbericht, Band 20 (Linz 860), S. 62 ff. — [150]) Die Kirche diente in der Folgezeit bald kirchlichen Zwecken, bald fand sie als Magazin und Privatwohnung Verwendung. Gegenwärtig wird sie von der altkatholischen Kirchengemeinde Linz als Gotteshaus benützt. Vgl. Gaisberger a. a. O., S. 37 ff. J. Mittendorfer, Johann Adam Prunner und seine gleichnamige hochherzige Stiftung. Linzer Volksblatt U.-B. 909, Nr. 5—7. Die Kirche im Prunnerstift. Tagesp. 1919, Nr. 158. — [151]) Der schlesische Maler und Zeichner Friedrich Bernhard Werner (gestorben 1778) bereiste einen großen Teil von Europa und fertigte viele Ansichten an, die bei den Augsburger Verlegern Engelbrecht und Probst erschienen. Vgl. G. K. Nagler, Neues, allgemeines Künstler-Lexikon, Band 21 (München 1851), S. 303. — [152]) Vgl. Sames, Alt-Linzer Stadtpläne. Tagesp. U.-B. 1913, Nr. 6. — [153]) Die Behausungen von Adel und Geistlichkeit galten als sogenannte Freihäuser und waren von den allgemeinen städtischen Abgaben, wie sie die Bürger tragen mußten, befreit. — [154]) Näheres bei J. Schwerdfeger, Der bairisch-französische Einfall in Ober- und Niederösterreich (1741) und die Stände der Erzherzogtümer (Wien 1899, S. 46 ff. und F. Krackowizer, Die Erbhuldigung am 2. Oktober 1741 zu Linz, Tagesp. U.-B. 1904, Nr. 2. — [155]) Vgl. Oesterreichischer Erbfolge-Krieg 1740—1748, Bd. 4 (Wien 1900), S. 236 ff. Das Bombardement von Linz am 23. Jänner 1742. Tagesp. U.-B. 1905, Nr. 30. — [156]) Nach der Häuserbeschreibung von 1644 ist das gesamte Stadtgebiet in die Stadt und Vorstadt geteilt, während nach jener von 1771 eine Dreiteilung erfolgt: Innere Stadt, Untere Vorstadt (östlich der Landstraße), Obere Vorstadt (westlicher Teil). — [157]) M. Dreger, Die Linzer Wollenzeug- und Teppich-Fabrik. Kunst und Kunsthandwerk, Jahrg. 20 (Wien 1917), S. 289 ff. V. Hofmann, Beiträge zur neueren österr. Wirtschaftsgeschichte. Archiv für österr. Geschichte, Band 108 (Wien 1919), Sonderabdruck. E. Straßmayr,

Die Linzer Wollenzeug- und Teppichfabrik in der Reiseliteratur. Musealbericht, Band 78 (Linz 1920), S. 19 ff. — [158]) Zur Zeit der höchsten Blüte standen bei der Fabrik selbst, im Lande ob und unter der Enns, Böhmen und Mähren als Spinner und Weber 50—60.000 Personen in Verwendung. Hofmann a. a. O., S. 233. — [159]) Schiffmann, Drama und Theater in Oesterreich ob der Enns bis zum Jahre 1803. (Linz 1904), S. 86. — [160]) Ueber kaiserlichen Befehl durchgeführt von Hauptmann Josef v. Schudet. Das Verzeichnis ist gedruckt bei Pillwein, Linz Einst und Jetzt, Band 2 (Linz 1846), S. 61 ff. — [161]) Das Landesarchiv verwahrt das aus 1788 Bänden bestehende und das ganze Land umfassende Josefinische Lagebuch aus dem Jahre 1788. — [162]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, Band 2 (Berlin und Stettin 1783—87), S. 523. — [163]) Reisen durch das südliche Teutschland, Band 1 (Leipzig 1789), S. 183. — [164]) G. H. Hoff, Skizze von Linz (1787), S. 7 und F. Schulz, Reise eines Livländers. (1793). —

IV.

[165]) Vgl. Krackowizer, Die Sammlung Hafner in Linz und ihre Gründer. Tagesp. U.-B. 1905, Nr. 27. — [166]) In der Sammlung Wimmer ist eine große Zahl von Originalzeichnungen Hafners verwahrt. — [167]) Vgl. Krackowizer, Der Brand zu Linz am 15. August 1800. Tagesp. U.-B. 1900, Nr. 18; Stauber a. a. O. S. 131 ff.; Zibermayr, Die Flüchtung des Archivs der o.-ö. Landschaft in den Franzosenkriegen. Musealbericht Band 78 (Linz 1920), S. 68 f. — [168]) Im Stiegenhaus des Landesmuseums befindet sich ein Gemälde angebl. des Historienmalers Dialer, das den Brand von 1800 darstellt. — [169]) Das vor der Brücke befindliche Gittertor fand im Casinogarten Aufstellung, heute schmückt es den Eingang zur Gartenanlage des Landesmuseums. — [170]) Sames, Das Schloß von Linz. Tagesp. U.-B. 1906, Nr. 24. — [171]) Vgl. Schiffmann, Drama und Theater in Oesterreich ob der Enns, S. 92 ff. — [172]) Vgl. die allgemeinen Ausführungen bei Oberwalder, Die oberösterreichischen Stadt- und Marktplätze, S. 94 ff. — [173]) Vgl. Die Linzer Maximilianischen Türme. Tagesp. U.-B. 1905, Nr. 26. — [174]) Vgl. Oberwalder, Zum Werden des Linzer Stadtbildes. Heimatgaue, Band 1, S. 233 ff. — [175]) Vgl. F. C. Weidmann, Die Budweis—Linz—Gmundner Eisenbahn (Wien 1842), S. 20 ff. Sames, Zur Geschichte der Linzer Bahnhofanlagen. Tagesp. U.-B. 1904, Nr. 21. — [176]) Sames, Die Erschließung Oberösterreichs durch die Eisenbahnen. Deutscher Volkskalender 1922 (Linz 1922), — [177]) In dem seit 1855 erscheinenden Amtskalender „Der Oberösterreicher" werden beide Vororte selbständig zum erstenmal 1874 erwähnt — deren Eingemeindung ist 1873 erfolgt — und zählen bereits 217 Nummern. — [178]) Herausgegeben von der Sektion Linz des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins. — [179]) Bis zum Jahre 1869 hießen diese Stadtteile „Am Harrachfeld", „Obere und Untere Neustadt". — [180]) Die Kaiser Josefstraße wurde in Lustenauerstraße, der Kaiser Wilhelm- (vor dem Kriege Markt-)Platz in Pestalozziplatz umbenannt. — [181]) Ziegler, Kurze Geschichte des Volksschulwesens des Stadtschulbezirkes Linz (Linz 1921), S. 55 ff. — [182]) Allgemeines städtisches Krankenhaus (1865 eröffnet), Haus der Barmherzigkeit (1883), Isabellen-Kinderspital (1886). — [183]) Donauregulierung bei Linz. Tagesp. U.-B. 1903, Nr. 29. — [184]) Zusammenstellungen in den Rechenschaftsberichten des Linzer Gemeinderates und im Amtsblatt der Landeshauptstadt Linz, 1. Jahrg. 1921, Nr. 1. — [185]) An Kirchenbauten sind seit 1845 noch aufgeführt worden: Protestantische Kirche, Kirche der Karmeliterinnen, die Kirche der Kreuzschwestern, Herz Jesu-Kirche in Lustenau und Pfarrkirche zur heiligen Familie.

Erklärung der beigegebenen Linzer Ansichten:

Abbild. 1. **Linz im Jahre 1594.** Zeichnung von Lukas von Valckenburg, in Kupfer gestochen von Georg Hufnagel.

Abbild. 2. **Gesamtansicht von Linz 1649.** Kupferstich von Matthäus Merian

Abbild. 3. **Linz, Hauptplatz mit Umgebung 1654.** Kupferstich von Clemens Beuttler.

Abbild 4. **Linz im Jahre 1668.** Kupferradierung von Georg Matthäus Vischer.

Abbild. 5. **Gesamtansicht von Linz Mitte des 18. Jahrhunderts.** Zeichnung von Friedrich B. Werner, in Kupfer gestochen von Martin Engelbrecht.

Abbild. 6. **Der Linzer Hauptplatz gegen Norden, Mitte des 19. Jahrhunderts.** Steinzeichnung von Ignaz Rode.

Abbild. 7. **Die Promenade in Linz, Mitte des 19. Jahrhunderts.** Zeichnung von Josef Bierbauer, lithographiert von Josef Hafner.

Abbild. 8. **Die Altstadt in Linz, Mitte des 19. Jahrhunderts.** Steinzeichnung von Ignaz Rode.

Abbild. 9. **Blick auf die Linzer Holzbrücke, Mitte des 19. Jahrhunderts.** Steinzeichnung von Ignaz Rode.

Abbild. 10. **Die Landstraße in Linz, Mitte des 19. Jahrhunderts.** Steinzeichnung von Ignaz Rode

Abb. 5: **Linz, Mitte des 18. Jahrhunderts.**

Abb. 6: **Hauptplatz, Mitte des 19. Jahrhunderts.**

Abb. 7: **Promenade, Mitte des 19. Jahrhunderts.**

Abb. 8: **Altstadt, Mitte des 19. Jahrhunderts.**

hunderts erster Rat in Lorch, woselbst er auch gestorben, der wegen seiner großen Klugheit in den niederösterreichischen Ständerat gewählt wurde, welche Ehrenstellung er höchst ruhmvoll bekleidete. Lienhard Lanß zog als ausgezeichneter Mann, der stets auf das Wohl seines Heimatsortes bedacht war, bald die Aufmerksamkeit seines Landesfürsten auf sich und wurde, als der zweite Bauernaufstand anno 1596 seine Wellen auch gegen das Machland vorzuschieben drohte, auf kaiserlichen Befehl an die Spitze der entschlossenen Perger gestellt. Lanß zog 400 Bewaffnete nach Perg und in die nächste Umgebung, überall den Klippen der Unruhen mit unbeugsamem Widerstand entgegentretend und der aufgehetzten Menge aufklärend und ermahnend die Folgen ihres Beginnens vorhaltend. Er vermochte es, schlimme Ratschläge zu vereiteln, Recht und Gesetz zu schützen, und Perg und das Machland vor dem Verderben rein und unverletzt zu erhalten. Auf diese Art machte sich Lanß nicht allein um seinen Heimatsort und um das Machland, sondern auch um Kaiser und Reich bestens verdient.

Ein solch tüchtiger, selbstloser Mann, war einer Ehegattin, seinesgleichen in ihrer Art, würdig. Frau Anna, ein Musterbeispiel echter Frömmigkeit und eine Zierde ihres Geschlechtes, verstand es in trefflicher Weise, die Tugenden der Eltern und Voreltern auf ihre Kinder zu übertragen und nicht allein durch Wort, sondern auch das gute Beispiel den Aufgaben der Erziehung zu entsprechen. Diesem Lienhard Lanß wurde in Perg am 16. Februar 1577 nach dem Julianischen Kalender (= 27. Februar des Gregorianischen) sein Sohn Thomas geboren, dem „schon bei der Geburt eine günstige Constellation der Gestirne in die Wiege leuchtete und dessen Kindheit ein Komet von nie gesehener Größe bestrahlte." An diesem Knaben Thomas zeigte sich schon beim Beginne des ersten Unterrichtes m der Schule zu Perg das ungewöhnlich große Talent, das sich durch Schärfe des Verstandes, Genauigkeit des Gedächtnisses und Richtigkeit des Urteils auszeichnete. Dabei war der junge Lanß auch körperlich stark entwickelt. Noch kaum 14 Jahre alt, zog es ihn auf Grund der von einer Rednerbühne aus geflossenen warmen Worte zum Kriegshilfsdienste, dem er sich von Herzen gegen die in Ungarn weiter vordringenden Türken widmete. Allein nach nicht langer Zeit kehrte unser Thomas, nicht allein durch die mütterlichen Bitten, sondern auch durch Krankheit überwunden, schwer leidend zurück, um die weitere Ausbildung fortzusetzen. Es ist anzunehmen, daß diese vorerst zu Hause erfolgte und vielleicht von seinem Vater, der in mancherlei Wissenschaft bewandert war, besorgt wurde. Mit 14 Jahren verließ Thomas seinen Geburtsort, um an die Landschaftsschule in Linz abzugehen. Hier machte er unter der sorgsamen Pflege seiner Lehrer, unter denen er besonders das Andenken an Georg Calaminus rühmend hervorzuheben pflegte, große Fortschritte. Sein Lerneifer war so groß, daß er die talentiertesten seiner Mitschüler übertraf. So vollendete er das 16. Lebensjahr, als seine Urteilskraft über sein Alter weit hinaus gereift war. Er machte während dieser zwei Jahre in der griechischen wie in der lateinischen Literatur solche Fortschritte, daß seine Lehrer ihn nach Hause entließen mit dem Rate an die Eltern, den Sohn unverweilt an Akademien zum Antritte höherer Studien zu entsenden.

Bald darauf begannen sich die Verhältnisse für den Protestantismus in Oesterreich zu seinen Ungunsten zu ändern. Am 8. Mai 1597 erschien eine Resolution des Kaisers Rudolph II. aus Prag, welche alle protestantischen Prediger abschaffte. Thomas Lanß faßte infolgedessen den Entschluß, sein liebes Vaterland zu verlassen und seine Studien im Auslande fortzusetzen. Durch eigenen Entschluß und durch der Eltern und Freunde Zuspruch bewogen, begab sich der junge Mann auf Reisen, da er den hohen Wert des Reisens für das Wachstum der Erkenntnis und Klugheit noch vor dem Reiseantritt wohl zu schätzen gelernt hatte. Von seinem Vater erhielt Thomas während seiner Reisen regelmäßig Briefe, deren innerer Gehalt unseren Thomas stets auf das höchste erfreute.

Das Studium Lanßens war entsprechend seiner Wißbegierde ein vielseitiges: die Schätze der lateinischen und griechischen Literatur und Kunst, wie auch die Pflege der orientalischen Sprachen, das Studium der Naturwissenschaften, insbesonders der Physiologie, zogen ihn an und beschäftigten seinen regen nimmermüden Geist. Neben der Mathematik gab er sich noch dem Studium der Moralphilosophie, der Beredsamkeit und der Staatswissenschaften hin. Es erscheint selbstverständlich, daß

kreis, Linz 1827) des in Rede stehenden vormaligen Perger Geburtskindes und nachmaligen weitberühmten und hochgelehrten Dr. Thomas Lansius Meldung tun. Ohne Zweifel hatte der sonst wohlbewanderte Pillwein zur Zeit der Herausgabe seines vorbezeichneten Werkes Martin Zellers Tractat von des Heil: Römisch-deutschen Reichs zehn Kreisen, Ulm 1660 noch nicht zur Hand bekommen, denn erst eine Nummer des „Amts- und Intelligenz-Blattes der k. k. priv. Salzburger-Zeitung", u. z. die Nummer vom 29. Juli 1839 bringt aus der Feder Pillweins nachstehende Mitteilung: „Etwas Merkwürdiges und äußerst wenig Bekanntes vom Markte Perg im unteren Mühlviertel von Oberösterreich. Der Markt Perg . . . . hat große Celebrität wegen seiner Mühlsteinbrüche. Hier wurde am 16. Februar 1577 Dr. Thomas Lansius geboren. Er war Fürstlich Württembergischer Rat der Hohen Schule zu Tübingen, Visitator und Commissär, früher Professor am fürstl. Collegium daselbst und hatte sich durch seine in Druck gegebenen Schriften, durch hohe Geistesgaben und durch herrliche Tugenden weit und breit bekannt gemacht. Zu Tübingen entschlief er auch am 22. Dezember 1657 zum ewigen Frieden im Herrn. Sein Vater Leonhart war Richter im Markte Perg; als solcher erwies er im Bauernaufstande 1596 seine Treue und seinen Gehorsam gegen seinen Landesfürsten Kaiser Rudolph II., trat mutig den Rebellen entgegen und erhielt so den Markt seinem rechtmäßigen Herrn."

Durch die entgegenkommende Vermittlung des Herrn Universitätsbibliothekars Dr. Haering in Tübingen erhielt ich nun Einsicht in einen Sammelband der Tübinger Universitätsbibliothek, der — 87 Seiten in lat. Sprache — Quellenschriften zum Leben unseres Pergers enthält.

Die das Leben und Wirken, sowie die Leichenfeier des Dr. Lansius' behandelnden Artikel dieses Sammelbandes, gliedern sich in nachstehender Weise: I. Wohlverdienter Leute ewig grünender Ehrenbaum usw.; II. Leichpredigt; III. Lobspruch usw.; alle drei von Dr. Demmler, Professor und Stadtpfarrer in Tübingen. IV. Panegyricus (Lobrede) von Prof. Kaltenbach. (Mit dem Tonsatz zu einer zugehörigen Ode.) V. Epicedia (Grabgesang). VI. Cineres usw. (Die sterblichen Ueberreste) usw. VII. Lacrumae Cineribus etc. (Tränen über den sterblichen Ueberresten usw.) Insbesondere Artikel VI enthält das meiste über Entwicklungsgang, Leben, Wirken und Hingang des Lansius.

Darin finden sich als Geburtsort unseres Lansius angeführt: Bergis, auch Bergae, in Pannonia superiori (Westungarn); Bergen in Norwegen; Berge bei Celle in Hannover; Bergarum ad Zomam in Brabantia (das heutige Bergen op Zoom), aber auch „jenes mittlere Städtchen mit Namen Berg in Oberösterreich, nicht weit vom linken Donauufer, in entgegengesetzter Richtung, wo die Enns das Erzherzogtum abteilt. Sein Geburtsstädtchen wird von einem sehr klaren Flüßchen bespült, welches nach seinem Austritte aus dem Orte, kaum in einer Stunde Abstand, ruhig abfließend, beiläufig vier Meilen unterhalb Linz, der Provinz-Hauptstadt, sich mit den Wässern der Donau vereinigt." Schon diese Lokalitätsbestimmung allein würde genügen, den Markt Perg als tatsächlichen Geburtsort Lansius zu erweisen, wenn nicht noch andere unwiderlegliche Beweise hiefür vorlägen. Unsere Quelle nennt als Vater des Dr. Lansius einen Lienhard Lansius, der 1596 Marktrichter von Perg gewesen und eine Pergerin namens Anna Weiglin zur Ehefrau hatte. Diese Angaben stimmen auch völlig überein mit den heimischen Quellen, denn im Ratsprotokolle von Perg geschieht unterm 3. Februar 1578 eines Lienhart Lanßz, Tuchscherers zu Perg, Erwähnung. Das gleiche Protokoll vom 29. Februar 1580 bringt den Vermerk: „Lienhart Lanßz, seines Handwerks ein Tuchscherer allhier, ist Burger worden und hat an den Stab griffen, als derselbe des Thomas Weigl, Burgers Tochter, genommen. (Mit dem Stabe ist der noch jetzt erhaltene, zum Teile in Silber gearbeitete Palstab, d. i. Bürgerbeeidigungs-Stab, gemeint; Anna Weiglin dürfte also die zweite Gattin Lienhart Lanßens gewesen sein.)

Nebst dem Lienhard Lanßz kommt 1582 auch ein Perger Bürger namens Thomas Lanßz vor. Uebrigens wird in der Tübinger Quelle „eine lange Reihe" von Angehörigen, sowohl von väterlicher, wie von mütterlicher Seite, erwähnt, die teils im Rate, teils als Vorsteher „dem gemeinen Nutzen" förderlich waren. Ingleichen war auch ein Thomas Lanßz um die Mitte des 16. Jahr-

Sigmund Eislberg, Wels.
Franz Anton Keil, Linz.
Ignaz Mohr, Windischgarsten.
Johann Georg Haas, Eferding.
Johann Hoffmann, Sarleinsbach.
Wolfgang Leopold Treberer, Hag.
Honorius Unteregger, Mauthausen.
Peter Reindl, Wels.
Simon Kraus, Ottensheim.

Prämiiert:

Josef Sebastian Hochenberger, Lorch.
Bernhard Ehrenreiter, St. Martin.
Otto Heinrich Freiherr v. Thürheim, Linz.
Johann Wilhelm Freiherr v. Thürheim, Linz.

Bei dem Drama „Eustachius" sind die Inhaber der einzelnen Rollen, ebenso wie die Rollen selbst nicht angegeben; statt dessen alle jene Zöglinge, die teils mit Prämien beteilt wurden, teils (um sich den modernen Schulverhältnissen entsprechend auszudrücken) „mit sehr gutem Erfolge" abgeschlossen haben (nomina eorum . . . qui . . . . . praemiis donati sunt, aut his proxime accesserunt). Die Anführung dieser Namen würde im Rahmen vorliegender Abhandlung zu weit führen; übrigens werde ich zu einem späteren Zeitpunkte bei der Behandlung der Schulverhältnisse am Linzer Jesuitengymnasium darauf zurückkommen.

Anmerkungen:

Da der Hinweis im Texte darauf durch Druckversehen weggeblieben ist, muß ich mich auf bloße Anführung der benützten, bezw. einschlägigen Literatur beschränken, um durch Seiten- und Zeilenverweise nicht ein unklares Bild zu schaffen.

Duhr B., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu. 1896.
Duhr B., Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. 1907 ff.
Bahlmann P., Das Drama der Jesuiten. „Euphorion" 1895/II
Dürrwächter A., Von der Jesuitenbühne in alter und neuer Zeit. „Hochland" 1908.
Dürrwächter A., Jacob Gretser und seine Dramen. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. IX/1—2)
Enzinger M., Die Entwicklung des Wiener Theaters vom 16.—19 Jahrhundert. (Schriften d. Gesellschaft f. Theatergesch., Bd. 28/29.)
Flemming W., Andreas Gryphius und die Bühne. 1921.
Harring W., Gryphius und das Theater der Jesuiten. 1907.
Hausenstein W., Vom Geist des Barock. 1920.
Kolb E., Mitteilungen über das Wirken der Jesuiten in Linz. 1908.
Krakowitzer F., Der erste Linzer Buchdrucker H. Planck und seine Nachfolger im 17. Jahrhundert. „Linzer Diöz. Arch." 1906.
Nadler J., Literaturgeschichte der deutschen Landschaften und Stämme. 3. Bd. 1918.
Pfandl L., Einführung in die Literatur des Jesuitendramas. „Germ.-Rom. Monatsschrift", 1910.
Schiffmann K., Drama und Theater im Lande Oesterreich ob der Enns etc 1905.
Trenkle J. B., Ueber süddeutsche geistliche Schulkomödien. „Freiburger Diözesanarchiv". II. Bd.
Zeidler J., Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas. „Theatergesch. Forschg." IV.
„Literae annuae". Nationalbibliothek Wien.

Texte:

„Sigismundus", Stiftsbibliothek St. Paul, Kärnten. Sign.: 25/10/15/6.
„Juliana". Stiftsbibliothek St. Florian Sammelband II, 2755—68.*)
„Eustachius". Stiftsbibliothek St. Florian, II, 919/VI.*)

*) siehe: Schiffmann a. a. O. S: 38 f, dessen Werk am eingehendsten über die o.-ö. Theatergeschichte unterrichtet.

Ein „halbvergessener" Perger.

Von Fl. Eibensteiner, Schuldirektor i. R. in Perg.

„Halbvergessen" — dieser Ausdruck muß als wohlwollender Maßstab gewertet werden, wenn in Betracht kommt, daß weder die örtlichen Geschichtsquellen noch die Topographie unseres Heimatlandes (Gielge, Pillwein: Geschichte, Topographie und Statistik von Oberösterreich und Salzburg, I. Teil, Der Mühl-

Dramen ersichtlich — die Idee frei und schrankenlos ausleben konnte. Die höchste Entfaltung dieser Freiheit eignet den symbolischen Dramen, die dem Auswirken dichterischer Phantasie größten Spielraum gewähren.

Auch die Linzer Dramen sind legendär-historisch. Bekannte Quellenschriften haben das Gerippe geliefert, das der Dichter jeweils, ohne den Grundbegebenheiten zu widersprechen, mit pulsierendem Leben umkleidet hat. Er hat das Ueberlieferte aufgegriffen, es bühnenwirksam bearbeitet, Bedeutungsloses gestrichen und Interessantes vom grauen Hintergrunde des Gewesenen abgehoben. Nur selten, daß ein einziges Werk zu Rate gezogen worden, vielmehr ist ihrer eine ganze Reihe vorhanden; und dies spricht für die Kontaminierung des Stoffes, der aus verschiedenen Berichten fließt. Meist handelt es sich — wie bereits gesagt — um bekannte (Kirchen)-Historiker.

So haben für „Sigismundus" den Stoff geliefert:

Gregor v. Tour:
„De Historia Francorum et de gloria martyrum"
III/5.

Baronnius Caesar, O. P.:
Annales ecclesiastic, a Christo nato ad annum, 1198" ad annum 526.

Lippelous: 1. Mai.

Ribadeneyra Petrus S. J.:
„Flos sanctorum, libro de las vidas de los Sanctos" Dies 1. Majus.

„Juliana".

Surius Loenz, O. Carth:
„Vitae Sanctorum"

Lipomous.

„Eustachius".

Baronius und Surius (siehe bei „Sigismundus").

Damascenus.

Zum Schlusse will ich noch die Namen jener Mitwirkenden, bzw. namhaft gemachten Praemianten nach der Reihenfolge im Argumente folgen lassen, die aus Oberösterreich stammen; diese Beschränkung wegen des Raumes!

„Sigismundus".

Johann Adam Reichsgraf v. Lamberg, Steyr.
Johann Zacharius Palnstorffer, Wels.
Johann Christoph Reichsbaron von Oedt, Götzendorf.
Johann Christoph Langetl, Linz.
Anton Ignaz Vorrig von Hochaus, Gmunden.
Matthäus Benedikt Philipp Pleckenfürster, Steyr.
Heinrich Max Pogner, Linz.
Franz Richard Graf v. Sprinzenstein, Tollet.
Johann Paul Ekhard v. Thaan, Linz.
Franz Anton Reichsgraf v. Lamberg, Steyr.
Honorius Carl v. Kronpichl, Linz.
Johann Ignaz Hölbling, Linz.
Johann Mathäus Kirchstetter, Linz.
Josef Dominik Reichsgraf v. Lamberg, Steyr.
Johann Bernhard v. Kronbichl, Linz.
Johann Bernhard Graf v. Rödern
Georg Christian v. Khautten, Linz.
Christoph Ferdinand Pretier v. Rattenperg, Linz.
Franz Wilhelm Schueller, Linz.
Johann Franz Joest, Lorch.
Joseph Anton Sydler v. Rosenegg, Linz.
Leopold Konstantin v. Hack, Mistlbach.
Sebastian Stainer, Wels.
Sebastian Maurus Wenger, Scharnstein.
Prosper Simon Gerhauser, Gmunden.
Johann Ignaz Lierner, Neumarkt.
Josef Herdlein, Linz.
Franz Endinger, Linz.
Franz Josef Hold, Linz.
Johann Adam Seeauer, Ischl.
Johann Heinrich Eitlperger, Walchen.
Johann Jakob Puchfölder, Gmunden.
Mathäus Matl, Linz.
Franz Josef Dreschl, Grieskirchen.
Franz Josef Posch, Linz.
Gottfried Leopold Unterreiner, Gmunden.
Max Streubl v. Weidenau, Ischl.
Ignaz Minichstorffer, Ebensee.
Johannes Heinrich Zeyer, Lambach.
„Juliana".
Wolfgang Kaspar Gurtner, Wels.
Anton Koller v. Mohrenfels, Linz.
Franz Anton Achberger, Linz.
Josef Eötl, Aurolzmünster.
Ignaz Rechseisen, Gmunden.
Philipp Ferdinand v. Frey, Linz.
Johann Gottfried Kastner, Wels.
Josef Matthias Obermayr, Linz.
Josef Strobl, Wartberg.
Kajetan Maderer, Eferding.
Josef Werff, Gallneukirchen.
Johann Ferdinand v. Eislberg, Wels.
Josef Scharz, Wels.
Franz Anton Presser, Wels.
Franz Friederich Seyringer, Freistadt.
Josef Müller, Linz.
Josef Leopold Reichl, Linz.
Johann Paul Hölzl, Linz.
Theophil Ranftelshofen, St. Florian.
Josef Stöfferer, Lorch.

glied unserer Familie, Josef mit Namen, war von 1773—1783 Stadtrichter, zwei weitere Mitglieder, mein Großvater David und mein Bruder Theodor standen in kritischen Zeiten, der erstere in den napoleonischen Kriegen, der letztere im Weltkrieg, als Bürgermeister dem Gemeinwesen vor. Freistadt gehört somit meine ganze Liebe, denn es ist nicht nur mein Geburtsort, nicht allein meine Vaterstadt, sondern im vollsten Sinne des Wortes meine Heimat.

Linzer Jesuitendramen.

Von Dr. Edmund Haller (Linz).

(Schluß.)

Das Jesuitendrama ist seinem Wesen nach Gelehrtendichtung auf streng religiöser Grundlage, ohne sich jedoch in gehässiger Polemik zu ergehen. Allerdings kommen scharf tendenziöse Dichtungen vor, diese aber sind im Verhältnis zu den übrigen dichterischen Werken des Ordens als Einzelerscheinungen zu betrachten. Man ist vielfach ohne hinreichende Beweise gewöhnt, vom Jesuitendrama als einer Tendenzdichtung zu sprechen und dabei Tendenz im Sinne „konfessioneller Polemik zu fassen." Die einwandfreieste Beantwortung dieser Frage hat meines Wissens der Bibliothekar an der Berliner Staatsbibliothek Dr. C. Kaulfuß-Diesch in den Untersuchungen über das Drama der Jesuiten im 17. Jahrhundert" gegeben (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 131). Ich will seine Worte anführen: „Das (Jesuitendrama) ist nun nicht als konfessionelle Polemik zu fassen, wie sie im protestantischen Drama so häufig zu finden ist — im Jesuitendrama kommt sie nur ganz ausnahmsweise vor —, sondern es soll damit nur gesagt sein, daß das Jesuitendrama aus der katholischen Weltanschauung heraus geboren ist und demgemäß verstanden werden muß. . . Die Propaganda Fides war Zweck und Ziel des Ordens und bildete die Norm für alle seine Einrichtungen und Unternehmungen. So wurde ihm auch die Schaubühne zur Kanzel, von der herab die Sünde einer erschütternden Bußpredigt, bisweilen auch die Torheit einem befreienden Lachen preisgegeben wurde."

Das Jesuitendrama ist Gelehrtendichtung auf religiöser Grundlage! Damit charakterisiert sich sein ganzes Wesen, darin liegt aber auch zugleich die Kraft seiner Entfaltung und der wachsende Keim seines Unterganges beschlossen; denn dem nach Freiheit ringenden und nach hemmungslosem Sein begehrenden 18. Jahrhundert steht das Jesuitendrama geradeso fremd gegenüber, wie die Gelehrtendichtung der Schlesier.

Doch während diese nur für Gelehrte geschaffen hat, bildet die Dichtung der Jesuiten für das Leben und nach dem Leben; historische Forschung, im Sinne der damaligen Zeit ist der Ausgangspunkt, legendäres Geranke schlingt sich herum, Szenen aus dem Wirklichkeitsleben verleihen den Reiz des immer Neuen und Wirkenden. Ueberblickt man die Reihe der Aufführungen im Linzer Kolleg (die allerdings nur spärlich überliefert sind), fällt vor allem die Rolle der legendär-geschichtlichen Stoffe auf. Geschichtlich nicht im Sinne von genauer, kritischer Forschung, die alles nicht Bezeugte und Real-Erfaßbare beiseite läßt, sondern eben vollkommen in den Bahnen jener Auffassung, die kritiklos Tatsache und Legende, Realität und Transcendalität zu einem Ganzen verschmolzen hat. Dennoch würde man einer irrigen Auffassung zustimmen, wollte man jede eigene Erfindung der Dichter als ausgeschlossen betrachten. Selbst der geschichtliche Stoff hat mannigfache Möglichkeiten freier dichterischer Betätigung dadurch zugelassen, daß er Motive beinhaltet, die so ganz dem Geschmacke des Publikums entsprochen haben, die ausgeführt werden mußten, wollte der Dichter einen Erfolg erreichen. Immerhin war die „Vorlage" selbst für das größte Talent eine Fessel, der aber ward es in den Chören und Zwischenspielen ledig, in denen sich — wie ja an den angeführten

Presbyterium der Frauenkirche sich befindet, weiter.

1534 verkauft Wolfgang Wiener in Murau „die Schleiffen und die Eisenziehe an der Stainmüll" an Gabriel Weissenauer. Weissenauer, dessen Name schon bei der Geschichte der Wiesmühle erwähnt wurde, besaß außer dem Hause Nr. 12, dem gegen das Kißlingtürl gelegenen Teil von Nr. 17 und vielen anderen Liegenschaften auch den Rastainhof oder Fuxenhof. Letzteren noch heute gebräuchlichen Namen erhielt das Gehöfte nicht deshalb, weil, wie vielfach erzählt wird, eine Gräfin Fux, die Kammerfrau der Kaiserin Maria Theresia war, ihn seinerzeit besaß, sondern weil er im 16. Jahrhundert zuerst Samuel Fux und dann seinem Bruder, dem Lichtenstein'schen Rat und Hauptmann Georg Fux gehörte, der auch 1522—1539 Besitzer des Hauses Nr. 3 in der Böhmergasse war.

Aus dem Nachlaße Gabriel Weissenauers († vor 1540) erhielt die Eisenziehe seine damals noch ledige Tochter Anna, die sich 1546 mit Jakob Röttl, dem Richter von Freistadt vermählte. Als sie aber drei Jahre darauf starb (1549), mußte Röttl das Heiratsgut wieder herausgeben und da erhielt die Eisenziehe sein Schwager Wolfgang Gebenhover, der mit Katharina Weissenauer verheiratet war.

1573 besitzt die Eisenziehe wieder Jakob Röttl und im Steuervorschlage aus diesem Jahre heißt es: „die Stainmüll an der Eisenziehe samt der Schleiffen und Zugehörung von Maria Gebenhover herrührend". Maria Gebenhover war die Tochter des Wolfgang Gebenhover, der 1568 gestorben war. Als Verkäufer wird ein Wolf Händl aus Steyr genannt. Es ist dies der Sohn der Maria Gebenhover, die sich mit Simon Händl in Steyr verehelicht hatte.

1597 wird im Spitalurbar der Ratsburger Stephan Sterr als derjenige genannt, der den Dienst von 3 fl. zahlte.

Später besaß sie wieder der Sohn Jakob Röttls, mit Namen Hanns. Ueber dessen Vermögen wurde aber die Krida verhängt und so kam 1617 die Eisenziehe, die immer die Röttlische Eisenziehe genannt wurde, an die Plendlischen Erben.

Von diesen dürfte sie der Handelsmann Hanns Landshuetter gekauft haben, der schon 1624 als Besitzer erscheint. 1626 wird sie während des Bauernkrieges ganz ausgeplündert. Nach dem Tode Hanns Landshuetters, 1629, wurde auch über dessen Vermögen der Konkurs eröffnet und es übernahm nun zur Deckung seiner Forderungen „die Röttlische Eisenziehe sambt allem Werkzeug an der Aichenstainmüll mit sambt einem Grundstück, einem Holz und drey Gesellenhäußlen und einem Hammerschlag neben der Werchstatt" um 1000 fl. sein Schwager Lamprecht Kreuzer.

Lamprecht Kreuzer, der aus Murau in Steiermark stammte, verließ infolge der Gegenreformation Freistadt und zog nach Regensburg. 1629 übergab er wahrscheinlich nur zur Verwaltung seinen ganzen Besitz an Paul Schiffer, seinen Vetter, der ebenfalls aus Murau stammte, und erst nach Kreuzers Tod (1635) ging dieser Besitz 1637 in das Eigentum des Genannten über. Philipp Schiffer besaß, wie wir schon hörten, auch den Holzhammer im Aisttal und einen Hammer bei Mairspindt unweit Windhag.

Als Philipp Schiffer 1675 starb, hinterließ er ein Vermögen von 26.700 fl. Die Eisen- und Drahtziehe erhielt um 420 fl. sein Sohn Ferdinand Gottlieb Schiffer und nach dessen Hinscheiden 1742 erbte sie um 400 fl. die Witwe nach dem Handelsfaktor Mathias Capeller, Maria Regina, geb. Schiffer, die sie dann 1746 um 300 fl. an die Tuchmacher und Weißgärber weiter gab. Nun wurde aus der Eisenziehe die Walk.

Aus dem Mitgeteilten wird wohl jedem klar geworden sein, woher mein großes Interesse an Freistadt kommt. Mir sind infolge meiner Forschungen die Baulichkeiten dieser Stadt keine stummen Zeugen vergangener Tage. Mir erzählt jedes Haus seine Geschichte, die Schicksale seiner Bewohner und die Geschichte dieser Stadt, mit der die Geschichte meiner Familie nun schon bald 300 Jahre innig verbunden ist. Der erste Scharizer in Freistadt wurde 1640 als Musketier in die Stadtwehr eingereiht, sein Sohn Philipp wurde 1695 Mitglied des äußeren und 1702 Mitglied des inneren Rates und seither saßen meine Ahnen immer in den Vertretungskörpern dieser Stadt. Ein Mit-

werksbesitz samt dem Grund und den Gesellenhäuschen um 8100 fl. ihrem Sohne, dem herrschaftlichen Kanzleischreiber Johann Nepomuk Reiter, der aber schon im folgenden Jahre 1804 das Ganze an den Großfabrikanten Peter Oßberger aus Zwettl um 13,400 fl. weiter verkaufte. 1809 erwarb alle drei Hämmer Georg Gyri und 1843 erbte sie dessen Sohn Johann Georg Gyri um 14,200 fl. Im Jahre 1853 wurde das ganze Anwesen im Lizitationswege um 14,805 fl. von Wilhelm Thury erstanden. In den Sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts begann die Krise über die kleinen Hammerwerke hereinzubrechen. Der 2. Hammer, der abgebrannt und wieder neu aufgebaut und zu einem Drahtzug umgewandelt worden war, stellte zuerst den Betrieb ein. 1876 nach dem Hinscheiden Wilhelm Thurys übernahm sein älterer Bruder, der Kaufmann Josef Thury, den ganzen Besitz um den Schuldenstand. Aber auch er konnte den Niedergang nicht abwehren. Im Jahre 1881 wurden die 3 Hammerwerke und der größere Teil des Grundbesitzes lizitando um 12.333 fl. vom Bürgerspital erworben. Nun folgte dem Schicksal des 2. Hammers bald auch der 3. Hammer. Auch er stand stille und nur zerbröckelte Mauerreste zeigen die Stätte an, wo durch mehrere hundert Jahre heller Hammerschlag vom menschlichen Fleiße und menschlicher Tüchtigkeit zeugten. Heute ist nur mehr die Prandtmühle im Betrieb.

Im Aisttale oberhalb Freistadt stand aber noch eine Eisenziehe, die dem gleichen Schicksal nur deshalb entging, weil sie ihre Bestimmung änderte. Es ist dies die heutige Walk.

Die Klarlegung ihrer Geschichte bot deshalb einige Schwierigkeiten, weil es zwei Baulichkeiten gab, die „Stainmühle" hießen, nämlich die Steinmühle am Eingang in das Thurytal und die Steinmühle, d. i. die heutige Walk. Diese Namensgleichheit hatte es um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit sich gebracht, daß selbst der damalige Stadtmagistrat in Unklarheit war, welche Steinmühle den Dienst von 5 fl. in das Spital und von 3 fl. zum Leopoldsaltar in der St. Catharinenkirche zu leisten hatte. Diese Namensgleichheit ist auch die Ursache, warum die eine Steinmühle, die nicht mehr im Stadtgebiete Freistadt liegt, als Aichhorn-Stainmühle, von der weiter talabwärts liegenden zu Freistadt gehörenden Steinmühle unterschieden wurde.

Die Familie Aichhorn, die der erstgenannten Steinmühle das Beiwort gab, war im Anfange des 16. Jahrhundertes in Freistadt seßhaft. Ein Sigmund Aichhorn besaß um 1506 das Haus Nr. 15 beim Khißlingtürl und kam durch die Heirat mit Margaretha, der Witwe des Hans Helmbrecht 1515 in den Mitbesitz des Hauses Nr. 6. Sein Sohn Hans Aichhorn, ein Tuchmacher, wurde 1565 geadelt und zog nach Linz, wo er 1573 starb.

1557 verkauften Thoman Eggehardt und seine Frau Katharina die Aichhornsteinmühle an Jakob Röttl, den Bruder des früher erwähnten Niclas Röttl, der später auch die Herrschaft Reichenau besaß. Der Kaufbrief trägt die Siegelfertigung des Grafen Erasmus von Starhemberg, dem damals schon die Gemeinden Grünbach, Lichtenau und Windhag als eigene Pflegerschaft gehörten. Um 1857 also nach Jakob Röttls Tod, erwirbt Wolf Landshuetter, Bürger zu Freistadt, um 395 fl. die Stainmühle von Christoph Artstetter, den Herrn von Wartperg und Zellhof. Von ihm hat sie sein Sohn Hans, der Handelsmann in Freistadt war, übernommen.

Keiner von den früher genannten Diensten lastete aber auf dieser „Stainmühle", sondern beide hatte, die andere „Stainmühle", die nachher eine Eisenziehe wurde, zu leisten. Aus dem Urbaren des Spitals, des Schulprovisoramtes, zu dem das Leopoldsstift gehörte und aus den Inventarien der Mitglieder der Familien Weissenauer und Röttl ergab sich nun für letztere Steinmühle, daß 1486 Hans Grabmer, Richter der Rechtlehen zu Freistadt, „die Stainmüll im Graben" an Gabriel Hennl, den Begründer des Leopoldsstiftes, dem diese Steinmühle diente, verkaufte.

1510 verzeichnet das Spitalurbar den Ulrich Luz als Besitzer der Eisenziehe, die von der Hennlin, zweifelsohne der Frau des Gabriel Hennol herrührte.

1522 verkauft Ulrich Luz „eine Schleiffen, Wies und Waßerfang bei der Stainmüll" — hier ist die Aichhornsteinmühle gemeint — an Alexion Hohenperg und dieser verkauft sie noch im gleichen Jahre an Anton Burger, dessen Grabstein ebenfalls im

ler, ein großer Kaufmann, hatte es aus zwei Häusern zusammengebaut. Seine Tochter Marie heiratete dann den Jakob Geramb, den Vater des Johann Jakob Geramb, dessen Witwe Nigrinis 1. Frau wurde. Nach dem Tode der 1. Frau (1689) setzte sich Franz Georg Nigrini mit seinen Stiefkindern derart über den Nachlaß auseinander, daß ihm die beiden Häuser überlassen wurden. Er starb 1708, seine 2. Frau 1732.

Nun kamen im Erbwege die beiden Eisenziehen an seinen Sohn Carl Anton, der Leutenant Quartiermeister im Althan'schen Dragonerregiment war, und da bei seinem Tode (1742) die beiden Töchter Maximiliana und Maria Josepha noch unmündig waren, übernahm die Verwaltung der ganzen Hinterlassenschaft seine Schwester Maria Theresia Nigrini. Maximiliana Nigrini, die nachmalige Frau des David Reiter erwarb 1747 auch den 3. Hammer.

Der sogenannte 3. Hammer lag seinerzeit jenseits der Burgfriedsgrenze, die dort von dem Wege gebildet wurde, der von der Vierzehnerstraße zur Aist herabführt. Er lag demnach im Landgericht Freistadt und deshalb sind die Vermerke über diesen Hammer im Archiv von Freistadt so selten. Die Freistädter maßten sich allerdings Hoheitsrechte über diesen Hammer an und es entwickelte sich infolgedessen ein langjähriger Streit mit dem Besitzer dieses Teiles des Landgerichtes Freistadt, der auch zu Gewalttätigkeiten mit den in diesem Hammer beschäftigten Schmieden führten. Dieser Grenzstreit wurde 1573 geregelt, in welchem auch die Aist als Burgfriedsgrenze im Osten erscheint mit Ausnahme eines kleinen Stückes unmittelbar bei der Stadt. Die dort an der Aist stehenden Häuser, die heutige Hafnerzeile, haben die Freistädter 1527 vom Zelkhing, dem Herrn von Weinberg, Zelkhing, Leonstein, Tornach und Wartberg gekauft, „da sie nach denen, so etwa in der Stadt einen Unfug oder Ungestüm anfachen, zu ergreifen das Recht hätten". Der Pfarre Freistadt wurde dieser Vorstadtteil der zur Pfarre Lasberg gehörte, erst 1774 einverleibt. Daß der 3. Hammer nicht zum Burgfried Freistadt gehörte, beweist auch sein Dienst: 3 Schilling 8 Pfennige[1]), wovon 50 Pfennige am Georgstag, 62 Pfennige am Michelstag jedem Pfleger zu Freistadt — also dem Vertreter der Herrschaft und des Landgerichtes — zu leisten waren. Der Hammer erscheint auch in den josefinischen Grundbüchern nicht in denen der Stadt Freistadt, sondern der Herrschaft Freistadt. Sein Dienst ist darin, wie folgt verzeichnet: Gelddienst 29 Kreuzer 2 Pfennige = 118 Pfennige = 3 Schilling 28 Pfennige.[1]) In diesem Grundbuch ist ferner bemerkt, daß er als Zerennhammer auch im Bergbuch des Land- und Berggerichtes Steyr eingetragen ist und daß er der Holzhammer heißt.

Dieser Hammer ist von Vinzenz Luz und seinem Schwager Sebastian Wiener in Krumau um 1500 erbaut worden. 1528 kauft ihn der Freistadter Bürger Zimmermann Jörg Ortner (Nr. 59). Um 1546 war er Eigentum eines Röttl, der ihn um 220 Pfund Pfennig erkauft hatte. Aus dem Umstande, daß im Urbar der Herrschaft Freistadt von 1590 Lorenz Freydntaller als Eigentümer eingetragen ist, könnte man den Schluß ziehen, daß Niclas Röttl der Besitzer war, da Freydntaller sein Schwiegersohn gewesen, und da Niclas Röttl einen Eisenhandel betrieb.

Von da an klafft eine große Lücke, die sich erst 1743 wieder schließt. Auf der schon früher erwähnten Karte des Stadtgebietes Freistadt ist dieser Hammer als die Schiffer'sche Eisenziehe bezeichnet. Wie die Familie Schiffer in den Besitz des Hammers gekommen ist, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. 1747 erwirbt den Holzhammer um 650 fl. Maximiliana Nigrini von den Ferdinand Gottlieb Schiffer'schen Erben. Nun haben alle drei Hämmerwerke: die Prandtmühle, der Ziernstain und der Holzhammer einen Besitzer und so bleibt es, bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts die letzten beiden Hämmer ihren Betrieb einstellen müssen.

David Scharizer, der Sohn der Maria Josepha, geb. Nigrini, hatte an diesen Hammerwerken einen Anteil von seiner Mutter ererbt. Diesen verkaufte er 1803 um 1500 fl. an seine Tante Maximiliana, die 1750 den David Reiter geheiratet hatte, aber seit 1789 Witwe war. Noch im gleichen Jahre übergab Maximiliana Reiter den ganzen Hammer-

1) Es scheint sich hier ein Schreib- oder Rechenfehler eingeschlichen zu haben, denn 3 Schilling 8 Pfennige sind 98 Pfennige und nicht 112 Pfennige wie die Summe 62 + 50 ergäbe.

wollen treulichst aufrichten, als Sy gott wollen anworten am Jüngsten tag."

Diese Testamentsbestimmung ist auch deshalb wichtig, weil aus ihr hervorgeht, daß zu jener Zeit wirklich 3 Wohltätigkeitsstiftungen bestanden; das Spital, das Siechenhaus und das Almosenhaus oder Spendthaus.

Aus einer Urkunde aus dem Jahre 1528 geht hervor, daß um diese Zeit das Werk ein Peter Steger besessen haben muß, weshalb es auch der Steghammer genannt wird, und in einem Schuldbrief aus dem Jahre 1538 spricht Jörg Ortner von seiner Eisenziehe, „so man den Steghammer nennt" im Burgfried Freistadt.

1540 ging dieser Hammer in den Besitz des Anton Spor über. Anton Spor vereinigte das erste Mal den 1. und den 2. Hammer in einer Hand. Nach seinem Tode erbten den 2. Hammer — den ersten hatte bekanntlich sein Schwiegersohn Wolf Schopf übernommen — seine ungevogten, d. i. unmündigen Söhne: Job, Anton, Tobias und Ferdinand. Als Job vogtbar geworden war (1568) kaufte er seinen Brüdern „die Leitten, Wißmat, Holz, Hammer, Schleifstadt und Behausung dabey, genannt der Ziernstein auf der Arztleitten, zwischen des Purgkfeidt Behaimbwerts und dem Sibmhof gelegen", um 675 fl. ab. Nach Job Spors Tod (1602), in dessen Inventar der Ziernstein mit 1000 fl. bewertet wurde, kam derselbe, weil die Witwe Maria Spor den Jakob Riß heiratete (1604), an Riß und nun führt er im Volksmund den Namen „die Riß'sche Eisenziehe". In den Steuerbüchern wird sie immer mit 900 fl. angeschlagen. Jakob Riß besaß auch das Haus Nr. 8 am Platze, das er aus zwei Häusern, die Fassade läßt es ja noch deutlich erkennen — zusammengebaut hatte.

Jakob Riß († 1623) hinterließ einen Sohn gleichen Namens, der sich aber dem Militärdienst widmete und daher durch seine Mutter Anna nachmalige Vischer, geb. Hölzl von Sternstain im Jahre 1638 den Ziernstein an den Handelsmann und Bürger von Freistadt — er besaß Nr. 134, zu dem damals auch 135 gehörte — Wolf Silbereisen, einem Nachkommen einer alten Eisenerzer Rademeister-Familie, verkaufte.

Seine einzige Tochter aus seiner Ehe mit Marie Scheuchenstuehl aus Leonfelden heiratete den Hofrichter von Hohenfurt Wenzel Michael Jazlau und daher erbte dessen Sohn Hans Georg nach des Großvaters Tod dessen Besitz und darunter auch die Eisenziehe, die aber schon 1651 sein Vater um 500 fl. an den schon früher genannten Stadtrichter Reichardt Theybl verkaufte. Von nun an verbleiben die Brandtmühle und der Ziernstein immer in einer Hand.

Reichardt Theybl, der 1650 geadelt worden war und das Beiwort von Hammerau führte, war ein sehr reicher Mann. Sein hinterlassenes Vermögen betrug 39,923 fl., wovon 8631 fl. den Wert der Eisenwaren darstellten. Er liegt auch in der Pfarrkirche begraben und sein Grabstein befindet sich an der Nordseite des linken Seitenschiffes. Alles Anliegende und somit auch die beiden Eisenziehen, nicht aber das Haus Nr. 141 mit dem dazugehörigen Brauhaus — dieses verblieb der Witwe Sibylla, geb. Harrer, aus Linz — erbte 1655 sein Sohn Johann Reichardt Theybl von Hammerau, der 1669 die beiden Hammerwerke um 820 fl. und das Haus Nr. 141, das nach seiner Mutter Tod ihm zugefallen war, an Christoph Rechberger verkaufte.

Christoph Rechberger war der Sohn des Richters von der Oberen Eschwandt, Hans Rechberger. Auch er brachte es in Freistadt zu Ansehen und Wohlstand. Er war Bürgermeister und sein hinterlassenes Vermögen wurde auf 44,835 fl. veranschlagt. Er liegt im Friedhof bei der Frauenkirche begraben und sein Grabstein wurde nach der Auflassung des Friedhofes beim Hochaltar der Kirche angebracht.

Im Erbwege gingen nun 1691 die beiden Eisenziehen um 990 fl. an seine Tochter Eva Sabina über, die 1692 dann den damaligen Stadtrichter und späteren Bürgermeister Franz Georg Nigrini heiratete.

Nigrini stammt aus Wessely in Mähren, was sein Grabstein auf der ersten linken Säule des Hauptschiffes der Pfarrkirche belegt. Durch Verehelichung mit der Witwe nach Johann Jakob Geramb, Maria Catharina, geb. Albrecht, war er Mitbesitzer der Häuser Nr. 5 und 6 am Platz geworden. Das Haus Nr. 5 war, wie die Jahreszahl am Torbogen verrät, 1608 in der heutigen Form entstanden. Der damalige Besitzer Wolf Seetal-

Nach seinem Tode 1616 übernahm seine Witwe Susanna, geb. Khlain, die Eisenziehe und verheiratet sie ein Jahr darauf dem Dr. med. Lazarus Neschulitz, einem Pflegerssohn aus Rohr, der 1636 als Landesmedicus nach Prag übersiedelte. Der nächste Besitzer ist Leopold Khamauf, der gleichfalls Ratsherr war. Wann er sie erwarb, konnte ich nicht feststellen. Er besitzt sie um 1625. Im Jahre darauf eroberten die Bauern Freistadt und dabei wurde auch die Prandtmühle und andere Objekte im Graben, so die Walk, durch Feuer zerstört. Khamauf wanderte, wie schon früher erwähnt wurde, weil er Protestant war, nach Steinbach in Niederösterreich aus.

Im Jahre 1630 kaufte nun die Prandtmühle um 800 fl. der Bürger aus Zettwing, Zacharias Eder, 1636 erwirbt sie der Handelsherr Adam Hannf um 700 fl. und von ihm kauft 1638 die Eisenziehe der Ratsburger Niclas Laimbach. Kurz vor seinem Tode gibt dieser die Eisenziehe an den Stadtrichter Reichardt Theybl um 500 fl. ab. Der Umstand, daß Reichardt Theybl auch den 2. Hammer später erwarb, veranlaßt mich, hier die Vorgeschichte dieser Eisenziehe einzuschalten.

1443 verkauften Heinrich Khilbinger und Margaretha, seine Hausfrau, „die Leitten, Wißmadt und Schleiffstaot, die Arßleitten genannt", an Hans Khierstenschmidts Witwe und ihren Sohn Thomas. Hier erscheint ein Flurname, der im Stadtgebiet Freistadt heute nicht mehr vorkommt. Er kehrt wieder in einem Testament aus dem Jahre 1449, das Hermann Lederer und seine Frau Agnes aufrichten. Dort heißt es:

„einen Lochstampf in der Erzleyten, davon man jährlich dient 60 Pfennig und den ich und mein Aidam Wolfgang im Pemach innehaben und aber 60 Pfennig Geld auf einem Lochstampf den der Heiß und Khünzl Lederer innehat und auf einer Schleiffstadt 15 Pfennig Geld, die der Khierstenschmiedt innehat und den jetzt bemelten Dienst, man alle Jahre jährlich macht und dient halb zu St. Georg und halbem zu St. Michelstag, und aber auf einer Schleiffstadt, die der Khilbinger innehat und allem Zugehör 50 Pfennig Gelts jährlich zu dienen zu St. Michelstag nach inhalt des Kaufbriefes, so ich darum habe."

1507 verkauft Ursula Rümerin „die Schleiffen in der Hammerleiten samt Wiesen dabey" an Alexion Ziernstein, von dem die Anlage, wie später Urkunden beweisen werden, vorübergehend den Namen hatte.

1516 verkaufen Ulrich Kainacher, Bürger zu Freistadt, und Walpurga seine Hausfrau an Meister Georg Haidinger, Eisenzieher, und Margaretha seine Hausfrau „die Leuthen, Wißmadt, Holz, Hammer, Schleiffstadt und Behausung dabei, die Arßleithen genannt", und im selben Jahr und am selben Tag wurde ein zweiter Kaufbrief aufgerichtet, dessen Inhalt im Inventar nach Job Sporr, wie folgt, wiedergegeben wurde: „von Georg Haidinger, Eisenzieher, und Margaretha ausgehend über die Leuthen, Wißmadt, Holz, Hammerschleifstock mitsamt der Behausung, die Arztleuthen genannt im Purckfridt Freystadt zwischen des Purckhfelt gehn Behaimbwerts und dem Sibmhof gelegen auf ewigen Zins erkauft. davon man jährlich dient zu Sant Catharina zur Freystadt 32 Pfennige und zum Altar auf der Pfarrkirchen 28 Pfennige". Durch diesen Kaufbrief wird die Lage der „Arztleuthen" genau bestimmt. Sie liegt an der Burgfriedgrenze gegen Norden und grenzt an den Siebenbauern oder Simbauern, kann also nur die Hammerleiten von heute sein. Ferner ermöglicht der hier zum erstenmal angegebene Dienst die Feststellung der Wesensgleichheit mit dem 2. Hammer, wie später gezeigt werden wird.

1523 verkauft nun Paul Burger und Cathrey die Schleifen in der Hammerleiten wieder an Ulrich Kainacher, der 1524 auf diesen „Hammer mit Wißmat und Holz und allen Irer Zugehörung 4 Pfund Pfennige verschafft (=stiftet), davon soll man mir Aufrichten einen Jahrtag (Gedächtnistag) 31 Jahr lang all quatember zu Unser lieben Frauen (Frauenkirche, in der sein Grabmal heute links vom Hauptaltar steht) mit Virgilij und gesungenem Seelamt und dem placebo auf Grab gehen und mit 3 gesprochenen Messen und alle Jahre ein selpat und demselben selpat 2 eimer pier und ein metzen Korn zu einem jeden Armen menschen ein Pfennig. So In den 4 Pfund Pfennig was übrig bleibt sol man austeilen im Spital, Sichhaus und Almoßhaus. Solchs schaff Ich Ihnen zu haben mein nechst freundt und daß Sy das

ter und dieser wieder 1476 von Wolfgang Parner, Bürger zu Steyr, erkauft. Sie gehörte dann dem Wolfgang Gebenhover, dem Schwiegersohne, und hernach dem Andreas Weissenauer, dem Sohn des Genannten.

Gabriel Weissenauer, dem die Häuser Nr. 12, und dann die am Khißlingtürl gelegene Hälfte des Hauses Nr. 17 und das Brauhaus in der Höll gehörte und der auch sonst große Liegenschaften hatte, besaß auch die Zaglaumühle und die Weyrmühle. Beide Mühlen verkauften 1542 seine Erben an die Stadt, die sie dann verschiedenen Müllern in Bestand gab, d. h. verpachtete. Da aber die Pächter die Mühlen arg verfallen ließen, und der Stadt aus der Wiederinstandsetzung große Kosten erwuchsen, verkaufte die Stadt 1602 die Zaglaumühle mit „Sag, Schleifen, alter und neuer Dörre" um 850 fl. an Jakob Khazleuthner und seine Frau Anna, den Besitzer von Haus Nr. 101. Die Weyrmühle ging 1616 in den Besitz des Adam Pfandl über, der von der Pfandmühle bei Gallneukirchen stammt und die Tochter des Bäckermeisters, Adam Zwyauer (Nr. 44), Helene mit Namen, geheiratet hatte.

Die älteste Kaufurkunde über die Weyrmühle trägt die Jahreszahl 1436. Damals verkauften Niclas Müller und Michl Pech, der Jung Wekenrat, die Mühle Friedrich, dem Müller und seiner Frau Elsbeth. 1449 ging sie aus dem Besitze des Hans Hiersam, des „Pinters", in den des Hans Wiesinger über und dessen Tochter Magdalena, die mit Merth Egenburger in Krems vermählt war, verkaufte sie an Simon Haider, den Besitzer von Nr. 111. 1507 kauft sie von Gabriel Puechleuther und seiner Frau Barbara, der Freistädter Bürger (Nr. 120) Wolfgang Horner und von diesem erwirbt sie 1518 der früher genannte Gabriel Weissenauer.

Von der 1. Eisenziehe, der Brandtmühle am Eingang ins Engtal der Aist heißt es im Spitalurbar aus dem 16. Jahrhundert: „die Brandtmüll so jetzt eine Eisenziehe ist". Sie diente dem Spital 6 Metzen Weitzen, welcher Getreidedienst 1653 in einen Gelddienst von 7 fl. und 4 Schilling umgewandelt wurde.

Unter einer Eisenziehe ist eine Werkstätte zu verstehen, in der Eisen durch Hämmern usw. in andere Formen gebracht wurde. Dafür spricht auch der am Anfange der Neuzeit noch gebräuchliche Name „Grobeisenzieher" für unsere Grobschmiede und Scheibenzieher für die Kleinschmiede. Daß in diesen Eisenziehen auch Draht erzeugt wurde, ist sehr wahrscheinlich, da ja auch oft der Ausdruck „Drahtziehe" im Gebrauche ist. Mit den Eisenziehen meist in Verbindung waren die „Schleifen", in denen Eisengeräte geschärft wurden. Sie scheinen oft den Eisenziehen vorangegangen zu sein, denn, wie später sich zeigen wird, sprechen die Urkunden in früherer Zeit von „Schleifen" und später kommt daneben erst die Eisenziehe vor.

Die Brandtmühle verkauften nun 1530 Georg und Anna Brandmüllner an Anton Spor. Spor stammt aus Kaufbeuern. Bevor er um 1520 nach Freistadt kam, war er Faktor bei der Firma Hochstätter in der Singerstraße zu Wien. Durch die Heirat mit Anna, der Tochter des damals schon verstorbenen Ulrich Kainacher, im Jahre 1528 kam er in den Besitz des Hauses Nr. 117 auf dem Hauptplatze, das Kainacher, ein mit der Eisenindustrie Freistadts enge verknüpfter Mann, 1504 erworben hatte. Spor dürfte es auch gewesen sein, der die Brandtmühle in eine Eisenziehe umgewandelt hat.

Nach dem Tode Anton Spors (1567) erwirbt die Brandtmühle der Handelsmann Wolf Schopf um 300 fl. Dieser war mit Spors Tochter Barbara verheiratet und durch diese Ehe war er auch in den Besitz des Hauses Nr. 9 gekommen, das früher gleichfalls Anton Spor gehörte. Schopf war ein angesehener Mann und nicht allein Ratsherr, sondern auch Bürgermeister. Aber nach seinem Tode mußte über sein Vermögen der Konkurs verhängt werden. (1586). Seine Witwe Barbara übernahm Aktiven und Passiven, darunter auch das Haus Nr. 10 und die Brandtmühle und verheiratete sie dem Lorenz Spornhueber aus Grießkirchen (1588). Die Schuldenlast war aber so groß, daß sich weder Barbara noch ihr Mann derselben entledigen konnte und so mußte noch zu seinen Lebzeiten Spornhueber die Brandtmühle an den damaligen Bürgermeister Jakob Michael Hoffmann verkaufen (1613). Hoffmann schätzt in seinem Testament die Brandtmühle selbst auf 1500 fl. ein.

seiner zweiten Frau, Regina Susanna, geb. Hueber, mit sich gebracht, die 1683 stattfand. Regina war die Tochter des Handelsmannes und Stadtrichters Johannes Hueber, der durch seine Frau Catharina, geb. Laimbach, in den Besitz des Geschäftes und des Hauses Nr. 117 gekommen war. Nach dem Tode ihres Vater hatte Regina dieses Haus käuflich erworben und brachte es dann dem Philipp Scharizer in die Ehe mit.

Die Braut lud, einer damals üblichen Gepflogenheit folgend, als Tochter eines Ratsherrn, die übrigen im Rate sitzenden Burger durch ein „Ladtschreiben" zur Hochzeit, die in ihrem Hause stattfand, ein. Der Rat erwiderte eine solche Einladung in der Regel durch die Ueberweisung eines Hochzeitsgeschenkes, das in diesem Falle aus 30 fl. bestand.

Bürger, deren Haus für die lärmenden Hochzeitsfeierlichkeiten zu klein war, erbaten sich die Erlaubnis, Schmaus und Tanz im Rathaus abzuhalten. Der Rathaussaal diente auch theatralischen Aufführungen, die Werke der lateinischen Schulmeister — z. B. Bartolomeus Alderus, zur Grundlage hatten.

Philipp Scharizer verkaufte das Haus Nr. 117 samt dem dort betriebenen Handelsgeschäft 1709 seinem Sohne Sebastian und als dieser kaum 36 Jahre alt, im Jahre 1723 starb, kam es durch die Wiederverehelichung seiner Witwe, Anna Katharina, geb. Mardetschläger aus Rohrbach, an Josef Gubatta, einen gebürtigen Hohenfurter. Dieser war damals Amtsschreiber beim kaiserlichen Salzamt in Freistadt, wurde nun Handelsmann und bekleidete von 1742—1758 die Würde eines Bürgermeisters. Deshalb ist auf dem Stadtplane von 1743 dieses Haus als „Bürgermeisterhaus" bezeichnet. Rathaus war es nie.

Im selben Jahre, in dem Philipp Scharizer das Haus Nr. 117 seinem Sohne übergab, erwarb er das Doppelhaus Nr. 102 in der Böhmergasse und 131 in der Waaggasse und als er sich ganz vom Geschäft zurückzog, und das Haus Nr. 102 seinem Sohne Josef Mathias und das Nr. 131 seinem Sohne Christian überließ, übersiedelte der 72 Jahre alte Mann im Jahre 1720 in die Fischeinsetz, die er durch mannigfache Neuerungen zu einem einträglichen Geschäft umgestaltet hatte. Dort starb er auch im Alter von 81 Jahren 1729.

Seit dieser Zeit hat sich die Einsetz in der Familie Scharizer vom Vater auf den Sohn vererbt. Von 1729—1760 gehörte sie dem Zwirnhändler Josef Mathias Scharizer, von 1760 bis 1767 seinem Sohne Franz Karl, der auch Zwirnhändler war, von 1767 bis 1832 besaß sie mein Großvater David, der von 1800—1822 mit einer einjährigen Unterbrechung, 1804/5, als Bürgermeister der Stadt vorstand, von 1832 bis 1869 gehörte sie meinem Vater Karl und seit 1869 bin ich Eigentümer dieses alten Hauses.

Das meinem Bruder Theodor gehörende Stadthaus Nr. 8 kam erst 1762 durch die Verehelichung des Franz Karl Scharizer mit Maria Josefa Nigrini in den Besitz unserer Familie, durch welche Frau sie auch vorübergehend an den Hammerwerken im Aisttal oberhalb Freistadt interessiert wurde, was mich veranlaßte, deren Geschichte gleichfalls zu erforschen.

Die Wasserkraft der Feldaist wurde schon frühzeitig für gewerbliche Zwecke ausgenützt. Sicherlich bald nach der Gründung der Stadt entstanden an der Aist Mühlen, dann später Schleifen und Lohstampfen und Eisenziehen.

Im 16. Jahrhundert standen längs der Aist im Burgfried Freistadts, d. i. von der Einmündung der Jaunitz in die Aist, bis dorthin, wo der Weg, der von der Reichsstraße vor Vierzehn ins Aisttal führt, dieses erreicht, folgende Werke, wenn von den Lohstampfen abgesehen wird: 1. Die Scharmühle, die früher Zaglaumühle hieß, 2. die Weyrmühle, so benannt, weil der Mühlbach sich vor der Mühle zu einem Weier erweiterte, 3. die Wiesmühle, 4. die 1. Eisenziehe, auch Prandtmühle genannt, 5. die 2. Eisenziehe, die heutige Walk, 6. die Aichhornsteinmühle, 7. der 2. Hammer oder der Drahtzug und 8. der 3. Hammer an der Grenze des Burgfrieds.

Von diesen 8 Werken dienten immer der Vermahlung des Getreides die Zaglau- und die Weyrmühle. Auch die Aichhornsteinmühle im Graben dürfte immer dem gleichen Zwecke gewidmet gewesen sein.

Von der Wiesmühle heißt es im Inventar nach Gabriel Weissenauer: „die Eisenziehe und die Müll, genannt die Wiesmüll". Weissenauer hatte sie 1492 von Niclas Altrich-

nur der früher schon erwähnte Apotheker Schönwiz dagegen Einspruch erhebt, so scheint bis dahin eine einzige Apotheke bestanden zu haben. Bei der Erteilung der Konzession wurde Braidthaupt zur Pflicht gemacht, die Rechte des Medicus bei Verabreichung von Arzneien zu achten. Braidthaupt war durch die Heirat mit der Witwe nach Jeremias Windischgrätzer, Marie mit Namen, im Jahre 1655 in den Mitbesitz des Hauses Nr. 60 gelangt. Er führte dort das Gastwirtgeschäft weiter, trieb aber auch einen Handel mit Arzneimitteln, wodurch er sich die Ungnade des damaligen Physikus zuzog. Dies war auch der Grund, warum später die Apotheke nicht recht gehen wollte, denn er sucht beim Magistrat um die Erlaubnis an, 20 Eimer Bier mehr brauen zu dürfen und begründet dies eben mit dem schlechten Geschäftsgang. 1659 übernimmt die Braidthaupt'sche Apotheke Hans Nicolaus Laimbach, der dasselbe Jahr auch das Haus Nr. 10 gekauft hatte. Im Jahre 1666 ist aber Braidthaupt wieder Besitzer der Apotheke. Er hatte 1663 das Haus Nr. 60 verkauft und dafür 1665 von den Leonhardt Ott'schen Erben die Häuser Nr. 120 und 121 erworben. Seine zweite Frau Regina, geb. Ruep aus Rudolfswerth in Krain, die er 1661 heimgeführt hatte, heiratete nach seinem Ableben 1698 den Apotheker Anton Ladislaus Zelezozi, der dann 1724 das Haus Nr. 120, das fast 200 Jahre mit 121 denselben Besitzer gehabt hatte, um 1850 fl. an den Gastgeb Johann Georg Schönpöckh verkaufte.

Nach dem Tode Zelezozis, der auch zweimal verheiratet war, ging durch die Wiederverehelichung seiner Witwe Maria Catharina, geb. Lansing. die Apotheke und das Haus Nr. 121 im Jahre 1731 auf Joh. Michael Wagner aus Kloster Zwettl über.

Nach kaum 12jähriger Ehe starb Wagner. Seine Witwe heiratete dann 1743 den Apotheker Ferdinand Wührer aus Linz. Nach dessen Tod heiratete 1793 seine Tochter Klara, verwitwete Pachner den Apotheker Karl v. Stein, einen Holsteiner, und als dieser 1812 verschied, führte die Witwe das Geschäft weiter, bis es 1828 ihr Sohn Josef Stein übernehmen konnte. 1855 wurde Besitzer dieser Apotheke, die schon zu Wührers Zeiten den Namen „zum goldenen Engel" führte, Karl Lang, 1861 Josef Schieferer aus Reute in Tirol und seit 1893 ist es Wilhelm Eder. Schieferer war es auch, der den Sitz der Apotheke von Nr. 121 auf Nr. 12 auf dem Hauptplatz verlegte. Dieses Haus war seit 1650 ein Gasthaus und führte in seinem Schilde „den schwarzen Bären".

Und nun kehren wir zum letzten Male zur Fischeinsetz zurück. 1647 kurz vor seinem Tode verkaufte der Apotheker Max Plandh die Einsetz mit der Plaich um 800 fl. an Mathias Mügkhenberger, Herrn von Zinispanhofen und böhmisch Hörschlag, kaiserlicher Salzamtmann zu Freistadt, der aus Unterhaid, wo sein Vater Mautner war, nach Freistadt gekommen war. Der Grabstein dieses hochangesehenen Mannes, der auch die Häuser Nr. 108 von 1635—1644 und das Haus Nr. 2 von 1640—1666 besaß, befindet sich an der Rückseite des Mittelschiffes der Pfarrkirche.

Im Jahre 1686 kaufte aus dem Nachlasse der Witwe Elisabeth von Mügkhenberger, geb. Theybl, das der Stadt wegen Steuern und andern Geldes verfallene derzeit öd stehende Haus, den Garten und die Einsetz „beim äußeren Paadt, die Plaich genannt", der Handelsmann in Freistadt Philipp Scharizer um 600 fl. Dieser Kauf wurde allerdings wieder rückgängig gemacht, weil der Bruder der Frau Mügkhenberger, Reichardt Theybl von Hammerau „das Einstandsrecht prätendierte". Diesem Einspruche wurde Folge gegeben, nachdem sich Theybl mit Scharizer wegen der bereits aufgewendeten Baukosten auseinandergesetzt hatte. Da jedoch Theybl den Kaufschilling nicht zahlen konnte, erwarb Philipp Scharizer 1689 dennoch das Anwesen, jetzt aber um 1300 fl. vom Sohne der Frau Mügkhenberger, Constantin, dem Richter in Zartlesdorf.

Philipp Scharizer war der Sohn des Thomas Scharizer, der als Riemergeselle von 1626 aus bayrisch Waidhofen, d. i. Waidhofen an der Ips, so benannt, weil es den Bischöfen von Freisingen gehörte, nach Freistadt eingewandert war, der 1628 Meister und Mitwohner in Nr. 48 und 1637 Bürger und Hauseigentümer (Nr. 30) wurde. Philipp war anfangs ebenfalls Riemer, wurde aber später ein angesehener und wohlhabender Handelsmann. Diesen Umschwung in seiner Lebensstellung hat die Verheiratung mit

strafung ist nirgends in den Ratsprotokollen die Rede.

1611 nahm Georg Wiser seinen Abschied, d. h. er suchte um die Erlaubnis an, von Freistadt fortziehen zu dürfen, und ging als Pfleger nach Weitra. Vorher hatte er die „Plaich mit der Einsetz" an Jakob Ritz verkauft. Gegen diesen Verkauf erhoben seine Kinder Christoph und Barbara, verehelichte Thallinger in Linz, Einspruch, der auch Erfolg hatte, denn während 1613 noch Ritz als jener erscheint, der den auf der Plaich lastenden Dienst an die St. Katharinenkirche leistet, ist es später Barbara Thallinger. Im Jahre 1620 gelangte durch die Heirat der Tochter des Christoph Wiser, Anna, mit dem Apotheker Max Planckh: dem Besitzer des Hauses Nr. 18, die Einsetz um 500 fl. in dessen Besitz, obwohl sie vom Rate mit 800 fl. bewertet worden war. Planckh stammte aus Augsburg.

Der Umstand, daß Planckh ein Apotheker war, verleitet mich wieder zu einer kleinen Abschweifung. Der erste Apotheker, von dem ich in den Ratsprotokollen eine Nachricht auffand, hieß Joachim Prunner. Er war von Grießkirchen nach Freistadt gekommen. 1589 kaufte er sich das Haus Nr. 18 am Platz und übertrug dorthin seine Apotheke. 1601 errichtete trotz des Einspruches Prunners der Doktor der Medizin Philipp Persius eine zweite Apotheke. 1602 starb Prunner, und als dessen Witwe mit Hilfe des Apothekergehilfen Rudolf, der vorher bei Dr. Persius war, die Apotheke weiterführen wollte, untersagte es ihr der Stadtrat auf Betreiben des Dr. Persius. Prunners Witwe legte bei der Landesregierung Berufung ein und scheint Erfolg gehabt zu haben, denn 1604 ist der früher genannte Rudolf, der mit seinem Familiennamen Molch hieß, durch Heirat mit Prunners Witwe Regina Apotheker und Besitzer von Nr. 18 geworden. Die Apotheken der damaligen Zeit waren nicht ausschließlich Verschleiße von Arzneimitteln, sondern führten auch andere Artikel, wie aus einer Eingabe Molchs um Steuerbefreiung hervorgeht. Arzneimittel waren steuerfrei, die anderen Waren aber nicht. Nach dem Tode Molchs heiratete 1617 seine Witwe den Apotheker Max Planckh. Als diese seine erste Frau starb, ehelichte Planckh 1620 die schon früher erwähnte Anna Wiser. Er schritt 1640 noch ein drittes Mal mit der Goldschmiedstochter Maria Jäni zum Traualtar. Diese überlebte ihn und ehelichte 1650 den Apotheker Georg Schönwiz aus Ratschkau in Schlesien und nach dessen Hinscheiden 1674 den Apotheker Friedrich Christin aus Görlitz in Sachsstetten. Christins zweite Frau, die er 1684 heimgeführt hatte, hieß Maria Catharina und war eine Tochter des Ratsherrn und Waagmeisters Jakob Andreas Laimbach. Sie wurde 1706 Witwe und vermählte sich dann mit dem Kaufmanne Johann Baptist Endtinger. Die Apotheke verkaufte sie an ihren Schwestermann Franz Zauner, der damals schon Besitzer des Hauses Nr. 11 war.

Zauner, der Stifter der nach ihm benannten Stipendien für Mediziner, segnete 1753 das Zeitliche und ein Jahr darauf folgte ihm seine Frau Christine nach. Nun machte der Besitzer der zweiten Apotheke, Ferdinand Wührer, den Versuch, beim Stadtrat die Aufhebung der nun freigewordenen Apotheke zu erwirken. Der Stadtrat versagte aber diesem Antrag seine Zustimmung und so konnte 1753 der Apotheker Georg Michael Wezl, der sich schon 1737 mit Kordula, der Witwe nach dem Stadtschreiber Syburg verheiratet hatte und wahrscheinlich bei Zauner im Dienst stand, die Apotheke weiterführen. Weil aber der damalige landesfürstliche Physikus der Wezl'schen Apotheke sein Wohlwollen versagte und ganz der Wührer'schen Apotheke zuwendete, kam Wezl so herab, daß er für sich und seine Kinder die Unterstützung der Stadt in Anspruch nehmen mußte. 1757 starb Wezl. Seine Frau war ihm schon 1751 in den Tod vorangegangen. 1773 kaufte dann die Wezl'sche Apotheke Mathias Frischauf aus Hohenfurt, der auch das Haus Nr. 66 erwarb. Doch auch er sah sich schon 1776 genötigt, Haus und Geschäft um 1350 fl. an Wührer zu verkaufen. So hatte Wührer sein Ziel erreicht. Es bestand von nun an in Freistadt nur mehr eine Apotheke.

Ueber das Schicksal der Dr. Persius'schen Apotheke konnte ich keine Nachrichten auffinden. Dr. Persius dürfte nach Linz übersiedelt sein. Da im Jahre 1656 der Apotheker Georg Heinrich Braidthaupt aus Göttingen um die allmählige Errichtung einer Apotheke beim Rate ansucht und

Im Jahre 1900 wurde ein Teil des Stiftungsvermögens mit dem Gartenhaus in der Petringergasse vor der Stadt den Marienbrüdern übergeben. Dieselben führten anstelle des einstöckigen Hauses ein großes Schulgebäude auf, in dem ein Internat, eine Privat-Volks- und Bürgerschule und eine Lehrerbildungsanstalt für eigenen Bedarf untergebracht wurde. Das Haus Nr. 11 ging in den Besitz der Gemeinde über.

Und nun kehren wir wieder zur Fischeinsetz zurück. Nach dem Tode des Georg Wers, der zuletzt auch Mitglied des inneren Rates war, mußte über sein Vermögen die Crida verhängt werden. Lorenz Freydntaller, der Schwager des Georg Wers, übernahm nun die Fischeinsetz und wurde Fischhändler. Er besaß außerdem das Haus Nr. 80, das er von seinem Vater, dem Bäckermeister Wolfgang Freydntaller geerbt hatte. Auch Freydntaller wurde Ratsmitglied. Er kam aber gleichfalls in arge geldliche Bedrängnis und die Stadt übernahm nun die Einsetz wegen der Schuld Freydntallers an das Spendtamt, das, so wie das Spital, die Gottsleichnamszeche und andere Stifte, die freien Gelder damals an Bürger verlieh.

Um 1594 verkauft nun die Stadt die „Einsetz auf der Plaich" an ihren Stadtschreiber Georg Wiser. Dieser legte später sein Amt als Stadtschreiber nieder und wurde Prokurator, d. i. Rechtsanwalt. Als solcher verwendete er seine Gesetzeskenntnis sehr oft im Dienste der Bürgerschaft gegen die angestammte Obrigkeit in Stadt und Land, so daß ihm schon 1603 vom Rate ein starker Verweis erteilt und die Entziehung der Procuratur angedroht worden war, „weil er mit seinem Procurieren nicht allein die arme Bürgerschaft verführe, sie auch gegen die Obrigkeit zu Ungehorsam verhetze, sondern auch in seinen Fürständen einem Stadtmagistrat und dem Gericht in Verfassung der Bescheide, Maß und Ordnung fürschreiben will, sich auch sonsten unbescheidentlich mit Entziehung der Instanzen, groben Reden vernehmen läßt." Doch dies nützte nichts. Wenige Jahre später wird er sogar in eine kleine örtliche Rebellion verwickelt.

Christoph Khernstockh hatte 1605 einige Bürger wegen der hinterstelligen, d. i. rückständigen Rüststeuer aufgehetzt. Die Unzufriedenen waren sogar in die Ratsstube eingedrungen und wollten den versammelten Rat zwingen, mit ihnen gegen die Landesregierung vorzugehen. Die Rebellion mißlang indes und Khernstockh wurde vorläufig, damit er sich mit den anderen Bürgern nicht weiter verabreden könnte, mit Hausarrest bestraft.

Bei der ordentlichen Gerichtsverhandlung wurde Khernstockh „als des Rates noch nicht entlassen", d. h. weil er noch Ratsmitglied war, „und weil er vorher als Ratsburger für den strittigen Rüststeueranschlag und dessen Einbringung gestimmt und nachher die Bürger gegen Eid und Pflicht zum Aufruhr erwecket, weil er das Supplieren" — das Wiser verfaßt hatte — „von seinem Sohne abschreiben ließ und die Ausschüsse und viele Bürger in den gleichen Aufstand wider den Rat zuziehen sich unterstanden und noch zur Stunde in Ungehorsam und Bedrohung der Behörden verharre, bis er dem in dieser Rebellionssache ihm zugeschickten Ratsbescheid Genüge getan und die 200 Taler" — d. s. 667 fl. 4 Schilling — „Straf erlegt", auf dem Rathaus in Arrest gesteckt.

Seine Helfer: Jakob Riß, Wolf Peer, Wolf Perger und Leonhardt Türckh wurden, „so sie gegen ihr burgerliches Gelübd gehandelt", zu 14 Tagen bürgerlichen Arrest im Gunzenturm oder die ersten zwei zu 50, die letzten zwei zu 30 Talern Geldstrafe verurteilt. Der Apotheker Rudolf Molckh bekam, „da er das bürgerliche Gelübde noch nicht geleistet", 30 Taler Geldstrafe oder 8 Tage Arrest im „Kotterle".

Ueber die Ortsbestimmung des „Kotterle" fand ich bis jetzt nichts in den Ratsprotokollen. Dagegen konnte ich aus ihnen entnehmen, daß ein Zimmer über dem Khißlingtürl auch als Gefängnis benützt wurde.

Georg Wiser, von dem es heißt, daß er „zu wiederholten Malen entgegen einem Abkommen mit der Landesregierung von 1602 mit Rat und Tat und Schrift gegen die Stadt gedient, der das Anrufen der rebellischen Bürger verfaßt unter dem falschen Namen und Titel der gesammten Bürgerschaft, die ihm doch nicht den Befehl hiezu gegeben, der auch die Steuern verweigert und sich in mancherlei despektierlichen Reden und Ungehorsam gegen den Rat vergangen hat", scheint sich schlau aus der Schlinge gezogen zu haben, denn von einer Be-

Aus Freistadts vergangenen Tagen.[1]

Von Un. Prof. Dr. Rudolf Scharizer (Graz).

Dem Dechantshof gegenüber, an Nr. 47 stoßend, stand das Nun- oder Schwesternhaus, dann folgte, die Ecke mit dem heutigen Hutterergäßchen bildend, das dem Dechant dienende Allerheiligenstiftshaus, dann im Hutterergäßchen selbst das St. Leopold- und St. Peter und Paulsstiftshaus, das schon 1650 ganz eingefallen war, dann kam das St. Johann- und Heiligen Kreuzstiftshaus, heute Nr. 48. Weil das Erdgeschoß in diesem Hause eine Benefiziatenwohnung war, hieß es auch das Benefiziatenhaus. Dieses gleichfalls baufällige Haus kaufte 1700 Christoph Staffenberger um 45 fl. Er setzte es dann mit einem Kostenaufwande von 597 fl. 40 kr. wieder instand.

Den beiden letztgenannten Stiftshäusern gegenüber stand das St. Georgs- und Priesterbruderschaftsstifthaus, der heute zum Dechanthof gehörige Wagenschupfen.

Die deutsche und lateinische Schule bestanden als weltliche Einrichtungen bis in die 2. Hälfte des 18. Jahrhundertes. Den Lateinunterricht besorgte immer der jeweilige Regenschori. Da kamen infolge einer testamentarischen Bestimmung der Frau Maria Regina Cappeller, geb. Schiffer, die unter dem Einflusse des damaligen Bürgermeister Michael Winkler zustande kam, die Piaristen nach Freistadt. Sie übernahmen das Haus der Stifterin Nr. 106 und mit die Verpflichtung, „die liebe Jugend der Stadt zu unterrichten". Der erste Rektor war der auch als Dichter bekannte P. Bertrand Neumann, der Sohn des Pflegers von Freistadt. Da die Piaristen auch für den Lateinunterricht sorgten, hörte die alte lateinische Schule zu bestehen auf. Im Jahre 1776 wurden die deutsche und lateinische Schule vereinigt zu einer weltlichen deutschen Normalschule, deren erster Leiter Carl Schnepf war. 1852 vermachte die Schwester des um Freistadt durch die Gründung der Sparkasse und die Errichtung des Gymnasiums hochverdienten Bürgermeisters Caspar Schwarz, mit Namen Franziska, den frommen Schulschwestern von notre dame ein Haus nebst Grund dazu am Ende der Böhmervorstadt Nr. 45. Diese errichteten dort eine Kinderbewahranstalt, übernahmen aber auch den Volksschulunterricht für Mädchen. Nun ging die Normalschule gänzlich ein, denn die Knaben gingen in die Piaristenschule, die im Hinterhause von Nr. 11 untergebracht war, während die Mädchenschule in dem Schulhause hinter der Pfarrkirche, das 1845 umgebaut worden war, verblieb.

Das Haus Nr. 11, früher allgemein das Piaristenhaus genannt, war das ehemalige Starhemberg'sche Freihaus, in dem 1497 eine Kapelle eingeweiht worden war. Vorübergehend (1559—1607) war dieses Haus im Besitze der Familie Artstetter von Wartberg und Zellhof. Christoph Artstetter kaufte es um 1000 Pfund Pfennige. Im Jahre 1705 verkauft es der Graf Gundacker von Starhemberg um 2000 fl. an die Stadt und diese gab es 1707 an den Apotheker Franz Zauner aus Landshut in Bayern um 1200 fl. weiter. Nach dem Tode Zauners (1753) und seiner Witwe (1754) kauft 1755 das Haus der Braumeister Josef Kreuzer und dieser vertauscht es 1762 an die Piaristen gegen das Haus Nr. 106.

Die Piaristenstiftungen wurden 1779 durch die Zustiftung der ledigen Schwestern der Regina Kappeller, Rosina und Klara Schiffer erweitert und dadurch kamen die Piaristen auch in den Besitz des Hauses Nr. 10, das sie aber 1815 um 2175 fl. an den Lederer Josef Mayrhofer verkauften.

Als 1871 die Piaristen wegen Personalmangels von der Erfüllung der ihnen aus der Schifferstiftung erwachsenden Pflichten zurücktraten, entstand wieder eine weltliche Knabenvolksschule, die zuerst im Piaristengebäude verblieb, dann aber, als die Schulschwestern in den Achtziger Jahren des 19. Jahrhundertes auf dem alten Friedhof bei der Frauenkirche ein neues Schulhaus errichteten, in das Schulgebäude hinter der Pfarrkirche übersiedelte.

[1] Durch den Postverlust einer Korrekturensendung blieben im ersten Teil dieses Aufsatzes folgende Druckversehen stehen:

S. 13, 2. Spalte, Zeile 9 v. o.: **Aisttal** statt Murgtal.
" " " " " 10 " " : **Aichorn** statt Aisterer.
" " " " " 13 " " : Nigrini.
" " " " " 18 " u.: Scheiblingen.
" " " " " 5 " o.: Gabriel.

Abb. 9: **Linzer Holzbrücke, Mitte des 19. Jahrhunderts.**

Abb. 10: **Landstraße, Mitte des 19. Jahrhunderts.**

unser Lanß zu den Hörern der berühmtesten Lehrer gehörte. Aus diesem Grunde zog er von Tübingen on die Universität Marburg in Hessen und von da zu längerem Studienaufenthalte nach Paris, woselbst er den fruchtbarsten Verkehr mit den heroorragendsten Gelehrten pflog. Noch nicht ganz 20 Jahre alt, überraschte er die Gelehrtenwelt mit einer sorgfältig ausgearbeiteten Disputation „Ueber die Grundstoffe der natürlichen Dinge", welche er seinem Vater, der in den Wissenschaften keineswegs unbewandert war und dieselben ebenso wie die Literaten in Ehren hielt, in Ehrerbietung widmete. Im folgenden Jahre warf sich Lanß junior, ohne der Philosophie Lebewohl zu sagen, unter dem hochgelehrten Nikolaus Varnbüler mit allem Eifer auf das Studium der Rechte. In diesem Jahre (1597) berief der Vater nach dem Ableben der frommen Mutter den Sohn nach Hause, um einerseits durch die Gegenwart seines hingebungsvollen Sohnes in seiner Witwenschaft getröstet zu werden, anderseits aber, um durch die Erinnerung an das sanfte und fromme Ableben und das letzte Lebewohl die wehmütigen Tränen des Sohnes zu trocknen.

Nach etwa drei Monaten kehrte Thomas nach Tübingen zurück und suchte durch eifrigstes Studium — Tag und Nacht — die Nachteile der Unterbrechung auszugleichen.

Nach einem Jahre finden wir den jungen Lanß abermals in seinem Vaterlande (1598), um nach dem Tode seines Vaters die häuslichen Verhältnisse in seinem und der Seinen Namen zu ordnen. Dabei gab es bei der Erbschaftsverteilung nicht den mindesten Streit oder Wortwechsel, alles wurde in Eintracht geordnet und Lanß konnte mit dem Gefühle innerer Befriedigung zu den geliebten Studien zurückkehren.

Nachdem er noch in der nächsten Zeit manch berühmte Stadt besucht und die Bekanntschaft großer Männer leicht erreicht hatte — ihm ging überallhin bereits ein berühmter Name voraus — besuchte er noch einmal, gesund und wohlbehalten, seinen Geburtsort. Nach der Ruhe einiger Wochen, zu Anfang des Frühlings 1600, wird sein Name in einem wissenschaftlichen Rechtsstreite zu Marburg, den er mit großem Erfolge durchführte, rühmlichst genannt. Bis zum Jahre 1601 verweilte Lanß daselbst, und bereitete sich durch Studium der Sprachen zu den europäischen Wanderungen vor. 1602 besuchte der junge Gelehrte Frankfurt am Main, das er von früher her schon, gelegentlich der Frankfurter Messe, kennen gelernt hatte, um dann nach Paris zu gehen, wobei er sich an Adam Höltzel, einen vornehmen Oesterreicher, anschloß, um den Hof, die Hohe Schule und den berühmten Handel kennen zu lernen. Im März 1603 verließ Lanß Paris, durchwanderte die Champagne, Lothringen, Elsaß, die Markgrafschaft Baden, Schwaben, Franken, Hessen, die Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg, Bremen und Oldenburg, Westphalen, Friesland, das verbündete Belgien, die Herzogtümer Geldern, Cleve und Berg, Köln und Trier, das Herzogtum Luxemburg, Hannover, Flandern und Brabant. Von der französischen Küste aus gelangte er über das Meer nach Englands Hauptstadt und zurück nach Frankreich und Paris. Lanß verlangsamte absichtlich seine Reise, aber die Verzögerung war für ihn sehr fruchtbar.

1604 wandte sich unser junge Gelehrte nach Rom und von dort neuerdings nach England, dann nach Süddeutschland und an den Rhein, von welcher Reise er glücklich zurückkehrte. In einer längeren und letzten Reise ging es nach Ungarn und Böhmen, woselbst (in Prag) der kaiserliche Hof sich aufhielt. Am Schlusse seiner Reisen finden wir Lanß in Tübingen, woselbst er von dem berühmten Rechtsgelehrten Dr. Harprecht am 3. September 1604 zum Doktor beider Rechte promoviert wurde. Am Tage seiner Promotion fand auch die Vermählung Lanßens — nunmehr nach damaliger Gelehrtensitte in Lansius latinisiert — mit Susanna, der ausgezeichneten Tochter Theodorich Schnepfs, Doktors der Theologie und Universitätsprofessors in Tübingen, statt, mit welcher Dr. Lansius 17 Jahre in kinderloser Ehe sehr glücklich verlebte und deren er anläßlich des Todes der geliebten Gattin in einer gedruckten Klageschrift schmerzlich gedachte.

Nach dreijähriger Witwerschaft vermählte sich Dr. Lansius mit der verwitweten einzigen Tochter des gewesenen hochgeachteten Bürgermeisters von Tübingen, Rudolf Kaspar, namens Anna Maria, am 16. Februar 1624, mit welcher er 34 Jahre vermählt war. Dieser Ehe entsproß eine einzige Toch-

ter, Maria Susanna, welche an den hochgelehrten Wolfgang Adam Lauterbach, beider Rechte Doktor und Universitäts-Professor in Tübingen vermählt war und ihrem Gatten eine Anzahl braver Kinder geschenkt hat.

Am 13. Mai 1606 war Dr. Lansius vom Herzog Friedrich von Württemberg zum ordentlichen Professor am Fürstlichen Collegium Illustre (Adelshochschule) bestellt worden, welches Amt der Ernannte bis zur zeitweiligen Schließung der Anstalt — infolge der Kriegsverhältnisse — bis zum Jahre 1628 derart rühmlich verwaltete, daß er sich damit sowohl im Inlande wie im Auslande einen unsterblichen Namen schuf. Hier führte er jene Ordnung ein, die er selbst, sowohl in der elterlichen Erziehung, wie auch in manchen Schulen kennen und üben gelernt hatte.

Als Lehrer war Lansius gewohnt, die Jugend sorgsamst zu unterrichten und ihr Interesse für den eben zu behandelnden Gegenstand zu wecken. Die Vorschriften der Beredsamkeit glaubte er z. B. nicht genug zu erfüllen, wenn er nicht auch die besten Autoren redend vorgeführt und seine eigene Rede, die Vorbilder nachahmend, darnach gestaltet hätte. Die Naturwissenschaften wollte er seinen Zöglingen nicht so sehr aus Büchern, als aus der offenen Erscheinung vermitteln. Er verstand es auch, seine Schüler auf die packendste Weise in die Mathematik einzuführen. Bei seinem methodischen Vorgange kamen ihm die Erfahrungen seiner zahlreichen Reisen überaus zu statten, und so wird es erklärlich, daß das Collegium Illustre Tübingens die blühendste Anstalt für Deutschlands vornehme Jugend und Lansius der Sokrates und Solon dieses Institutes genannt wurde. Letzteren Beinamen erwarb er sich insbesondere dadurch, daß er 1609 und 1615 über fürstlichen Auftrag das beste Statut für das Collegium ausarbeitete. Lansius trug auch Geschichte und Recht, zuerst einzeln und dann auch vereint, zu verschiedenen Zeiten in unvergleichlicher Weise vor. Was den Unterricht in Geschichte betrifft, suchte er denselben unter anderm durch eine große Menge der seltensten Münzen aus den ältesten Zeiten, die er auf seinen Reisen gesammelt, zu unterstützen. Kaiser Ferdinand III., der von dieser seltenen Sammlung Kenntnis erlangt hatte, lud deshalb Lansius mit seiner Münzensammlung an den kaiserlichen Hof. Lansius zog es indes vor, seinen Münzenschatz an den kaiserlichen Hof zu schicken. Hiefür wurde er vom Kaiser mit einem Ehrenhonorar und einem goldenen Bilde beschenkt. Lansius empfing das kaiserliche Geschenk mit demselben Gleichmut, den er allezeit an den Tag legte.

In Bezug auf die Methode Lansius beim Rechtsstudium muß erwähnt werden, daß er den Gesetzen ausführliche Commentare (Erläuterungen) anschloß. Vielbeachtet wurden seine Antrittsreden; eine seiner berühmtesten behandelte das Thema „Ueber die Sorge des Fürsten für die Religion".

Im Collegium Illustre wurde über den Anforderungen an den Geist und dessen Uebungen der körperlichen nicht vergessen. Reiten, Laufen, Kämpfen, Ringen, Tanzen und Spielen waren Beschäftigungen seiner Zöglinge.

Die hervorragenden Geistesgaben und die edle Gesinnung des Dr. Lansius hatten württembergische Fürsten wiederholt veranlaßt, den seltenen Mann in einzelnen besonders schwierigen Fällen als wertvollen Ratgeber beizuziehen. Der Erfolg dieser Ratschläge ließ einen Fürsten von Württemberg Lansius das Amt eines Staatskanzlers antragen. Der Gelehrte lehnte indes ab und begnügte sich mit der Würde eines Consiliarius (Rates).

Aber nicht allein auf seine Anstalt und die Universität war Lansius fürsorglicher Blick gerichtet, auch dem Hofe und der Stadt Tübingen widmete er sein Augenmerk. Hievon nur ein paar Beispiele: Als die bairischen Truppen sich der unter seiner Verwaltung stehenden fürstlichen Bibliothek bemächtigen wollten, wußte er sowohl deren Beschädigung wie auch deren Verschleppung nach München mit beredten Worten zu verhindern. Besonderen Gleichmut legte Lansius an den Tag, als die Franzosen im 30jährigen Kriege das fürstliche Schloß in Tübingen mittelst Pulver in die Luft zu sprengen versuchten und der Vorgenannte unerschrocken an die gefährliche Stelle vordrang, um das Unheil für die Umgebung zu verhindern. Ein ähnliches Vorgehen bewies Lansius, als einst ein feindlicher Schwarm bis zum Collegium vordrang und er mit großer Tapferkeit und ebenso großem Gleichmut, keine Gefahr scheuend, sich und seine Anstalt verteidigte.

In seinem häuslichen Leben war Lansius überaus mäßig — er nahm

öfters Tage hindurch keinerlei Speise zu sich —, Feind jeglichen Luxus, gastfreundlich, leutselig und wohltätig, insbesonders gegen die Armen. Seine große Bescheidenheit hieß ihn jede Auszeichnung, sei es seitens verschiedener Herrscher, Erzbischöfe usw. und jede ihm entgegengebrachte hohe Ehrung ablehnen.

Endlich schlug auch für Lansius, der infolge seiner naturgemäßen Lebensweise die Tage seiner irdischen Laufbahn bis ins hohe Greisenalter verlängerte, die letzte Stunde. Im letzten Jahre wurde der Greis wohl zeitweilig von einem Schwindel befallen, wozu sich ein vorübergehender Katarrh und eine Trübung des Augenlichtes gesellte, indes aber bald wieder hergestellt. Am St. Thomastag, dem 22. Dezember des Jahres 1657 wandelte unseren Greis um die Mittagszeit ein Frost an, so daß sich der Hochbetagte zu Bette legen mußte. Bald darauf wurde der Frost von Hitze abgelöst; ungeachtet der ärztlichen Hilfe und der angewandten Mittel nahte rasch das Ende. Geistig ungeschwächt sah er dem Tode entgegen, der während der von dem Greise erbetenen geistlichen Vorlesungen seines Schwiegersohnes an sein Sterbelager herantrat. Immer schwächer wurde der Greis und sein Lebenslichtlein begann abends nur mehr matt zu flimmern. „Mein Herr und mein Gott!" und „Jesus, nimm meinen Geist auf!" waren seine letzten Worte. Gleich darauf wurde er still, neigte sein Haupt und schlummerte allmählig ohne Schmerzen sanft und still in die Ewigkeit hinüber.

Als die Nachricht vom Tode Lansius im Auslande bekannt wurde, nachdem sie „den Rhein und die Rhone überschritten, die Alpen überstiegen, an die Donau und Weichsel vorgedrungen, den Ozean überquerte und die Kunde brachte, welchen hochberühmten Gelehrten und Schriftsteller die ganze Welt verloren, da war die Trauer eine allgemeine."

Am Tage St. Stephani wurde Lansius der Erde übergeben in Anwesenheit einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge, die bei einem fürstlichen Leichenbegängnisse nicht größer hätte sein können. Die Leichpredigt hielt der Dr. der Theologie und Professor Josef Demmler, Stadtpfarrer von Tübingen, der die hohen Verdienste des Verblichenen ins helle Licht zu stellen wußte.

Am letzten Dezember fand im Hörsaale des Collegiums über Anordnung des Landesfürsten eine Gedächtnisfeier für den Hingeschiedenen statt, die noch nie ihresgleichen gefunden. „Niemals hat dieses Collegium Bittereres gefeiert, niemals einen um das Heil und den Glanz des berühmten Institutes höher verdienten Mann, vom ersten Anfange seiner Gründung bis auf den heutigen Tag hervorgebracht. Drei württembergische Fürsten zogen den Verklärten in ihren Rat. Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Barone und Ritter bewunderten ihn wegen seiner hervorragenden Leistungen und feierten ihn gleich dem griechischen Weltweisen Thales, ihn, der das Auge Württembergs und das Licht Tübingens gewesen. An ihm haben eine starke Stütze verloren: Das hochfürstliche Haus seinen weisen Ratgeber, die löbl. Universität einen großen Patron, die Stadt einen wohlverdienten, getreuen Freund in Rat und Schrift, ehrliche Studiosi einen guttätigen Mäzenaten, die Armen ihren Wohltäter und viele ratsbedürftige Leute einen starken Beistand. Nicht allein wir trauern um ihn, sondern die ganze gelehrte Welt ist es, die den Verlust schmerzlich empfindet."

Zahlreich waren die Epigramme, die die Professoren der Universität und des Collegiums dem Andenken des verdienstvollen Mannes widmeten, dem Andenken, das nie — auch in seinem Geburtsorte nicht — verschwinden sollte.

Anmerkung:

Vgl. Heyd, Bibliographie der Württemb. Geschichte. II., S. 481. — Allgemeine Deutsche Biographie. XVII, S. 700 f. — Stintzius, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft 1880. I., S. 689 ff. — Jugler, Beiträge z. juriſt. Biogr. III., S. 72 ff.

Aus der Vergangenheit der Pfarre Putzleinsdorf im Mühlviertel.

Versuch einer Ortsgeschichte von Dr. Franz Fuchs (Linz).

Vorwort.

Ueber die benützten ungedruckten Quellen und die Einteilung der Arbeit.

Bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts sind nur äußerst wenige Nachrichten über Putzleinsdorfs Vergangenheit vorhanden. Es muß darum das über die frühere Zeit Gesagte mehr als Vorgeschichte betrachtet werden.

Erst mit dem Jahre 1562 beginnen die Quellen reicher zu fließen. Benützt wurden besonders folgende:

1. Die 4 im Landesarchiv in Linz befindlichen Urbare[1]) der Herrschaft Falkenstein-Altenhof. Das älteste stammt eben aus dem genannten Jahre 1562, ist aber wahrscheinlich nur die Abschrift eines älteren vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Obwohl sonst unvollständig, weist es den Putzleinsdorf betreffenden Teil lückenlos aus. Die 3 jüngeren, 2 vom Jahre 1570 und eines vom Jahre 1607, sind vollständig erhalten und besonders das jüngste sorgfältig geschrieben und schön gebunden.

2. Das Ehehaft des Marktgerichtes Putzleinsdorf, eine Markt- und Gerichtsordnung, vermutlich vom Jahre 1626, und die erhaltenen Gerichtsprotokollbücher und Marktrechnungen, alle im Marktarchiv Putzleinsdorf.

3. Das Giltenbuch aus der Zeit Maria Theresias (1750). Darin wurden nach Herrschaften die Abgaben der Untertanen nach ihrem damaligen Geldwert zusammengeschrieben (Landesarchiv Linz).

4. Das Lagebuch Josefs II. (1786 bis 1790 abgefaßt), das erste ausführliche, nach Steuergemeinden geordnete Grundbuch Oesterreichs, auch Kataster genannt. Für die Pfarre Putzleinsdorf kommen die Steuergemeinden Putzleinsdorf, Ollerndorf, Atzesberg und Hörbich in Betracht.

Während man bis um 1790 die Inhaber der Häuser, besonders im Markte, wegen der fehlenden Nummerierung nur sehr unvollständig feststellen kann, ist dies seit der Abfassung des Lagebuches mit wenigen Ausnahmen wohl möglich. Darum drängt sich die Zeit um 1790 von selbst als ein passender Einschnitt in der geschichtlichen Darstellung auf. Eine solche Abteilung ist umsomehr gerechtfertigt, als damals auch in vieler Hinsicht gewaltige Veränderungen vor sich gingen: die unter Josef II. abgeschlossenen Reformen griffen tief in die selbständige Verwaltung und Gerichtspflege des Marktes und ganz besonders ins kirchliche Leben ein und die darauf folgenden Kriege der napoleonischen Zeit führten auch im Wirtschaftsleben den größten Umschwung herbei. Daher ist die Arbeit in die zwei Abschnitte gegliedert. Vor und nach 1790.

Für den 2. Abschnitt wurden als Quellen besonders die Matriken (Pfarrbücher), Schematismen und Grundbücher verwertet, viele Einzelheiten wurden durch persönliche Erkundigungen bei der noch lebenden Bevölkerung selbst ermittelt. Für beide Abschnitte fand sich überdies viel Wertvolles in der vom Dechant Norbert Hanrieder († 1913) abgefaßten, äußerst geistreich geschriebenen Pfarrchronik, die im Pfarrarchiv Putzleinsdorf hinterlegt ist und bis zum Jahre 1884 reicht. Ein Auszug daraus ist zweimal veröffentlicht worden, von ihm selbst noch im Jahre 1886, neuerdings wieder in den geschätzten Beiträgen zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, 5. Bdch., S. 20—32. Aber die Handschrift enthält darüber hinaus noch vieles, was allgemeine Beachtung verdient.

I. Abschnitt.

Putzleinsdorf bis um 1790.

1. Kapitel.

Vorgeschichte bis zur Abfassung des ersten Urbares (1562).

a) Gründung und erste urkundliche Erwähnungen.

Die häufige Tatsache, daß sich das erste Entstehen eines Ortes nicht urkundlich nachweisen läßt, trifft auch bei Putzleindorf zu. Man kann über seine Gründung nur allgemeine, mehr minder

[1]) Das Wort Urbar heißt soviel als Ertrag (Urer. bar-tragen). Es sind also Ertragbücher, in denen die Einkünfte der Herrschaften zusammengestellt waren. Heute entsprechen ihnen noch am ehesten die Grundbücher.

wahrscheinliche Vermutungen aufstellen. Sie erfolgte im 12. oder 11. oder frühestens im 10. Jahrhundert, in denen überhaupt das Gebiet zwischen Ranna und Kleiner Mühel, das bis dahin im großen und ganzen noch ein Waldland war, besiedelt wurde. Durchgeführt haben die Urbarmachung des südlichen Teiles dieses Landstrichs nicht, wie man früher gerne annahm, die Bischöfe von Passau, sondern hochfreie Adelsgeschlechter, besonders das der Falkensteiner (vgl. Aelteste Geschichte des oberen Mühlviertels von Gottfried Vielhaber in den Mühlviertler Nachrichten 1908). Später allerdings beteiligten sich daran auch passauische Ministerialengeschlechter (Dienstmannen), z. B. die Haichenbacher, Marsbacher und Tannberger. Putzleinsdorf ist zweifelsohne eine Gründung der Falkensteiner. Dafür spricht zunächst die geschichtliche Tatsache, daß die Herrschaft Falkenstein immer die Schutzherrschaft (Vogtei) und hohe Gerichtsbarkeit über Putzleinsdorf ausübte. Dieser Beweisgrund verdient umsomehr Beachtung, als der Ort Putzleinsdorf selbst bis 1570 und das gleichnamige Urbaramt[1]) (die Dörfer Kainerstorf, Mairhof, Glotzing, Pernerstorf, Egnerstorf, Mennerstorf, Moos, Atzgerstorf und Taglesbach) sogar bis 1803 unter der Grundherrschaft des Frauenklosters Niedernburg in Passau standen und dieses Nonnenstift dem Bistum Passau einverleibt war. Wäre die Gründung Putzleinsdorfs durch ein passauisches Ministerialengeschlecht erfolgt, so hätten die Bischöfe gewiß auch, wenigstens seit 1217, die hohe Gerichtsbarkeit darüber ausgeübt. Denn in diesem Jahre erhielt der passauische Kirchenfürst die Grafschaftsrechte und damit auch die hohe Gerichtsbarkeit über seine Untertanen im ganzen Ilzgau, der von der Ilz bis zur Großen Mühel reichte. Es haben sich auch die Bischöfe im 13. Jahrhundert eifrig bemüht, ihre Herrschaft gerade zwischen Ranna und Mühel auszudehnen, um so auch ihre Gerichtshoheit zu erweitern. Trotzdem gelang ihnen das bei Putzleinsdorf nicht, obwohl das von ihnen abhängige Nonnenstift Niedernburg die Grundherrschaft über den Ort ausübte. Wenn man dieses eifrige, aber vergebliche Bestreben der Bischöfe nach Erweiterung ihrer Gerichtshoheit erwägt, erscheint jedenfalls die Annahme ausgeschlossen, daß sie selbst den Falkensteinern das Gericht über Putzleinsdorf übertragen, die Grundherrschaft aber sich oder dem Frauenkloster Niedernburg vorbehalten hätten. Viel wahrscheinlicher ist das Umgekehrte: Die Falkensteiner waren vom Anfange an im Besitze sowohl der Grundherrschaft als auch der Gerichtshoheit über Putzleinsdorf, überließen aber den Bischöfen die Grundherrschaft (und diese übertrugen sie wieder dem Nonnenstift), behielten sich jedoch die Vogtei und damit die Gerichtshoheit über den Ort und das Urbaramt vor. Aber von wem hatten die Falkensteiner die Gerichtshoheit erhalten? Ohne Zweifel vom deutschen Könige selbst, und zwar zugleich mit der Bewilligung der Rodung. Also müssen wir Putzleinsdorf als eine Gründung des hochfreien Geschlechts der Falkensteiner betrachten.

Bekräftigt wird übrigens diese Annahme noch durch die Lage des Ortes am Rande des zusammenhängenden Gebietes dieser Herrschaft. Es umfaßte den Landstrich östlich von der unteren Ranna bis zu einer Linie von der Klingmühle zwischen Hofkirchen und Emmerstorf hindurch und östlich von Pfarrkirchen zum Pfarrwald, diesen entlang bis gegen Erdmannstorf, Gretenbach und Oberkappel, das auch noch falkensteinisch war. Außer diesem zusammenhängenden Gebiete gehörten zum Falkensteinerbesitze noch kleinere um Ameisedt und Vatersreut, um Kollerschlag und Kraml und viele zerstreute Güter zwischen Ranna und Kleiner Mühel, ja selbst noch östlich von diesem Flusse, und die zwei großen Siedlungen Rohrbach und Wildenranna.

Ob die nicht zum Urbaramt gehörigen Ortschaften der Pfarre Putzleinsdorf auch von den Falkensteinern gegründet wurden und später an andere Herrschaften übergingen oder ihre Gründung schon anderen Geschlechtern verdankten, das läßt sich noch nicht entscheiden.

Urkundlich wird Putzleinsdorf nach den bisherigen Forschungsergebnissen im Jahre 1236 das erstemal erwähnt. Bischof Rüdeger von Passau wies damals dem Frauenkloster Niedernburg in Passau neben anderen Einkünften auch die 12 Schillinge (1 Schilling = 1/8 Gulden oder 30 Kreuzer) zu, die ihm von „puczlinstorf" für das Burgrecht gezahlt wurden. Abgedruckt wurde diese Urkunde zuerst in den Monumenta boica XXIX. II. 286 und seitdem wiederholt auch in anderen Werken. Aber ihre Echt-

[1]) Der Ausdruck Urbar gesprochen Urfer ist noch erhalten in dem Worte Urferstühle, den Kirchenstühlen hinter der Kanzel.

heit wird von den neueren Forschern stark angezweifelt (vgl. darüber besonders Strnadt Julius, Das Land im Norden der Donau, Archiv für österr. Geschichte, 94. Bd., 83 ff.). Das zweitemal geschieht des Ortes im Jahre 1256 Erwähnung. Auf dem damals gehaltenen Ilzstädter Landtag wurde beschlossen, der Bischof von Passau solle in Lembach, Hofkirchen, Putzleinsdorf, Sarleinsbach, Rohrbach und Niederkappel persönlich zu Gericht sitzen. Tatsächlich hat freilich niemals ein Passauerbischof in Putzleinsdorf Gericht gehalten, denn die Gerichtshoheit darüber besaß immer die Herrschaft Falkenstein, ebenso wie über Hofkirchen und Rohrbach. Der Beschluß des Landtages zeigt deutlich das eifrige Bestreben der Bischöfe nach Erweiterung der Gerichtshoheit. Aber die Aufzählung Putzleinsdorf neben den genannten Siedlungen der Umgebung berechtigt doch zu dem Schlusse, daß der Ort schon damals eine ähnliche Stellung und Bedeutung hatte wie heute.

Dann hören wir lange nichts mehr davon, wir wissen nicht einmal, ob die Hussiten Böhmens, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1427 oder 1428) das benachbarte Sarleinsbach in Asche legten, auch nach Putzleinsdorf kamen oder nicht. Erst im 16. Jahrhundert kommt der Ort in zugänglichen Aufzeichnungen wieder vor und kurz vor der Erhebung zum Markte in den Urbaren der Herrschaft Falkenstein, in denen auch die ältesten Namen von Hausinhabern überliefert sind.

b) Ueber die Ortsnamen und alten Personennamen.

Die Herleitung des Namens Putzleinsdorf ist heute kaum mehr zweifelhaft. Die alten Schreibformen lauten: Puczlinstorf, Putzerstorf, Puzlstorf und Butzesdorf. Der erste Teil ist ein alter Personenname, und zwar die sogenannte Kurz- oder Rufform, Butzo.

Das lein, früher lin oder l, ist die Verkleinerungssilbe, durch die man die sogenannte Koseform des Namens zu bilden pflegte (bei vielen Namen hängt man in der Umgangssprache auch heute noch das l an, z. B. bei Franz, Fritz, Hans, Lois usw.). Also heißt Putzleinsdorf nichts anderes als Dorf eines Butzo (Butzl), der wohl der Führer jener Ansiedler war, die den Ort gründeten. Dessen volle Namensform lautete etwa Budhbert (Bodbert) oder Budemar (Bodmar) oder Bodwin oder dgl. Das budh (bod) bedeutet gebieten (vgl. Förstemann, Deutsche Ortsnamen, I. Bd., 655. Schiffmann K., Das Land ob der Enns. München 1922, S. 123: Butzelin). Die früher gern angeführte Ableitung des Namens von putzen und Leinen, die auch Norbert Hanrieder in seiner Pfarrchronik gegenüber der obigen noch bevorzugt, hätte nur dann irgendwelche Berechtigung, wenn der Ort Putzleinsdorf von Anfang an zum Leinenbleichen gegründet worden wäre, was aber gewiß nicht zutrifft. Auch die Namen der meisten Dörfer in der Pfarrei Putzleinsdorf weisen im ersten Bestandteil einen Personennamen auf, so Pernerstorf (Berno = Bernhard), Kainerstorf (Kaino = Kainrad, Konrad), Egnerstorf (Eg(i)no = Eginhard), Mennersstorf (Menno oder Meino = Meinhard), Glotzing (Glotz oder Klotz = Chlodwig, Ludwig), Neundling (Neidl = Neidhart), Grabenzreut (Graban = Hrabanus), Atzgerstorf (Atzo = Audgar), Taglesbach (Dagl = Dagobert), Streinesberg (Steino = Steinmar oder Steinhart) u. dgl.

Wie erwähnt, enthalten die Urbare auch die ältesten Personennamen in und um Putzleinsdorf, nämlich die Namen der Hausinhaber. Beim Mangel von Hausnummern vor Maria Theresia und Josef II. können wir freilich nur selten bestimmt sagen, welchem Hause einer Ortschaft ein im Urbar genannter Grundholde „aufsatz", besonders bei Putzleinsdorf selbst ist eine Zuordnung unmöglich; aber die Namen bieten doch an und für sich schon die Grundlage zu wertvollen Schlüssen, sie dürfen nicht außeracht gelassen werden, wenn man ein Bild vergangener Zeiten entwerfen will. Darum sollen die im ältesten Falkensteinerurbar vom Jahre 1562 angeführten Namen der Hausinhaber in und um Putzleinsdorf angegeben werden. Die 29 weltlichen Inhaber der Hofstätten in Putzleinsdorf selbst (die 30. wird einfach Kaplanshofstatt genannt) hießen: Andre Kapfer, Schmidt Pankraz, Sigmund Khapfamer, Wolfgang Gramsreuter, Leonhart Paur, Thoman Höffler, Hans Maurer, Veit Spiller, Schwab Hans, Wolf Kapfer, Josef Forsel, Michael Grednpeckh, Wolfgang Schmidin, Sebastian Asinger, Georg Urdl, Wolf Krienner, Christoph Khumereckher, Leonhart Wührmüllner, Hans Paminger, Pankraz Spiller, Christoph Asinger, Hans Pamberger, Hans Kapfer, Mat-

theus Kampmüllner, Wolfgang Mairinger, Hans Spiller, Wolfgang Höffler (Richter). Als Vogtholde außerhalb des Aigens Putzleinsdorf finden wir verzeichnet: In Kainerstorf: Wolfgang daselbst, Michael daselbst und Thoman daselbst; in Neundling (1570): Wolfgang Hann, Thomas daselbst, der dritte fehlt; in Glotzing: Leonhart Pardt, Wolfgang Lenz, Wolfgang Weber und Lang Steffl; in Pernerstorf: Stefan Viechpeckh, Pankraz Spiller, Hans Humlsöder, Wolfgang Wolmuetshauser; in Egnerstorf: Lorenz Starzer, Wolfgang Moser, Hans Egnerstorfer; in Mennerstorf: Mertl Stelzl, Georg daselbst, Wolfgang daselbst, Steffl Lenz, Leonhart daselbst und Georg daselbst (die letzten zwei waren wohl die zwei Mooserbauern) und Grundtner daselbst; in Atzgerstorf: Leonhart Kapfer, Peter Fuchs und Veit Michel; in Taglesbach: Hans daselbst, Leonhard Viechpeckh und Thoman Hölzl.

Die Putzleinsdorfer Bauern des Falkensteinischen Amtes Hamet hießen: Wolfgang auf dem Haidenhof; Brandstatt: Liendl daselbst, Andre daselbst; Krien: Lorenz daselbst, Ottels Liendl.

Betrachtet man zunächst die angeführten Taufnamen, so fällt vor allem die Tatsache auf, daß damals solche Namen bevorzugt wurden, die heute kaum das eine oder anderemal noch gegeben werden, wie Wolfgang (Wolf), Andre, Pankraz, Sigmund, Veit, Christoph, Mattheus, Leonhard (Liendl), Sebastian, Lorenz (Lenz), Martin, Thomas u. dgl. In der Zeit des Luthertums scheint man den Knaben neben den genannten auch gern alttestamentliche Namen gegeben zu haben, wie aus einem Hausinhaberverzeichnis des Jahres 1623 erhellt. Wir finden darnach im Markte 3 Elias, 2 Zacharias und je einen Adam, Kaspar, Melchior und Balthasar. Eine große Abwechslung zeigt übrigens auch die Namengebung bei den Frauen, Eva, Susanna, Regina, Lukretia, Genoveva usw. kommen fast ebenso häufig vor, wie die heute vorherrschenden Maria und Anna.

Familien- oder Zunamen waren damals noch nicht ganz allgemein im Gebrauch, wenigstens in den Dörfern. Häufig wird zum Taufnamen einfach „daselbst", d. h. im betreffenden Dorfe, hinzugefügt.

Wiederholt dient zur genaueren Bezeichnung einer Person die Hinzufügung des Taufnamens des Vaters, z. B. Wolfgang Lenz (Glotzing), Steffl Lenz (Mennerstorf), Veit Michl (ebenda) und Ottels = Ottos Liendl (Krien). Die schon eingeführten Familiennamen veranschaulichen treffend die weitere Herkunft unserer Familiennamen überhaupt. Sie sind besonders vom Beruf genommen, z. B. Schmied, Maurer, Baur und Spiller (wohl vom Spulen bei der Leinenweberei) oder deuten die Herkunft der Familie an, z. B. Schwab (das Land), Kriener von Krien, Gramsreuter von Gramsreut, Mairinger von Mairing usw. (den Ort).

Die Urbare des Jahres 1570 weisen in Putzleinsdorf selbst gegenüber 1562 sieben Aenderungen von Familiennamen auf; neu sind darin besonders die Namen Perger und Wießinger, die sich dann lange im Orte gehalten haben. Im Verzeichnis des Jahres 1623 finden sich schon sehr viele neue Namen, darunter die später auch oft wiederkehrenden Oberngruber, Wöß, Humml, Vorauer und Streinesberger.

Aus dem häufigen Wechsel der Familiennamen im Markte Putzleinsdorf muß wohl der Schluß gezogen werden, daß die Bürgerhäuser schon vor dem dreißigjährigen Kriege (1618—48) sehr häufig nicht durch Vererbung, sondern durch Kauf in andere Hände übergingen. Der Grund dieser Erscheinung ist in den wenig günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen jener Zeit zu suchen. Noch viel ärger aber wurde es während des großen Krieges selbst. Im Jahre 1633 allein wurden 7 Bürgerhäuser und das Bad in Putzleinsdorf verkauft und ein Haus von dem bisherigen Inhaber an einen anderen verpachtet, in den 2 Jahren 1643 und 1644 wurden abermals 7 Häuser durch Verkauf veräußert. Der Kaufpreis eines Hauses betrug meist 200—400 fl.

2. Kapitel.

Herrschaftliches.

a) Aufzählung der Herrschaften in und um Putzleinsdorf.

Vor dem Jahre 1848 waren in Putzleinsdorf ebenso wie in den anderen Orten unserer Heimat die Inhaber der Häuser und der dazu gehörigen Gründe eigentlich nur Pächter (Lehensleute, Lehensträger), die ihr Gut eben von einer Grundherrschaft geliehen erhielten (zu Lehen hatten) und dieser dafür einen allerdings mäßigen Pachtzins, die sogenannten Lehensabgaben, leisten mußten. Es gab auch keine staatlichen Beam-

ten, die für Sicherheit, Ruhe und Ordnung gesorgt hätten, wie jetzt etwa die Bezirkshauptmannschaften, keine niederen staatlichen Gerichte und keine staatlichen Steuerbehörden. Alle Aufgaben dieser Aemter besorgten im wesentlichen die Grundherrschaften, sie übten die Schutzhoheit (Vogtei genannt), die Gerichtsbarkeit und Steuereinhebung aus und genossen dafür wieder mannigfache Einkünfte (Gilten), besonders den Vogtdienst und die Gerichtsgefälle. Doch sind einzelne Befugnisse im Laufe der Zeit vielfach von der ursprünglichen Grundherrschaft an andere veräußert worden.

Putzleinsdorf (Ort und Urbaramt) stand anfangs nach allen Beziehungen ganz unter der Herrschaft Falkenstein, von der es gegründet worden war. Das geschlossene Hauptgebiet dieser Herrschaft, dessen Grenzen bereits angegeben wurden, war für die Verwaltung in zwei herrschaftliche Aemter geteilt, in das Hofamt um Falkenstein und das Amt Hamet. Zu diesem gehörten auch einige Güter der heutigen Pfarrei Putzleinsdorf, nämlich zwei Häuser in Krien (heute Kehrer und Mayr), die beiden Bauerngüter in Brandstatt und das Hainergut. Mit der Vogtei, Gerichtsbarkeit und Steuerleistung blieben auch der Ort und das Urbaramt Putzleinsdorf bis 1848 unter der Herrschaft Falkenstein. Aber mit der Grunduntertänigkeit kamen beide jedenfalls noch vor 1217 an das Bistum Passau, das sie wieder dem Frauenkloster Niedernburg in Passau überließ. Dieses Nonnenstift hatte überdies um Landshaag, gegenüber Aschach Besitzungen, in Landshaag war auch der Verwalter. Darum finden wir in Aufzeichnungen der späteren Zeit die Herrschaft Niedernburg auch geradezu als Herrschaft Landshaag bezeichnet. Das Urbaramt Putzleinsdorf blieb unter dieser Herrschaft bis 1803, der gleichnamige Ort selbst aber nur bis 1570, denn am 2. März dieses Jahres verkaufte die Aebtissin Kunigunde von Puchberg das Aigen Putzleinsdorf an den Freiherrn Georg von Herberstein; dessen Erben aber veräußerten den Ort am 7. April 1599 abermals an Heinrich Salburger. Da dieser im Jahre 1605 auch die Herrschaft Falkenstein selbst von Kaiser Rudolf II. käuflich erwarb, kam Putzleinsdorf in diesem Jahre wieder ganz zur Herrschaft Falkenstein, zu der es ursprünglich gehört hatte. Unter den zerstreut liegenden Gütern dieser Herrschaft werden auch ein Gut in Neundling (jetzt Berger) und der Passesreiter aufgezählt. Die große Bedeutung der Herrschaft Falkenstein für Putzleinsdorf und seine Umgebung mag es gerechtfertigt erscheinen lassen, über deren Inhaber einen kurzen Ueberblick anzufügen.

Das hochfreie Geschlecht der Falkensteiner starb wahrscheinlich noch vor 1217 im Mannesstamme aus und ihre Herrschaft kam auf eine noch nicht ganz sicher festgestellte Art in den Besitz der Wittigonen, die besonders im südlichen Böhmen weit ausgedehnte Besitzungen hatten. Der bekannteste Sprosse dieses Hauses war Zawisch, der sich nach dem Tode des Böhmenkönigs Ottokar II. (1278) mit dessen Witwe vermählte und so Regent von Böhmen wurde. Er nannte sich aber auch jetzt noch immer wie früher Zawisch von Falkenstein. Nach dem Tode seiner Gemahlin geriet er in Streit mit seinem Stiefsohn Wenzel II. und dessen Schwager Albrecht I. von Habsburg. Dieser belagerte 1289 die sehr feste Burg Falkenstein und zwang sie durch Aushungern der Besatzung zur Uebergabe. Zawisch selbst geriet in die Gefangenschaft Wenzels und wurde hingerichtet, die Herrschaft Falkenstein behielt aber Albrecht in seiner Gewalt, sie wurde so habsburgischer Besitz.

Die Habsburger behielten jedoch Falkenstein nicht ständig in ihrer eigenen Verwaltung, sondern verpfändeten die Herrschaft wiederholt auf kürzere oder längere Zeit an verschiedene Familien und verkauften sie schließlich am 10. Dezember 1605 an Heinrich Salburger. Im Besitze der Salburger blieb dann die Herrschaft bis zur Aufhebung der Grunduntertänigkeit überhaupt (1848). Hauptsitz der Herrschaft wurde nach dem Verfall der Burg Falkenstein das Schloß Altenhof, aber den Namen behielt die Herrschaft trotzdem auch später noch nach dem ersten Sitze bei.

Die Salburger dürften von dem Dorfe Salaberg in der Pfarre Oepping abstammen, der ursprüngliche Name des Geschlechts lautete auch Sallaberger oder Salberger. Von dort kam die Familie nach Hofkirchen, wo der Vater des genannten Heinrich Salburger, Bartlme Salburger, im Jahre 1532 als „ersamber Burger" vorkommt. Er wurde als Salzbereiter reich und konnte schon die Herrschaft Falkenstein in Bestand, d. h. in Pacht nehmen um eine

jährliche Summe von 800 Gulden. Er starb 1568. Sein Sohn Heinrich wurde 1608, nachdem er katholisch geworden war, in den Freiherrenstand erhoben und dessen Nachkommen erhielten 1665 unter Leopold I. den Grafentitel.

Außer der Herrschaft Falkenstein und dem Kloster Niedernburg (Herrschaft Landshaag) waren in der Pfarrei Putzleinsdorf wahrscheinlich schon im 16. Jahrhundert, jedenfalls aber zur Zeit Josefs II., folgende Grundherrschaften vertreten. Ein Haus in Krien (jetzt Altendorfer) und die Krienmühle unterstanden der Herrschaft Rannariedl, das Kepplingerhaus in Gramsreut dem Stifte Schlägl, das Wimmergut und ein Haus in Neundling (Falkinger) dem Pfarrer von Sarleinsbach — die Lehenbriefe aber stellte das Bistum Passau oder Landshaag aus —, das Steiningergut der Herrschaft Wittinghausen in Böhmen (der Grunddienst und Zehent gehörte dem Gotteshause St. Thomä); das Edergut, die 3 Häuser in Streinesberg und das letzte Haus in Neundling (Kehrer) gehörten zu Helfenberg, der Wögerhof zur Herrschaft Götzendorf und die 4 Häuser in Wulln zur Herrschaft Marsbach.

b) Leistungen an die Herrschaften.

Ueber die Leistungen an die Herrschaften geben die Urbare Aufschluß. Für Putzleinsdorf und seine Umgebung kommen natürlich die Urbare der Herrschaft Falkenstein vornehmlich in Betracht. Die Bürger von Putzleinsdorf zahlten vor 1570 kein Geld nach Falkenstein, nachher aber alle mitsammen 3 Pfund Pfennige (1 Pfund = 240), und zwar zu Michaeli. An Naturalien hatten sie jährlich jeder 2 Metzen Hafer, 1 Käse, 10 Eier und 2 Hennen zu liefern, nach 1607 waren für je 2 Bürger nur mehr 3 Hennen vorgeschrieben.

Diese 2 Metzen Hafer waren nicht der eigentliche Zehent, der gehörte ja 1570 noch nicht der Herrschaft Falkenstein, sondern nur der sogenannte Vogthafer, der wie die anderen Lieferungen für den Schutz der Herrschaft gezahlt werden mußte. Darum ist auch kein Korn angegeben. — Nach dem Zehentanschlag des Jahres 1758 leistete jeder Bürger 1 Metzen 2 Viertel Korn und 3 Metzen 2 Viertel Hafer. Also betrug der eigentliche Grunddienst an Getreide, der Zehent im engeren Sinne, 1 Metzen 2 Viertel Korn und ebensoviel Hafer.

Die Urbarsbauern leisteten je nach der Größe des Gutes 3 bis 7 Metzen Hafer an Getreide; das übrige war bei allen gleich, nämlich je 2 Hennen, 2 Käse, 20 Eier und 1 Schott gehechelten Haar. Im Urbar des Jahres 1562 heißt es in der Uebersicht aller Untertanenleistungen: „30 Schott sind 120 Pfund", also 1 Schott = 4 Pfund. Die zwei Mühlen der Herrschaft Falkenstein bei Putzleinsdorf, die Obermühle (jetzt Stölzlmühle) und die Neumühle, hatten nur den sogenannten Kucheldienst, nämlich je 2 Hennen, 1 Käse und 20 Eier, aber kein Getreide und keinen Haar zu liefern. Als Geldentschädigung für die genannten Naturallieferungen gibt das erwähnte Urbar folgendes an: 1 Henne = 12 Pfennig, 1 Käse = 8 Pf., 3 Eier = 1 Pf., 1 Pfund Haar = 8 Pf., 1 Metzen Hafer = 10 Kreuzer, 1 Metzen Korn = 15 kr.

Die Leistung der Bauern des Amtes Hamet betrug in Geld 1 bis 2 Batzen, an Naturalien 2 Hennen, 2 Käse, 20 Eier, 4 Metzen Hafer und ein „Krautpaumb?" Für den Grunddienst, den die Urbarsbauern dem Kloster Niedernburg (Landshaag) im 16. Jahrhundert entrichten mußten, fand ich keine Angabe; jedoch dürfte er schon damals kaum anders gewesen sein, als im 18. Jahrhundert und für diese Zeit lernen wir wenigstens die Gesamtleistung aus der Dominikal-Fassionstabelle kennen, die unter Maria Theresia zur Festsetzung der Landsteuer wie bei anderen Grundherrschaften, so auch bei Landshaag verfertigt wurde. Sie ist vom 10. Dezember 1749 datiert, vom Niedernburgischen Verwalter in Landshaag Joh. Leopold Schiefermüller abgefaßt und gibt schon im langatmigen Titel den Inhalt deutlich an, er lautet: „Dominikal-Fassionstabelle aller und jeder Einkünfte und Nutzungen von allen Realitäten der in dem Mühlviertel gelegenen, dem uralt Löbl. Kail. (Kaiserlichen) Stift und Frauenkloster Niedernburg in Passau gehörigen Herrschaft Landshaag in Oesterreich ob der Enns". (Landesarchiv in Linz, Musealarchiv, Akten der Herrschaft Altenhof-Falkenstein).

Zur Grundlage dieses Einbekenntnisses dienten die Einkünfte der sechs Jahre 1734—1739 einschließlich. Als letzter Posten ist der „Putzleinsdorfer Dienst" angeführt. Er betrug im ganzen 3 Mut (= 90 Metzen) und 3 Viertel Korn und 4 Mut 17¼ Metzen (= 137¼ Metzen) Hafer. Der Geld-

anschlag dafür schwankte bedeutend, er ist folgendermaßen ausgewiesen:

	Korn:	Hafer:
1734 u. 1735:	113 fl. 26 kr. 1 Pf.	68 fl. 37 kr. 2 Pf.
1736:	154 fl. 16 kr. 2 Pf.	102 fl. 56 kr. 1 Pf.
1737:	170 fl. 9 kr. 1 Pf.	137 fl. 15 kr. 3 Pf.
1738:	146 fl. 42 kr. 3 Pf.	123 fl. 31 kr. 2 Pf.
1739:	170 fl. 9 kr 2½ Pf.	137 fl. 15 kr. 3 Pf.

Wie oben erwähnt, mußten 2 Häuser der Herrschaft Landshaag den Getreidezehent dem Pfarrer von Sarleinsbach liefern. Auch die Herrschaft Falkenstein hatte den Zehent mancher untertäniger Güter anderwärts vergeben, so den ganzen Zehent zweier Häuser in Pernerstorf, jetzt Nr. 1 und 2, an das Gotteshaus in Putzleinsdorf, von einem Hause in Kainerstorf (jetzt Reiter) einem Bauer in Krien und von einem Hause in Taglesbach an Oswald Salburger. Dieser hatte auch noch zwei Drittel Zehent von den zwei Falkensteinischen Gütern in Krien inne. Andererseits hatte die Herrschaft Falkenstein auch wieder Gilten anderer Herrschaften inne, z. B. den Vogthafer (jährlich 2 Metzen) von dem der Herrschaft Berg bei Rohrbach unterstehenden Gute in Gramsreut (jetzt Höglinger).

Ueber die Art der Leistung sagen die Falkensteiner-Urbare übereinstimmend: „Die Vogtleute zu und außer Putzleinsdorf werden in die Stift nicht gefordert (= brauchen ihre Leistungen nicht selbst an den Herrschaftssitz zu bringen), sondern der Dienst wird durch die Amtleute eingenommen und sind diese der Herrschaft Falkenstein darvon nicht mehr zu leisten schuldig als jährlich am Karfreitag: 3 Pfund 4 Batzen Eier (1 Pfund = 240 Stück, 1 Batzen = 16 Stück, also im ganzen 784 Stück Eier), 70 Hennen, 70 Käse, 30 Schött gehechelten Haar und 5 Mut 1 Metzen Hafer (also im ganzen 151 Metzen)." Die Zusammenzählung der Einzelleistungen aller Vogtholden gibt bedeutend mehr, nämlich 970 Eier, 126 Hennen, 95 Käse, 32 Schött Haar und 239 Metzen Hafer. Ein Teil dieser Leistungen war eben anderweitig vergeben, der Rest diente als Zahlung für die Amtleute, deren Haupt der Richter von Putzleinsdorf war. In dem Urbar des Jahres 1562 heißt es: „Die Uebermaß über solche Summe (die nach Falkenstein geliefert werden mußte) steht einem Richter von Putzleinsdorf von Gerichtswegen zu." Im ganzen bekam die Herrschaft Falkenstein von allen ihren Untertanen an Diensten (in Geld umgerechnet) 237 fl.; davon leisteten die Putzleinsdorfer (Bürger und Urbarbauern) rund 36 fl.

Eine weitere Einnahme brachte den Herrschaften die Maut, die sie an verschiedenen Orten für ein- und ausgeführte Waren einhoben. Die Herrschaft Falkenstein hatte um 1570 eine Hauptmaut in Wildenranna und 3 Nebenmauten in Niederranna, Hofkirchen und in Klaffer. Von diesen 3 kleineren Mauten kam für Putzleinsdorf wohl nur die Salzmaut in Hofkirchen (von jedem Küfel 2 Pfennig) in Betracht, die in Klaffer betraf ja nur ungarisches Vieh, das nach Bayern ging und die in Niederranna Schmalz aus Böhmen, das auf Schiffen über Passau nach Bayern und Tirol geführt wurde. Aber die Hauptmaut in Wildenranna, wo fast alle Handelsartikel verzollt werden mußten, hatte natürlich auch für die Putzleinsdorfer Geschäftsleute Wichtigkeit. Darum mögen die im Urbar des Jahres 1570 aufgestellten Mautansätze vollständig wiedergegeben werden. (Zu den Zahlen ist überall, wenn nicht anders bemerkt, Pfennig zu ergänzen.)

Von einer Kufe Schellenberger oder Mühlbacher Salz im Holz 6 (Schellenberg ist bei Berchtesgaden, Mühlbach ?), von einem Saumsalz (säumen = tragen, Saum = die Traglast eines Tieres, in Oesterreich bis 1875 = 154 Kilogramm) 4, von einem kleinen Küfel Salz ½, von einer Tonne (einem großen Faß) Honig oder Heringe 12, von einem Zentner Schmalz, Käse oder Oel 6, von einem Saum Getreide 2, so oft ein Metzen Getreide, es sei Weizen, Korn, Gerste, Erbsen oder Hafer geführt wird, 1, von einem Metzen Malz 1, von einem Eimer Wein 4, 1 Eimer Bier 3; 1 Roß oder Ochs 4, 1 Kuh 3, 1 Kalm 2, von 1 jungen Kalb oder 1 Geiß oder 1 Schaf 1, 1 feisten Schwein 3, 1 mageren Schwein 2, von 1 Haut oder von 4 Fellen 1; von 1 ganzen Stück Wollentuch 4, 1 Stück harben Tuch 2, 1 Stück Zwilch 3; von „einem Steig" (?) Hopfen 8; von Kramgütern (Krämerwaren), darnach sie sind, die Steig groß oder klein, was einer auf dem Rücken trägt, 2; von einem Strang (?) Schüsseln 3, von 1 Hundert Tellern 1, von 1 Schock (60 Stück) Messerklingen 8; von einem Karren mit Häfen (Töpfen) 3; von einem Fuder Fische, es seien Karpfen oder Hechte, 3 Fische; von einem Pfund Krebse 2 Pfennig.

Aehnlich wie bei der Herrschaft Falkenstein waren die Mautansätze wohl auch bei anderen Herrschaften. Für Putzleinsdorfs Handel waren besonders die Mauten von Neufelden (Herrschaft Marsbach) und von Ottensheim (habsburgisch) von Bedeutung. Wiederholt kam es vor, daß Herrschaften oder deren Pfleger an bisher mautfreien Orten neue Mauten errichteten. Dagegen wehrten sich natürlich die geschädigten Orte nach Kräften. So errichtete der streitlustige Pfleger von Marsbach Veit Tattenpeck eine neue Maut in Obermühl. Aber die Märkte Rohrbach, Haslach, Aigen, Sarleinsbach, Putzleinsdorf und Hofkirchen begannen gegen ihn einen Prozeß, der mit Endabschied vom 23. Februar 1591 zugunsten der genannten Märkte entschieden wurde (Karl Haßleder, Geschichte des Marktes Neufelden, Linz 1908, S. 86).

Auch willkürliche, ungerechte Erhöhungen der Mautansätze an ordnungsmäßig bestehenden Mauten kamen nicht selten vor. So erlaubte sich etwa ein Jahrhundert nach der Niederlage Tattenpecks der Marktrichter von Neufelden Jeremias Peßler gewalttätige Uebergriffe bei der Mauteinhebung und ließ verschiedene Bürger der umliegenden Märkte, wenn sie seine Forderungen nicht zahlten, in Arrest setzen, so auch am 21. März 1680 den Michael Wöß von Putzleinsdorf, der in Neufelden für eine Schuld ein Pferd übernommen hatte. Wöß wurde sieben Tage im Kerker gehalten, bis er die verlangte Maut wirklich bezahlte. Aber am 18. Juni desselben Jahres kamen abermals Vertreter der oben genannten Märkte und Lembachs in Rohrbach zusammen, unterfertigten eine Beschwerdeschrift an die Landeshauptmannschaft und verbanden sich zu gemeinsamer Tragung der Kosten eines etwaigen Prozesses. Es kam wirklich zu einem solchen, die Verhandlungen zogen sich bis 1698 hin, aber zum Schlusse siegten doch die 7 Märkte und die Herrschaft Marsbach, die sich für die Forderungen Peßlers eingesetzt hatte, mußte die gewaltigen Prozeßkosten (1097 fl. 6 Schillinge 11 Pfennige) ersetzen (a. a. O. 142 ff.).

Neben den Geld- und Naturalabgaben mußten die herrschaftlichen Untertanen auch Hand- und Spanndienste für die Herrschaften leisten. Auch diese, allgemein Roboten genannt, sind in den Urbaren verzeichnet. Nach dem Urbar des Jahres 1607 sollten alle Untertanen der Herrschaft Falkenstein 14 Tage, es sei mit der „Zaug" oder Hand, roboten. Jedoch stand es der Herrschaft frei, die Robot oder das Robotgeld zu nehmen. Ein Geldanschlag für die Hand- und Spanndienste findet sich in den Urbaren nicht. Daß besonders im 18. Jahrhundert viele Roboten in Geldzahlung verlangt wurden, läßt die Dominikalfassionstabelle der Herrschaft Altenhof-Falkenstein vom Jahre 1750 (im Landesarchiv in Linz, Akten der Herrschaft Falkenstein-Altenhof) erkennen. Unter allen angeführten Einnahmsposten ist das Robotgeld der höchste; es betrug 1358 fl. (Gesamteinnahmen der Herrschaft 7928 fl.). Für die Putzleinsdorfer Bürger- und Urbarsbauern im besonderen war vorgeschrieben: „Erstlich müssen sie die Hofwiesen (bei Falkenstein-Altenhof) räumen und mähen; dann zu der Brache mit 12 Pflügen im Hoffeld ackern; desgleichen auch zum Haferbau; mehr (= ferner) das Brennholz vom Wald in die Laitstatt unterhalb Hamet führen, oder so man das Brennholz in der Leiten bei Falkenstein gewinnt, sind sie samt den 25 Bauern des Amtes Hamet das Holz aus der Leiten zum Schloß zu führen schuldig. Die Untertanen aber in diesem und den anderen Aemtern, die nicht Zug und Vieh haben, braucht man zu anderer Robot."

Die Putzleinsdorfer Bauern des Amtes Hamet mußten auch mithelfen beim Mähen der Hametwiese. Endlich ist bei diesem Amte im Urbar des Jahres 1562 noch verzeichnet, daß der Schneider in der Schreiberöd die Briefe (von Falkenstein-Altenhof) nach Putzleinsdorf tragen mußte.

Von den allgemeinen Aufzeichnungen der Urbare hatten natürlich auch für Putzleinsdorf die über Jagd und Fischerei, die über das Freigeld und Siegel- und Schreibgeld bei Ausstellung von Urkunden Bedeutung. Ueber die Jagd sagen die Falkensteinerurbare: „Diese Herrschaft hat das Rot- und Schwarzwild auf allen ihren Gründen, gleichermaßen das „Reysgejaidt-Raubwild" zu jagen oder dasselbe zu verlassen (= verpachten)." Unter den Fischwassern der Herrschaft Falkenstein wird auch der Taglesbach samt den Nebenbächen innerhalb des untertänigen Gebietes (Moosbachl, Viehbachl beim Viehöd und der Lembach, jetzt Rainerstorferbachl geheißen) angeführt. Die Herrschaft hielt sich bei Putzleinsdorf (Fischerhäusl) einen

eigenen Fischer, der von Georgi bis Michaeli wöchentlich „eine Passauermaß Gründl und Pfrillen" nach Altenhof liefern sollte.

Ueber das Freigeld der Falkensteiner Untertanen war bestimmt: „Wann sich durch Kauf Verwandlungen (Besitzveränderungen) zutragen, so ist der Hingeber (Verkäufer) den zehnten Gulden zu (als) Freigeld und der Käufer halbsoviel, das ist den fünften Gulden (von 100 Gulden 5 Gulden) als Zustand oder Anfart zu reichen (schuldig). Geschieht darum (dabei) aber allgemein ein Nachlaß nach Gelegenheit des Vermögens. So aber ein Vater seinem Sohn oder Tochter übergibt, so wird um das Freigeld nicht von dem völligen Gut, sondern allein von der Summe, so dem Vater übergeben wird, abgebrochen (abgerechnet) und durch den Sohn oder Eidam (Schwiegersohn) um den Zustand oder (die) Anfart nach Gelegenheit des Guts mit der Herrschaft abgekommen. Wann aber ein Untertan mit Tod abgeht, werden alle desselben Güter geschätzt, und damit die Wittib oder ein Erbe, der sich um die Stiftung annimmt, (es) erschwingen möge, in einen leidlichen Anschlag gebracht, davon man alsdann gleichergestalt wie vorgemeldt mit der Herrschaft um das Frei- und Zustandgeld, es möge geschehen durch den Besitzer oder die Erben, nach Ausweisung des Vertrags abzukommen schuldig ist."

Die Bestimmungen über das Siegel- und Schreibgeld lauten: „Von einem Kauf-, Uebergabs-, Verzicht- und Heiratsbrief wird von jedem Zusiegeln 1 Pfund Pfennige, von Schuldzetteln, Quittungen, Mahnungszetteln u. dgl., so mit der Pettschaft gefertigt werden, 2 Schilling Pfennige gereicht. (Als) Schreibgeld wird von jedem oben gemeldten Kauf-, Uebergabs-, Verzicht- und Heiratsbrief 2 Schilling Pfennige, von Schuld-, Mahnungszetteln, Quittungen und gleichmäßigen Briefen 1 Schilling 12 Pfennige gegeben."

Aehnlich wie bei der Herrschaft Falkenstein waren die Leistungen auch bei den anderen.

c) Sonstige Beziehungen zur Herrschaft Salburg.

Die große Bedeutung der Grundherrschaften in den früheren Jahrhunderten läßt es begreiflich erscheinen, daß sich die Untertanen (Zeiten allgemeiner Unruhen abgerechnet) deren Wohlwollen und Geneigtheit durch möglichstes Entgegenkommen zu sichern trachteten, daß sie gerne sich darbietende Gelegenheiten zur Ergebenheitsbezeugung benützten. Davon machten auch die Putzleinsdorfer keine Ausnahme. Die häufigsten Gelegenheiten dieser Art boten wohl die herrschaftlichen Jagden, die auch in den Marktaufzeichnungen einen verhältnismäßig breiten Raum einnehmen. Schon im 17. Jahrhundert werden sie öfters erwähnt, aber im 18. dann besonders ausführlich behandelt. Die gräfliche Familie erschien jetzt noch öfter als früher zur „Hohen Jagd" und zur Erleichterung dieser „Heimsuchungen" (Hanrieders Pfarrchronik) wurde der sogenannte Grafenweg von Mennerstorf gegen Moos hergestellt. Der Bürgerschaft von Putzleinsdorf kamen die Jagden immer teuer zu stehen, besonders wegen des großen Gefolges und Trosses. In der ersten Hälfte des Jahres 1714 sind drei herrschaftliche Jagden verzeichnet, die letzte am 2. Juni. Die Gesellschaft bestand außer dem Herrn Grafen aus der „Gnädigen Frau Schwiegermutter, 2 Schwägerinnen, 2 Geistlichen, 2 Kammerdienern, 1 Tafeldecker, 3 Trompetern und 1 Stallmeister und — 8 Pferden". Die Kosten der Zehrung betrugen 8 fl. 29 kr. Am 20. November 1715 wurde auf dem „Hörbi" (Gemeinde Atzesberg) gejagt und zur Jause um 2 fl. 12 kr. Bier, Brot und Käse dahingebracht. Gleich darauf stellte „Ihro Hochgräfliche Gnaden" eine Treibjagd an und ließ „die umliegenden Sträuch und Hölzer ausklopfen". Dazu mußte der Markt 11 Personen schicken. Die „Zöhrungskosten" waren übrigens in der Folge noch bedeutend höher als am 2. Juni 1714, im Jahre 1719 betrugen sie einmal 27 fl. 18 kr. Dazu bemerkt Hanrieder treffend: „Die Bürgerschaft war über solche Ausgaben zum Jagdvergnügen der Herrschaft gar nicht ungehalten, es war ja bei anderen Herrschaften auch nicht anders. Ja, man suchte sogar die Huld des Gnädigen Herrn durch außerordentliche Geschenke (Präsente) zu gewinnen, weil es andere Orte auch so machten." So verehrte man dem Grafen 1715 einmal 6 Dukaten („Kremnitzer, so mit Laschi-Agio 25 fl. 30 kr. ausmachten"). Auch dem Pfleger händigte man damals 3 Gulden ein „zur Verehr um einer ganz wissentlichen Sach, damit in gewissen Sachen auch unseres Marktes gedacht werde", berichtet der Marktschreiber.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Erdbebenbeobachtungen in Oberösterreich und ihre bisherigen Ergebnisse.

Von Dir. H. Commenda (Linz).

A. Wesen und Chronikskizze bis 1895.

Zu den rätselvollsten und folgenreichsten Naturerscheinungen gehören die Erdbeben. Humboldt bezeichnete sie als „Reaktionen des Erdinnern gegen die Oberfläche". Es sind daher darunter alle Erschütterungen des Erdbodens zu verstehen, welche ihre Entstehung in Bewegungsvorgängen des Erdinnern, sei es tieferer Teile, sei es der oberen Schichten der Erdkruste haben, und sich von dort als elastische Schwingungen an die Oberfläche verpflanzen. Ihr Ausgangspunkt wird als Zentrum, der darüber an der Oberfläche gelegene Teil als Epizentrum bezeichnet. Liegt dieses im Wasser, so spricht man von Seebeben. Erschütterungen infolge von Explosionen, Geschützfeuer, Maschinenbewegungen, auch Stürme u. a. m., die also ihren Ursprung an der Erdoberfläche haben, ähneln den Erdbeben oft sehr, und werden regelmäßig, bis ihre Ursache festgestellt wurde, mit ihnen verwechselt. Die Bebenbeobachtung erfolgt entweder durch die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung, aber nur, wenn sie bereits eine gewisse Stärke erreicht, man nennt solche Erschütterungen makroseismisch, im Gegenfalle, wenn sie nur mittels geeigneter Instrumente festgestellt werden können, mikroseismisch, die Instrumente heißen Erdbebenmesser, oder Seismometer.

Bezüglich der Herkunft unterscheidet man Ortsbeben, wenn der Beobachtungsort mit dem Epizentrum ziemlich zusammenfällt. Nahbeben, wenn dieses zwischen 500—1000 Kilometer entfernt ist, und Fernbeben, wenn das Epizentrum über diesen Betrag hinaus absteht.

Im Allgemeinen ist es so, daß Erdbeben von größerer Stärke auch eine weitere Verbreitung haben, die schwächeren Beben sind nur auf wenige Geviertkilometer über Landesteile wahrzunehmen, stärkere Erschütterungen reichen über mehrere Länder hinaus, einzelne z. B. jenes von Lissabon, waren über große Teile Europas sinnlich wahrnehmbar, lassen sich durch geeignete Instrumente — Fernbebenmesser — selbst bis auf die abstehende Erdhälfte und zu den Antipoden verfolgen. Solche Erscheinungen — Weltbeben — verpflanzen sich, wie es scheint, nicht nur längs der Erdrinde, sondern selbst durch das Innere des Planeten, die Instrumente geben hiebei nicht bloß die Stärke der Erschütterung, sondern auch deren Ursprungsrichtung, und aus der Kombination mehrerer Stationsmeldungen den beiläufigen Ausgangspunkt an. Die Erdbebenbewegungen erfolgen entweder in Form von Stößen (succussorische) oder von Schwingungen (undulatorische) zwischen denen rüttende Formen einen Uebergang bilden. Früher glaubte man auch drehende Bewegungen erkannt zu haben. Diese entstehen aber an Gegenständen, wenn z. B. Säulen exzentrisch getroffen werden. Der Stärke nach unterscheidet man 10 bis 12 Grade, deren niederste nur durch Instrumente verzeichnet werden, erst die mittleren werden ohne sie allgemein wahrgenommen, alle höheren Grade sind mit Zerstörungen verbunden. Bei uns kommen letztere kaum vor.

Durch den großen Geologen Eduard Sueß in Wien wurde vor 50 Jahren festgestellt, daß nicht nur, wie man früher nach Humboldt und Buch annahm, der Vulkanismus Erdbeben auslöse, sondern, daß sie auch in vulkanfreien Gegenden, wie unsere österr. Alpenländer, nicht selten sich zeigen, aber auf Verschiebungen in der Erdkruste, die im Gebirgsbau begründet sind, oder auf Einstürze in Höhlengebieten zurückzuführen sind. Man nennt erstere Dislokations- oder tektonische Beben, letztere Einsturzbeben, auf die der Grazer Geologe R. Hoernes, ein Neffe und Schüler von E. Sueß in seiner Erdbebenkunde besonders verwies.

Länder, welche auch jetzt noch tätige Vulkane besitzen, wie z. B. Island, Italien, Mittelamerika, Japan, sind zumeist von Erdbeben heimgesucht. Während aber die tätigen Vulkane hauptsächlich auf Inseln, oder an den Küsten der Meere verteilt sind, daher auch die vulkanischen Erdbeben auf ihre Umgebung räumlich beschränkt, wenn sie

auch oft sehr heftig auftreten, sind die tektonischen Beben von der Verteilung der Vulkane unabhängig, sie treten am meisten in jungen Bruch- und Faltengebirgen auf, wie sie z. B. die Appenninen, Alpen, Karpathen, der Karst u. a. darstellen. Auch hier bevorzugen sie bestimmte Bodenstriche, die als habituelle Schüttergebiete bezeichnet werden, und treten längs gewisser, im Gebirgsbaue als Störungen erscheinender Linien, die man als Stoßlinien oder seismische Linien bezeichnet, auf. Sueß zeigte als solche die Thermenbruchlinie Semmering-Wien, die Kamplinie in Steiermark, die Mürzlinie u. a. m.

Einsturzbeben sind seltener und treten in Gebieten mit zahlreichen Höhlen, besonders in Kalkgebirgen, die auch Gips- und Salzlager umfassen, auf; auch im Bereiche aller Bergwerksbetriebe sind sie nicht selten.

Es können aber auch, wie schon E. Sueß in seinem klassischen Werke „Die Erdbeben Niederösterreichs" nachwies, Erschütterungen einer Erdscholle vorhandene Spannungen in anderen Teilen der Erdrinde als Bewegungen auslösen, die als Relais- oder Simultanbeben bezeichnet werden.

Was die geschichtlichen Nachrichten über Erdbeben anlangt, so wurden früher durch die Chronisten nur größere, schadenbringende Ereignisse verzeichnet, daher von Ländern, die wie z. B. Oberösterreich nur sehr selten stärker betroffen werden, viel weniger bekannt ist, als von anderen, in denen, wie z. B. in Tirol, Kärnten, Krain, Steiermark und Niederösterreich solche in gewissen Gegenden häufiger sind. Auch die Häufigkeit in einzelnen Jahren und Jahres-, wie selbst Tageszeiten ist verschieden.

Das älteste Erdbeben, das geschichtlich für Niederösterreich beglaubigt ist, und wohl auch bei uns verspürt worden sein dürfte, war jenes, das Eugippius, der Biograph des hl. Severin vom Jahre 450 oder 456 im Noricum anführt. Die darauffolgenden Stürme der Völkerwanderung, insbesonders die Avarenverwüstungen, lassen es begreiflich erscheinen, wenn erst bei Wiederkehr der staatlichen Ordnung und infolge der Klostergründungen der Karolingerzeit aus Klosterchroniken bekannt wurde, daß z. B. am Ende des 8. Jahrhunderts „ganz Bayern" durch Erdbeben erschreckt wurde. Der rasch folgende Verfall des Reiches Karl des Großen und die Magyareneinfälle machten es erklärlich, daß erst wieder nach Neubegründung der Ostmark durch die Babenberger um die Milleniumszeit, in welcher das Weltende erwartet wurde, in der Garstner Chronik, und den Salzburger Annalen von Erdbeben bei uns die Rede ist.

Für das 11. und 12. Jahrhundert sind bisher für unser Land keine Erschütterungen beglaubigt, für die Mitternacht des 30. Oktobers 1267 und das Jahr 1330 hat Herr Stiftsarchivar G. Vielhaber in Schlägl eine Erschütterung zu Lambach verzeichnet. Am 25. Jänner 1348 kamen, wie es heißt, durch ein in Bayern sehr verbreitetes Erdbeben, das auch zu Lambach stark verspürt wurde, zu Reichersberg um die Vesperzeit 23 Chorherren ums Leben; es ist das einzige Erdbeben in Oberösterreich, durch welches in historischer Zeit Menschen getötet wurden. Im 14. und 15. Jahrhunderte wurden nach den vorliegenden Nachrichten, zu Garsten, Windischgarsten, um Ischl stärkere Erdstöße verspürt. In Kremsmünster wurde nach den Mitteilungen des verstorbenen Professors P. Franz Schwab, zuerst 1501 ein Erdbeben aufgezeichnet. Das Fehlen anderer Nachrichten deutet daraufhin, daß am Ende des Mittelalters und zur Reformationswie Gegenreformationszeit größere, schadenbringende Erschütterungen — und nur solche wurden verzeichnet, — nicht vorkamen, wenn auch durch P. Franz Schwab in Kremsmünster aus verschiedenen, zumeist Klosterchroniken einige Nachrichten erhalten blieben. So das große niederösterreichische Erdbeben vom 29. Juni 1590, welches auch in Kremsmünster, Steyr und Wels wahrgenommen wurde, auch aus dem 17. Jahrhunderte liegen von Steyr (1601, 1614) 1615, 1622 (Ischl, Goisern), 1662 (Hallstatt, Steyr) und Kremsmünster Nachrichten vor, wo zwischen 1667 und 1699 sechs Erschütterungen verzeichnet sind. Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhundertes scheinen aus Oberösterreich Nachrichten über Erdbeben ganz zu fehlen, auch das große Lissaboner Erdbeben vom 1. November 1755 ist hierzulande nicht, wohl aber in Bayern festgestellt. Durch das letztere und das Erdbeben von Kalabrien vom Jahre 1783 wurde die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise darauf gelenkt und die bereits in allen Kulturländern erschei-

nenden Zeitungen begannen, sich auch mit dieser Sache zu befassen. So wurden 1755 im damals noch bayrischen Innkreise schwache Erdstöße verzeichnet, eine Hallstätter Chronik führt vom 31. März 1761 ein Steigen des Sees auf Erderschütterungen zurück, das niederösterreichisch-steirische Erdbeben vom 27. Februar 1768 wurde auch in Steyr sehr stark verspürt, daß man Gebete veranstaltete. Am 6. Dezember 1770 trat nach den Berichten deutscher Zeitungen in Süddeutschland eine Erschütterung auf, welche auch in Linz beobachtet wurde, vom Frühjahr 1779 berichtet wieder J. Engl ein Erdbeben von Hallstatt.

Im Jahre 1785 wurden am 3., 17. und 27. Juli in der Umgebung von Linz, zu Gallneukirchen, Steyregg, Pulgarn, St. Georgen a. d. G. Erdstöße verspürt. Es ist dies das erste Erdbeben, von dem eine oberöst. Zeitung (Anhang zur Linzer Zeitung Nr. 59) berichtet, Nachbeben erfolgten noch im Oktober in der Gegend von Linz, so zu Gallneukirchen.

Auch das steyrisch-niederöst. Erdbeben vom 6. Februar 1794 wurde noch zu Linz, Kremsmünster und Lambach beobachtet.

Aus der Zeit der Franzosenkriege und der folgenden Jahre finden sich nur spärliche Nachrichten, z. B. von 1808 (Hallstatt), 1812 (Kremsmünster, Ischl, Hallstatt), 1817 eine Erdsenkung zu Eschwendt, 1818 (Mühlkreis und Südböhmen), 1819 und 1826 (Kremsmünster). Das letztere wurde auch in der Umgebung von Vöcklabruck und Ried i. J. bemerkt.

Am 11. Oktober 1828 wurde zu Traberg, Gallneukirchen, Losenstein und Gr.-Raming ein Erdbeben beobachtet, 1829 und 1835 in Hallstatt. Das Erdbeben vom 14. März 1837 an der Mürz und in Niederösterreich wurde auch in Kremsmünster, Linz und Hohenfurt verzeichnet, das starke Beben vom 21. Dezember 1845 in Steiermark, Kärnten und den Karstländern wurde lokal auch in Kremsmünster wahrgenommen, im Februar 1847 trat daselbst und auch in Ischl, im März wiederum dort und auch in Altenberg eine Erschütterung auf. 1856 und 1857 wurden in der Umgebung von Stoder, Windischgarsten und Spital im Zusammenhange mit steyrischen Beben Erdstöße verzeichnet.

Beim griechischen Erdbeben vom 26. Dezember 1869 schwankten die Magnete in Kremsmünster und München ungewöhnlich, in den 60er Jahren waren wiederholt Erschütterungen um Linz, Kirchschlag, im Gallneukirchnerbecken und Mauthausen.

Im Dezennium 1870—1880 wurden außer kleineren lokalen Erschütterungen in den Alpen das niederösterr. Erdbeben vom 3. Jänner 1873 an der Kamplinie zu Sipbachzell, das von Belluno vom 29. Juni — als Relaisbeben? — in den verschiedenen Regionen des Landes erkundet, ebenso das Erdbeben von Scheibbs vom 17. Juli 1876, hingegen fehlen Nachrichten über den Erdbebenschwarm, der im November 1880 bis Jänner 1881 von Agram ausging.

Erst das steiermärkische Erdbeben vom 29. April und 1. Mai 1885 wurde durch Zeitungsumfragen für viele Orte Oberösterreichs nachgewiesen, andere kleinere Beben 1890 und 1892 in Ischl, 1894 zu Spital a. P.

Das starke Laibacher Erdbeben von Ostern 1895 wurde anfänglich in Oberösterreich nur zu Spital a. P. spontan bemerkt. Erst infolge einer von der geologischen Reichsanstalt in Wien mittels der Presse gehaltenen Umfrage liefen noch aus einer größeren Reihe von Orten sowohl der Alpen als im Vorlande und Massiv bestätigende Meldungen ein

Nach dem Muster anderer Länder, wie z. B. Italien, wurde nun von der Wiener Akademie der Wissenschaften ein Meldungsdienst in der ganzen westlichen Reichshälfte eingerichtet, und für jedes Kronland ein Landesreferent bestellt, in Böhmen und Tirol wurde je ein deutscher und tschechischer, bezw. italienischer Referatsbezirk eingerichtet.

B. Meldungen seit 1895 und vorläufige Ergebnisse.

Ueberblickt man die vorstehenden geschichtlichen Angaben, so ist klar, daß die Anzahl der Nachrichten bis dahin durchaus von der Dauer und Sorgfalt der örtlichen Beobachtungen abhängt, in Oberösterreich tritt so scheinbar Kremsmünster als der Ort mit den meisten Wahrnehmungen auf, von denen ersichtlich die Mehrzahl nicht selbstständige, sondern von ihrem Ursprung hieher ausgestrahlte Fälle betraf. Es erschien deshalb angemessen, neben der

Errichtung von Meldestationen auch Instrumente heranzuziehen. Es wurde daher auch bald ein Bebenmelder in Kremsmünster aufgestellt, dessen mühevolle und kostspielige Betreuung die Direktion des dortigen astronomisch-meteorologischen Institutes auf sich nahm. Leider war das Instrument nur für die Fernbeben empfindlich, deren Stoßwellen mehr der Horizontalen entsprechen, konnte aber die mit steilerem Neigungswinkel auftretenden schwächeren Nahbeben meist nicht verzeichnen und wurde daher schon vor dem Kriege wieder entfernt. Seit 1895 wurden die auftretenden Erschütterungen in beinahe allen geschlossenen Orten des Landes dank der eifrigen Beobachter verzeichnet und in den Jahresberichten der Erdbebenkommission der Akademie der Wissenschaften, später durch die Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik veröffentlicht.

Schon im 1. Berichtsjahr 1896 liefen Meldungen aus allen 3 Geländeabschnitten des Landes (Spital, Sierning, Urfahr) ein. Im Jänner 1897 trat eine größere Erschütterung im Massiv auf, welche aus der Region des bayerischen Waldes einerseits, nach Böhmen andererseits ins obere Mühltal bis Aigen reichte. Im Juli aber erschütterte den Bosruck ein Erdbeben, das von Reichraming a. d. Enns über das Windischgarstener Becken bis in die Tauern reichte, und sein Maximum bei Mühlau hatte, lokale Erschütterungen wurden im Spätherbste bei Ulrichsberg—Schlägl und Linz bemerkt.

In den Jahren 1898—1901 wurde die weitere Umgebung von Gallneukirchen durch eine Reihe von Erdbeben erschüttert, lokale Beben wurden zu Frankenburg, Goldwört, Wallern und Spital a. P. verspürt. Das kärntnerisch-steyrische Beben vom 5. August 1899 wurde zu Linz von Konservator J. Straberger, jenes an der Mürztallinie vom 10. März 1903 zu Grein wahrgenommen. Außer 1904 wurden in jedem seitherigen Jahre mindestens einzelne Orte des Landes erschüttert, wobei in den Alpen, besonders des oberen Trauntales die Gegend von Stoder und Windischgarsten—Spital, im Massiv das obere Tal der großen Mühl häufiger selbständig erzitterte. Von größeren auswärtigen Beben wurde das niederösterreichische Beben vom 10. Jänner 1906 auch zu Gmunden, das Ennstalerbeben vom 22. März 1907 an vielen Orten des Landes, das Mürztalerbeben vom 13. Mai 1907, in Linz durch Straberger, die gleichen Ereignisse vom 19. Februar 1908 in den Alpen und im östlichen Teile des Vorlandes und Mühlviertels, das Erdbeben von Messina am 28. Dezember 1908 zu Linz, Kremsmünster, Schärding und Zell a. Moos bemerkt.

Im Jahre 1909 wurde das oberitalienische Beben in der Romagna auch zu Windischgarsten, Gmunden, St. Gilgen, Linz und Kollerschlag wahrgenommen. Andere lokale Beben wurden wieder an den vorgenannten Orten, am 19 Oktober in der Umgebung von Ischl (Laufen, Reiterndorf, Laufen, Goisern) verspürt, am 17. Februar 1910 ereignete sich ein lokales Erdbeben längs der Steyr-Teichl von Klaus über Steyrling, Steyrbruck, St. Pankraz, Piesling, Hinter- und Vorderstoder bis Spital und Rosenau bei Windischgarsten. Am 11. Mai 1910 wurde das niederösterreichische Erdbeben wieder an vielen Orten bemerkt, weniger in den Alpen (Ischl und Großraming) mehr im Vorlande bis Braunau, im Sauwalde und Mühlviertel.

Im Jahre 1911 traten lokale Beben zu Zell a. Moos, Wels, Steyr, St. Wolfgang und Umgebung auf, das große schwäbisch-rheinische Erdbeben vom 16. November wurde in einem großen Teile des Landes in allen Regionen verspürt, wobei im Westen die Erschütterung viel größer war als im Osten, und besonders in der Umgebung von Linz jene Stadtteile, die sich über Granitboden und auf einer dünnen Lage von Sand- oder Lehmboden befinden, viel mehr bewegt wurden, als die weiter vom Massivrande abgelegenen, während das Alm-, Steyr- und Ennsgebiet gar nicht, oder viel schwächer in Bewegung gerieten. Im Jahre 1912 wurden nur lokale Erschütterungen aus dem Lande gemeldet, 1913 außer solchen noch ein Beben vom 18. Mai, das von Pupping über Hörsching und Oed bis Molln reichte. Das schwäbische Erdbeben vom 20. Juli wurde auch zu Urfahr bemerkt, 1914 fanden wiederholte Erschütterungen im westlichen Mühlviertel bis zur Aschachergegend statt, das Nordtiroler Beben vom 1. Oktober wurde nur im westlichen Innviertel, jenes vom 29. November zu Schwarzenberg und Wels wahrgenommen.

Während des Krieges 1914/1918 waren viele der ständigen Beobachter eingerückt, die Meldungen wurden hauptsächlich von der Gendarmerie erstattet. Im Jahre 1915 erschütterte am 7. Jänner ein lokales Beben die Gegend von Timelkam, Aolwang, Ebensee, Ischl und St. Wolfgang, am 14. Jänner Raab und Linz, am 16. Jänner Mauerkirchen, Ort im Innkreise, 1. Februar Roman. Das süddeutsche Erdbeben vom 2. Juni erstreckte sich über das ganze Land bis Niederösterreich.

Wie die Explosionen am Steinfelde vom 7. Juni 1912 und in der jüngsten Zeit wurde auch der Donner des Geschützfeuers der großen Schlachten am Isonzo und in den Vogesen selbst in Oberösterreich wahrgenommen, sonst fanden meist lokale Erdbeben statt, wobei das obere Mühlviertel, die Umgebung von Linz und Gallneukirchen, der Rand des Massives und einzelne der vorgenannten Alpenorte wieder besonders hervortraten. Von auswärtigen Erdbeben reichte nach den vorliegenden Meldungen, die aber noch nicht im Druck erschienen sind, nur jenes vom 17. September aus Niederösterreich-Steiermark, jenes vom 6. November 1918 aus Kärnten, Tirol und Salzburg ins Land. Charakteristisch sind lokale Erdbeben, die aus dem Massiv zu dem Vorland, selbst bis zu den Alpen sich erstreckten, so jenes vom 3. Jänner 1916 das von Ulrichsberg bis Wels, jenes vom 12. März, das von Zell bei Zellhof über Linz, Ansfelden, Traun, Pollham bis Scharnstein, jenes vom 17. Juni 1917, das von Klaffer über Weng, Böcklabruck bis St. Wolfgang reichte, ähnlich jenes vom 2. November 1918, das von Zell bei Zellhof über Neuhofen a. Kr. bis Klaus wahrzunehmen war, während das vom 5. Juni 1918 nur von Arnweil bei Rohrbach über Aschach a. D. bis Eferding verspürt wurde.

In den letzten Jahren scheint wieder ein Nachlassen der Bebentätigkeit eingetreten zu sein, 1919 wurden nur zu Waxenberg und Linz Beobachtungen gemacht, im Jahre 1920 wurde ein Erdbebenschwarm, d. i. eine größere Reihe von Erschütterungen vom 1.—11. September zu Klaus verzeichnet, das Mürztaler Erdbeben vom 23. Dezember 1920 wurde nur in Linz und Steyr wahrgenommen.

Mögen auch manche der nur an einem Orte verzeichneten Erschütterungen fraglich erscheinen, und nur unter Anlehnungen für die Aufzeichnung von Nahbeben geeignete Instrumente nach Zeit und Stärke verläßliche Beobachtungen gewonnen werden können, so hat doch gerade das von der Straßburger internationalen Erdbebenzentrale bearbeitete große schwäbisch-rheinische Erdbeben, das von Paris bis Ungarn sich erstreckte, dargetan, daß die Instrumente wohl für die Zeit und Stärke, aber nicht für alle anderen Beobachtungsmomente maßgebend sind. Da für die Aufstellung eines für Nahbeben eingerichteten Instrumentes nur Kremsmünster in Betracht kommen kann, ist diese alte Kulturstätte auch als Mittel- und Sammelpunkt aller persönlichen Beobachtungen im Lande vor allem geeignet und berufen. Hier ist auch seit 1919 die Zentralstelle für alle Meldungen aus dem Lande Oberösterreichs.

Die im Drucke vorliegenden Jahresberichte der Wiener Zentralanstalt umfassen den Zeitraum von 1896—1915 — die Jahre seitdem sind wegen der dem Kriege folgenden wirtschaftlichen Notlage noch nicht ausgegeben. Es kann hier in die Einzelheiten nicht eingegangen werden, der Verfasser hat für die Herren Stationsreferenten in der Zeitschrift des o.-ö. Volksbildungsvereines „Der Volksbote" 1915 in einer Reihe von Nummern berichtet. Der Hauptsache nach ergibt sich aus dem genannten Zeitraume schon einiges, wenn auch Ergänzungen und Berichtigungen abzuwarten sind:

1. Unser Heimatland gehört zu den Gebieten, in denen Erdbeben in verschiedener Zahl und Stärke, aber nur mit mittlerer bis geringerer Häufigkeit auftreten.

2. Im ganzen Laufe der Landesgeschichte ist kein einziges von seinem Boden ausgegangenes Beben von schadenbringender Heftigkeit bekannt geworden, Menschenleben wurden nur, wie es scheint, ein einziges Mal (Reichersberg 1348) durch eine von auswärts ausstrahlende Erschütterung vernichtet.

3. Es folgen bebenreichere und ärmere Zeiten auf einander, sowohl nach Jahren, als nach Jahreszeiten und Tagesstunden. Das Winterhalbjahr — wie auch die Nachtstunden sind, wie in den anderen europäischen Ländern, durch größeren Bebenreichtum gekennzeichnet.

4. Die einzelnen geologischen Regionen 1. Alpen, 2. Massiv, 3. Vorland, sind in vorstehender Reihenfolge

absteigend durch Bebenhäufigkeit gekennzeichnet. In jeder Region gibt es wohl selbständige Erschütterungen, doch stehen diese an Zahl und Stärke gegen die von außen hereinreichenden zurück.

5. In jeder Region finden sich wieder erdbebenreichere und ärmere Landstriche, z. B. treten im Massiv das obere Tal der großen Mühl und der Donau, die Umgebung von Gallneukirchen und das Linzerbecken, wie der Massivabfall gegen das Vorland zwischen Schärding und Wels deutlich hervor.

6. Im Alpenvorlande ist das Tertiärgebiet um den Hausruck, wie auch die diluviale Traun-Ennsplatte sehr erdbebenarm, die größere Meldungszahl von Kremsmünster ist nur eine Folge der dortigen genaueren und längeren Beobachtungsreihe.

7. Die alpine Flyschzone ist erdbebenärmer als die Kalkberge; in den Kalkalpen sind die hochalpinen Umgebungen des Dachstein- und Todtengebirgsstockes, weil verwerfungsreich, öfter als die gefalteten Kalkvorberge erschüttert. Relativ bebenarm scheint das Alm-, untere Steyr- und Ennstal.

8. Das obere Trauntal und das obere Steyr- und Teichltal, insbesonders die Umgebung von Stoder und Windischgarsten sind bebenreicher und es lassen sich dem Gebirgsvorlaufe entsprechende Längs- und denselben schneidende Quer-Störungslinien erkennen, die sich auch außer Landes fortsetzen.

9. Die heimischen Erdbeben sind zumeist tektonischer Natur, es fehlen aber auch Relaisbeben nicht, einzelne lokale Beben, so insbesondere im Bereiche der Salzlager und in den höhlenreicheren Kalkstöcken dürften infolge Auslaugung des Untergrundes entstanden sein. (Einsturzbeben).

10. Von den Nachbarländern sind Steiermark und Niederösterreich bebenreicher, einzelne ihrer Stoßlinien setzen sich nach Oberösterreich fort (oberes Salzkammergut, Windischgarsten—Stoder). Auch unter dem Vorlande bis ins Massiv sind Fortsetzungen solcher Stoßlinien zu vermuten. Längs solcher werden Erschütterungen leichter fortgeleitet. Die Fortpflanzung erfolgt am besten aus den Quadranten um Südost, weniger leicht und daher mit rascherer Abschwächung aus Südwest, West und Ost, noch seltener aus Nordwest und Süd, am wenigsten aus Nord, unerhört aus Nordost.

Die auswärts entspringenden Beben gehen daher zumeist von den Ostalpenländern, seltener aus den Zentralalpen (Tirol, Schweiz) oder vom Mitteldeutschen Gebirgssystem aus.

Aber erst wenn längere Beobachtungsreihen und die Aufzeichnungen von geeigneten Instrumenten vorliegen werden, welche die sinnlichen Wahrnehmungen ergänzen und kontrollieren, werden sich verläßlichere Schlüsse ergeben.

Infolge der ungünstigen Zeitverhältnisse ist das Interesse für Erdbebenbeobachtungen etwas abgeflaut. Wer sich für die wissenschaftlichen Grundlagen interessiert, findet sie in den im Besitze des Landesmuseums befindlichen Werken: Hörnes R., Erdbebenkunde, Leipzig 1893. A. Sieberg, Handbuch der Erdbebenkunde, Braunschweig, Fr. Vieweg u. S., 1904. Hobbs-Ruska, Erdbeben. Leipzig, Quelle u. Steger, 1910, und den erwähnten Jahresberichten der Wiener Erdbebenkommission.

Gegenwärtig führt das Landesreferat Herr Rg.-Rat Prof. D. T. Schwarz, Direktor der Sternwarte und meteorologischen Hauptstation in Kremsmünster, der gerne bereit ist, Beobachtern die nötigen Behelfe zu übermitteln.

Die letzten Kapitularen von Mondsee nach Aufhebung des Stiftes.

Am 26. April 1784 war Abt Opportunus Dunkl gestorben. Derselbe war am 1. Oktober 1728 zu Puchheim (O.-De.) geboren und machte seine Studien zu Mondsee und dann am akademischen Gymnasium in Salzburg. Die feierliche Profeß legte er am 5. Oktober 1748 ab.

Hierauf hörte er Theologie und Jura in Salzburg und primizierte am 1. Jänner 1753. Er wurde Professor des Kirchenrechtes im Kloster, Professor der Poesie und Rhetorik am Gymnasium zu Mondsee und war von 1757 bis 1759 Professor der theoretischen Philosophie zu Salzburg. Am 3. November 1764 wurde er zum Doktor juris utr. promoviert und wirkte als Professor des Kirchenrechtes am Klerikal-Seminar zu Passau. Ich bin im Besitze eines Gemäldes (100 cm × 78 cm), welches den Mönch Opportunus als jungen Doktor darstellt, mit der Feder über einem aufgeschlagenen Buch in der Hand. Rechts zur Seite ist das „Decret an dem Würdigen, in gott Hochgelehrten unseren geistlichen Rath, stets getreuen P. opportun Dunkl, des hl. Benedicti ord. in den Closter Monnsee, Ph. Doctorn und dermahligen Profeßorn der gottes gelehrtheit in unser hiesigen Alumnat."

Als Professor machte er eine größere Reise nach Italien, besuchte Loreto, Monte Kassino, und Neapel. Als Pfarrer von Oberwang wurde er am 9. November 1773 zum Abte von Mondsee erwählt.

Am 9. Mai 1774 entstand im Markte Mondsee ein großer Brand, dem ein Teil des Ortes und ein großer Teil der Stiftsgebäude zum Opfer fielen. Ein Bild, das den verheerenden Brand darstellt, befindet sich im Pfarrhof von Mondsee. Der Wiederaufbau des Klosters verursachte dem Abt schwere Sorgen und Auslagen. Demungeachtet fand sich bei seinem Heimgange, daß er die Aktiven des Stiftes um 27.891 Gulden vermehrt und die Lasten um 2906 Gulden vermindert hatte. Der Vermögensstand des Stiftes war also ein äußerst günstiger. Das altehrwürdige Stift Mondsee samt der Herrschaft Wildeneck lag im landtäflichen Gültenbuch ein mit 138.009 fl. 03 kr., nach rektifizierter Dominikalfassion mit 241.442 fl. 15 kr. und zusammen mit dem Markte Mondsee in einem Gesamtwert von 243.009 fl. 30 kr. Die Burg Wildeneck stand auf einem Hügel im Irrsberg am westlichen Ufer des Irrsees. Sie wurde im 11. Jahrhunderte erbaut und im 16. Jahrhunderte aufgelassen. Noch 1506 wird der „Torwärtl" bei der Veste Wildeneck erwähnt. Heute steht die einstmals feste Burg als Ruine von nur mehr $7^1/_2$ Meter Mauerlänge im Tannendunkel.

Zur Herrschaft gehörten 1200 Untertanen und 5 Meierhöfe; und nebst der Hof- und Sägemühle, Taferne, Ziegelstadel, einem Dienerhaus und mehreren Häusern zu und bei Mondsee besaß das Stift noch je ein Haus in Linz, Krems und Klosterneuburg; zu Krems 18 Viertel, zu Klosterneuburg $86^1/_2$ Viertel Weingärten, sodann 16.920 Joch Wald. Es hatte Wildbahn und Reisgejaid, das Fischwasser über dem Mondsee und Zellersee (Irrsee), zum Teil auch über dem Abersee, Landgericht und Vogtei über alles, was zum Stifte

und grundobrigkeitlich zur Herrschaft Wildeneck gehörte, dazu das Patronatsrecht über die Spitalskirche (jetzt Privathaus des Dr. Franz Müller) und die Wallfahrtskirche „Maria Hilf", wie über alle vom Stift versehenen Pfarreien. Diese waren in Oberösterreich: Mondsee (die Pfarrkirche zum hl. Stefan), St. Wolfgang, Oberwang, Abtsdorf, Zell am Moos (als Pfarre errichtet 1778), dazu nach der Pfarreinteilungsresolution vom 6. März 1784 St. Lorenz in Wasserlos und Oberhofen; in Niederösterreich: Steinakirchen; in Salzburg: Straßwalchen mit der Filiale Irrstorf.

Am 5. Mai 1784 begab sich der Regierungsrat und Kreishauptmann Pilati mit dem Regierungssekretär Verlet zur Sperre nach Mondsee. Die Kommission fand, daß der verstorbene Prälat die Aktivkapitalien im schon erwähnten Ausmaß vermehrt und die Passiven vermindert hatte. Außerdem hatte er aber einen neuen Trakt, die vor 9 Jahren durch Feuer zerstörte Stiftskirche erbaut, die Wirtschaftsgebäude hergestellt und auch einem ansehnlichen Teile von Mondsee Hilfe geleistet.

In dem Berichte vom 23. Juli 1784 fand die Stiftungsbuchhalterei gegen die Wahl eines neuen Abtes nichts einzuwenden, zumal das Stift Mondsee nach der Resolution vom 6. März weiter bestehen sollte. Auch der Abt von Braunau als Referent bei Hof beantragte eine neue Abtwahl.

Nun kam aber unerwartet eine Maßregel, die selbst bei dem damaligen Regierungssystem überraschen mußte. Es war das Hofdekret vom 7. August 1784. „Da es keinem Zweifel mehr unterliegt", heißt es, „daß der Religionsfond nicht zureichend werden kann zur Bedeckung der Kosten der neuresolvierten Pfarreinrichtung und der Abgang wohl nicht anders als von daher, wo einiger Ueberfluß hervorsieht, ersetzt werden kann, so hat Se. Majestät befohlen, daß von den drei in Oberösterreich befindlichen Stiften: St. Florian, Lambach und Mondsee die zur Seelsorge tauglichen Geistlichen vorzüglich auf die neuresolvierten Exposituren ausgesetzt, den übrigen im Stifte Verbleibenden jährlich je 300 Gulden zur Verpflegung in communitate verwilliget, den Prälaten angemessene Pensionen bestimmt und der Ueberschuß dieser drei Stifte für den Religionsfond eingezogen werden solle. Die Stifte haben die Administration der Proventen noch weiter fortzuführen."

Nun stellte die Regierung am 11. August 1784 die Anfrage, ob mit Rücksicht auf dieses Dekret in Mondsee noch eine Abtwahl vorzunehmen sei, oder ob nicht die Administration dem Prior und Hofrichter oder letzterem und einem andern Prälaten übertragen werden solle. Darauf erfloß eine Erledigung von Wien am 15. September 1784: „Die Individuen in Mondsee haben in Kommunität zu verbleiben; für jeden werden 300 Gulden angewiesen. Die Administration ist von ihnen fortzuführen unter Leitung des Priors, der zugleich die Disziplin besorgen, jährlich Rechnung legen und den Ueberschuß an den Religionsfond abführen muß."

Das war also schon eine Art Aufhebungsdekret. Es langte am 6. Oktober 1784 in Mondsee ein und wurde von den Konventualen mit Verehrung entgegengenommen.

Sie versprachen, die weisen Absichten Sr. Majestät getreulichst zu erfüllen und durch sparsame, pflichtmäßige Haushaltung das Wachstum des Religionsfondes nach Vermögen zu fördern.

Der 69jährige Prior Liberat Mair[1]) resignierte am 12. Oktober 1784 in Ansehung seines hohen Alters auf die Administration; der Konvent brachte dann den Kämmerer, P. Georg Socher, als Administrator in Vorschlag.

Nun kam die bedeutendste staatskirchliche Angelegenheit in Oberösterreich, die Realdotation für das Bistum. Seit 1785 war die Sache ins Stocken geraten. Generalvikar und Domkapitel haben gebeten, mit Herrschaften von aufgehobenen Klöstern oder Stiften dotiert zu werden. Es wurde eine eigene Kommission angeordnet und an die Hofkanzlei Bericht erstattet. In Vorschlag wurden gebracht: Garsten, Gleink, Baumgartenberg, Engelszell und Mondsee. Die Stifte, mit Ausnahme von Mondsee, stünden leer, die wenigen Priester in Mondsee könnten nach Lambach oder Kremsmünster transferiert werden, und tatsächlich kam es nach längeren Verhandlungen so weit, daß mit Hofkanzleidekret vom 20. Oktober 1791 dem neuernannten Bischof von Linz, dem ehemaligen Domscholastikus bei St. Stephan in Wien, Josef Anton Gall, von Kaiser Leopold die

[1]) Bei P. Pirmin Lindner: Mayr, bei Dr. Hittmair: Mayer.

Herrschaften Mondsee, Garsten und Gleink mit einem Erträgnis von 24.082 Gulden zugeteilt wurden. Die Güter sind derart zu übergeben, daß der Abschluß mit 1. November 1791 angenommen wird.

Es kam nun ein Mann auf den Bischofsitz von Linz, der den Mönchen entschieden kein Freund war.[2]) Am 3. November 1791 reiste die Kommission zur Uebergabe Mondsees von Linz ab. Kommissionsleiter war Eybel; ihm waren beigegeben: Statzer, Schwingheim, Petermandl und Kreuzer. Als Architekt interoenierte Mantinelli. An der Kommission nahmen geistlicherseits gleichfalls teil: der Bischof, Konsistorialrat Stadler und der Kanzler Rechberger. Am 5. November war die Uebergabe.

Somit wurde an diesem Tage (5. November 1791) das Stift Mondsee förmlich aufgehoben, eine Stätte, die seit 748, also über ein Jahrtausend, rühmlichst bestand und stets ein Brennpunkt der Kultur und Wissenschaft gewesen!

Am 5. November 1791, nach beendetem Gottesdienste, versammelte sich die Kommission, der Bischof mit seinen Räten und die Stiftsgeistlichen (Administrator P. Georg Socher, der alte Prior, P. Liberat Mair, 2 Valetudinarii, der Pfarrer und 3 Kooperatoren) mit den weltlichen Beamten im Speisesaal. Die kaiserliche Entschließung, welche die Aufhebung des Stiftes (antiquissimi Monasterii) enthielt, wurde publiziert, die Manifestationseide abgenommen.

Der Prior, P. Liberat Mair und die zwei Valetudinarii baten, nicht in ein anderes Stift übersetzt zu werden, sondern in ihren Zellen verbleiben zu dürfen. Es wurde ihnen gestattet, so lange mit dem Gebäude keine Aenderung getroffen werde; doch mußten sie für die Herhaltung der Wohnung aufkommen. Würde eine Aenderung geschehen, so könnten sie an jedem beliebigen, mit Einwilligung des Bischofs gewählten Ort, ihre Pension verzehren. Socher ging als Pfarrer nach Straßwalchen. Nach beendeter Inventur von Mondsee wurde das Uebergabsprotokoll verfaßt und gefertigt.

Bischof Josef Anton Gall nahm nun die Belehnung mit Mondsee vom Regensburger Bischof Josef Konrad Schroffenberg.

[2]) Dr. Hittmair: Klostersturm, S. 399.

Die noch überlebenden 25 Mondseer Mönche, welche teils bei den neuen Pfarreinrichtungen, teils anderwärtig verwendet wurden oder in Pension gingen, haben nachfolgende Posten und Stellungen versehen:

1. P. Liberat Mair, geboren zu Salzburg am 19. September 1716, machte Profeß am 11. November 1736, war Prior seit 1771 und zugleich Novizenmeister und Administrator nach dem Tode des letzten Abtes Opportunus II. Er starb in Mondsee am 20. Dezember 1795.

2. P. Koloman Dellmor, geboren zu Peuerbach (O.-Oe.) am 1. November 1728, Profeß: 29. September 1749. Er war Pfarrer in Oberwang, Pfarrer in Steinakirchen (N.-Oe.) und ist daselbst am 13. Jänner 1794 gestorben. — In Steinakirchen befindet sich nach dem Berichte des Hw. Herrn Schulrates Prof. P. Josef Schock von Seitenstetten ein Denkmal des Verewigten. Es ist ein Säulenstumpf aus Sandstein von 3/4 Meter Höhe, dessen Aufsatz jedoch fehlt. An demselben ist eine 50 Zentimeter hohe Sandsteinplatte angelehnt, welche die Form eines Rhomboides hat und nachfolgende Inschrift trägt: „Hier ruhet Herr P. Koloman Delmor, Benediktiner von Mondsee in Oberösterreich, 14 Jahre allhier gewester Pfarrer. Ein großer Wohltäter der Armen. Er ist (alt 65 Jahre) den 13. Jener 1794 selig im Herrn entschlafen. Er ruhe in Frieden. Amen."

3. P. Bernhard Lidl, geboren zu Ischl am 23. März 1731, Profeß am 5. Oktober 1751; wirkte als Kooperator in Straßwaichen, Kooperator in Steinakirchen (N.-Oe.), Kooperator in St. Wolfgang und zuletzt als Schloßkaplan in Wolfpassing, wo er am 30. Juni 1804 verschied. — Ein Grabdenkmal konnte in Wolfpassing bei Steinakirchen nicht aufgefunden werden.

4. P. Heinrich Sarsteiner, geboren zu Ischl am 6. Juni 1734, Profeß am 6. Oktober 1754. Er war Kämmerer und Kellermeister und starb als Pensionist in Ischl am 4. Juni 1804.

5. P. Roman Gschwentner, geboren zu Salzburg am 30. Oktober 1738, Profeß: 11. November 1759; Aemter: Custos, dann in der Seelsorge zu St. Wolfgang, Straßwalchen und Oberwang; resignierte auf letztere Pfarre und starb als Pensionist bei seinen Eltern in Salzburg am 2. Dezember 1806.

6. P. Anton Aimer, geboren zu Timelkam am 30. September 1735, machte Profeß am 11. November 1762; er wurde Kooperator in Steinakirchen (N.-De.), dann Vikar in Zell a. Moos und Abtsdorf und ist, 3 Wochen nach Aufhebung des Stiftes, in Mondsee am 22. November 1791 gestorben.

7. P. Beda Braunhofer, geboren zu Mondsee am 19. Dezember 1743, Profeß: 30. September 1764; er fungierte als Sonntagsprediger an der Stiftskirche, als Kooperator in Steinakirchen (N.-De.) und St. Wolfgang und starb als Pfarrer zu Prägarten (O.-De.) am 12. Juli 1808 und wurde wohl auf dem 1848 aufgelassenen Friedhof, an dessen Stelle sich heute ein Obstgarten befindet, bestattet. Ein Grabdenkmal ist nicht erhalten. P. Beda Braunhofer scheint seinen Klosternamen abgelegt zu haben, da er in der Sterbematrik als Anton B. aufscheint.

8. P. Georg Socher, geboren zu Neumarkt in Salzburg am 6. August 1747, Profeß legte er ab am 28. Oktober 1765. Seine Aemter waren: Professor der Philosophie zu Salzburg (1774—1775), dann Kämmerer und nach dem Tode des letzten Abtes Opportunus und nach der Resignation des P. Liberat Mair, Administrator des Stiftes bis zur Aufhebung (1791). Hierauf Pfarrer in Straßwalchen, als welcher er am 26. November 1807 starb. Auf seinem Grabdenkmale in Straßwalchen lesen wir: „Hier Ruhet der Hochwürdige Hochgelehrte Herr Georg Socher, Profeß des im Jahre 1791 aufgelösten Benediktinerstiftes Mondsee und Pfarrer zu Straßwalchen allhie, welcher im 60. Jahre seines Alters, nachdem er 16 Jahre der Pfarre rühmlich vorstand, Gottselig entschlafen war am 26. November 1807." — Im Pfarrhofe zu Straßwalchen befindet sich ein Oelgemälde mit nachfolgender Inschrift auf der Rückseite: Georgius Socher, Profeß des Benediktiner-Stiftes Mondsee, Professor der Mathematik zu Salzburg, Pfarrer zu Straßwalchen von 1791 bis 1807. Ignaz Jäger, Wildenau pinxit 1807.

9. P. Gregor Neuhauser, geboren zu Böcklabruck am 6. November 1747, machte Profeß am 11. November 1766 und war Stiftsökonom, dann Kooperator in Steinakirchen (N.-De.) und St. Wolfgang und starb als Pfarrer von St. Wolfgang am 4. Juli 1822. Im Sterbebuche zu St. Wolfgang steht: „Am 4. Juli 1822 verschied, Markt 1, Michael Neuhauser, Pfarrer, in seinem 75. Lebensjahre, vom Schlag getroffen." P. Gregor Neuhauser hat also seinen Klosternamen abgelegt und nannte sich wahrscheinlich nach seinem Taufnamen Michael. Nach Mitteilungen des Herrn Pfarrers Josef Rohrmoser, „sollen Grabsteine von Mondseer Exbenediktinern vorhanden sein. Selbe befanden sich früher in der Kirche. Sie wurden aber herausgenommen und liegen dermalen übereinandergeschlichtet in der Totenkammer. Da dieselben sehr schwer sind, können sie ohne Arbeiter nicht untersucht wurden. Es liegen Grabsteine von Laien und Priestern durcheinander. Diese Steine sollen über bischöflichen Wunsch an der Kirchenmauer eingesetzt werden."

10. P. Bonifax Bruckmayr, geboren zu Oberwang am 1. Mai 1743, legte Profeß ab am 11. November 1766 und war zuerst Kooperator in Steinakirchen (N.-De.), dann Stiftsökonom und von 1785 an, während der Zeit der Administration und dann seit der Aufhebung des Stiftes bis zu seinem, am 8. Mai 1833 erfolgten Ableben Pfarrer in Mondsee. Er war **der letzte aller überlebenden Mondseer Mönche** und am Friedhofe zu Mondsee begraben worden, wo ihm der Herrschaftsinhaber, Marschall Fürst von Wrede, ein hübsches Denkmal setzen ließ. — Dieses wurde 1915 über meine Veranlassung, um es vor weiteren Witterungsunbilden zu schützen, ins Priester-Epitaphium übertragen, wo es, von Epheu umrankt, eine würdige, bleibende Stätte fand. Die Inschrift auf diesem Denkmal in Pyramidenform lautet: „Zur Erinnerung an den Hochwürdigen Jubel-Priester, Herrn Bonifazius Bruckmayr, letzten Konventualen des Stiftes Mondsee und würdigsten Pfarrer von Mondsee, gestorben den 8. May 1833, im 91. Jahre seines Alters, im 69. Jahre seines Priestertums, im 48. Jahre seines Pfarramtes in Mondsee (am Grabdenkmale des P. Bonifaz steht im 48. Jahre seines Pfarramtes in Mondsee, von 1785—1833 = 48 Jahre, was auch richtig ist), widmet dieses Denkmal aus besonderer Achtung der Herrschafts-Inhaber Karl Philipp Fürst von Wrede."

11. P. Raphael (Andreas) Kleinsorg, geboren zu Hopfgarten (Tirol) am 17. Jänner 1747; Profeß am 13. November 1768. Aemter:

Kooperator in Steinakirchen (N.-Oe.), Professor der II. Grammatikalklasse in Salzburg (1774—1777), dann sieben Jahre Lehrer der Rhetorik und zugleich Praefectus Gymnasii. Ende des Schuljahres 1784 kehrte er nach Mondsee zurück, weil er schon die Aufhebung des Klosters befürchtete und als Abwesender die Pension verloren hätte. Er wurde zunächst Pfarrer in Zell am Moos (1784) und dann 1792 Pfarrer in Abtsdorf, wo er zur Restauration des Pfarrhauses 4000 Gulden beitrug. Ein Gichtleiden nötigte ihn, um eine Pfarre einzureichen, wo ihm ein Hilfspriester zur Seite wäre und er erhielt die Pfarrei Eberschwang bei Ried im Innviertel (1810), wo er auch am 2. Februar 1821 starb. Im „Salzburger Amtsblatte" vom Jahre 1822 steht ein ausführlicher Nachruf für ihn. Dort werden auch seine großen Verdienste um das Volksschulwesen gebührend gewürdigt. Er gab eine Anzahl von Lehrbüchern, namentlich geogr.-historischen Inhaltes heraus, sowie ein Lustspiel: „Der Geburtstag", welches von den Edelknaben des Erzbischofs Hieronymus Grafen von Colloredo von Salzburg (1772—1803) zu dessen Ehren aufgeführt wurde. Auch schrieb er (1810) ein Buch: „Väterliche Worte an die junge Mannschaft und Landwehr im wirklichen Königsdienste des Königreichs Bayern." An der Mauer der Pfarrkirche Eberschwang befindet sich unmittelbar an der Epistelseite des Marienaltares sein Grabstein, eine gewöhnliche, lichtbraune Marmortafel (81×51 cm), $1^1/_2$ Meter vom Erdboden auf, mit folgender Inschrift: „Hier ruhen die irdischen Reste des Hochwürdigen und Hochgelehrten Raphael Kleinsorg. Als Benediktiner von Mondsee war er von 1774—1784 Professor und 7 Jahre zugleich Präfect im Gymnasium zu Salzburg. Er erwarb sich durch seine Schriften in ganz Deutschland großen Ruhm. Hierauf ward er Pfarrer zu Zell am Moos, dann zu Abtsdorf und endlich zu Eberschwang. Ueberall war er seiner Gemeinde Vater und Freund und Allen Alles. Er starb am 2. Februar 1821 im 75. Jahre seines Alters und im 50. seines Priesterthums. Gott verleih ihm die ewige Ruhe."

12. P. Magnus Lang, geboren zu St. Wolfgang am 29. Dezember 1744; Profeß am 13. November 1768; er war Kooperator in St. Wolfgang, in Straßwalchen und starb als Pensionist am 15. März 1807 zu St. Wolfgang.

13. P. Josef Scherb, geboren zu Frankenmarkt am 28. März 1749; Profeß: 30. November 1769. Derselbe fungierte als Kooperator in Straßwalchen, dann als Kellermeister im Stifte und starb als Pensionist am 30. April 1806 in Mondsee.

14. P. Joachim Krueg, geboren am 21. August 1749 zu Mondsee, machte Profeß am 25. November 1771. Er war der erste Pfarrer der 1784 neuerrichteten Pfarrei Oberhofen, resignierte 1792, wurde dann Aushilfskaplan in Mattighofen und starb als Schloßkaplan zu Puchheim am 24. September 1810. Ein Grabdenkmal oder eine Gedenktafel ist, weder von diesem, noch von einem anderen Schloßkaplan von Puchheim, von denen mehrere im Schlosse zu Puchheim gestorben sind, vorhanden.

15. P. Leopold Lackner, geboren am 29. September 1748 zu Mondsee, Profeß: 21. März 1772. Aemter: Kustos, Kooperator in Steinakirchen (N.-Oe.), Pfarrer in Mendling (Diözese St. Pölten), gestorben am 18. Jänner 1817 in Lassing.

16. P. Amand Zaunrieth, geboren am 29. September 1744 zu Mondsee, legte am 8. Dezember 1773 Profeß ab, wurde Kooperator in Straßwalchen und starb als Pensionist in Mondsee am 30. April 1814.

17. P. Placidus Windpichler, geboren in Straßwalchen am 24. Jänner 1751; Profeß am 4. Februar 1776. Derselbe war durch 48 Jahre Kooperator in St. Wolfgang und starb dort als solcher am 19. Oktober 1826. Er war, wie Otto Schmid sagt, ein heiligmäßiger Mann, eifrig in der Seelsorge und verzichtete freiwillig auf jede andere Stellung. Sein Grab wurde stets von vielen Andächtigen besucht.

18. P. Wolfgang Wulzinger, geboren am 18. Oktober 1751 zu Straßwalchen, legte am 16. Mai 1776 die Profeß ab, wurde Kustos im Stifte, dann Kooperator in Straßwalchen und starb als Aushilfsgeistlicher in Vöcklamarkt am 22. Dezember 1822. Sein Grabdenkmal ist nicht erhalten.

19. P. Athanasius Wischrall, geboren zu Grazen (Böhmen) am 4. Mai 1754; Profeß am 11. November 1777; er fungierte als Sonntagsprediger an der Stiftskirche, wurde erster und einziger Expositus zu St.

Lorenz in Wasserlos vom 3. Juli 1784 bis 25. Juli 1811. (Neuerrichtete Expositur, die wieder aufgelassen wurde). Dann resignierte er und starb als Pensionist am 20. November 1820 zu Mondsee.

20. P. Augustin Leyrer, geboren am 2. Mai 1755 zu Krumlau (Böhmen), er legte Profeß ab am 13. Mai 1779, wurde Professor der Moraltheologie im Stifte und starb als Pfarrer von Oberhofen am 29. Oktober 1805. In der Friedhofkapelle zu Oberhofen befindet sich rechts vom kleinen Altar eine in die Wand eingelassene **Blechtafel**, 68×45 cm, mit dem Bilde des Verewigten im Benediktinerhabit vor einem Altar knieend. Auf dem Altar stehen zwei Leuchter und in deren Mitte ein goldener Kelch von einer herabhängenden Stola bedeckt. Im Inschriftenfelde steht: „Christliches Andenken des in Jesus entschlafenen Hochwürdigen Herrn Augustin Leyrer, welcher 2 Jahre und 3 Monate Pfarrer allhier, nemlich vom August 1803 bis zum November 1805, und starb zur Zeit des französischen Einfalls von Allen beweint. Sein Andenken lebt fort in dem Herzen derjenigen, die ihn kannten."

21. P. Mauritius Meingast, geboren zu Zell am Moos, am 6. Juli 1754; Profeß am 11. November 1779. Er amtierte als Kooperator in St. Wolfgang, in Straßwalchen, als Kooperator in Oberwang und seit 1800 als Pfarrer in Senftenbach (O.-Oe.), wo er als solcher den 19. Februar 1811 starb. An der Außenseite, der Nordostecke der Pfarrkirche, 1 Meter vom Erdboden hoch, befindet sich eine Gedenktafel (60×60 cm) an P. Mauritius Meingast. Selbe trägt, wie mir Herr Schulleiter Karl Alt schrieb, folgende Inschrift: Alhier Ruhet Der Hochwürdige Herr Moritz Meingast, gewesener Schullehrer-Sohn von Zell am Moos, Exbenediktiner von Mondsee: durch 11 Jahre Pfarrer Alhier, starb nach Empfang d. H. Sterpsakrament 55te Jahr Seines Rumvolen Alter d. 19. Febr. um 8 Uhr abens 1811. Gott gebe Ihm die Ewige Ruhe.

22. P. Benedikt Bauregger, geboren den 16. Februar 1737 zu Siegsdorf in Bayern, Profeß am 4. April 1780. War zuerst Weltpriester, als welcher er 1761 primizierte. Seine Aemter im Stifte waren: Kustos, dann wurde er Kooperator in Straßwalchen, wo er für den Schul- und Armenfond sehr viel wirkte. Er starb daselbst am 9. Februar 1809.

23. P. Christoph Vordermeisner, geboren am 12. Dezember 1755 zu Bruck im Pinzgau. Profeß machte er am 4. April 1780. Er war von 1793 bis 1802 Pfarrer in Oberhofen, von 1802 bis 1812 Pfarrer in Unterach, und von 1812 bis zu seinem Ableben am 16. Oktober 1831, Pfarrer und Dechant in Taxenbach (Erzdiözese Salzburg), wo er seine letzte Ruhestätte fand. Die letzten Jahre seines Lebens war er ganz erblindet.[3]) Thomas Christoph Vordermeißner ist, wie mir Hw. Herr Dechant Peter Buchner mitteilte, an der Kirchenmauer rechts vom Eingange in die Sakristei (Ecke) begraben. Daselbst befindet sich auch, 1 Meter über dem Erdboden, der Grabstein (76×39 cm) an den Verewigten, eine Gedenktafel aus weißem Marmor mit der Inschrift: „Hier ruht der Hochwürdige Herr Thomas Christoph Vordermeißner, f. e. geistl. Rath, Pfarrer und Dechant zu Taxenbach, welcher seiner lieben Gemeinde 19 Jahre eifrig vorstand. Geboren zu Bruck am 12. Dezember 1755, gestorben am 16. Oktober 1831. Sanft ruhe seine Asche." Dechant Vordermeißner galt als ein besonders frommer, ungemein wohltätiger Priester und war sehr beliebt. Seine Wohltätigkeit kannte keine Grenzen. Oefter verschenkte er sein letztes Paar Schuhe an Arme. Durch mehrere Jahre war er ganz erblindet. Trotzdem hielt er noch an Sonn- und Feiertagen das Frühamt, bei dem er eine kurze Ansprache an die Gläubigen hielt und das Evangelium aus dem Buche vorlas, als ob er sehend wäre. Er kannte nämlich die Evangelien des ganzen Jahres auswendig. Als Andenken an ihn befinden sich heute noch in der Pfarrkirche zu Taxenbach Kanontafeln mit vergoldeten Holzrahmen, deren mittlere die eigenhändige Unterschrift des Edlen trägt: „Thomas Christoph Vordermeißner, Dechant und Pfarrer zu Taxenbach, hat diese Kanontafeln zum Andenken beigeschafet an. 1822."

24. P. Walther Schaefler, geboren zu Laufen (Salzburg) am 8. April 1755. Profeß: 4. April 1780. Aemter: Kooperator in Mondsee; seit

---

[3]) Vom Dekanat-Pfarramt Taxenbach dd. 1. August 1918, Z. 484, erhielt ich folgenden Bescheid: „In den Matriken zu Taxenbach steht: Vordermeissner. Vom Jahre 1822 an steht auf jeder Seite des Taufbuches: Thomas Christ. Vordermeisner. Seine letzte Eintragung stammt vom 31. Oktober 1828."

1796 Katechet an der Normalhauptschule in Steyr, wo er am 23. September 1814 an Schlagfluß gestorben ist; er wurde nach dem Sterbebuche der Vorstadtpfarre Steyr daselbst begraben. Er war 59 Jahre alt und Katechet an der Hauptschule in Stadt Steyr. Ein Grabdenkmal war nicht aufzufinden.[4])

25. P. Coelestin Schindlauer, geboren am 24. Mai 1756 zu St. Georgen im Attergau. Profeß: 4. Juni 1780; er war der letzte Mönch, der in Mondsee die Profeß ablegte. Zuerst wirkte er als Kooperator in Oberwang, dann als Expositus in Steinbach am Attersee und zuletzt als Schloßkaplan zu Kammer a. A., als welcher er am 18. Februar 1831 verschied. Ein Grabdenkmal ist nicht vorhanden.

Damit waren die letzten Säulen der einstmals geistigen Hochburg gefallen; es gab keine Mondseer Mönche mehr! Einer folgte dem andern ins stille Grab. Die alte Klosterherrlichkeit aber und ihre segensreiche Kultur war dahingegangen, dahin für immer!

Mondsee, im August 1918, — 1170 Jahre nach der Gründung der ersten Agilulfingenstiftung in Oberösterreich, des „Monasterium Sancti Michaelis in Maninseo."

Schuldirektor M. Lindenthaler,
Korrespondent des Bundesdenkmalamtes.

...

Mauten im Landgerichte Wartenburg.

Quelle: Das Archiv in Wartenburg.

Unter den Abgaben spielten die Mauten eine hervorragende Rolle. Es gab Mauten zu Wasser und zu Land, allbekannt sind die Mauten zu Aschach und Mauthausen an der Donau, weniger die Flußmaut zu Wartenburg. Diese Mauten flossen ungeschmälert in den Säckel des Inhabers, andere aber wurden an Straßen zur Herhaltung derselben errichtet, ihr Erlös wurde dann bestimmungsgemäß verwendet, der Ueberschuß fiel wieder der Gutsherrschaft oder dem Privilegiumsinhaber zu.

Maut können auch die Standgelder bei den Jahrmärkten und Kirchtagen genannt werden.

Die Floßmaut auf der Vöckla bei Wartenburg ist eine der ältesten im Lande. Ueber den Ursprung derselben ist keine Kunde erhalten, sie stammt wohl aus der ersten Besiedlung der Gegend her, als die Wartenburger ihr Besitztum an der Vöckla und damit auch das Recht des Fischfanges und das Wasserrecht neben anderen gutsherrlichen Rechten erhielten, vielleicht hängt sie mit der Besiedlung des bambergischen Besitzes im Attergau im 11. Jahrhundert und dem damit einsetzenden regen Handel zusammen. Um das Jahr 1400 wurde ihr Erträgnis auf 7 Pfund Pfennig geschätzt. Wenn die Abgabe von jedem Floß, wie 100 Jahre später, 6 Pfennig Schwarzgeld oder 8 Pfennig Weißgeld betrug, so wären um 1400 jährlich 200 Flösse auf der Vöckla gefahren, eine sehr hohe Zahl, wenn man bedenkt, daß dieselbe erst bei Vöcklamarkt flößbar wird.

1530 fuhren 45 Flöße an Wartenburg vorüber, die Einnahme betrug 1 Pfd. 4 Sch. Pfennig und blieb in diesem Jahrhunderte ziemlich gleich. Gegen Ende des 16. Jahrhundertes besserte sich der Erlös dieser Maut, so daß sie 1596 von 49 Flößen und 9 Zillen 5 Pfund Pfennig betrug, dann aber machte sich ein Abflauen der Einnahmen bemerkbar, das vielleicht mit der Aufmerksamkeit des Einsammlers zusammenhängt. Während nämlich bis etwa 1620 dieselbe vom Fischer am Fischlehen unterhalb des Schlosses Wartenburg eingehoben wurde, der dafür eine angemessene Belohnung erhielt (1597—1601 ist als seine Belohnung 1 Schillg. 2 Pfg. verzeichnet), wurde später diese Abgabe vom Lederer Mümbler zu Timelkam, jetzt Nr. 36, eingehoben, der nichts dafür erhielt, daher wohl auch weniger achtsam war, und deshalb auch weniger ablieferte. Diese Maut mußte in einer versperrbaren Büchse eingesammelt werden. Am 11. Mai 1623 wurde dieselbe in Gegenwart des Herrn Magisters eröffnet; es waren 1 fl. 1 Schillg. 6 Pfennig in derselben, „so aber lautter Khupfer vnd gar nichts nuz, sondern noch beysamen ist". Bis 1651 hob sie der Lederer ein, als aber die Ledererwerkstätte in diesem Jahre flußabwärts in das jetzige Ledererhaus Nr. 11 verlegt wurde, der Lederer Wolf Schäder hatte es gekauft, wurde

[4]) Auch von mehreren andern sind Grabdenkmäler oder Gedenktafeln nicht vorhanden. Jene, die in Mondsee als Pensionisten starben, wurden wahrscheinlich in der alten Mönchsgruft, welche sich im nördlichen Turme der Stiftskirche befand, oder am Coemeterium parochiale beerdigt. Grabsteine von diesen oder Denkmäler habe ich keine gefunden. Das Denkmal, das der Marschall Fürst von Wrede dem Pfarrer P. Bonifaz Bruckmayr, gestorben 8. Mai 1834, setzen ließ befindet sich schon am neuen Friedhof, der 1815 angelegt wurde.

die Einsammlung der Flozmaut an Wolf Grueber, Schneider, gegeben, der sein Haus neben dem ehemaligen Lederer-hause hatte. Der Ertrag schwankte zwischen 1—2 fl.

Wann diese Maut einging, ist nicht bekannt, aber noch 1729 wurden von jedem Floß oder Zillen 2 Kreuzer Maut vom Schneider in Timelkam eingehoben.

Eine sehr alte Maut, deren Ursprung ebenfalls in Dunkel gehüllt ist, war die Maut bei der Timelkamer Vöcklabrücke. Im Urbar von Wartenburg vom Jahre 1542 scheint sie nicht auf, hat also vielleicht damals noch nicht bestanden, 1570 aber war ihr Ertrag 7 Schilling 10 Pfennig und stieg 1603 auf 1 fl. 5 Schilling 4 Pfennig, um 1623 den Betrag von 2 Gulden 4 Schilling zu erreichen. Das steigende Erträgnis hängt mit dem starken Aufblühen des Marktes Timelkam zu Beginn des 17. Jahrhunderts zusammen. Als Wolf v. Polheim am 24. September 1603 seinem Pfleger Wolf Niedermayr die Grundobrigkeit über das Grünbacher'sche Haus (so genannt nach dem damaligen Besitzer Abraham Grünpacher, nachmals Pfleger in Freyn) schenkte, daher Freihaus genannt, wurde ihm unter anderen Rechten auch die Mautfreiheit mit seinen Fuhren über die Vöcklabrücke, wenn die Vöckla groß ist, zugesprochen. In dem Vergleiche zwischen den Herrschaften Wartenburg und Puchheim vom 2. Juni 1660 wurde festgelegt, daß in Zukunft Puchheim für die eigenen Fuhren bei der Maut in Timelkam frei sein solle, dagegen solle auch Wartenburg mit seinen Fuhren bei der Kettenmaut über das Puchheimer Hoffeld oder bei dem Schrankbaum zu Oberstaß mautfrei sein. Desgleichen sollten auch die beiderseitigen Untertanen mit ihren Robot- und anderen den Herrschaften angehörigen Fuhren keine Maut zahlen.

Als im Jahre 1691 dem Wirte in Trattberg (Puchkirchen) das mautfreie Fahren über die Timelkamer Brücke verwehrt und das Bier zur Deckung der Maut mit Beschlag belegt wurde, brachte die Herrschaft Puchheim auf Grund des Vergleiches vom 2. Juni 1660 die Klage ein. Beiderseits fürchtete man wohl den Ausgang des Rechtsstreites, denn die Herrschaften schlossen am 24. Oktober 1692 neuerdings einen Vertrag ab, in welchem Puchheim die gerichtliche Aktion „wegen Restituierung der geforderten Maut und ersauerten 10 Eimer Bier" aufzuheben versprach, dagegen solle die Herrschaft Wartenburg oder der Markt Timelkam verbunden sein, „sich fürderhin von dem Getränk, so der Wirt am Trattberg bei der Herrschaft Puchheim nehmen und über die Timelkamer Brucken führen wird, es sei Wein oder Bier, der Mautforderung zu enthalten." Diese Maut forderte zuerst die Herrschaft Wartenburg, seit 1624 aber der Markt Timelkam ein, 1663 noch von jedem Wagen einen Kreuzer, 1726 aber schon von einem beladenen Wagen 2 Kreuzer und von jedem Stück Rind oder Pferd 2 Pfennig. Für die Maut hatte der Markt die Verpflichtung, die Vöcklabrücke zu erhalten. Anfangs der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts forderte die Regierung einen Nachweis über die Verleihung dieser Maut, da er aber nicht erbracht werden konnte, wurde sie mit dem Erkenntnisse des Kreisamtes Wels vom 26. April 1832 aufgehoben, vom Markte aber noch 1835 eingehoben, dann aber aufgelassen; damit fiel auch die Erhaltung der Brücke wieder an die Herrschaft Wartenburg zurück.

In den Jahren 1684—1713 wurde auch bei der Brücke zu Wartenburg zur Herhaltung des neuen Weges zum Schlosse eine Wagenmaut eingehoben, die aber nur wenige Schillinge trug.

Eine sehr alte Maut war ferner die sogenannte Mattighofner Maut. Sie hat ihren Namen davon, daß sie am Dienstag und Mittwoch 8 Tage vor dem Mattighofner Markte, der am Faschingtage war, eingehoben wurde, also an man die Pferde zu diesem Markt brachte. Sie wurde auf der Straße zwischen Thalham und Erlach bei der steinernen Säule, welche die Landgerichte Kammer und Wartenburg schied, eingehoben, also bei der jetzigen Haltestelle der Bahn Vöcklabruck—Kammer. Die erste Nachricht von dieser Maut stammt aus dem Jahre 1576, das Erträgnis war 1 fl., stieg aber bedeutend, 1576 war es 13 fl., 3 Schilling, 25 Pfennig, sonst 4—6 fl. Im Jahre 1598 war der Mattighofner Markt wegen des vielen Schnees eingestellt. 1600 nahm der Hofamtmann, der diese Maut einzufordern hatte, von 24 Pferden zu 12 Pfennig an Maut 1 fl. 1 Schilling 18 Pfennig ein, während die Mattighofnermaut in Schwanenstadt, wo sie an den gleichen Tagen eingehoben wurde, von 38 Pferden zu 12 Pfennig den Betrag von 1 fl. 7 Schilling 6 Pfennig eintrug.

Noch 1653 nahm man 3 Schilling 6 Pfennig ein, vom folgenden Jahre angefangen aber nichts mehr, obwohl sie alljährlich in den Rechnungen aufschien. Diese Maut wurde eingehoben von jedem Roß, das an der Hand geführt wurde (vom Sattelroß nicht). Trieb aber ein Roßtauscher die Pferde über Eiding und umging so die Maut, so sollte er nicht allein gestraft werden, sondern auch die Pferde sollten verfallen sein.

An diesen Tagen nahmen die Kammerschen Amtleute keine Maut an dieser Stelle ein, wohl aber in den Fasten- und anderen Märkten. Beiden war es gestattet, das fremde Landgericht zu betreten, doch war dies kein Recht, sondern nur gütliches Uebereinkommen.

Eine weitere Maut war 1663 zu Bergern; Hans Stockinger am Hirschengute nahm von jedem Stück Vieh, welches aus dem Landgerichte getrieben wurde, Pferd oder Rind, einen Groschen, vom kleinen Vieh aber, Ziegen, Schafen und Schweinen je 4 Pfennig Maut.

Zu Hinter-Aerbming wurde 1663 die gleiche Maut eingehoben.

An den Wolfsegger drei Jahrmärkten wurde auf dem Hügel neben der Kirche zu Ottnang, sowie auch in Teisenham der gleiche Betrag als Maut erhoben.

Im Jahre 1708 erscheint zum erstenmale eine Maut auf den beiden Viehmärkten zu Timelkam, die 3 fl. 6 Schilling trug, noch heute wird sie vom Markte Timelkam eingehoben und erreichte zur Zeit der Blüte dieser Märkte ein hohes Erträgnis, es waren oft 4000—5000 Stück Vieh auf dem Markte. 1714 entfiel wegen der „Condagion" der Michaeli- und Leopoldimarkt, der Weltkrieg schädigte sie ungeheuer, doch werden sie nicht ganz verschwinden.

1710 wurde zum erstenmale beim Schrankbaum beim Dienerhause zu Wartenburg eine Wagenmaut von jedem schweren Wagen (Wein-, Güter-, Pall- oder Getreidewagen) 16 Pfennig, von jedem leichten Wagen, worunter auch Scheiter- und Schindlfuhren zu rechnen sind, 8 Pfennig genommen, nur die nach Kammer gefahrene Gerste und die Malter in die Hofmühle waren frei.

Im gleichen Jahre wurde zu Außer-Hafling bei den 2 Böcklabrucker Märkten eine Mautwacht aufgestellt, die nur 7 Schilling, 1714 aber schon 2 fl. 20 Pfennig eintrug.

1726 wurden obige Mauten noch eingehoben.

Ferner bestand an den 4 Böcklabrucker Jahrmärkten bei der P. P. Paulaner Kalchofen an der Landstraße eine Maut, u. zw. zu St. Albani im März, St. Urbani im Mai, St. Egydi im September und St. Andrei im Dezember. Sie wurde genommen von jedem Stück Vieh, das auf diesen Märkten erkauft und außer Land getrieben wurde, u. zw. von einem Pferd, das Eisen hat 1 Schilling, von einem Paar Ochsen 1 Schilling 2 Pfennig und von einer Kuh 16 Pfennig. Diese Maut wurde 1718 samt einem Stück Landgericht von Kammer erkauft und vorher von dieser Herrschaft eingenommen. Da das Archiv zu Kammer leider zerstreut wurde, kann über den Ursprung und die früheren Schicksale dieser Maut nichts berichtet werden.

Von der Herrschaft Kammer wurde 1718 auch die uralte Viehmaut zu Unter-Pilsbach erkauft. Von jedem auf den Böcklabrucker Jahr- und Wochenmärkten erkauften und aus dem Landgericht zu treibenden alten Pferd waren 2 Schilling, vom Füller 1 Schilling, von Kuh, Ochs oder Stier 16 Pfennig Maut zu erlegen. Diese Maut nahm der Besitzer des Jakobengutes in Unterpilsbach in einer versperrten Büchse ein.

Auf den Wolfsegger Märkten zu St. Georgi, St. Hippolyti und St. Martini wurde 1726 die Maut an 3 Orten eingehoben, u. zw. zu Teisenham bei Künham und auf dem Brückl beim Dorf Kienberg. Von jedem Pferd, Rind oder Ziege, das dort verkauft oder vertauscht und abgetrieben wurde, mußte 1 Groschen oder 12 Pfennig, vom Schwein oder Schaf 4 Pfennig Maut gegeben werden.

Auch in Schlaugenham war eine Mautwacht.

Ferner wurde an folgenden 10 Grenzorten des Landgerichtes Wartenburg von jedem unabgemauteten Stück Großvieh 4 Kreuzer oder 16 Pfennig, von jedem Kleinvieh 1 Kreuzer oder 4 Pfennig Maut erhoben: Zu Inner-Hafling, am Ainwald im Gstöckt, zu Niederholzham, zu Aich, zu Pergern in Schwanenstädter Pfarr, zu Asbach, nächst der Häglmühl, zu Mitterärbming, zu Pergern in Ottnanger Pfarr und zu Rädering. Die 3 Fleischhauer zu Wolfs-

egg waren durch einen Vergleich mit der Herrschaft Wartenburg gegen gemeinsame Zahlung von jährlich 3 fl. 2 Schilling von den Mauten befreit.

Ueber die Maut bei der Brücke über die dürre Ager in Timelkam ist ausführlich in der Unterhaltungsbeilage zur Linzer „Tages-Post" 1910, Nr. 31, berichtet.

Die 3 Bauern zu Jochling mußten die dortige Böcklabrücke herhalten und erhoben bei derselben eine Maut, für welches Recht sie der Herrschaft Wartenburg jährlich 1 fl. Dienst und 1/4 Metzen Hafer reichen mußten.

Außer diesen Mauten hob die Herrschaft Wartenburg 1524 noch Roßmauten ein zu Schwanenstadt am Altensamer Markt, zu Wolfsegg am St. Poltentag und St. Michaelstag, ferner zu Schwanenstadt an den 5 Donnerstagen in der Fasten: in der 1. und 2. Fastenwoche, vor und nach Mittfasten, nach Judica und nach Ostern. 1600 wurde neben der Mattighofner Maut bei Oberthalheim auch eine solche in Schwanenstadt eingehoben, ferner an den 6 Donnerstagen in der Fasten, am 7. und 27. April, dann am St. Philippstage (Jahrmarkt), am Altensamer Kirchtag, an den 2 Donnerstagen nach Pfingsten und am Schwanenstädter Kirchtag; 1601 auch am Donnerstag nach Fronleichnam; 1602 am Ostermontag in Pergern, dann beim Gattern zu Kropfling, zu Teisenham, zu Manning, und zu Ober- und Nieder-Ottnang. Als ein Bauer von Straßwalchen am Schwanenstädter Wochenmarkt in der Fasten 1608 ein Pferd, ohne es zu vermauten aus dem Landgericht brachte, wurde derselbe um 1 fl. 2 Schilling 20 Pfennig gestraft. Davon haben die Amtleute vertrunken und ihre Gebühr genommen im Betrage von 22 Kreuzer, es verblieben also der Herrschaft noch 7 Schilling 22 Pfennig.

Außer den Mauten wurden bei den Kirchtagen auch Standgelder eingehoben. Auch diese vermehrten sich im Laufe der Zeit.

1524 wurde an Standgeldern im Landgericht Wartenburg eingehoben: Am St. Johannestag zu Atzbach 6 Pfennig; am St. Stefanstag im Sommer zu Ottnang 8 Pfennig, am Sonntag nach unser Frauentag zu Ottnang 7 Pfennig; am Katharinatag zu Ottnang — Pfennig; am Stefanstag im Winter zu Ottnang 11 Pfennig.

1536 wurde eingehoben: zu hl. drei König in Schwanenstadt 6 Pfennig; am Sonntag vor dem Auffahrtstag zu Ottnang 8 Pfennig; am St. Veitstag zu Yebing 4 Pfennig; am St. Veitstag zu Atzbach 28 Pfennig; am hl. Kreuztag zu Hainbach 2 Pfennig; am Mittwoch in den Pfingstfeiertagen zu Rüstorf 4 Pfennig; am St. Stefanstag zu Ottnang 9 Pfennig; am Sonntag vor St. Dyonisi zum hl. Kreuz 3 Pfennig; am St. Gilgentag zu Atzbach 7 Pfennig; am St. Katharinatag zu Ottnang 12 Pfennig.

Während 1607 einige Kirchtage noch gut besucht waren, nämlich Stefani im Sommer zu Ottnang 24 Pfennig, Sonntag nach Egydi zu Atzbach 16 Pfennig, Sonntag nach unser Frauentag zu Ottnang 12 Pfennig, am andern Sonntag nach Michaeli zu Hainbach 6 Pfennig, Katharinatag 8 Pfennig und Stefanstag im Winter 20 Pfennig, beide zu Ottnang, wurden die 4 anderen Kirchtage zu Hainbach, Philippsberg, Ottnang und Atzbach nicht besucht „Weillen zu diesen 4 Kirchtagen die Gottshäuser mit katholischen Pfaffen ersetzt gewest, so ist nimandt khomben, khain Standtgeldt eingenomben". Auch 1608 heißt es: „Das Standtgelt hat auch nur nichts Ertragen, aus Vrsachen, das alle Gottshäuser vnd Khirchen im Landtgericht mit Bäbtischen Pfaffen ersetzt, auch kain Gmain nit zusamben khomben, sonndern annderstwi vnd zu den nechst gelegenen Khirchen gangen, welches alda Berichts halber vermeldt wirdt."

So ging es bis 1616. Erst 1617 wurden am Stefanstag im Winter zu Ottnang wieder 1 Schilling 4 Pfennig Standgeld eingenommen, in den folgenden Jahren wieder nichts. Beim Jahr 1623 ist der Vermerk: „Khain Khleingeldt verhandten." 1625 wurde zu Atzbach am 7. September 1 Schilling 2 Pfennig Standgeld, zu Michaeli zu Schwanenstadt 3 fl. 6 Schilling 4 Pfennig Maut eingenommen, 1626 wurde wegen des Bauernaufstandes im ganzen Land kein Standgeld eingenommen, 1627 am Sonntag vor dem 11. September zu Atzbach 20 Pfennig, an einem zweiten Kirchtag zu Atzbach 1 Schilling 6 Pfennig, und zu Stefani zu Niederottnang 28 Pfennig. Da 1627 ein Teil des Landgerichtes an Puchheim verkauft wurde, erscheint Schwanenstadt in den Wartenburger Rechnungen nicht mehr auf.

Der Bauernkrieg hat mit den Kirchtagen bedeutend aufgeräumt, die tiefe

Erniedrigung, die der Bauernstand als Folge desselben durch hohe Lasten ertragen mußte, ferner die Wellen des 30jährigen Krieges, sowie die einsetzende Gegenreformation beschäftigten die Gemüter in so hohem Maße, daß für Spiel und Tanz weder Mittel noch Lust vorhanden war. Die wenigen Kirchtage, die 1647 noch bestanden, waren: der Kirchtag zu Atzbach (Standgeld 8 Pfennig), am 8. September Kirchweih zu Atzbach (1 Schilling 18 Pfennig), am 4. August Kirchtag zu Ottnang (3 Schilling 2 Pfennig) und St. Stefanstag zu Ottnang (3 Schilling 2 Pfennig). In der Folge ist in den Landgerichtsrechnungen von den Mauten und Standgeldern nicht mehr getrennt angeführt, doch lieferten sie ganz schöne Erträge.

Aus dem Vorgesagten ersehen wir die hohen Lasten der Bauern in der „guten, alten Zeit". Heute braucht er für ein verkauftes Stück Vieh den Viehpaß, den er um ein Geringes erhält, früher hatte er zahlreiche Mauten zu zahlen, denn jede Herrschaft suchte einen Grund, um Mauten erheben zu können, gewöhnlich war es die Herhaltung der Wege; diese aber kosteten der Herrschaft nichts, denn die Bauern mußten als Robot diese Arbeit verrichten und erhielten dafür nichts, oder es wurden die Wege ganz vernachlässigt, wie es bei der Reichsstraße von Schwanenstadt nach Puchheim geschah, wo um die Mitte des 17. Jahrhundertes die Fuhrleute über Yebing, Piesing, Ainwarting und Tuffeltsham zu fahren begannen, wofür jedes der 5 Dörfer je 1 Kreuzer Maut vom Wagen nahmen. So kam es, daß ein Fuhrmann von Linz bis Salzburg an Maut allein 1708 den Betrag von 2 fl. 44 kr. 2 Pfennig zahlen mußte. Zur gleichen Zeit kostete $1^1/_2$ Metzen Weizen 3 fl. 3 Schilling, 3 Metzen Korn 3 fl., $1^1/_2$ Metzen Gerste 2 fl. 4 Schilling, 3 Metzen Hafer 2 fl. 2 Schilling, 10 Pfund Wolle 2 fl. 4 Schilling.

Oberlehrer Josef Berlinger,
(Timelkam).

...

Bilder aus dem Leben des Marktes Königswiesen im 17. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

4.)

1678 den 29. tag may des vermelten jars hat Hanß Kogler,[1]) als ain underthan der von Walthausen, zu den zechleiden voller weinß gesagn, er woll nicht zu dem Gotshaus zu Kinnigswißen gäben, dan sie verdrinnkens alls. In dem haben in die zechleide ein lassen lögen,[2]) und wie sie zu einer verher sein kummen, hat der Kogler nichts darumen wisen wölln: und sich selbst erkend, daß er unrecht getan hatt, darüber erkend worden: daß er den zechleiden mit seinem munde abgepöden, und die straff aufferlög 6 Sch. 2 Pfg. und ein pensoll gesetzt drei ungarische gulten.

5.)

20. Februari 1680 hat Michell Göderer die zechleut pezicht, wie Haßlinger sell gestorben sein, daß sie auff der inventur[3]) sein gewössen, wo sie nit heimblich etwas in die hossen[4]) haben geschoben. in dem hat der pharr in namen der zechleide den löderer verklagt.

6.)

item (d. i. 20./2 1680) ist a'n gemain zusamen kumen von wegen des markt zehen. Gibt der Michell Päck ein redt auß zu den Resch Päcken: er sitzs tag wie ain falbi henn, wenn waß zu reden sey, so kun er daß maull nit aufftain, aber sunst kund er die lug wol hossen trang,[5]) solches der Resch Päck von Michell Päck haben wöln, er soll solches in dar tain, so aber der Michell Päck solliches nit dar kinen tain, ist erkend werd ain abtrag und zu straff 4 Schilling 20 Pfennig.

7.)[6])

14. Februari 1680 hat der Holtzapffel den Simundn Pachschwöll schrifftlich ain lunger gescholten. hat der Pachschwöll wissen wölln, waß ursach er ain lunger werd, solches der Holtzapffel nit dar kinen tain, ist in daß wandl aufferlögt worden 72 Pfennig.

20. tag aprilis 1680 jar kumb Sewolt Kedler, ain wöber knecht für gericht mit beschwerd und zeigt an, wie der Märdn Zeigerler ain jung gesöll und ain sun des Wolffgan Zeigerler auff der Haidt den wöberknecht gescholten, er sey ain diep[7]) . . . zu sollicher schelt word leist der wöber knecht den Zeigerler in stock lögen.

den tag Maria Himelfard 1681 hatt der Jörg Milknecht ain handlung angefangen, mit den Hanß Lederer zu Arwaßpach[8]) und der Lederer soll den Milknecht . . . ain diep geheißen haben und der Milknecht dem Lederer ain

goschen geben, in dem kumb der Lederer mit im für gericht.

den dritten tag nach dem neuen jar (1682) hatt Jacob Päck zu tragein[9]) seinem nachparn Mattäußen Vanglehner ain zeiberischen lossen man geheißen, pei dem Hans Weber zu Kinnigswißen, darauff der Mathäussen den Päcken ain goschen göbn.

10. tag may (1682) hatt Hanns Fleischharker zu Kinnigswißen den Mössermilner zu Piehpach[10]) ain loß maindl gehaissen.

13. tag novembris (1682) hatt Veit Merwolt den Stäffen Steinell an alle ursach ain lossen hambstier gehaissen.

den tag Maria Gepurd des jar 1684 hatt sich Wolffgang Scheiber auff der Haid, auch voller wein ungepirlich verhalten, gegen den Otten Kaisser unnd an alle ursach ain öpffel kramber gehaissen und wer nix guetzs an im.

den 10. tag augusti (1685) hat sich durch den Koiman in Hierzenschlag[11]) ain handlung zugetragen, daß er voller wein haimb ist kumen und gesagt, er sei frimber alls seine nachparn.

3. tag februari (1686) hat sich Märdi Perdeneder, Prandekerischer undertan sich voller weinß gegen den Stegmillner vergäßen, unnd in ain schoffmilner gehaißen.

den tag nach Pardtholemai dis pemelten jar 89 hatt sich Matens Lindner in der vollen weiß, ain röd getan, von wögen der leinwöber, es sei ain schelmerei dapei, des die leinwöber nit getullen kinnnen.

den tag ?. December (1692) hatt des Kagerer sun, in Hierzenschlag, des namens Görg, den Thaman Mösserer daselbst, pei dem wassergrandt hin wöd gestessen und ain alten naren gehaissen.

den örtag in österfeirdagen, hatt sich durch ein weißgeirber von Zwödl[12]) und durch ain glasser, ain handlung zugetragen, daß der glasser den weißgeirber ein weißkopff gescholten, und sich der weißgeirber des hoch peschwerdt und noch heher mit worden zusammen kumen.

den 12. November 1646 hat sich zwischen Franz Andreain Mittermair der zeit schuelmaister[13]) alhir, und Margaretha Kriechpämberin und dero zeit burgerin alda, ain zwitracht begeben, das sy den schulmaister mit ehrenrirgen worden, alß wan er kain ehrliches kindt geboren solle sein, und weilen in der gerichts verhör solches nit befundten, sondern ihr man Hannß Kriechpaimber umb gottes willen abgepeden.

den 13. Oktober 1648 hat sich der Elias Stämpfl klagweiß bei dem gericht Königswisen angemelt, klagt wüdter den Michael Kastenhofer . . . daß des Michael Kastenhofer sein haußfrau den Adam Stämpfl als mit . . . schlime worden angrifen, er sey ain kazenheytter, schölbm und ain diep und noch mit andtern schlimen rödten an im komen.

1695 hat sich der Schöffer und der pader verglichen, so der Schöfer in der rauschigen weiß den pader ein leit verderber geheißen.

8.)[14])

den tag unserer frauen tag nach Nicolai des jar 1679 haben zwen loß pueben, alß der Wolff Schneiderknech und Matthäus Mosser ein junger knech, pei dem Holtzapffel zu Kinnigswißen pei dem pier ein rauffhandel angefangen, und einer so vill vertint allß der andere, und ainer dem andern abgepeden und der richter ier jedem aufferlögt ain wandl 72 Pfennig.

den pemelten unser Frauentag kumb ain straiffendi person zu dem Holtzapffel zu dem pier kumen de nen sich Hanß Kainpruckner, und wierd in deß pier voll und pollerd[15]) den wierd, und all sein gesind, in dem klagt der wierd dem richter und leist in einsetzen piß auff den andern morgen, daß er niecht wierdt.

15. tag dis monat (Febr. 1680) zeigt Pernhard schmidknecht an, wider Lehmer in Schenauer pharr in peisein für lediger gesöln, unnd des ain schmidknecht mit dem paurn gespilt unnd der paur den Pendl[16]) pezich, er hab den andern schmidknecht ain karrenplad zuegestossen, unnd darauff der Lehner zu dem Pendl gesagt, er wölle röchten laßen.

den andern suntag nach trinnitatis (1692) hat sich durch den Matens Reidhoffer ain wöber knecht zugetragen, auff der kögelstadt, daß er den Hanß Steidl mit der scheibkugell gesteßen und wörffen wollen. nachdem er aber die straff nit hatt auszusten gehabt, ist er mit dem kotter gestrafft worden und zu wandl 6 Schilling 2 Pfennig.

9.)

item mer (1648) ist durch herrn pfleger wegen des jungen und alten viech zwischen pedten fleischakern[17]) gemidtlet und gehandtelt wordten, erstlichen das rindtfleisch dem urbary nach auf heilige weihnachten, ostern und pfingsten. ein ieder fleischaker altes und junges vieh

und fleisch aushacken, wie eß ihrem gewerb nach verlust und plangt, hernach waß die 4 kirchtag belangt sollen sie iedtwedter 2 kirchtag haben, und ainer das rintfleisch halten und der andter daß junge fleisch halten, doch mit sollicher contizion falt auf die hinter pank bei der hiten, den osterkirchtag und den ain unser frauentag daß rintfleisch ouszuhaken in der vottern pank zu dießen 2 kirchtagen solle das junge Fleisch in der vottern pank ausgehakt werdten, mer in der vottern pank so an unsern frauentag Maria himelfarth und Maria offerung, daß rintfleisch gehalten wordten, und daß junge fleisch deßgleichen in der hindtern pank auch gehalten werdten, was sonst das fleischaken anbelangt, solle ainer den andern nit fierschlagen biß ainer daß alte fleisch anbringen duet und solle ainer das junge fleisch alzeit halten.

Anmerkungen:

[1]) Hanß Kogler: es dürfte wohl hier ebenso wie auch sonst oft der Hausname an Stelle des eigentlichen Schreibnamens als Namensbezeichnung gesetzt sein, also Hanß vom Kogl oder Koglergut. Das heutige Koglergut in der Pfarre Königswiesen gehörte nämlich schon seit dem Jahre 1322 zum Besitze des Stiftes Waldhausen; in diesem Jahre vertauschte nämlich Jans von Chappell (auf Rüttenstein) „ein hueb, die haizet auf dem Chogel und leit in Chunigswiser phar pei dem Rotenstein" gegen einen anderen Besitz dem genannten Stifte. — [2]) Wie aus anderweitig in diesem Gerichtsbuch gebrauchten ähnlichen Ausdrücken hervorgeht, bedeutet dieses „ein lassen lögen" nicht ein einfaches Einsperrenlassen im Kotter, sondern: in den Stock legen. Das ganze Begebnis gemahnt uns an die durchaus nicht zu unterschätzende Bedeutung der sogenannten „zechleide" in einem Pfarramte in damaliger Zeit. — [3]) Die „zechleut" beteiligt bei der Inventuraufnahme einer Verlassenschaft: wieder ein Beitrag zur Kenntnis der Wirksamkeit der „zechleut" auf dem Lande. — [4]) Man beachte den Ausdruck „in die hossen . . . geschoben" als Umschreibung für Stehlen; stammt aus der Zeit, in der man weite Hosen trug, in denen man auch etwas verschwinden lassen konnte. — [5]) Man vergleiche den Ausdruck „hossen trang" (=tragen) mit dem vorhin angeführten; auch hier liegt dem Bilde der Gedanke an weite Hosen, die reichlichen Raum bieten, zugrunde. — [6]) Hier eine Auslese von Ehrenbeleidigungen aus diesem Gerichtsbuche. — [7]) Der Verdacht gegen die Weber, wie auch gegen die Müller, daß sie unredlich seien, läßt sich noch heute immer wieder im Gedankenkreise unseres Volkes finden und scheint uralt zu sein. Vgl. Keller A., Die Handwerker im Volkshumor. Leipzig 1912, S. 73 ff., 91 ff. — [8]) Arwaßpach=Arbesbach, N.=Oe. — [9]) tragein = Tragwein; wird heute noch im Volke „Tragein" ausgesprochen. Urkundlich Tragun, Thrageun, Trogeyn. Vgl. Schiffmann, Das Land ob der Enns. München 1922. S. 244. — [10]) Piehpach = Pierbach. — [11]) Hierzenschlag = Hörzenschlag, Ortschaft in der Gem. Königswiesen. — [12]) Es dürfte wohl eher an Zwettl in Niederösterreich zu denken sein, als an jenes in Oberösterreich. — [13]) Es ist bemerkenswert, daß sich selbst in dieser Zeit zu Ende des dreißigjährigen Krieges in einem Markte wie Königswiesen ein Schulmeister und damit wohl auch eine Schule befand. — [14]) Einige Beiträge über das Wirtshausleben jener Zeit; das Bild ist von dem der Gegenwart nicht sehr verschieden. War vorher öfters als Getränk Wein genannt, so hier in der Gesellschaft der jungen Leute vorherrschend das Bier, das übrigens ziemlich stark gewesen zu sein scheint. Kegelscheiben und Kartenspiel als vorherrschende Gasthausspiele entspricht ganz den bis zur Gegenwart überkommenen Ueberlieferungen. — [15]) Der Ausdruck „pollern" = durchprügeln findet sich auch heute noch hie und da. — [16]) Pendl = Pernhard; heute noch gebräuchliche Koseform von Bernhard ist Bernhardl. — [17]) Die beiden hier in Rede stehenden „Fleischbänke" befanden sich an der Stelle jenes Gebäudes, das heute als Gemeindekanzlei benützt wird, am oberen Ende des Marktplatzes nächst der Kirche gelegen. Es scheint übrigens, daß sich die beiden Fleischhauer nie gut miteinander vertrugen und sich gegenseitig „unlautern" Wettbewerb machten, denn bereits im Jahre 1708 ist im Gerichtsbuche von Königswiesen wiederum vermerkt: „in der fasten ist den bedten fleischhakern in dem markt Königswisen . . . die panken, welche gemainen markt angehörig sint witer übergeben, mit dißen beding, daß der eine altes und der aner junges fleisch sollte aushaken, und junges und altes lang (?) hinanter haben solle"; ferner: „4. August 1708 ist von den bedten fleischhakern angelobt wordten, daß sie ihr ordnung wie

vorher gestellt worden, als der aine altes und der aner junges und kain pfundt junges bei dem alten."

(Schluß folgt.)

Lambert Stelzmüller
(Zell bei Zellhof).

...

Volksspiele und Volksbelustigungen.

I. Volksspiele aus der Lambacher Gegend.

Im Volke befinden sich noch viele, zum Teil alte urwüchsige Spiele, deren Erhaltung auch zu den notwendigsten Aufgaben des Heimatschutzes gehört. Diese ländlichen Volksspiele, zumeist Gesellschaftsspiele, wurden gern als Abendunterhaltungen aufgeführt, aber auch bei verschiedenen anderen Gelegenheiten, z. B. Dreschen, Rübenhaupten, bei der Flachsarbeit usw. Diese Spiele zielten meist darauf ab, dem Teilnehmer einen Schabernack oder eine Bosheit zu spielen. Wenn auch manchem dieser Spiele ein Stück Derbheit anhängt, so verdienen dieselben doch unsere Aufmerksamkeit, wegen ihrer Urwüchsigkeit, ihres volkstümlichen Charakters. In ihnen liegt ein großes Stück deutschen Volkstums. Die nachfolgenden Spiele wurden von zwei Schülerinnen der 6. Klasse der Volksschule Lambach in der Gemeinde Edt bei Lambach gesammelt und aufgezeichnet.

1. Flachsspiel beim Riffeln. Beim Riffeln standen die Leute zu Mitternacht auf und riffelten. Aus der Nachbarnschaft kam einer um einen Krapfen zur Bäuerin. Er bekam ihn, währenddessen stellten sich aber die Riffler um das Haus. Wenn er dieses verließ und dabei erwischt wurde, so wurde er zum Hause geschleppt, gehobelt, angerußt, und gekreuzigt. Es wurde ihm über den Rücken eine lange Stange gebunden, auch über die ausgespreizten Arme, so daß die Enden weit hinausschauten, an jedes Ende wurde ein Krapfen gebunden. So mußte er heimkehren.

2. Zwirnknäuel verstecken. Das Spiel deckt sich mit dem später geschilderten Ungenacher Spiel.

3. Buttermili verkaufen. Alle Spieler sitzen, einer geht herum mit einem Häferl voll Buttermili und einem Haderl und fragt jedes: „Geh, kauf ma a Buttermili ab." Der Befragte darf aber nichts antworten. Der Verkäufer redet jedoch so lange, bis sich jemand verplappert, und haut ihm dann das Haderl über das Gesicht.

4. Haderntragen. Von den Spielern wird ein Kreis gebildet und dann geht einer mit einem zusammengedrehten Handtuch herum und sagt dabei: „Haderntragen, Haderntragn, wer umschaut wird auf Kapp'n g'schlag'n." Dann gibt er heimlich einem das Handtuch in die Hand und dieser haut es dann dem neben ihm Stehenden hinauf und der muß nun schauen, daß er wieder an seinen Platz kommt.

5. Krähenrupfen. Die Spieler stellen sich hintereinander auf. Dem Vordersten werden die Augen verbunden; dann zieht einer bei den Haaren an, der andere muß nun raten. Errät er es nicht, so wird er bei den Ohren umhergezogen, bis er es errät. Dann muß der andere sich die Augen verbinden lassen.

6. Handwerl treibn. Es sitzen alle Spieler um den Tisch herum und klopfen mit den Fingern. Jeder hat sein eigenes Handwerk. Einer ist der Meister, er macht die Bewegungen eines Handwerkers nach und jener Spieler, welcher das nachgeahmte Handwerk hat, muß es geschwind nachmachen, sonst muß er ein Pfand geben.

7. Handwerk erraten. Die Spieler setzen sich auf die Bänke. Einer nimmt ein zusammengedrehtes Handtuch und schlägt auf die Tür. Nun kommen zwei vom Vorhaus herein und sagen: „Guaten Abend, Moasta und G'sölln!" „Seids lauter Lumpen und Schelm!" „Na, was habt's für Handwerk?" fragt jener mit dem Handtuch. Nun nennen die zwei ein Handwerk. Der andere sagt: „Was braucht ihr dazu für einen Werkzeug." Die zwei sagen es ihm heimlich. Nun geht der, welcher das Handtuch hat herum und fragt. Errät es einer, so muß dieser und der Nebensitzende hinaus und nun selbst als Handwerker auftreten.

8. Schuah bauschen. Alle Spieler sitzen im Kreise auf dem Boden, nehmen einen Trittling und schieben ihn mit den Händen unter den Knien durch, dem nächsten zu. Einer muß den Trittling suchen, dabei necken die andern. Sie flicken den Trittling, indem sie ihn in die Höhe heben, ahmen dabei das Fadendurchziehen nach und flüstern dabei immer „wß, wß, wß". Springt nun der Suchende hin, so ist der Trittling schon

wieder auf der anderen Seite. Erwischt er ihn, so muß der, bei dem der Trittling gefunden wird, weiter suchen.

9. Wachtelschlagen. Einer der Spieler muß sich auf eine Bank setzen und einen Fuß herhalten. Nun schlägt einer mit einem Trittling auf den Fuß des Sitzenden und spricht dabei: „Du bist mein Gspan. Ei, Wachtl und da Rebhahn, und was i net kan, kan mei nagster Gspan." Der nächste nimmt jetzt den Trittling, haut hin und sagt wieder das Gleiche, nur muß er wissen, die wievielte Wachtel er ist. Weiß einer die Nummer nicht, so muß er sich auf die Bank setzen, ebenso, wenn er ein Wort ausläßt.

10. Blinde Elster schoißen. Einem von den Spielern werden die Augen verbunden. Auf der Tür wird mit Kreide ein Kreis aufgezeichnet. Dem „Blinden" wird eine Ofenstange gegeben. Damit muß er auf die Tür schießen. Kommt er neben den Kreis, so wird ihm ein Haferl voll Wasser über den Kopf geschüttet. Wenn nicht, so tritt ein anderer an seine Stelle.

11. Zsam ena Loh. Die Spieler sitzen rings um den Tisch und jeder hat vor sich einen mit Kreide aufgezeichneten Kreis. In der Mitte ist ein großer Kreis, das ist das Z'sammloch, rechts neben jedem Spieler ist das Nachbarnloch, links das Nebenloch. Jetzt müssen alle nach links ins Nebenloch fahren. Sagt nun der Spielleiter: „Ins Nachbarnloch" oder „in dein Loh", so müssen alle flink den Befehl ausführen. Wann der Meister sagt: „Ins Z'sammloch", so müssen die Spieler, die auf den Bänken um den Tisch sitzen, aufstehen; währenddessen zieht ihnen jemand heimlich die Bänke weg.

12. Das Maristreiten. Mehrere Burschen werden als Maristöcke gesetzt. Zwei Nachbarn kommen jedoch darüber in Streit. Da sich die beiden nicht einigen können, gehen sie um den Urähnl. Dieser weiß, wo früher das Mari gestanden ist und sagt nun: „Ja, da ist halt sinst 's Mari allwei gstandn"; nun setzen die beiden das Mari an jene Stelle, welche der Urähnl bezeichnet. Ein Mari muß auch dort hingesetzt werden, wo es finster ist, und zwar unversehens in ein Schaffl voll Wasser.

13. Sternguckа. Der Aermel eines Rockes wird an einem Nagel aufgehängt, so daß man durchsehen kann. Wenn nun einer hinaufsieht, schüttet einer ihm schnell ein Häferl voll Wasser gerade ins Gesicht.

14. Stockschlagen. Einer setzt sich auf eine Bank oder einen Sessel mitten in der Stube, ein zweiter legt den Kopf auf die Knie des Sitzenden. Einer von den Hinterstehenden schlägt nun fest nach ihm und versteckt sich rasch hinter den anderen. Nun muß der Geschlagene schnell aufspringen und auf den Täter hindeuten. Errät er ihn nicht, muß er sich nochmals schlagen lassen.

15. Rapport stellen. Einer muß den Rapport stellen. Dann reitet der Hauptmann auf einem Mann herein, der vorn auf einen Stuhl gestützt ist, den man aber nicht sieht, weil der Mann mit einer Blache verhüllt ist. Von den Leuten muß nun jeder um etwas bitten. Der eine um eine neue Uniform, der andere um Urlaub usw. Einer muß um doppelte Menasch bitten. Der Hauptmann hat aber statt eines Tschakos ein Häfen voll Wasser auf den Kopf gebunden. Wenn einer nun um doppelte Menage bittet, neigt der Hauptmann den Kopf und überschüttet den Bittenden mit Wasser.

16. Kerzentunken. Auf den Tisch wird eine Schüssel voll Wasser gestellt und in diese mit einer brennenden Kerze hineingetropft. Jeder muß sich seinen Tropfen merken und ruft: „Das ist der meine!" „Nein, das ist der meine!" Plötzlich haut einer mit der Hand in die Schüssel, so daß alle tüchtig angespritzt werden.

17. Rasieren. In die Mitte der Stube wird ein Schusterstuhl gestellt. Einer spielt einen Polka. Bei der Stubentür tanzt der Rasierer und sein Weib herein. Nun schreit der Rasierer: „Rasierer san da. Her da!" und deutet auf den Stuhl. Einer setzt sich darauf, wird von dem Weib eingeseift, dann rasiert ihn der Mann mit einer Sense. Das Weib hat um die Mitte einen Hosenriemen oder ein Handtuch gebunden, an dem der Rasierer die Sense abzieht. Nachdem er rasiert hat, wirft er die Sense in die Stube. Dann setzt sich ein anderer auf den Stuhl. Auf den es der Rasierer abgesehen hat, den seift das Weib mit Ruß ein, sodaß er einen Vollbart hat.

18. Die Romreise. Vgl. das Ungenacher Spiel, S. 147.

19. Geistern. Es kommt ein Mann bei der Tür herein. Er ist ganz vermummt und weiß angezogen. In der

Mitte des Mundes hat er einen Span, und in den Mundwinkeln eine brennende Kerze. Das ist der Geist. Hinter ihm läuft einer rasch in die Stube und fährt mit einem Besen den Leuten ins Gesicht. Das ist der Teufel. Dann gehen sie wieder hinaus und kommen noch einmal herein. Das drittemal rußt der Teufel eine an und nimmt sie mit hinaus.

Oberlehrer Albert Binna,
(Lambach).

II. Volksbelustigungen und bäuerliche Gesellschaftsspiele im Hausruckviertel. (Ungenach.)

Von Lichtmeß bis zur Fastenzeit „geht ma auf d' Roas". „Bei dem und dem Bauern hab'ns heut d' Roas" heißt es. Die eingeladenen „Menscha" gehen um 1 Uhr nachmittags aus dem Haus und treffen sich bei einem bestimmten Bauern, wo ihnen mit Kaffee und Weinberlbunkel aufgewartet wird. „Z'erscht tan's a wen'g g'schami, bis oane zug'langt," der dann bald die andern folgen, worauf es lebhaft zu werden beginnt. Um 3 Uhr kommen die Burschen. „Da fangan d' Menscha 's Schmunzeln an". Bald kommts zum Tanzen, das bis 5 oder 6 Uhr abends fortgesetzt wird, worauf d' Menscha zum „Fuadan" heim müssen. „Aft wirds bei den Buam zur Mahlzeit". Schon zu Mittag ist gebratenes oder gesottenes Schweinernes auf die Seite gestellt worden, das nun kalt mit Brot und Most aufgetragen wird. Plaudernd und singend sitzen die Burschen bis 8 oder 9 Uhr beisammen.

Bald darauf „hab'ns bei an andern Bauern d' Roas", sodaß ein Bursch jährlich 10—12 mal „roasen geht".

In diese Zeit fallen auch die Faschingsunterhaltungen. Der Faschingmontag heißt „Sunggel-Manda", denn wer sich an diesem Tag verschläft, von dem heißt es: „Den hat's heut ang'sunggelt, den gehts das ganze Jahr a so". — Am Faschingdienstag fand früher und mancherorts auch heute noch, der Faschingszug statt, wobei verschiedene komische Spiele aufgeführt werden und komische Figuren auftreten. Da gibt es z. B. einen Schwammhändler, der sich „verg'wandt" hat und um a Sechserl einen Schwamm feilbieten will. Hat er das Geld in den Händen, bricht er ein kleines Teilchen vom Schwamm herunter und gibt es dem Käufer, „weils a a Schwamm is".

Ein anderer preist die Sehenswürdigkeiten seines Guckkastens. „Um an Sechser" darf man hineinschauen. Doch was sehen die Neugierigen? „Eine hing'wordene Katz'" oder Aehnliches. Enttäuscht zieht einer nach dem andern ab.

Im Zug befindet sich auch der „Bruckwagen", auf dem Mädchen und Burschen in Alpentracht um einen Tisch sitzen, oder zum Zitherspiel tanzen. Auf einem anderen Wagen operiert ein Arzt den Kropf eines Mannes. Mutig setzt er das Messer an und in Strömen fließt das Blut (aus einer am Hals befestigten, gefüllten Schweinsblase) vom Wagen herunter.

Am Abend des Faschingdienstags ist der Faschingsball beim Wirt. Punkt 12 Uhr nachts wird er beendet, denn es beginnt der Aschermittwoch und damit die ernste Fastenzeit.

Zu Ostern ist die größte Belustigung der jungen Leute das Eierbecken, wobei die Buam, die zu den Mädeln ins Becken gehen, oft „ganze Simperl voll Eier einschlagen".

Im April werden noch häufig d' Roasen von jenen gemacht, die im Februar nicht dazu gekommen sind.

Am 24. Juni werden die Johannisfeuer angezündet. Unter großem Jubel wird der Sonnwendhansl, ein auf einer Holzstange befestigtes Strohbündel, verbrannt. Ist das Feuer schon kleiner geworden, springen die Burschen und Mädel darüber. An diesem Tag wird „auf spat" gut aufgekocht und die von den Feuern Heimkehrenden erwarten Krapfen, leckere Aepfelradl, gebackene Semmelschnitten und gebackener Holler.

In der Zeit, wo die Ernte draußen in Gefahr ist, sieht kein Bauer „die Polterei", d. i. eine lärmende Belustigung, gerne.

Wenn sie eingeerntet ist, gehts wieder an. Schon bei der Kornmahd wird viel gesungen. Die Krone der Lustbarkeiten bildet aber die Unterhaltung nach dem Maschindreschen. Da redet man schon während der Tages-Arbeit von dem abendlichen Vergnügen, zu dem Burschen und Mädel aus der Nachbarschaft eigens eingeladen werden. Da wird nun mit Begleitung eines „Maurerklaviers" (Ziehharmonika) gesungen und getanzt und vor allem gespielt. Bei diesen Gesellschaftsspielen muß immer ein Uneingeweihter den „Tintinga" abgeben, d. h. sich zum Besten halten lassen.

Beim Zwirnknäuelverstecken sitzen die Teilnehmer im Kreis, während zwei Burschen außen herumgehen. Der eine hat einen „Zwirnknödel", der andere ein rohes Ei in der Hand. Ersterer soll unter dem Hut eines Mitspielenden versteckt und von einem Suchenden gefunden werden. Statt des Zwirnknäuels wird aber das Ei versteckt, das vom Sucher gefunden und am Kopf des „Tintinga" zerdrückt wird, dem die unangenehme Bescherung bald über das Gesicht rinnt.

Beim Mühlfahren liegt einer platt auf einem Schemel, das Gesicht zur Erde gewandt, einen Kochlöffel in der Hand, mit dem er das Klappern der Mühle nachmacht, unter einem Leintuch. Zur Tür herein tritt ein Bauer mit einem schweren „Troadsack" auf dem Rücken, in dem 2 Buben stecken. Der Bauer bespricht sich mit dem Müller, wie sein Getreide gemahlen werden soll, der Sack wird unter das vordere Ende des Schemels gelegt. Alsbald beginnt die Mühle zu klappern, doch plötzlich ergießt sich ein Strahl Wassers, das in einem Gefäß, angeblich zum Drehen des Mühlrades bereit gestellt wurde, auf den Troadsack, aus dem sich die geprellten Buben schleunigst zu befreien suchen.

Aehnlich ergeht es dem, der beim „Telephonieren" durch den Aermel seiner Joppe ein Gespräch anzuhören hat, das bald in einen kalten Tusch ausklingt.

Zu einem kleinen, zwar etwas derben Volksschauspiel, ist das beliebte „i fahr auf Rom" geworden. Es verkleiden sich 2 Burschen als Mann und Frau, die „fekisch" beinand sein müssen. Sie kommen mit Stockerln zur Tür hereingefahren und haben den Mund mit einem Holzklötzchen „aufg'schpeit". Er sagt nun, so gut er sprechen kann: „i fahr nach Rom" und will seiner Frau davonfahren. Doch die fährt ihm nach, es kommt während des Wettfahrens zum Streit, wobei sie erschlagen wird. Bestürzt sucht er ihr wieder das Leben einzublasen — doch vergeblich. Er entschließt sich, wieder zu heiraten und wählt eine Braut aus den anwesenden Zuschauern. Nun wird eine regelrechte Hochzeit gefeiert mit Gesang, Tanz und Musik und allem ortsüblichen Brauch. Hat das Fest seinen Höhepunkt erreicht, wird die totgeglaubte Frau lebendig, mit der schließlich der Mann wieder auf Stockerln davonfährt.

Beim Nachbarnvertauschen sitzen Burschen und Mädel zu Paaren in der Stube. Einer geht mit einem Plumpsack herum und fragt bei den einzelnen Paaren an, ob ein Teil seinen „Nachbar" vertauschen will. Erfolgt ein „Ja" als Antwort, so wird gefragt, „mit wem?" Antwort z. B. „mit dem Tamwurstlschneiderbuam". — Sofort vollzieht sich der Wechsel, wobei der Plumpsack seine Arbeit tut.

Zum Schluß wird noch verspeist, was vom reichen Mittag- und Abendmahl übrig geblieben und um 11 oder 12 Uhr Mitternachts löst sich die „Unterhaltung" auf.

Nach der Einbringung der Getreideernte folgt die „drawigste Zeit" des ganzen Jahres. Es ist zum Kartoffelgraben, Anbauen, der Halter, d. i. Hirtenbub, hat den Viehauftrieb zu besorgen, also bleibt für Unterhaltungen wenig Zeit. Erst am Martinitag, einem von den „besseren Tagen" des Jahres wird noch einmal fest aufgekocht, meist Speisen, die aus dem Schmalz gebacken werden. Früher kam an diesem Tag der „Halter", der gegen eine Getreidespende den „Halterspegen" sprach. Am Martinitag werden vom Dorfwirt oft 15—20 Gänse für den Martinischmaus zubereitet. Der Wirt schickt Lader in die Bürger- und größeren Bauernhäuser, welche zum Abendessen, „zur Partie" einladen: „Der Herr und die Frau Wirtin lassen eng ersuachen, am Martinitag zur Partie zu kommen."

Eine Jugendbelustigung bildet die allerorts bekannte Niklofeier und in der Weihnachtszeit das Störibrotanschneiden. Am Nachmittag des Stefanitages kommt eine „Zeche Buam", der vom Mädel ein Kletzenbrotlaib vorgelegt wird. Der Erwählte hat das Recht, das Brot anzuschneiden. Dann wird den Burschen noch tüchtig aufgekocht, wofür der Bursch dem Mädl „a Neujahr" schuldig ist. Er beschenkt sie zu Neujahr mit einer Schürze, einem Schal oder einem Tüchl.

Silvester wird beim Wirt gefeiert. Schulmeister, Postmeister oder die „Musibande" des Ortes leiten die Feier mit einem Streichkonzert ein. Dann folgen Vorträge komischen Inhalts und Tanz. Beim 12 Uhr-Glockenschlag folgt die gegenseitige Beglückwünschung, wobei jeder dem andern zuvorzukommen sucht. Um 2 oder 3 Uhr morgens geht man auseinander.

Ein besonderes Vergnügen der Burschen ist das Neujahranschießen. Die schon in tiefen Schlaf versunkene Familie wird durch ein „Ehrenschießen" vor den Fenstern aufgeweckt. Alles steht auf, begibt sich in die Stube, läßt sich von den Burschen den Neujahrsspruch sagen. Die Bäuerin kocht für die Burschen noch während der Nacht — gewöhnlich gesottenes oder gebratenes Schweinernes.

Schwester Alfonsa Nürnberger
(Ort).

III. Volkstümliche Spiele aus der Gmundner Gegend.

Gewiß wird man auch bei hinlänglichem Betrachten einzelner Volksspiele aus verschiedenen Gegenden die Eigenart des betreffenden Volkes herausfinden können. Die Spiele unserer Gegend sind entweder Proben auf die Kraft oder Geschicklichkeit des Einzelnen, meist aber das Ueberlisten einer Person der Gesellschaft. Während der Erntezeit ist es am Lande trotz der schweren Arbeit üblich, sich die Nächte mit solchen Spielen zu verkürzen. Solche sind:

1. Hagen mit dö Fiaß, da geht's durch die ganze Stub'n, heißt es. Zwei Burschen legen sich rücklings am Boden, haken die entgegengesetzten Beine ineinander und versuchen nun, einer den andern zu ziehen, ohne die Hände zu benützen.

2. Ta(i)ller ang'frörn. Der Macher will dem „Opfer" beweisen, daß er im Stande sei, einen mit Wasser angefüllten Teller an die Decke anzufrieren. Er hebt den Teller in die Höhe, läßt dabei die Serviette fallen und während sich der Zweite bückt, bekommt er den kalten Guß auf den Kopf.

Aehnlich ist das sog. Unterschreiben. Neben einer verhängten Bank stehen Zeuge und Advokat, die ein Schriftstück aufsetzen, das die dritte Person unterschreiben soll. Zu diesem Zwecke wird sie eingeladen, Platz zu nehmen, sitzt jedoch anstatt auf der weggezogenen Bank in einem Schaff voll Wasser.

4. Das Baumpflanzen ist nicht viel verschieden. 2 Personen gehen außer dem Kreis, tragen einen „Zitzel", aus dem sie jedem Mitspielenden ein anderes Zweiglein anstecken. Sie sagen, womit er bepflanzt sei und sehen dann unter dem Hute nach, ob es schon treibe. Dem sie es „wülli" sind, zerdrücken sie unter dem Hute ein rohes Ei.

5. Sehr beliebt ist auch das Elstern schießen oder blind Eostern schießen. Es werden auf die Türe Kreise gezeichnet, in die einer mit verbundenen Augen mit einem Stock treffen muß. So oft er fehlt, wird er schwarz angestrichen.

6. Ein bekanntes Pfänderspiel ist das Hawern verkauf'n. Zwei gehen herum. Einer ist der Moasta, der andere ruft: „Wie viel kost der Hafer." Jede Person bekommt eine Nummer, wovon der Meister eine ausruft und der Betreffende antworten muß: Moasta, so viel kost der Hafer und er ruft auch eine Nummer. Ihm darf jedoch der Gerufene nicht antworten, sondern immer nur dem Meister. Wer eine Frage überhört oder zur unrichtigen Zeit antwortet, gibt ein Pfand.

7. Ganz ähnlich ist der Bauer und die Knecht. Jeder der Mitspielenden bekommt einen Namen: Großknecht, Roßknecht, mitter Dirn, Saudirn usw. Einer davon, der Bauer redet zu den Untergebenen. Sie müssen immer antworten, u. zw. auf eine Anrede eine beliebige Antwort, auf eine Frage nur: Was schafft der Herr? Es darf auch nicht ja und nein gesagt werden. Wer eine falsche Antwort gibt, muß ein Pfand geben.

8. Gesellenvertauschen. Einer steht mit einem Plumpsack in der Mitte des Zimmers. Er schlägt jemanden hinauf und fragt: Paßt dir dein G'sell? Antwort: Ja oder nein, und fragt dasselbe einen andern. Dabei tauschen sie die Plätze und können geschlagen werden. Nach einer Zeit werden zwei vor der Tür Stehende hereingerufen und gefragt: Welches Handwerk sie betrieben und welchen Zeug sie brauchten. Sie geben irgend eine Antwort und es werden zwei andere als Handwerker bestimmt, die hinausgehen und dann beim Hereinrufen mit Wasser überschüttet werden.

Hilde Gallnbrunner
(Gmunden).

IV. Spielaufzeichnungen aus dem Nachlasse P. Amand Baumgartens.

1. Das Baumklettern. Auf einem freien Platz vor dem Hause des Besitzgebers, der gewöhnlich ein Großwirt ist, wird ein 7 bis 8 Klafter hoher Tannenbaum aufgestellt. Derselbe ist

von unten bis oben von den Aesten und der Rinde befreit und so glatt als möglich gehobelt. An der höchsten Spitze ist er mit Blumen und Bändern geziert, in deren Mitte sich „das Best", gewöhnlich einige Talerstücke, befindet. Die Kletterer versammeln sich um den Baum; ein jeder trägt einen Sack mit Asche mit sich, um während des Kletterns den Baum damit von Zeit zu Zeit zu bestreuen, um ihm so die Schlüpfrigkeit zu nehmen. Nun beginnt das Klettern. Selten gelingt es einem gleich auf das erstemal den Gipfel des Baumes zu erklimmen und ein Best zu erringen. Desto häufiger aber geschieht es, daß ihn nur wenige Schuh vom Ziel entfernt, plötzlich die Kräfte verlassen und er die ganze Höhe des Baumes herabgleitet. Das gibt nun ein schallendes Gelächter der Zuschauerschar. Schnell macht den Versuch ein zweiter und dritter, aber es geht ihnen nicht besser als dem ersten. Endlich gelingt es einem. Jauchzend schüttelt er den Blumenkranz. Das erste Best ist ihm zu Teil geworden. Das gibt den übrigen Mut und Selbstvertrauen und bald wird der Blumenkranz aufs neue geschüttelt. Das zweite Best ist gewonnen. Die andern folgen in kurzen Zwischenräumen nach. Nun wird der Baum umgehauen. Die Beste werden verteilt und alles begibt sich ins Wirtshaus, um den übrigen Teil des Tages mit Tanz und Gesang hinzubringen. — Schade, daß diese Volksbelustigung immer seltener wird. Sie gewährt ein außerordentliches Vergnügen und hat zugleich den Nutzen, daß sie das Auge schärft und die Hand übt, das vorgesteckte Ziel, und sei nun dies was immer für eines, sicher zu treffen. Das leidige Pferde- und Schlittenrennen, das übrigens den Namen einer Volksbelustigung nicht verdient und daher auch in diesen Blättern nicht erwähnt wird, scheint das weit edlere „Ringelreiten" allmählig zu verdrängen.

2. Das Ringelreitn. Diese Volksbelustigung findet man im Hausruck- und Innkreise, in früheren Jahren häufiger als gegenwärtig. Auf einem freien Platze wird eine Art Triumphbogen errichtet, mit Tannenreisern, Blumen und Bändern geschmückt. Innerhalb desselben hängt an einer starken, von einem Bogenpfahl zum anderen gezogenen Schnur, die sich in der Mitte etwas abwärts senkt, ein eiserner Ring in der Größe eines Talerstückes, derselbe ist, um ihn für das Auge sichtbar zu machen, mit einem gleichgroßen, weißen Papierblättchen bedeckt. Der Preisbewerber erscheint mit seinem Pferde ohne Sattel und nimmt den Ringelstock zur Hand. Dieser ist ungefähr 6 Schuh lang und von der Gestalt eines Billardstockes. Etwa 15 bis 20 Schritte vor dem Bogen spornt der Reiter sein Pferd zum Galopp an und sticht, während er unter dem Bogen durchjagt, mit dem Stocke nach dem über seinem Haupte hängenden Ring. Gelingt es ihm, das Papierblättchen zu durchstechen, d. h. in die Mitte des Ringes zu treffen, so löst sich derselbe von der Schnur los und bleibt am Stocke hängen. Wer den Ring bei einer bestimmten Rennzahl am öftesten herabgestochen, hat den ersten Preis errungen. Es läßt sich denken, daß stets das lauteste Gelächter erschallt, wenn ein Renner neben den Ring sticht, was sehr oft der Fall ist. So oft der Ring getroffen und mitgenommen wird, spielt die eigens dazu bestellte Musikbande ein Stück auf. Auch der Bajazzo darf dabei nicht fehlen, der durch seine Capriolen die allgemeine Lustigkeit erhöht.

3. Das Sack- und Hosenlaufen. Je zwei und zwei Läufer stecken ihre Füße, nämlich der eine das rechte, der andere das linke Bein, in einen am Boden durchlöcherten Sack und binden denselben an den Schenkeln fest, damit er nicht hinabsinkt. In manchen Gegenden, besonders im Hausruckkreise, bedient man sich hiezu gewöhnlicher Hosen. Die Läufer stellen sich der Reihe nach auf und laufen auf ein gegebenes Zeichen nach einem entfernten Ziele und wieder zurück. Je nach dem Eintreffen der Paare werden die ausgesetzten Preise verteilt. Es gibt hiebei viel zu lachen, denn es geschieht nicht selten, daß die Läufer den Gleichschritt, auf den begreiflicher Weise alles ankommt, verlieren und so einer dem andern im Laufe hinderlich wird, oder wohl gar beide über den Haufen fallen. Noch komischer ist die Sache, wenn die beiden Läufer einen Schiebkarren vor sich her treiben, indem sie, der eine mit der rechten, der andere mit der linken Hand den Karren haltend, den Lauf beginnen.

4. Das Hahnschlagen. An einen Pfahl wird auf einem freien Platz an einer ziemlich langen Schnur ein Hahn angebunden, der sich nach allen Richtungen hin frei bewegen kann. Die Hahnenschläger, gewöhnlich 3 oder 6 an der Zahl, erhalten jeder einen aus

Stroh geflochtenen Dreschflegel und nachdem ihnen die Augen verbunden wurden, beginnen sie um den Pfahl herumzugehen und mit dem Dreschflegel auf den Hahn loszuschlagen. Dieser weicht nun seinen Verfolgern aus, wie er kann, und so dauert es oft lange, bis das arme Tier einen Schlag erhält, daß es betäubt zusammensinkt. Der, dem dies zuerst gelungen ist, erhält den Hahn und meist noch einen Preis, der auf den ersten glücklich vollführten Schlag ausgesetzt war. Auch hier fehlt es für den Zuschauer nicht an Lachstoff. Gar viele Schläge werden zum größten Ergötzen der Zuschauer umsonst getan, um so mehr, da der Hahn von den Umstehenden oft absichtlich den Schlägen seiner Verfolger entzogen und bald hierhin, bald dorthin gejagt wird, je nachdem es die gefahrdrohende Nähe der Schläge erfordert. Den Schluß der Belustigung bildet, wie gewöhnlich Tanz und Gesang.

V.

Zu den Quellen, aus denen die Kenntnis unseres Volkstumes sprudelt, gehört auch Spiel und Volksunterhaltung. Was wir davon heute noch als Volksbesitz beobachten können, ist ein bunter Strauß echter Feldblumen. Zu Altem, bisweilen aus der Kulturform anderer Zeit Ueberkommenem gesellt sich ganz Junges. Hat sich einerseits aus altgermanischer Ferne der Schwerttanz bis ins 19. Jahrhundert erhalten, so hat anderseits der Widerhall des Weltkrieges Spiele wie das Innviertler „Masching'wehrschiaßn" gezeitigt. Manche Spiele bedeuten ein Kraftmessen, bei vielen kommt es auf Geschicklichkeit und Schnelligkeit an. Wird so in heiterer Muße der Körper gestählt, so fördern hinwider Frage- und Rätselspiele die geistige Gewandtheit. Es fehlt aber auch nicht an Spielen, — die vielen „Aufsitzer" gehören hieher — die nichts weiter als fröhliche Unterhaltung sind, Erholung und Entspannung nach der Arbeit Mühe und Plage. Die Spottlust lebt in ihnen, oft sind sie derb, besonders die Drischlegspiele, nie frivol. Ihre Sammlung und die Untersuchung ihres Wesens ist eine Teilaufgabe der Forschung, die sich um die Erkenntnis unseres Volkstums müht. Aber auch der Heimatschutz findet in ihnen Stoff und Grundlage, die Freude am gesunden Spiel zu wecken. Voraussetzungen kann die Schule schaffen, in der kundigen Pflege der Spiele erwächst aber dann vor allem den Führern unserer ländlichen Jugendverbände eine mit Lust und Liebe zu bewältigende Heimatschutzaufgabe, die sicherlich auch dankbar ist, lebt und webt doch im bodenständigen Spiel unversiegte Urkraft unseres Volkes.

Unserem Nachbarlande Salzburg hat Karl Adrian in seinen „Salzburger Volksspielen, Aufzügen und Tänzen", Salzburg 1908, eine grundlegende Sammlung geschenkt, die in vielem begreiflicherweise auch für uns gilt. Das Wesentliche bisher für Oberösterreich Veröffentlichte gibt folgende Zusammenstellung:

Die österr.-ung. Monarchie, Band Oberösterreich, S. 139 ff., S. 164 f.

Pritz F. X., Ueberbleibsel aus dem hohen Alterthume im Leben und Glauben der Bewohner des Landes ob der Enns. 2. Aufl. Linz 1854. S. 74 ff.

Blümlinger Floridus, Guckkastenbilder. 2. Aufl. Linz, o. J., S. 70 ff., 77 ff.

Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1913, S. 50 ff.: Berger Th., Stammereien.

Braunauer Heimatkunde. 1. Heft, S. 136 ff. — 13. Heft, S. 91 ff.: Veichtlbauer J., In der Roas.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, 2. Heft, S. 93 ff.

Heimatgaue. 1. Jg., S. 300: Speil J., Volkstümliche Spiele.

Zeitschrift des Vereines für Volkskunde. 14. Jg., S. 361 ff. (24. Jg., S. 402 f., 404): Preen v. H., Drischlegspiele aus dem oberen Innviertel.

Zeitschrift für öst. Volkskunde. (15. Jg., S. 161 ff.: Mautner K., Unterhaltungen der Gößler Holzknechte.) — 18. Jg, S. 220.

Anmerkungen:

I. Binna, Volksspiele.

1. Ein Erntespiel. Vgl. Rück-Sohnren, Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Berlin 1909, S. 175. — Oberösterreich, S. 164, 166. — Vgl. auch Heimatgaue, 1. Jg., S. 303 f.

3., Preen, a. a. O., Nr. 29. Der Hadernträger, der zum Antworten überreden soll, muß zur Erschwerung ein Hölzchen zwischen beide Zahnreihen klemmen. — Vgl. Adrian, S. 126.

7. Veichtlbauer, a. a. O., Nr. 16. — Mühlviertler Beiträge, a. a. O., S. 95.

8., Preen, Nr. 38. — Beichtlbauer, Nr. 19 (Spielabschluß). — Heimatkalender, Nr. 9. (Humor). — Adrian, S. 125.

10., Heimatkalender, Nr. 1. Vgl. unter den folgenden Gmundner Spielen Nr. 8

12., Marksteinsetzen: Ins Wasser = ins „Moos" setzen: Adrian, S. 121. Heimatkalender, Nr. 12. — In Teig setzen: Preen, Nr. 22. — Nach Grenzstreit anschwärzen: Beichtlbauer, Nr. 7.

13., Mühlviertler B., S. 95 f. — Heimatkal., Nr. 6. — Mautner, Nr. 2.

14., Mühlv. B., S. 94. — Adrian, S. 116. — Erraten ohne aufzusehen: Mautner, Nr. 36.

16., Krapfenbacken: Heimatkal., Nr. 15. — Sternmerken: Preen, Nr. 20.

17., Preen, Nr. 27.

II. S. Alfonsa Nürnberger, Volksbelustigungen.

Roas: Beichtlbauer, S. 91 f.

Fasching: Baumgarten, Das Jahr und seine Tage. 1860. S. 18 f. — Oberösterreich, S. 150 f., 167 f.

Kropfschneiden: Preen, Nr. 27. — Adrian, S. 126.

Eierbecken: Heimatgaue. 1. Jg., S. 288. — Blümlinger, a. a. O., S. 70 ff. — Oberösterreich, S. 147. — Vgl. Rück-Sohnrey, S. 79 und Sartori P., Sitte und Brauch. 3. Teil, S. 160 f.

Johannisfeuer: Heimatgaue, 1. Jg., S. 262.

Zwirnknäuel-Verstecken: Heimatkal., Nr. 14. — Im Lambacher Spiel Nr. 2 wird das Ei dem hinaufgeworfen, bei dem der Knäuel gefunden wird.

Telephonieren: Vgl. das Lambacher Spiel Nr. 13.

Romfahren: Preen, Nr. 37. — Vgl. Adrian, S. 126 f.

III. H. Gallnbrunner, Volkstümliche Spiele.

2., Preen, Nr. 23.

4., Vgl. Heimatkal., Nr. 11. — Beichtlbauer, Nr. 20.

6., Mühlviertler B., S. 93 f. — Beichtlbauer, S. 98. — Mautner, Nr. 26.

8., Vgl. das Lambacher Spiel 8 und das Ungenacher Spiel „Nachbarnvertauschen".

IV. P. Amand Baumgarten.

1., Heimatgaue, 1. Jg., S. 300; 2. Jg., S. 252 f. (Lit.) — Adrian, S. 34 ff.

2., Oberösterreich, S. 146.

3., Pritz, S. 78. — Oberösterreich, S. 146. — Adrian, S. 19.

4., Adrian, S. 33. — Oberösterreich, S. 147. — Pritz, S. 77. — Auch sonst ungemein verbreitet: Zeitschrift für österr. Volkskunde, 5. Jg., S. 116. — Rück-Sohnrey, S. 315. — Anschauliche Schilderung: Rosegger P., Das Volksleben der Steiermark. 15. Aufl. Leipzig 1910. S. 332 ff. — An die Stelle des Hahnenschlages trat das harmlosere Topfzerschlagen: Heimatgaue, 1. Jg, S. 300, Nr. 6 Vgl. Zeitschrift für österr. Volkskunde, 18. Jg., S. 221.

Dy.

...

Religiöse Gebräuche in Helfenberg, Ob.-Öst.

Sitte und Brauch gibt sich besonders auf religiösem Gebiete kund. So ist es hier seit langem der Brauch, daß die Haustüren von den Kindern mit Blumen und frischem Reisig geschmückt werden und auch der Zuweg zum Hause mit Blumen bestreut wird, wenn die Eltern ihren Osterbeichttag haben, und umgekehrt von den Eltern, wenn die Kinder ihren Beichttag haben. Ein besseres Frühstück erinnert an die besondere Weihe des Tages.

An den neun Tagen vor Weihnachten geht die „Muttergottes Herberg suchen". Fromme Seelen tragen eine Muttergottesstatue unter Gebeten in ihr Haus, bewahren sie daselbst über Nacht, um sie am nächsten Tage zur Nachbarin zu tragen. Es gibt im Orte vier solcher Partien, welche, zu je neun, „in die Herberg gehen".

Bei einem Begräbnis ist es nebst den allgemeinen Bräuchen üblich, daß der Tischler, unmittelbar bevor die Leiche vom Hause fortgetragen wird, sich mit bewegten Worten im eigenen Namen sowie im Namen der Angehörigen vom Toten verabschiedet; das dauert oft eine Viertelstunde und fordert einigermaßen Vorbereitung, da zugleich eine ernste Mahnung an die Umstehenden verbunden ist.

Hier wird bei jeder erwachsenen Leiche ein Buch auf dem Sarg mitgetragen, wohl eine Erinnerung daran,

daß einst die Gläubigen der Christenlehrbruderschaft angehörten, die unter Kaiser Josef hier aufgehoben wurde. Im Buche waren die Mitglieder eingetragen. Auch eine Statue des heiligen Erhard als Kirchenpatron wird auf dem Sarg mitgetragen.

Jedes Pfarrkind geht einmal im Jahre in die eine Stunde entfernte Waldkapelle, eine kleine Muttergottes-Wallfahrt, um zu beten. Der Besuch des Steines, auf dem die Muttergottes bei der Flucht nach Aegypten gerastet hat, sowie der Umgang um den Hochaltar und der Besuch des „heiligen Wassers" ist damit verbunden. Sogar aus weiter Ferne kommen ehemalige Helfenberger in dieses kleine Waldheiligtum pilgern; die Wallfahrt heißt auch „Maria Rast".

Erwähnt sei noch, daß bei einem Versehgang die Leute von der Nachbarschaft vor dem Hause, wo der Kranke liegt, zusammen kommen, stehend den Priester erwarten und nach dem Segen ihn betend ins Haus begleiten, wo sie der heiligen Handlung bis zum Schlusse beiwohnen. Es wäre eine grobe Nachlässigkeit, wenn von den Nachbarsleuten, die dann auch zur Leiche geladen werden, niemand erschiene.

Die übrigen Gebräuche bei Taufe, Hochzeit, Leiche finden sich auch hier, es wird aber die eine oder andere Pfarrgemeinde ihre eigenen Gebräuche haben.

J. Aschauer, Kaplan
(Helfenberg).

...

Neusonntagskinder.[1])

Im oberen Trauntale (Lauffen) wird ein Kind, das an einem Sonntag zur Zeit des Neumondes geboren und mit neuem Taufwasser, das heißt mit solchem, das seit seiner Weihe zum Taufen noch nicht verwendet wurde, getauft ist, Neusonntagskind genannt. Dem alten Volksglauben nach „sehen" und „hören" die Neusonntagskinder bedeutend mehr, als Kinder, bei denen alle oder mancher dieser Punkte bei Geburt und Taufe fehlen. (In St. Georgen im Attergau kommt ein Kind, das mit neuem Taufwasser getauft wird, in die sogenannte Neutaufe. „In d' Neutauf brachtö Kina" sollen viel gescheiter und glücklicher als andere werden.) Den Neusonntagskindern erscheinen im wachen Zustande kurz nach dem Tode die ihnen bekannten Verstorbenen der Umgebung, wobei sie sich nicht im geringsten fürchten und ängstigen.

Einer Bäuerin in Gosau, auch einem Neusonntagskind, erschienen die Toten während des Tages, am häufigsten jedoch am Abende in verschiedenen Gestalten, schön und „schiach". Reden hörte die Bäurin Tote selten, nur jene, die sich durch sie ein Grab „anfriemen" (bestellen oder besorgen) ließen, riefen ihr zu: „Friem ma a Grab an!" Ferner waren ihr selten Verstorbene in Menschengestalt, sondern größtenteils in zusammengedrehten Fetzen („Hudln") unter ihrem Bette und vor ihrer Tür liegend erschienen. Ohne sich darum zu kümmern, legte sie sich abends ruhig zu Bette. Erwachte sie am Morgen, so waren die seltsamen Gestalten nicht mehr zu erblicken. Ein Toter, sagte die Bäurin, war ihr auch einmal in Vogelsgestalt erschienen. Als der Pfarrer von Gosau eines Abends starb, kam er zur selben Stunde, in der er verschieden, in seiner gewöhnlichen Kleidung ernst und würdevoll die Stiege herab, als sie eben ins obere Stübchen schlafen gehen wollte.

Eine ältere Frau aus Goisern stieg einst in Begleitung eines Weibleins auf die Gjaidalm im Dachsteingebiet, um Enzianwurzeln zu graben. Während dieser Arbeit rief ihre Begleiterin plötzlich: „I friem da schon oans an a Grab!" Erschrocken fragte die Frau, was es gäbe. Ruhig und mit kurzen Worten erzählte sie, daß ihr eben ein Toter erschienen sei und sie gebeten habe, ihm doch ein Grab „anzufriemen".

Lehrer Franz Gößner
(St. Georgen im Attergau).

[1]) Vgl. Baumgarten, das Jahr und seine Tage. S. 31.

...

Das Florianispiel zu Schlägl 1770.

Bedienter des Aquilino:

Woher, mein lieber Bot, woher,
Ihr bringt gewiß wieder neue Mär.

Amtsbot:

Ja, freilich muß was Neues sein,
Das ist leichtlich zu bilden ein,
Weil wir Amtsboten allzugleich
Ausgschickt sein in dem römischen Reich,
Und durch das ganze Kaisertum
Mit diesem Patent, weiß nicht warum,
Allein ist wohl zu bilden ein,
Der Inhalt nicht viel Guets mueß sein,
Ich bitt, mich bald zu fertigen ab,
Weil ich noch weit zu reisen hab.

Bedienter:

Lieber Bot, in Geduld tut stehen.
Werde gleich zum gnädigen Herrn gehen,
Ihme einreichen das Mandat,
Wann er was zu befehlen hat,
Werd euchs erindern alsobald,
Damit man euch nicht aufhalt.

Bedienter zu Aquilin:

Euer Exzellenz, gnädigster Herr,
Ein Bot ist kommen an,
Brachte das Patent und bat mich sehr,
Ihme bald zu melden an.

Aquilin:

Der Bot darf sich nicht verweilen,
Er mag gehen wann er will,
Wann er wollte gern ereilen
Sein vorgesetztes End und Ziel.
Wann der wird abgefertigt sein,
Alsdann komm zu mir herein.

Bedienter zu dem Boten:

Lieber Bot, könnt schon fortgehen.
Der Vollzug wird schon geschehen,
Hiermit habt ihr schriftlichen Bscheid,
Daß ihr allhier gewesen seid.

Bedienter zu Aquilin:

Gnädigster Herr, anjetzo hab
Den Boten schon gefertigt ab,
Nach dero Befehl komm ich herein,
Zu hören, was ferner zu schaffen sei.

Aquilin:

In dem Mandat ist vorgesehen
In Geheim, tue mich verstehen,
All christliche Kirchen insgemein
Müssen vor Ostern zerbrochen sein.
Und alle Christen im Kaisertum
Die soll man martern und bringen um.
Die unsern Göttern nicht opfern wollen,
Ins Elend sie verjagen sollen,
Damit das Gsind wird ausgerott,
Weil sie anbeten ein fremden Gott,
Darum mueß man die Sach beizeiten
Dem Floriano auch andeuten,
Daß ihm wegen seiner Dignität
Als ein Feldfürst auch ansteht,
Mit seinen Soldaten eben
Dem kaiserlichen Mandat nachleben,
Die Christen zerhauen und zerfetzen
Und sich mit ihrem Bluet ergötzen,
Dies Mandat laßt ihn exequieren,
Daß er sich nicht kann exkusieren,
Oder Unwissenheit vorwend,
Darum schreibts eilend behend,
Und schickts durch eigne Boten hin,
Daß ich mithin entschuldigt bin. (Ab.)

Bedienter:

Soll eilends geschehen, gnädigster Herr.
Will schreiben nach dero Befehl und

 Lehr.

Kaiser Diokletianus:

Liebe Getreue unsers Reich,
Seht unsern Kaiser an,
An Tapferkeit er keinem weich,
Wann Schwerter blitzen schon.
Habs schon so weit gebracht,
Darf keiner reimen sich,
Daß er so große Macht
Ins Feld kann stelln als ich,
Der sich dann Julius Cäsar,
Ein Weltbeherrscher nennet,
Und uns die Pallasia
Mit Lorbeerkränzen krönet.

Erster Rat:

Eur kaiserliche Majestat,
Die Wetter mögen krachen,
So können sie als ein Regent
Ohn alle Sorgen lachen.

Anderter Rat:

Die Fama selbst schreibet nun
Das Lob in Marbelstein,
Daß Eur Majestat nur dieser Ruhm
Und sonst niemand kann sein.

Dritter Rat:

Weil sie ein Schutzgott sein,
Ein Vater dieser Stadt,
Die Gerechtigkeit allein
Allhier den Wohnplatz hat.

Vierter Rat:

Eur Majstat, großer Monarch und Herr,
Desgleichen nicht zu finden,
Wer sollt sich unterfangen mehr,
Ihnen Krieg anzukünden?

Florianus:

Großmächtigster Kaiser ich bitt,
Sie wollen nicht erschreden.
Eine traurige Zeitung bringe mit,
Welche ich mueß entdecken.

Diokletian:

Wie, man sollte nicht erschreden
Ueber ein traurige Zeitung neu,
Die man uns sollt entdecken?
Nur frei, ohn alle Scheu,
Die Wahrheit tuet andeuten,
Ich schred mich nicht daran,
Ists etwas zu bestreiten,
Treuwertigster Ritter Florian.

Florianus:

Eur Maystet unterbringen muß,
Wie daß Flavius Mezius,
Der Statthalter aus schuldiger Pflicht,
Von Ilirien hat ein Bericht,
Daß der verflucht Statthalter allda,
Dizius Mezius von Andalusia,
Des großen Gewalt anmaßet er,
Die Ilier und Andalusier

Unter sein Botmäßigkeit zu bringen,
Alles Volk zum Tribut bezwingen,
Sich über diese ein Herrscher nennt,
Auch aufwirft als ein Reichsregent.

Diokletian:

Wie, Dizius Mezius dieser Orten
Sollte so ungetreu sein worden,
Daß er sich wider sein Kaiser sollt
Zu rebellieren aufwerfen wollt?
O du meineidiger Rebellant
Mußt werden nach deinem Verdienst belohnt.
Von Stund an Floriane ihr,
Als der getreueste Ritter hier,
Bei unserem Hof sollst haben jetzunder
Befehl, die Völker aufzumuntern,
Und mit denselben ziehen beizeiten,
Wider unsere Feind zu streiten,
So lang und so viel, bis uns allhier
Tribut wird abstatt nach Gebühr.
So wehrt euch so lang und so viel
Mit Feur und Schwert zum End und Ziel,
Damit die Untreu wird belohnt,
Das Kind im Mutterleib nicht schont.
Aber Dizium Mezium zwinget,
Den meineidigen Rebellanten bringet
Gefesselt und gebunden hieher,
Vor die Füeß eures Kaiser.

Florianus:

Allergroßmächtigster Kaiser, ich
Werde jederzeit befleißen mich,
Mit starken Händen und kalter Klinge
Die Feind unter ihren Gehorsam zu bringen,
Welche sich rühmen und prahlen sollen,
Eur Maystat Schaden zufügen zu wollen.

Diokletian:

Floriane, wir wünschen euch Glück und Heil,
Die Götter wollen euch stärken,
Daß euch die Victori werde zuteil,
Was wir befohlen, tuet merken. (Ab.)

Dizius Mezius:

Nun, ihr Bund- und Ratsgeschworne,
Auch liebe Getreue mein,
Zum Rate allzeit auserkorne,
Ihr wollt uns anzeigen heunt,
Weil der Rats ist ausgeschrieben,
Zu dem End erschienen seind;
Was nächst unverglichen blieben,
Kann heunt wiederum kommen ein.
Was Notwendigs vorgefallen
Ist in unserm Königreich,
Wir anheunt ratschlagen wollen,
Wie allzeit zu helfen sei.
Was Beschwerden eingeloffen,
Wollen wir vornehmen heunt,
Was zu tun oder zu lassen,
Wird anheunt der Ratschluß sein.

Erster Rat:

Seit der letzten Ratversammlung,
Großer König, Monarch und Herr
Sonderbar hab nichts vernommen,
Als daß die Soldaten sehr
Die Leut gar hart tribulieren,
Wo sie sich haben einquartiert,
Und so grausam sie traktieren,
Dies zu gstatten nicht gebührt.

Anderter Rat:

Ich auch also verspüren tue
Aus mein umliegenden Orten,
Daß die Leut nicht haben Rueh,
Bin ich berichtet worden.
Also mein ich, meins Erachten,
Eine Forcht zu jagen ein,
Das Land zu beschützen trachten,
Sollen nur Majestat beflissen sein.

Dritter Rat:

Mir ist auch zu Ohren kommen,
Wie das Oesterreich sich abwendt,
Wo wir sonst Tribut genommen,
Hat der Ghorsam jetzt ein End.
Dies also zu betrachten wohl,
Wie diesem abzuhelfen sei,
Und kein Aufruhr erwecken soll,
So stell ich meine Meinung frei.

Vierter Rat:

Die alte römische Nation
Tuet sich jetzt unterwinden,
Ein neuen Tempel zu bauen schon,
Ein andern Glauben verkünden.
So wider unseren Glauben ist,
Tun unsere Götter verachten.
Ob dieses zu gedulden ist,
Eur Maystat laß betrachten.

Dizius:

Eure Klagen, liebe Getreue mein,
Hab ich sattsam verstanden,
Dem Volk ein Biß werd legen ein
In allen unseren Landen.
Durch Efängnis und dergleichen Zwang
Die Urheber werd bestrafen,
Und wann sie werden nicht abstahn,
Durchs Schwert hinrichten lahn.
Oesterreich werd überfallen
Mit einer großen Macht,
Jedoch vor anderen allen
Nur nach Floriano tracht,
Lebendig zu erhaschen,
Aufhängen an den Galgn,
Und ihn verbrennen lassen,
Weil er kein Tribut will zahln.
Die Länder allermaßen
Im ganzen Heidentum

Will ich einladen lassen,
Oesterreich zu stürzen um.
Nun gib ichs zu erkennen,
Obs recht gesprochen sei,
Wann nichts mehr für zu nehmen,
Der Rat geschlossen sei.

Erster Rat:

Gar recht ist es gesprochen,
Großer Monarch und Herr,
Das Oesterreich wird gerochen,
Weils nicht will dienen mehr.
Und eine Forcht zu jagen ein,
Darzue wir uns erzeigen wolln,
Damit im Land ein Rueh kann sein,
Und den Tribut abfordern solln.

Dizius:

Nun bin ich Dizius Mezius schon
So hoch hinaufgestiegen,
Daß ich mein Thron besitzen kann,
Darf keinem unterliegen.
Bei den Umständen ich mich kann
Allzeit glückselig schätzen,
Weil sich kein Potentat nicht kann
Mit Gewalt sich widersetzen.
An Macht und Gewalt der größte bin,
Niemand kann mir was machen.
An Silber und Gold der Reichigste bin,
Kann andre nur auslachen.
Dieweil mir dann kein Potentat
Mit Macht und Reichtum klöcken,
Was ich bei mir beschlossen hab,
Das will ich euch entdecken.
Oesterreich ein Schleckerbissl ist,
Das mein Begierlichkeit
Ergötzen kann, mit Kriegeslist
Wills zwingen zu dem Streit.

Anderter Rat:

Eur Majstat tun erwägen
In dieser hohen Sach,
Viel Hindernis wirds geben,
Ehe das zu End wird bracht.
Wann die Sach wird anders gehn,
Und vor uns nicht guet anschlagt,
Können wir mit Fueg nicht geben,
Wie ich schon vorhin gesagt.

Dritter Rat:

Eur Majstat tun ja wissen,
Daß man mueß liegen zu Feld
Gegen einem Volk beflissen,
Das allzeit Sieg erhält.
Aus vorigen Kriegszeiten
Ist gnuegsam zu probieren,
Daß nur bei dreißig Reiter
Täten viktorisieren.

Vierter Rat:

Wieder ein Geschwader der Mohren,
Bei etlich hundert Mann,
Zuruckgeschlagen worden
Mit größtem Spott und Hohn.
Ihren Rückweg haben genommen,
Weil man sie jagen tät.
Mit höchster Gefahr seind kommen
Flüchtig nach Atremet.

Dizius:

Ich mueß sie zwingen mit der Macht,
Werd auch etwas ausschaffen,
Sie alle zu vertilgen tracht,
Mit Feur und Schwert will strafen.
Daß Wasser sich in Bluet verkehrt,
Alles will ich dran wagen,
Allzeit zu herrschen ich begehr,
Mein Reichtum will beitragen.

Erster Rat:

Eur Majstat nicht vertiefen
im Geist der Hochfahrt sich,
Denn sie gedenken müessen,
Daß nicht unmöglich ist,
Daß ihre Länder kommen
Unter des Feindes Händ,
Gewalttätig hingenommen
Und in der Rueh zertrennt.

Anderter Rat:

Ja freilich kann es leicht geschehen,
Wie man es schon erfahren,
Wie im Streit das Glück tuet gehen,
Viel Müeh wär zu ersparen.
Die Götter haben euch geben Gwalt,
Viel Länder zu regieren,
Wann man sie nicht in Ehren halt,
Kann mans gar leicht verlieren.

Dizius:

Eur Reden sehr tuet wundern mich,
Laßt Gold und Silber walten,
Müeßt wissen, daß die Länder ich
Noch wohl kann unterhalten.
Ein Kriegsmacht ich gleich stellen kann,
KIn Oesterreich einzufallen,
Bei viermal hunderttausend Mann!
Macht mir nur keine Gallen.
In aller Eil die Anstalt macht,
Tuet in die Länder schreiben,
Mein Willen zu erfüllen tracht,
Wo ihr könnt Volk auftreiben.

Dritter Rat:

Großmächtigster Monarch und Herr,
Wir wollen ausschreiben nachend und fer.

Vierter Rat:

Ich weiß alls zu veranstalten,
Was Eur Majstat tun verwalten. (Ab.)

*

Foriano Marsch.:

Wasmaßen Dizius Mezius
Schon ausgeschrieben hat
In alle Länder um Sukurs,
Ich gwisse Nachricht hab.
Es wird nicht lang anstehen,
Wird er bei uns erschein,
Darum so laßt uns gehen,

Wir wollen warten sein.
Wir wollen stehn auf gueter Huet,
Ihr Herren Offizier,
Nur euch an ihm nicht scheuen tuet,
Ich bitt, tuet folgen mir.
Auf meinen Gott verlaß ich mich,
Der mir beistehen werd,
Auf euch alle vertraue ich,
Daß ihr nicht weichen werdt,
Ob er schon als ein Ungeheur
Uns werde fallen an,
Allein es wird ihm kommen teur,
Merke ihms jedermann.
Mit viermal hunderttausend Mann
Will er uns überfallen,
Tue sich nur keiner schrecken dran,
Wirds müssen teuer bezahlen.
Nun dieses ich begehr von euch,
Daß jeder bei sein Fahn,
Die Mannschaft lehrt, daß sie nicht weich.
Zum Streiten frischet an.

Erster Offizier:
Gnädigster Herr, dero Befehl
Werde ich gleich verrichten schnell.

Anderter Offizier:
Mein Ghorsam, Schuldigkeit und Pflicht
Werde auch vergessen nicht.

Dritter Offizier:
Dero Befehl vollziehen werd,
Wie es ein Offizier zughört.

Vierter Offizier:
Ihr Gnaden, ich werd meine Leut
Anfrischen mit großer Tapferkeit.

Florianus:
Wann ihr dem Kaiser seid getreu,
Ist es eine Schuldigkeit von euch.

Erster Offizier:
Ihr tapfere Römer denket nun,
Daß wir gehen zum Streit
Wider Dizium Mezium,
Erzeigt nun Tapferkeit.
Dieser treulose Rebellant
Zu stark sich unterfangen,
Daß er dem Kaiser Leut und Land
Schon hat hinweg genommen.
Ganz Ilien und Andalusien
In sein Gewalt ist schon.
Der Kaiser dies nicht ein kann stehn,
Das weiß ja jedermann.
Nun weilen ihr Kriegsmänner seid,
Dem Kaiser habt geschworen,
So zeigt euer Herzhaftigkeit,
So ist noch nichts verloren.
Folget nur Florianum nach,
Der uns den Sieg verspricht,
Ich werd euch helfen zu der Sach,
An mir solls fehlen nicht.

Zweiter Offizier:
Die Ursach, warum ihr hier seid,
Wird jeder wissen nun.
Daß wir ziehen in den Streit
Wider Dizium Mezium,
Der sich wider Kaisers Majestat
So hoch vergriffen hat.
In zweien Ländern alle Städt
Schon zinsbar hat gemacht.
Mit diesen er noch nicht vergnügt,
Tribut er haben will,
In Oesterreich einfallen wird,
Das ist sein ganzes Ziel.
Wird jeder sein Schuldigkeit tun,
So wird es sich bald zeigen,
Daß der rebellisch Dizium
Sein stolzes Haupt wird neigen.
Ihr seid das Siegen gewohnet schon,
Ihr tapfere Römerzier,
Folget dem Ritter Florian,
Wie auch desgleichen wir.

Dritter Offizier:
Ihr tapfere Soldaten mein,
Tue nur keiner verzagen,
Denkt euch, es muß geraufet sein.
Tuet wacker dareinschlagen.
Darumen ihr Kriegsmänner seid,
Euch dies zu tun gebührt.
Dem Kaiser macht ihr eine Freud,
Den Mezium betrübt.
Dieser verfluchte Rebellier,
Der wird bald unterliegen,
Dieweilen tapfere Römer ihr
Schon seid gewohnt das Siegen.
Florianus, unser General,
Tut uns solchen Versprechen,
So gehet drein als wie ein Pfeil,
Tuet euren Kaiser rächen.
Ihr alle schon guet abgricht seid,
Wißt in den Streit zu gehen,
Er hat nur zamgeraffte Leut,
Wie will er dann bestehen.

Vierter Offizier:
Frisch auf, ihr tapfere Kriegesleut,
Weil wir in den Streit gehen,
Ich weiß, daß ihr guet abgricht seid,
Wir werden leicht bestehen.
Obwohlen der Rebellen Schar
Uns stark ist überlegen,
Achtet und scheuet kein Gefahr,
Brauchet nur eure Degen.
Was nutzt so viel rebellisch Gsind,
Die kein Degen wissen zu führen.
Sie gehen drein als wärn sie blind,
Tun sich nur selbst turbieren.
Wir wollen herzhaft folgen nach
Floriano, dem Ritter fein,
So wird sich ändern bald die Sach,
Der Feind wird gschlagen sein.
Dann sein Verstand und Kriegeslist,
Die ist euch schon bekannt,
Ihr alle vorhin dieses wißt,
Ihn förchten alle Land.

(Fortsetzung folgt.) Dy.

Heimatbewegung in den Gauen.

Ortsgruppe Gmunden des Landesvereines für Heimatschutz in Oberösterreich.

Nach längerer Vorbereitung wurde am 14. Brachmond 1922 durch eine von Fachlehrer Reisenbichler einberufene Versammlung eine Ortsgruppe des Landesvereins in Gmunden begründet. In längerer Ausführung sprach Dr. Depiny über das Wesen der Heimatforschung und des Heimatschutzes und über die Aufgaben der Ortsgruppe. Sodann wurde die von Lehrer Fischer vorbereitete Geschäftsordnung, die sich auf die bisherigen Ortsgruppenerfahrungen, vor allem auf die der Mädchenortsgruppe Ort stützt, erörtert und angenommen. Mit der Führung der Ortsgruppe wurde ein Arbeitsausschuß betraut, zu dessen Obmann Fachlehrer Alexander Reisenbichler gewählt wurde.

In eingehender Wechselrede wurde der Arbeitsplan der neuen Arbeitsgemeinschaft aufgestellt, der die Werbung für den Heimatgedanken, den Anteil an der Heimatforschung und die Pflichten des Heimatschutzes in gleicher Weise beachtet. Ein besonders aussichtsreiches Feld eröffnet sich dem Heimatschutz durch die vom Obmann des Trachtenvereines Herrn Bogner geförderte nähere Verbindung mit dem Trachtenerhaltungsverein, der bereit ist, seine Aufgabe als einen Teil der gesamten Volkstumspflege zu erfassen und mit dem Heimatschutz Hand in Hand zu gehen bei der Weckung und Förderung bodenständigen Sinnes. Eine enge Fühlungnahme wurde auch mit dem Gmundner Museum hergestellt und eine heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft, die zum Teil schon besteht, vereinbart.

Auf Grund der allgemeinen Richtlinien der Gründungsversammlung legte dann der Ausschuß in einer längeren Besprechung, der auch Dr. Depiny beigezogen war, am 17. Heumond den Plan für das erste Arbeitsjahr fest.

Die erste Tat der jungen Ortsgruppe war eine sorgfältig vorbereitete Ausstellung in der zweiten Woche Heumond. In einem geräumigen Klassenzimmer der Knabenbürgerschule wurden Gegenstände, die sich auf Gmundens Vergangenheit beziehen, Werke der Volkskunst und sonstige Zeugnisse heimischer Ueberlieferung zu einem Gesamtbild bodenständigen Volkstums vereinigt. Am reichsten waren als besonderer Zweig der Trauntaler Volkskunst ältere und jüngere Krippen vertreten, sie gehören ja traunaufwärts heute noch genau so zum Weihnachtsfest der Familie wie das alte Krippenlied, das vor der Krippe zur Weihnachtszeit erklingt. Trachtenstücke, Bauernmöbel, Porzellan und Hafnererzeugnisse, Gmundner Ansichten aus alter Zeit, trachtenkundlich wichtige Oelbilder und Gegenstände der Volkskunde wie das Vortragkreuz der Salzträger bildeten eine Sammlung, die Stück für Stück betrachtet, geeignet war, heimatkundliche Anteilnahme zu wecken und den Gedanken des Heimatschutzes zu fördern oder doch den Sinn für Bodenständiges zu beleben. Diese erste Ausstellung war eine allgemeine Einführung, im nächsten Jahre sollen einige besondere Gruppen herausgegriffen werden und eine eingehendere Sonderausstellung bilden.

Möge der Ortsgruppe, die sich derart bereits als Arbeitsgemeinschaft bekundet hat, reges Wirken und froher Heimatsegen vergönnt sein.

Dy.

Heimatausstellung Haslach.

Am 20. Erntemond 1922 wurde eine von der Ortsgruppe Haslach des Landesvereines für Heimatschutz veranstaltete Heimatausstellung in einem Klassenzimmer der Volksschule eröffnet. Um deren Zustandekommen unter Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten haben sich besonders Gemeinderat J. Mayrhofer und Frl. Lehrerin Marianne Novak verdient gemacht. Sie hatten durch Zusammentragen der Gegenstände, Ausstattung des Raumes und sonstige nötige Vorarbeit es den beiden aus Linz herbeigeeilten Vertretern des Landesvereines, Dr. Oberwalder und Dr. Depiny ermöglicht, in Tagesarbeit die Ausstellung eröffnungsbereit zu machen.

Die zur Schau gestellten Gegenstände, welche vielfach nicht bloß vom Heimatstandpunkt, sondern auch künstlerisch Wert beanspruchten, waren nach Gruppen geordnet. So bildeten eine Gruppe die zahlreichen Ortsansichten, über welche der Markt in einer solchen Anzahl verfügt, wie wir sie sonst in einem verhältnismäßig kleinen Ort nicht leicht antreffen. Dies verdankt Haslach vor allem der Heimatliebe des Steueramtsbeamten J. Spindler, der in zahlreichen Bleistiftzeichnungen und in Aquarellen die bemerkenswertesten Gebäude und Haslacher Ansichten festgehalten hat. Eine eigene Bedeutung haben auch ein Holzeinlegebild mit der Darstellung der alten Kirche von J. Mayrhofer und einige ältere Steindrucke aus der Druckerei des bekannten Linzer Lithographen Hafner.

Die Gruppe religiöse Kleinkunst konnte wegen des Raummangels nicht geschlossen aufgestellt werden, sondern mußte in mehreren Unterabteilungen über den ganzen Ausstellungsraum verteilt werden. Neben vorzüglichen Oelbildern und Holzschnitzereien verdienten besonders Erwähnung der Scherenschnitt des erst 1919 verstorbenen Haslachers Josef Gierlinger, zwei bemalte Totenschädel aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (vgl. Heimatgaue, 2. Jg., S. 251), auf Holz und Blech gemalte Votivbilder aus der Kapelle am Gruebberg und ein Gricht, das ein Häftling in Haslach verfertigt haben soll.

In der Gruppe Schrift und Druck waren Lehrbriefe, besonders der ehemaligen Weberzunft, ausgestellt, das Ehrenbuch für fleißige Schüler von Haslach (1823—1869), geschriebene Gebetbücher, alte Kochbücher und einige religiöse Schriften mit kunstvollem Einband. Daran reihte sich eine Sammlung von Aquarellen alter Mühlviertler Bauernmöbel von Oberlehrer O. Klinger (Eidenberg).

In einem Glaskasten waren Erzeugnisse aus Glas, Zinn und Edelmetall für den Hausgebrauch, sowie auch alter Schmuck und Kopfbedeckungen (Goldhauben, Blindbortenhauben und Kinderspitzenhäubchen), endlich Perlstickereien und andere Gegenstände des weiblichen Hausfleißes untergebracht.

Die Abteilung Tonwaren bestritten Steingutkrüge und bemalte Bauernfayencen. Darunter fiel ein kleiner Bierkrug mit Porzellandeckel auf, den der Haslacher Josef Aigner († 1912) mit einer Ansicht des Gasthauses Mathie versehen hatte.

Eine ganze Wand war mit Waffen, Fahnen und Bildern bedeckt, die von der im 14. Jahrhundert begründeten Haslacher Bürgerwehr herrührten. Zwei Böllerkanonen aus dem Jahre 1854 waren davor aufgefahren.

Ein langer Tisch konnte mit alten Trachtenstücken belegt werden, die Wand darüber schmückte in malerischer Anordnung altes Jagdgerät. Ganz eigenartig waren die Bastlerarbeiten des Webers Hagen Delefor (Paradies, Oelberg, Hochburg, Stadtburg), zwei kleine Krippen und eine Wachsgruppe der hl. Familie in einem aus Eisenblüte und anderen Mineralien von Inspektor Riener zusammengefügten Gehäuse ergänzten diese kleine, aber beachtenswerte Gruppe. An sie schlossen sich Wachsfiguren der bekannten Art an, auffallend durch die Vielfältigkeit ihrer Gegenstände.

Einen richtigen Einblick in die Kunstfertigkeit des Volkes boten die Hausgeräte, die nicht in großer Zahl, aber in trefflichen Stücken zur Aufstellung kamen, darunter ein geschnitzter Sessel mit Lehne (1835), ein Deckelschaff (1722), ein hölzerner Bierkrug, der mit zwei Friesen, die allerlei Handwerkszeug darstellen, bemalt war, zwei Rokkenständer mit meisterhaftem Kerbschnitt, ferner drei alte Nähpolster (Buchform, Schraubstock, Ständer).

Reichliche Bedeutung kam den Gegenständen zu, welche an die alte Haslacher Weberzunft erinnerten: eine eingelegte Zunftlade aus dem 18. Jahrhundert, ein Kettenbrettel (1766), ein

viel in Verwendung gestandener Weberszepter, Krankenvereinsschild, Weberkamm für Segeltuch von 5 Ellen Breite (1800) und das Familienbild des Webermeisters Frischeisen aus der Zeit um 1860. Als hervorragende Leistung der Haslacher Weberei auch noch in jüngster Zeit war ein Stück des für den eucharistischen Kongreß in Wien gewebten und mit entsprechenden Sinnbildern gezierten Tuches zu sehen.

In der den übrigen Handwerken gewidmeten Gruppe sind die Vortragstangen der Müller und Bäcker, alte Schlosserarbeiten und eine steinerne Handmühle zu erwähnen, ebenso die Treib- und Schmiedearbeiten des noch in Haslach lebenden Kupferschmiedes Karl Höß, der sich besonders durch die Bildung des geschmiedeten Stabeisens in Schlangenform auszeichnet. Zeichnungen von Schmiedeisenkreuzen und Steckschildern aus dem Mühlviertel hatte die Linzer Künstlervereinigung Grille zur Verfügung gestellt. In diese Gruppe gehörte auch ein Tischchen mit Eingelegearbeit von der erprobten Hand des Tischlermeisters J. Mayrhofer.

Oelbilder von Haslacher Persönlichkeiten, so das Bild des Bürgermeisters Andorfer (um 1800), der Stifterin des Krankenhauses, Anna Dorfwirt und des Bürgermeisters J. Mathie bildeten wieder eine Gruppe. Ihr schloß sich noch eine Sammlung von Hinterglasbildern, sodann Bauernhausverzierungen, Aquarelle von Hugo v. Preen und eine Zusammenstellung heimatkundlicher Schriften an.

Die Ausstellung, die eine ganze Woche geöffnet blieb, fand bei der Bevölkerung rege Aufmerksamkeit. Sie trug sicherlich nicht wenig zur Verbreitung und Festigung des Heimatgedankens in diesem Teile des oberen Mühlviertels bei und fordert durch den Erfolg auch andere Orte zu ähnlichen Veranstaltungen auf, die, wenn sie örtlich abgetönt sind, gelingen werden und dem Heimatbesinnen Wege bereiten. Zur Mitwirkung ist die Leitung des Landesvereines gerne bereit. Dr. O. O.-Dy.

Bücherbesprechungen.

Josef Blau, **Alte Bauernkunst in deutscher Schul- und Volkserziehung, Heimatschutz und Wohlfahrtspflege.** 2. vermehrte Auflage. Prag, A. Haase. 1922. 82 S.

Das Buch bedeutet ein Stück Heimatschutzarbeit. An Beispielen wird gezeigt, wo Volkeskunst zu finden ist, wie es um sie steht und was von ihrer Pflege gilt. Es wird dabei aus sudetendeutschen Verhältnissen heraus ein ungefährer Umfang der Volkskunst vermittelt, für unseren oberösterreichischen Anschauungskreis kommt dabei die Keramik, die Bastelarbeiten und ähnliche Kleinkunst, und wohl auch der Museumsgedanke allzuknapp weg, wie natürlich überhaupt das Büchlein anregen wird, zu vergleichen und zu sehen, was sich bei uns im Volksleben anders spiegelt. Unsere Mühlviertler Hinterglasbilder z. B. zwingen zur Scheidung zwischen den blumenfrohen Sandlbildern und den aus Bayern herüberkommenden Bildern. Unsere Möbelbemalungen und Schmiedeisenkunst legt den Gedanken des Nachlebens der Herrenkunst und ihrer Anpassung an das Volksempfinden näher als den Gedanken, daß die Bauernkunst in ihrem Grundstock ein Ueberrest aus einer Zeit vor der Schichtung der Kunst in Volksbesitz und Herrenkunst ist. 50 gute Bilder unterstützen die Lebendigkeit der Darstellung. Liebe zu wecken bei den Trägern der Volkskunst, Verständnis und sinnvolle Einflußnahme bei denen, die in und mit dem Volke leben und dabei die Dinge in größerem Zusammenhange erfassen können, ist der Endzweck des Büchleins, das eben vor allem anregen will. Nicht starres Festhalten am Vergangenen, sondern folgerichtige Weiterentwicklung ist eine auch von Blau vertretene Grundanschauung. Freilich darf der Sinn für das Ursprüngliche und für Entwicklungsrichtung und -Möglichkeit nicht fehlen. Die schärfste Abwehr richtet sich gegen die aufs Land geschleuderte Stadtware, deren Hauptkennzeichen es ist, daß 12 Stück eben ein Dutzend ausmachen. Es ist von Blau selbstverständlich, daß er für die Verwertung der Volkskunst im Zeichen- und Handfertigkeitsunterrichte nachdrücklich eintritt. Um den Heimatschutzgedanken unendlich verdient machen könnten sich da ganz besonders die Gewerbeschulen.

Ein Fragebogen, der sich vor allem an Lehrer wendet, schließt das Büchlein, dem als Werbeschrift weite Verbreitung zu wünschen ist. Dy.

Hans Watzlik, **Böhmerwald-Sagen.** Böhmerwäldler Dorfbücher, 5. Heft. Budweis, Moldavia 1921. 96 S.

Böhmerwaldsagen, dem Volksmunde abgelauscht und zum Wiedererzählen bestimmt. Schatzsagen, Erlösungs- und sonstige ethische Sagen, Dämonen-, Teufels-, Hexen- und Gespenstersagen geben in glücklicher, volkstümlicher Ausdrucksweise ein Bild des Sagenschatzes des Waldlandes. Sie enthalten auch wertvolle Beiträge zu verbreiteten Motiven: Riesenspielzeug (16), Vineta (66), der geprellte Teufel (44, 58, 82), der Erlöser in der Wiege (43), die wilde Jagd (26, 41, 70), Krönlnatter (63), Faust (82), der bergentrückte Kaiser (50), Weltuntergang und Kriegsweissagung (24, 66). Den engen Zusammenhang zwischen Sage und Volksaberglaube zeigt neben den Hexensagen die Sage vom Angfrern (28, 30), vom Mettenwein (91), Bauopfer (80) und von Pestmitteln (73).

Schule und Haus steht in dem Buche eine wertvolle Sammlung bodenständigen Volksgutes zur Verfügung.
Dy.

Heimatgaue, 3. Jg., 2. u. 3. Heft. Abgeschlossen Bartholomäi 1922. — Schriftleiter: Dr. Adalbert Depiny, Linz, Wurmstraße 15 a.
Alle Rechte vorbehalten.
Verlag: R. Pirngruber, Linz. — Druck von Joh. Haas in Wels.

Mod. Grabmalkunst

Benno Steller

konz. Steinmetzmeister

Linz
Straßenbahnhaltestelle Friedhof
Telephon 1018/VIII

Wels
Br. Großstraße
Telephon 1018/VIII

MÖBEL-MARMORE
IN- UND AUSLÄNDISCHER SORTEN

Feuerwehrgeräte- und Spritzenfabrik

Konrad Rosenbauer

Linz a. D.

Spezialgeschäft für techn. Bedarfsartikel

Auto-Benzinmotorspritzen

Benzinmotorspritzen

alle Arten Handdruckspritzen, Gartenspritzen, Abprotzspritzen, Schläuche.

Sämtliche Feuerwehrartikel, Sanitätsmaterial.

Gummischläuche, Gummidichtungen, Asbest-Fibreplatten, sämtliche Dichtungen, Packungen, Riemenverbinder, Riemenwachs, Riemenkitt, Karbidlampen.

Treibriemen.

Leitern. Armaturen.

Kinderwagen

Gitterbetten
Kinderleiterwagen
Puppenwagen
Babykörbe
Eisen- und Messingmöbel

hält stets reichsortiert, in gediegener Ausführung und zu gewohnt soliden Preisen lagernd

Vor Ankauf, versäumen Sie nie, in Ihrem eigenen Interesse mein Lager zu besehen

Haus Jakl

Spezialhaus für Kinderwagen etc.

Urfahr, Ferihumerstr. 14
(Tramwayhaltestelle: Hotel Achleitner)

Größte Auswahl in den feinsten Handarbeitsschuhen.

VLASATY SCHUHE

die Marke der Kenner

Schuhhaus Spittelwiese

7.

Strapazschuhe in jeder Ausführung zu den billigsten Preisen.

Elternpflicht

Krumme Beine, Häßlichkeit der Gesichtszüge, vorspringende Stirn, eingezogene Nase, stockige Zähne, Plattfüße mit ihren lebenslänglichen Beschwerden, auch Zwergwuchs und Rückgratsverkrümmungen sind Folgeerscheinungen der Englischen Krankheit (Rachitis) im Kindesalter, die jedes Kind von 1—6 Jahren bedroht — gleichviel ob arm oder reich, gut oder schlecht ernährt, auf dem Lande oder in der Stadt.

Elternpflicht

ist es, die Kinder vor diesem traurigen Geschick zu bewahren, das ihr ganzes Leben unglücklich beeinflußt und ihnen als nachteiliger Makel zeitlebens anhaftet. Hierzu gehört die Notwendigkeit, sich über die Entstehung, Erkennung, Wesen und Behandlung der Rachitis zu belehren. Verlangen Sie kostenlos das „Rachitis-Merkblatt für Mütter und Pflegerinnen".

Aerzte, Lehrer, Beratungsstellen, Betriebsräte

werden um Mitarbeit gebeten.

Eine gemeinverständliche Darstellung der Wirkung und Anwendungsgebiete der „Künstlichen Höhensonne" — Original Hanau — liefern nachstehende Buchwerke:

„Die Ultraviolett-Therapie der Rachitis." Von Dr. med. Huldschinsky. Geh. 2,50. „Sonne als Heilmittel." Von Dr. med. F. Thedering. Geh. M. 12,—. „Skrofulose, ihre Ursachen, Bedeutung und Heilung." Von Dr. med. F. Thedering. Geh. M. 5,—. „Die Bedeutung der verschiedenartigen Strahlen für die Diagnose und Behandlung der Tuberkulose." Von Dr. R. Gassul vom Berliner Universitäts-Institut für Krebsforschung (mit dem Robert Koch-Preis für Tuberkuloseforschung gekrönte Monographie). Geh. M. 18,—. „Licht heilt! Licht schützt vor Krankheit!" Von San.-Rat Dr. Breiger. Geh. M. 3,—. „Wie heilt Tuberkulose?" Von San.-Rat Dr. Breiger. Geh. M. 3,—. „Gebt den Kindern Sonne!" Ein Mahnwort an Mütter. Von Oberarzt Dr. Klare. Geh. M. 1,50. „Die Lichtbehandlung des Haarausfalles." Von Dr. F. Nagelschmidt. Kart. M. 27,—. „Der Feind nach dem Kriege! Unsere größte Gefahr, die Tuberkulose." Von Hippolyt Meles. Geh. M. 3,—.

Vorbehaltlich etwaiger Preiserhöhungen.

Versand nur gegen Nachnahme.

Sollux Verlag, Hanau am Main, Postfach Nr. 609.

Jahrgang 1922. 4. Heft.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von
Prof. Dr. Udalbert Depiny.

Verlag R. Pirngruber Linz.

Jährlich 6 Hefte.

R. PIRNGRUBER

BUCH-, KUNST-, U. MUSIKALIEN-HANDLUNG (VORMALS MAREIS)

Linz an der Donau, Landstraße 34

empfiehlt sich bestens bei Bedarf von **Büchern, Bildern** und **Musikalien** jedweder Art. Reichhaltiges Lager, Nichtvorrätiges wird schnellstmöglichst besorgt. **Großes Antiquariatslager. Spezialität: Heimatkundliche Literatur über Oberösterreich.**

Ankauf von einzelnen guten **Büchern** sowie **ganzen Sammlungen** und **Bibliotheken** zu **angemessenen** Preisen

Ankauf von Altertümern jeder Art, wie alte **Bücher, Bilder, Uhren, Krüge, Zinn, Miniaturen, Waffen, Holz-Figuren** u. **Kunstgegenständen** zu angem. Preisen

Angebote jederzeit erwünscht!

Alois Firlei

Faßmaler und Vergolder

Spezialgeschäft für Restaurierungen kirchlicher und profaner Kunstgegenstände

BAD ISCHL

empfiehlt sich dem hochw. Klerus sowie dem p. t Publikum für **Restaurierungen** aller kirchlichen und profanen Kunstgegenstände nach alten, edlen Methoden. Vor dem Kriege unter Leitung des Bayr. Generalkonservatoriums in München, bereits in mehr als 10 Kirchen größere Arbeit durchgeführt. Nach dem Kriege in Oberösterreich unter Leitung des Landesdenkmalamtes in Linz: Altar in **Ansfelden, Lambrechten, Utzenaich,** St. Anna-Altar (1676) in **Aspach,** Hochaltar, Kanzel, sowie sämtliche Seiten-Altäre (Schwanthaler) in **Waldzell,** Kircheneinrichtung in **Mörschwang, Gurten** etc. etc. ausgeführt.

Garantiert solide Arbeit und mäßige Preise.

Die F. J. Ebenhöch'sche Buchhandlung

(Heinrich Korb)

Linz an der Donau, Landstraße Nr. 22

Ecke Spittelwiese im St. Florianer Stifthause empfiehlt:

Das Land ob der Enns
Eine altbaierische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse, und Seen von Dr. Konrad Schiffmann, Leiter der öffentl. Studienbibliothek in Linz. 8° (XIII. 248 Seiten)

Die Stationsnamen
der Bahn und Schiffahrtslinien in Oberösterreich erklärt von Dr. Konrad Schiffmann. 16° (36 S.)

Die Bibliothek des Chorherrenstiftes St. Florian
Geschichte u. Beschreibung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs von Albin Czerny. Gr. 8° (VIII. 246 S.)

Ankauf einzelner Bücher und ganzer Bibliotheken

Altertümer

wie Holzfiguren, Stiche, Bilder, Gläser, Porzellan, alte Bücher, Zinn, Seidentücher kauft

Qu. Haslingers Kunsthandlung

Landstraße 30 **Linz** Landstraße 30

3. Jahrgang. 4. Heft.

Aus der Vergangenheit der Pfarre Putzleinsdorf im Mühlviertel.

Versuch einer Ortsgeschichte von Dr. Franz Fuchs (Linz).

(Fortsetzung).

Meist handelte es sich da um die Abwendung einer drohenden neuen Abgabe oder Steuer. Aber nicht immer hatten solche stumme, bei gutem Willen freilich wohl verständliche Mahnungen den gewünschten Erfolg. Dann verband man mit der Verabreichung der „Spezidukaten" auch die Eingabe eines deutlichen Bittgesuches oder Memorials. So geschah es besonders, wenn man die Befürwortung der Herrschaft höheren Ortes brauchte, z. B. nach dem großen Brande des Jahres 1742. Da richteten nämlich die Putzleinsdorfer Bittgesuche an den Kaiser um Verschonung mit Einquartierung und Gewährung etlicher Freijahre, d. h. Steuerfreiheit für einige Jahre. Die Erledigung ist leider unbekannt.

Natürlich nahmen die Untertanen auch andere Gelegenheiten wahr, um ihre Ergebenheit gegenüber der Herrschaft zum Ausdruck zu bringen, besonders die freudigen und auch traurigen Ereignisse in der herrschaftlichen Familie. So berichtet der Marktschreiber ausdrücklich, daß zur Hochzeit des Gnädigen Herrn in Altenhof im Jahre 1729 von Putzleinsdorfs Bürgerschaft 4 Ratsfreunde als „Referenzbotschaft" geschickt wurden. Zum Begräbnis des Grafen im Jahre 1743 erschienen als Abordnung des Marktes gar 5 Ratsfreunde. In eine außerordentliche Berührung mit seiner Herrschaft kam Putzleinsdorf wenigstens einmal durch das Bründlbad. Nachdem im Jahre 1746 der falkensteinische Pfleger in der damals gerade in höchster Blüte stehenden Badeanstalt geweilt hatte, wobei ihn die Bürger „mit Wein traktierten", kam im folgenden Jahre die Herrschaft selbst ins Bründl zum Badgebrauch. „Zur Verherrlichung wurden Birken gesetzt", meldet der Marktschreiber.

Im großen und ganzen war das Verhältnis zwischen Putzleinsdorf und den Salburgern gut und friedlich. Jedenfalls hören wir nichts von so heftigen Kämpfen, wie sie andere Orte gegen ihre Herrschaften zu führen hatten, z. B. Sarleinsbach. Aber an Reibereien und Streitigkeiten fehlte es auch in Putzleinsdorf nicht ganz. Ein nur allzu berechtigter Beschwerdepunkt war, wie anderswo, der Wildschaden. Jagdwild gab es damals viel, auch Hirsche werden noch erwähnt. Es richtete in den Fluren großen Schaden an. Man half sich nun hie und da mit der Büchse, wurde aber hart gestraft. Ein anderer Anlaß zu erregten Auseinandersetzungen

war das Getränke in den Wirtshäusern. Der Markt hatte vor dem Brande 1675 ein eigenes Brauhaus gehabt, das jetzige Haus Nr. 20. Ueber der Toreinfahrt, der einzigen gemauerten aus alter Zeit im Markte, befand sich die Maltzenne. Aber nach dem Brande konnte die Bürgerschaft die Brauerei nicht mehr aufrichten und nun forderte die Herrschaft, daß man das Bier aus der herrschaftlichen Brauerei in Hochhaus bei Hofkirchen beziehe. Der langwierige Prozeß, der deshalb geführt wurde, endete mit dem Siege der Herrschaft, man mußte also das Bier aus ihrer Brauerei beziehen.
Manche Wirte jedoch führten gelegentlich auch „fremdes Bier" zu. Die Herrschaft sandte darum wiederholt geharnischte Erlässe an den Markt „gegen das geschwärzte Bier". Schon dadurch trat eine böse Verstimmung ein. Sie wurde noch erhöht, als sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts einige Bürger Anlagen zum Branntweinbrennen einrichteten, die Herrschaft aber ihnen die Kessel wegnahm. So darf es uns nicht wundernehmen, daß die Bürgerschaft in den folgenden Jahren auch sonst die frühere Willfährigkeit beiseite ließ. Im Jahre 1704 wagte man sogar eine Einsprache „gegen die gehäuften Anforderungen und Scherereien". Aber man erreichte nichts, im Gegenteil, die Herrschaft verlangte jetzt die Vorlegung der alten Marktrechte zur Ueberprüfung, weil man sie anzweifelte, und das kostete den Markt die empfindliche Summe von 167 fl. Man zahlte das Lehrgeld nicht umsonst. Gewinn war die Einsicht, daß es besser sei, sich die Herrschaft selbst mit eigenen Opfern bei guter Laune zu erhalten.

Ueber das Verhalten der Herrschaft Altenhof als Patronatsinhaber beim Kirchenbau (1705—1707) fand sich leider keine Angabe.

3. Kapitel.

Die alten Steuern.

Die älteste Steuer war die Königssteuer, ursprünglich, wie der Name andeutet, eine Abgabe an den deutschen König. Sie blieb immer gleich. Als Gesamtsumme der bei der Herrschaft Falkenstein jährlich eingezahlten Königssteuer gibt das Urbar des Jahres 1562 an: 10 Pfund, 3 Batzen und 3 Pfennige. Dazu ist aber zu bemerken, daß auch viele Untertanen anderer Herrschaften ihre Königssteuer nach Falkenstein entrichteten, im ganzen bei zweieinhalb Pfund. Gerade diese fremden Steuerträger sind im Urbar namentlich und einzeln aufgeführt, die Falkensteinischen Untertanen nur dann, wenn sie ledige Grundstücke besaßen. Sonst ist die Königssteuer schon bei den Untertanen-Diensten an die Herrschaft inbegriffen. Im allgemeinen war die Königssteuer nicht hoch, bei einem mittleren Bauerngut meist 2 oder 3 Wienerpfennige. Dagegen mußte die vorgeschriebene Zeit der Entrichtung genau eingehalten werden Es heißt darüber im Urbar: „Die Untertanen sind sie jährlich zu den Weihnachten, alsbald der heilige Tag erscheint, darzu aber niemand erfordert wird, in Wiener (Pfennige) oder für jeden 3 weiße Pfennige zu reichen und zu dienen schuldig; und welcher dieselbe zwischen (dem) genannten und der hl. 3 König Tag bei scheinender Sonne nicht gereicht, dessen Haus oder Grund ist dieser Herrschaft Falkenstein „an Mittl" (= unwiderruflich) verfallen; und so gedachter Herrschaft also ein Haus oder Grund verfällt, so werden auf desselben Hausdach 3 Schindel und auf einem Grund 3 Wasen zu einem Zeichen solcher Verfallung umgelegt, das von alter Herkommen."

Empfindlicher als die Königssteuer und in den im Urbar angeführten Leistungen nicht inbegriffen, war die landesfürstliche, die sogenannte Urbari- oder auch Ordinari-Steuer. Für den Markt und das Gericht Putzleinsdorf findet sich ein Verzeichnis dieser Steuer vom Jahre 1623 im Landesarchiv in Linz (Musealarchiv, Akten der Herrschaft Altenhof-Falkenstein). Darnach betrug sie für die Bauernhäuser, je nach der Größe, 7 Batzen bis 1 Gulden 4 Batzen 15 Pfennig, für die Bürgerhäuser 5 Batzen. Von den 4 „Häuseln" an der alten „Freidhofmauer", dem ehemaligen Mesner- und Hirterhäusl, an deren Stelle jetzt die Volksschule steht, und den zwei noch vorhandenen (heute Moll und Fierlinger), heißt es im Steuerregister, daß sie „dieser Zeit mit keiner Steuer belegt seien." Für ledige Grundstücke, die ein Hausinhaber noch zu seinem Gut dazu gewonnen hatte, mußte eigens Urbaristeuer gezahlt werden.

Verschieden davon war die später eingeführte Landsteuer (heute etwa Landesumlage), die zur Bestreitung der Landesverwaltung an die Landesregierung gezahlt werden mußte. Sie war um die Mitte des 18. Jahrhunderts im allge-

meinen doppelt so groß als die Ordinaristeuer. Dazu war inzwischen noch ein Viehaufschlag (auch Kälbergeld genannt) gekommen.

Weit drückender noch als die regelmäßigen Steuern waren die wenigstens ursprünglich unregelmäßigen, z. B. das Rüstgeld, eine Abgabe zu Rüstungen, also für Kriegszwecke. Sie wurde während der Türkenkriege und des spanischen Erbfolgekrieges schon oft gefordert, und zwar gewöhnlich in der 3- oder 4-fachen Höhe der Ordinaristeuer und ist später fast zu einer alljährlichen Last geworden. Eine andere außerordentliche Steuer war anfänglich auch die Vermögenssteuer, die aber richtiger Einkommensteuer genannt werden sollte und wenigstens um 1700 schon erwähnt wird. Zum Zwecke ihrer Vorschreibung wurde das jährliche Einkommen eines „behausten" Untertanen nach einem sechsjährigen Durchschnitt ausgerechnet und davon dann $^1/_{10}$ als Vermögenssteuer angefordert. Allerdings erhielten gerade Bauern und Häusler häufig einen Nachlaß. Im Jahre 1746 wurde abermals eine neue Abgabe eingeführt, die sogenannte Kopfsteuer, die alle traf, nicht bloß die „Behausten". Ein angesessener Bauer zahlte 48 kr., wenn er ein Gespann hatte, sonst die Hälfte, ein Taglöhner 12 kr., Knechte und Mägde 4 kr.

Um den Bauernstand nicht noch weiter mit Abgaben bedrücken zu müssen, besteuerte Maria Theresia auch den Grund und Boden des Adels und der Kirche, für den bisher keine Grundsteuer vorgeschrieben war, allerdings nur halb so hoch als den bäuerlichen Grundbesitz. Für die Bürgerhäuser des Marktes Putzleinsdorf lautete die neue im Jahre 1758 durchgeführte Grundsteuerbemessung (Markt Putzleinstorffischer Zehentanschlag im Landesarchiv, Musealarchiv, Akten der Herrschaft Altenhof-Falkenstein) folgendermaßen: Gegebener Zehent (bei jedem Haus) in Korn 1 Metzen 2 Viertel = 1 fl. 30 kr., in Hafer 3 Metzen 2 Viertel = 1 fl. 45, „Geströbanschlag" beim Korn 45 kr., beim Hafer 21 kr., Summe 4 fl. 21 kr. = 261 kr. Der zehnte Teil des in Geld umgerechneten Zehents, d. i. 26 kr. 1 Pf. wurde als künftige Steuer bestimmt. Der Pfarrhof lieferte nur $1^1/_2$ Metzen Hafer als Zehent. Darum betrug dann auch die neue Steuer nur 7 kr. Vergleicht man den neuen Steueransatz mit der ursprünglichen Urbaristeuer der Bürger (5 Batzen = 20 kr.), so sieht man, daß auch die Reform Maria Theresias für die Untertanen keine Herabsetzung bedeutete. Das umso weniger, als in der Folge noch verschiedene andere gelegentliche Abgaben unter den mannigfaltigsten Titeln gefordert wurden, z. B. eine Fortifikationssteuer zur Wiederherstellung der ungarischen Festungen, eine Interessensteuer, Tabaksteuer und andere. Von diesen neuen Ablieferungen an den Staat, waren auch Kirchen und Seelsorger nicht freigelassen, ja sie wurden noch mit Extrabelegungen heimgesucht. Die Kirche in Putzleinsdorf leistete um 1762: 11 fl. 59 kr. Interessensteuer, 2 fl. Fortifikationssteuer, 1 fl. Religionsfondsteuer. Der Vikar zahlte: 3 fl. Caritativum, 1 fl. Religionsfondsteuer, 4 fl. 3 Batzen Schuldensteuer und für seine 2 Dienstboten auch $^1/_2$ fl. Dazu kamen noch Darlehensanforderungen wie im Jahre 1764, da man vom Gesamtklerus von Oberösterreich 4000 fl. forderte; auf den Vikar von Putzleinsdorf trafen 6 fl. Wenn die Steuern etwas unregelmäßig einliefen, drohte man den Geistlichen mit der Sperre der Einkünfte. Darum meinte der Dechant von Sarleinsbach, als er wieder einmal eine Forderung der Behörden an seine Pfarrer und Vikare weiterbeförderte, sie sollten sich geduldig fügen, denn „sine sanguinis effusione non est speranda redemptio", d. h. ohne Blutvergießen ist kein Heil zu hoffen. (Nach Hanrieders Pfarrchronik.)

Josef II. besteuerte den Grundbesitz des Adels und Klerus gleich hoch wie den bäuerlichen und ließ dazu eine genaue Vermessung und Abschätzung des Bodens und seines Ertrages durchführen. Die Arbeit dauerte mehrere Jahre, die neue Steuer sollte vom 1. November 1789 an gelten. Eine Milderung der Staatslasten brachte auch diese Steuerregulierung nicht.

4. Kapitel.

Militärisches.

Fehlen auch zeitgenössische Aufzeichnungen, so ist doch die Annahme voll berechtigt, daß die Bauern und Bürger von Putzleinsdorf am Bauernaufstand des Jahres 1626 stark beteiligt waren. Nahm er doch in der unmittelbaren Nähe, in Lembach und dem Wirtshaus zwischen Volkerstorf und der Kleemühle (Haba genannt) seinen Anfang. Am 17. Mai 1626 kamen 5 Kreuzscharen

zur Kirchweihe nach Lembach, wo 25 Soldaten des Hauptmannes Bartholomäus von Tanazel und Cilli einquartiert waren. Unter den 5 Kreuzscharen war ohne Zweifel eine auch aus Putzleinsdorf. Wegen eines geborgten Pferdes fingen die Soldaten einen Raufhandel mit den Bauern an, zogen aber dabei den kürzeren. Sechs von ihnen wurden erschlagen, die übrigen verjagt. Das war der Anfang der verhängnisvollen Bauernerhebung jenes Jahres. Daß bei den folgenden Plünderungszügen und Kämpfen auch die Männer in und um Putzleinsdorf eifrig mitwirkten, läßt die Tatsache vermuten, daß bei der Erhebung im oberen Mühlviertel gerade der niedernburg'sche Amtmann Wolkauf als ein Führer genannt wird. Wir erfahren das aus einer Meldung aus Rohrbach vom 16. Juli 1626. Der damalige Besitzer der Herrschaft Berg bei Rohrbach, Erasmus von Rödern, war nämlich nach dem Ausbruch der Unruhen nach Passau geflohen, ließ sich aber über den Verlauf der Ereignisse durch seinen zurückgebliebenen Pfleger Veit Dietrich von Morau berichten. Unter dem angeführten Datum meldet nun dieser seinem Herrn: „Der niedernburgische Amtmann Wolkauf macht sich gar mächtig und geschäftig, er ist der meist im Korb." Auch bei der zweiten Erhebung der Bauern im genannten Jahre war Putzleinsdorf in Mitleidenschaft gezogen und es mögen sich manche aus unserer Heimat dem gewalttätigen Führer David Spatt, Bäcker von Haibach, angeschlossen haben, als er nach der Eroberung des Schlosses Marsbach (am 8. Okt.) „alles auftreibend" über Hofkirchen und Sarleinsbach nach Peilstein zog.

Sonst sind aus dem dreißigjährigen Kriege keine Putzleinsdorf betreffenden Einzelheiten bekannt. Daß aber die Gebiete der Falkensteiner Herrschaft besonders in den letzten Jahren überaus hart litten, dafür zeugt eine Notiz im Inventar über die Hinterlassenschaft des 1653 in einem Zweikampf gefallenen Freiherrn Sigmund von Falkenstein. Darin wird gesagt, daß die Herrschaftsausstände und Raitreste (Rechnungsreste), bis zum Jahre 1652 zusammengerechnet, eine große Summe ausmachten. Nach den Aufzeichnungen der beiden Pfleger Wolf Rieder und Hans Gottfried Eggmüller wurden die Abgänge in Geld auf über 10.000 fl. festgestellt, dazu kamen dann noch Getreideausstände. Zu ihrer Erklärung wird hinzugefügt, sie wären „von 1646 anhero bei denen schweren Quartiersjahren, großen gelittenen Durchzügen und Ausplünderungen angewachsen; etlich Tausend Gulden im Raitrest wie auch Zehent- und Dienstausstände seien in Verlust gegangen wegen der arg öd gemachten Güter und der ruinierten Untertanen." (Vgl. Laurenz Pröll, Einquartierungen, in den Beiträgen, III. 62 ff.)

Einquartierungen und deren Folgen hatte Putzleinsdorf übrigens auch später noch wiederholt zu spüren. Schon während der Türkenkriege unter Leopold I. werden in den Aufzeichnungen des Marktschreibers mehrmals durchziehende und im Quartier liegende Soldaten, besonders Dragoner erwähnt. Günstiges weiß der Berichterstatter wenig über sie zu melden, Klagen der Bevölkerung aber genug. Sie fingen gern Händel an, drangsalierten die Quartiergeber, waren mit nichts zufrieden und wußten für das Gebotene meist nur schlechten Dank. Und trotzdem mußte man sie noch glimpflich behandeln und die Herren Offiziere mit Geschenken in guter Laune zu erhalten suchen. Aber dann und wann riß doch einem Mißhandelten die Geduld. Am 14. Februar 1663 wurde ein Soldat, namens Obstroffsky im Markte durch einen gewissen Martin Karl erstochen und 10 Jahre später, am 14. Juni, ein Dragoner „unverhoffter Weis" erschossen.

Womöglich noch schlimmer wurde es in der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714), in dem Oesterreich nicht allein von entfernteren Feinden, sondern auch vom benachbarten Bayern bekämpft wurde. Darum wurde die Grenze gegen Bayern gesperrt, die Viehausfuhr dahin verboten, bei Nebelberg und Oberkappel wurden Schanzen errichtet und die Bewohner der Grenzpfarreien wiederholt zur Grenzwacht aufgeboten. Die Pfarrei Putzleinsdorf mußte schließlich 15 Mann stellen, zu ihrer Einübung kam 1704 eigens ein Korporal nach Putzleinsdorf. Jeder geworbene Soldat bekam 15 fl. Handgeld. Auch Durchzüge von Truppen waren damals keine Seltenheit, Paßreiter (berittene Grenzsoldaten) sah man ebenso wie blessierte oder kranke Soldaten. Ueber die einquartierten Soldaten hörte man wieder bittere Klagen, weil sie sich „widerwärtig benehmen". Bei ihrem Abzug mußten die Bauern ihnen „die Pogaschi" (das Gepäck) nachführen, einmal bis Ottensheim.

Um das Jahr 1716 gab es abermals starke Einquartierungen (Türkenkrieg unter Karl VI). Aus einem unbekannten Grunde mußte in den folgenden Jahren einmal eine Grenzbewachung auch an die böhmische Grenze, nach Oberhaag bei Aigen, gestellt werden. Während des zweiten unglücklichen Türkenkrieges Karls VI. wurde das Kriegs- und Werbesystem abermals stark gespürt. „Beim Anwerben der Soldaten", schreibt der Marktschreiber, „ging es kurios zu. In Pernerstorf wird von den Soldaten ein Knecht einfach mit Gewalt weggenommen". Von Bayern befürchtete man schon damals wieder Einfälle, darum mußten die Leute „vom Markt und Gay" wieder an die Grenze zu Schanzarbeiten. Noch empfindlicher wurden die Kriegslasten unter Maria Theresia und Josef. Zumal der österreichische Erbfolgekrieg (1741—1748) traf das Mühlviertel hart. Er wurde ja in den ersten Jahren besonders in den zwei benachbarten Ländern Bayern und Böhmen geführt, das aber hatte mehrmalige Truppenverschiebungen von einem Kriegsschauplatz zum anderen zur Folge, die sich wenigstens teilweise durch das obere Mühlviertel vollzogen. Im Jahre 1744 lagen in Putzleinsdorf ebenso wie in den Nachbarorten auch Franzosen im Quartier.

Wenig ist's, was uns in alten Aufzeichnungen über Putzleinsdorf in den bisher angeführten Kriegen berichtet wird, aber merkwürdigerweise hören wir von den folgenden unter Maria Theresia und im Zeitalter Napoleons noch weniger ja gar nichts. In ihnen war das obere Mühlviertel gegenüber dem Lande südlich der Donau entschieden begünstigt, weil es im allgemeinen vom Durchzug größerer feindlicher Truppenmassen verschont blieb. Freilich die anderen Kriegslasten trafen es ebenso hart wie die übrigen Teile Oberösterreichs, Getreidelieferungen und Geldzahlungen, ja Schanzarbeiten wegen der Nähe der Grenze mehr als die meisten anderen. Auch an Soldaten selbst hat unsere Heimat reichlich ihre Zahl gestellt. Im Mai 1808 erschien das kaiserliche Dekret über die Bildung von Reserven, wornach für jedes bestehende Regiment 2 Ergänzungsbataillone gebildet werden sollten (je 600—700 Mann stark). Sie mußten jährlich einen Monat an bestimmten Sammelplätzen sich in Waffen üben, konnten dann wieder nach Hause gehen, mußten aber stets der Einberufung zur Ergänzung ihres Regiments gewärtig sein. Im Juni desselben Jahres 1808 wurde die Bildung der Landwehr angeordnet, wozu die sonst vom Kriegsdienst Befreiten bestimmt wurden. In unserem Lande bestand sie aus 15 Bataillonen, jedes zu 4 Kompagnien zu 400 Mann, im ganzen 12.000 Mann. Sie mußten alle Sonn- und Feiertage exerzieren, wozu eigene Abrichtungsoffiziere in die einzelnen Orte geschickt wurden. Für gewöhnlich wurde die Landwehr nur zur Verteidigung des eigenen Landes verwendet, aber gelegentlich auch anderswo. Als Erzherzog Karl im April 1809 Passau erobert hatte und die bayrische Besatzung der Stadt sich auf das Oberhaus zurückzog, wurden die 4 Landwehrbataillone des Mühlviertels dahin beordert zur Einschließung der Festung. Aber am 26. April mußte man Passau schon wieder räumen.

Natürlich bekam das Mühlviertel auch die bösen wirtschaftlichen Folgen der langen Kriegszeit um 1800 voll und ganz zu fühlen, vor allem die riesige Teuerung und Geldentwertung und endlich den Staatsbankrott im Jahre 1811 (die Zinsen der Staatsschuld wurden auf die Hälfte herabgesetzt).

5. Kapitel.

Erhebung zum Markte (1579) und Marktordnung.

Vielfach kann man lesen, Putzleinsdorf sei schon 1236 ein Markt geworden. Diese Annahme stützt sich auf die eingangs erwähnte, aber zweifelhafte Urkunde des genannten Jahres, in der von einem Burgrecht in dem „forum" Putzleinsdorf die Rede ist. Aber selbst wenn man die Urkunde für echt halten wollte, wäre obige Annahme noch nicht berechtigt. Denn der Besitz des Burgrechtes macht einen Ort noch nicht zum Markte, sondern das Marktrecht, d. h. das Recht, einen Jahr- oder Wochenmarkt, oder beides halten zu dürfen. Putzleinsdorf hatte dieses Recht vor der Mitte des 16. Jahrhunderts noch nicht und der Ort heißt auch in den Urbaren der Herrschaft Falkenstein noch „Aigen". Dagegen bezeichnet ihn das Register der Urbaristeuer vom Jahre 1623 ausdrücklich als Markt. Vor diesem Jahre erfolgte also die Marktrechtsverleihung und zwar 1579. Allerdings ist die Urkunde dieser Rangerhöhung nicht mehr im Urtext erhalten, aber doch in einer

sehr glaubwürdigen Abschrift. In der Bestätigung des Marktrechtes durch Kaiser Matthias vom 21. Februar 1611 heißt es nämlich, daß Hanns Heinrich von Salburg für Putzleinsdorf in der kaiserlichen Kanzlei zwei „brieff in originali" vorlegte. Beide sind dann vollständig abgeschrieben. Der jüngere vom Jahre 1604 ist auch selbst noch im Urtext erhalten, der ältere aber vom Jahre 1579 nur noch in der erwähnten Abschrift. Darin lesen wir nun, „der Richter und die Gmein zu Putzlstorff ersuchten demütig, daß sie wie andere Märkte mit Kaufen und Verkaufen, bürgerlicher Handtierung und Gewerbe, wie sie dessen in Gebrauch, ungehindert treiben, auch für ein Markt geehrt und gehalten werden sollten." Das wurde ihnen bewilligt und wohl auf diese Rangerhöhung hin errichteten sie im nächsten Jahre 1580 die Prangersäule. Die im Marktarchiv noch vorhandene Pergamenturkunde Rudolfs II. vom Jahre 1604 (23. September) nennt auch Putzleinsdorf schon ausdrücklich Markt und bestimmt die Zeit des Jahr- und Wochenmarktes. Jener wurde auf den Sonntag nach Georgi — 14 Tage zuvor und 14 Tage darnach —, dieser auf den Freitag jeder Woche festgesetzt. In der Folgezeit wurden die erlangten Rechte nach jedem Thronwechsel neu bestätigt, in den Jahren 1622 (28. Jänner) und 1637 (24. Oktober) fast wörtlich wie 1604. Die Bestätigungen durch Leopold I. (29. Mai 1660), Josef I. (29. Dezember 1703) und Karl VI. (19. Jänner 1713) zeigen zwar textliche Abweichungen, aber inhaltlich keine wesentliche Aenderung. Dagegen schränkte schon Maria Theresia (27. Juli 1741) die gewährten Freiheiten im Sinne des Absolutismus etwas ein durch den Beisatz: „Was wir daran von Rechts- und Billigkeitswegen zu erneuern und zu bestätigen haben", noch mehr aber Josef II. (27. Mai 1783) durch den Zusatz: „soviel solche der dermaligen und künftigen Landesverfassung nicht entgegen sind".

Die Bestätigung vom Jahre 1783 ist die letzte auf Pergament geschriebene. Von ihr wissen wir auch, wie hoch die Ausstellung der Urkunde zu stehen kam, weil die quittierten Kanzleirechnungen noch vorhanden sind. Sie lauten:

Für Schreib-, Kollationier- (Vergleichungs)- und Sigillierungsgebühr zusammen	6 fl. 54 kr.
Uebertrag	6 fl. 54 kr.
Für Kapsel, Schnur und Pergament	5 fl. 30 kr.
Für Stempel	4 fl. 3 kr.
Für Porto	32 kr.
Summe . . .	16 fl. 59 kr.

Die Kosten waren also ziemlich hoch und es ergibt sich daraus der Schluß, daß dem Markte am Besitz der landesfürstlichen Bestätigung seiner Rechte viel gelegen war.

Aus der Zeit nach Josef II. ist nur noch eine Bestätigung vorhanden, auf Papier geschrieben und vom 22. Dezember 1792 datiert. Der Wortlaut stimmt mit dem des Jahres 1783 überein, weist aber noch den Beisatz auf: „Wenn auf den Tag des Wochenmarktes oder der Jahrmärkte ein Sonn- oder gebotener Feiertag fallen sollte, ist der Markt am folgenden Werktag zu halten."

Marktordnung. Bald nach der Erhebung zum Markte, spätestens 1626, erhielt Putzleinsdorf auch eine geschriebene Marktordnung, Ehehaft (echt) genannt. Als Inhalt werden in der Einleitung kurz „alle guten Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche angegeben, wie sie von altersher unter dem „Gerichtsstab" Putzleinsdorf gehalten worden und in Zukunft gehalten werden sollen." Dann folgt die Bestimmung, daß diese Ordnung jedes Jahr einmal öffentlich zu verlesen sei. Dazu müssen alle Untertanen des Gerichts erscheinen bei 12 Pfennig Strafe. Zum Gericht gehören nicht allein die Bürger, sondern auch die Urbarsbauern, sowie sie auch außer dem Grunddienst, den sie nach Niedernburg zahlen, die gleichen Bürden wie jene tragen, Land- und Rüststeuer, Aufgebot, Musterungen und andere Anlagen (Umlagen). Kein Urbars- oder Vogtholde darf sich vor eine andere Herrschaft oder ein anderes Gericht fordern lassen. Auch wenn Streitigkeiten wegen Grund und Boden vorkämen, zu deren Schlichtung man den Grundamtmann (Niedernburgs in Landshaag) braucht, so hat man die Klage beim Marktrichter einzureichen und die Zuziehung des (fremden) Grundamtmanns anzuzeigen. Wer dagegen handelt, hat 72 Pfennig „Wandel" (Strafe) zu zahlen.

Hochzeiten sollen nicht außerhalb des Urbars gehalten werden. Inleute, die in das Urbar ziehen wollen, müssen sich zunächst beim Marktrichter melden und ihm den Abschied der früheren Obrig-

keit vorweisen. Ebenso haben sie, wenn sie aus dem Urbar fortziehen wollen, bei ihm den Abschied zu nehmen. Mit der Inleut-Steuer und -Robot wird es in Putzleinsdorf wie bei anderen Märkten und Aemtern der Herrschaft Falkenstein gehalten.

Dann folgen die Dienste (Abgaben) und Roboten, die man der Herrschaft zu leisten hatte. Sie stimmen inhaltlich mit den Aufzeichnungen der Urbare überein.

Körperverletzungen und gefährliche Drohung: „Wer einem anderen „Würff, Stöß oder Schläg" gibt, zahlt der Herrschaft 5 fl. und dem Richter 2 Schilling als Entgelt; wer aber „zuckt" (mit dem Messer), zahlt 12 Pfennig. Bei Raufhändeln u. dgl. soll dem Richter sogleich „aufs erste Anbot" Hilfe geleistet werden. Wer sich ihm widersetzt, ist der Herrschaft 5 fl. 2 Schilling schuldig.

Sonn- und Feiertagsheiligung: Alle Sonntage und gebotene Feiertage sollen mit Fleiß gehalten werden. Die Uebertreter zahlen 72 Pf. (60 der Herrschaft, 12 dem Richter).

Waldfrevel: Wer im Walde „für klüfftiges (leicht spaltbares) Holz" oder zu Wid (Brennholz, Reisigbürde) abhackt, zahlt 72 Pf.; wer aber aus dem Gemeinwald Holz verkauft, es seien Scheiter oder Laden(holz), zahlt auch 72 Pf. und muß obendrein der Gemeinde den Schaden ersetzen. Ohne Wissen der „Forstner" darf niemand, weder Bürger noch Bauer, in dem gemeinen Urbarswald Holz abhacken; der Uebertreter zahlt für jeden abgehackten Stamm je 12 Pf. Strafe. Wer aber darin eine Ueberfuhr (?) wollte schneiden, Reiff oder Pännter, (vielleicht ist da Holz zum „Zäunen" gemeint?!), der ist schuldig für jede Burd 12 Pf. und muß der Gemein ihren Schaden abtragen.

Herhaltung der Gemeinwege aus dem Walde: Soweit die Gemein reicht, sollen die Wege von ihr gemacht werden; wo sie aber aufhört, muß sie jeder Grundbesitzer für seinen Grund machen. Wer sie vernächlässigt, so daß ihms der Richter anschaffen muß, zahlt das erstemal 12, das zweitemal 72 Pf.

Marksteinfrevel: Wer einen Marksteín freventlich „auswirft oder vertilgt", zahlt 5 fl. der Herrschaft und 2 Schilling dem Richter. Ebenso wird es mit jedem gehalten, der seinen Nachbar mit „Ueberzimmern, Ueberäckern, Uebermähen und anders mehrweg" übervorteilt.

Marksteinsetzen: Wenn 2 oder mehrere Bürger einen Markstein miteinander nach Uebereinkunft anders setzen wollen, soll ihnen das vergönnt sein, doch müssen sie es dem Richter anzeigen. Wenn sie aber über die Marken irrig wären (in Streit geraten sollten), soll darüber, soweit der Burgfried reicht, der Richter entscheiden, doch kann der „beschwerte" Teil (der sich benachteiligt fühlt) das Verhör der Herrschaft ansuchen.

Herhaltung und Schließung der „Pannfrüdt" = Zäune, Hürden: Wer einen „Pannfrüdt" hat, soll ihn Winter und Sommer friedlich halten. Wird ihm aber (im Zaune) eine Lücke gebrochen, so soll er sie, sobald er mit dem (Zaun-)Stecken in die Erde mag, zu machen. Tut er es nicht, so daß es ihm der Richter schaffen muß, so zahlt er so oftmal 12 Pf., als Stecken fehlen. Wenn man im Frühling mit dem ersten Sacke (Getreide) zum Anbau ins Feld geht, muß jeder seine Zäune machen und die Gatter einhängen. Wers vernachlässigt, zahlt fürs erste Anschaffen 12 Pf., fürs zweite und dritte aber 72 Pf. Wenn man zum (Getreide-)Schneiden beginnt, soll das Feld „gefrüdt" sein, und zwar schon 14 Tage zuvor und 14 Tage darnach. Wessen Vieh dem Nachbar Schaden zufügt, muß für jedes (Schaden tuende) Stück 12 Pf. Strafe zahlen und den angerichteten Schaden ersetzen. Die Höf sollen „befrüdt" sein von St. Mörtestag (Martin, 11. Nov.) an bis man mit den Stecken in die Erde mag, damit keinem Schaden geschehe. Wo aber einer sein Vieh wollt „hinausschlahen" (austreiben), so hat ein jeder das dem Richter anzuzeigen; wer es nicht tut, zahlt für jedes Rind 12 Pf.

Wenn Obstbäume bei den Marken stehen, soll man auf dem Marke eine Stange ausstecken und jeder der beiden Besitzer soll bis an die Stange Obst lesen können. Der, auf dessen Grund der Stamm steht, bekommt den Stamm und ein Drittel Wid. Wer Obst klaubt, ohne es dem Nachbar anzuzeigen, zahlt das erstemal 12. das zweitemal 72 Pf., und hat dem anderen den Schaden zu ersetzen. Obstbäume aber, die ganz auf dem Marke stünden, sollen sie miteinander „schütteln"; wenn der Boden dort abhängig wäre, sollen sie auf dem Mark Laden

aufsetzen, und was einem jeden auf seinem Grunde bleibt, mag er aufheben. Wenn aber einer vor dem andern „schüttet", ohne es diesem zu sagen, der ist das erstemal 12 Pf., das zweitemal 72 Pf. Strafe zu zahlen und dem Nachbar den Schaden abzutragen schuldig.

Wer aus Kochbrunnen mit unsauberem Geschirr schöpft, zahlt 12 Pf., und wenn er nicht davon absteht, 72 Pf. (12 dem Richter und 60 der Herrschaft). Der Gmeinbürgerschafts-Rohrbrunnen im Markte soll fleißig unterhalten und einige Unsauberkeit darein zu bringen nicht verstattet werden; wer darwider handelt, zahlt 72 Pf.

Wasserkehren: Das Wasser, das vom Himmel fällt, auf die Gassen oder die Gründe eines jeden, das hat er Macht aufzufangen und auszukehren; wenn aber einer wollte weitergreifen und seinem Nächsten „zu nahe kommen", der ist schuldig, wenn ein Richter es ihm muß schaffen, zum erstenmale 12 Pf., zum anderen 72 (12 dem Richter, 60 der Herrschaft).

Mühl- und Hammergräben: Ein jeder, der einen solchen gemacht hat, soll ihn zu räumen schuldig sein, das Kot auszuwerfen 3 Schuh weit; wo er es aber weiter auswirft, ist er schuldig, es wieder wegzuräumen; wenn das nicht geschieht und ein Richter angeloffen wird, so zahlt ein solcher 72 Pf. Wenn die Mühl- und Wehrgräben geräumt werden, soll das jedesmal dem Fischer einen Tag zuvor verkündet werden. Strafe für die Unterlassung 72 Pf. Wer Wassergräben aus den Bächen der Herrschaft (Taglesbach, Moos-, Dorn-, Egnerstorferbachl und Fürbach) hat, was auf der Herrschaft guten Willen und Wohlgefallen gestellt worden, soll nichts Uebermäßiges abkehren, der Fischordnung zuwider. Wer darüber betreten wird, soll der Herrschaft den gesetzten „Pannfall" 5 fl. 2 Schilling unnachlässig zu erlegen schuldig sein. — Wenn ein „Notzwang an dem Malter" sein sollte, so daß man das Mehl nicht bekommen könnte, so ist ein jeglicher Müller an der Neumühle verpflichtet, einen fremden abzufassen und dem Putzleinsdorfer aufzuschütten. Ein jeder Müller an der Neumühle soll alle Freitage auf der Schranne Brot feil haben. Die „Mühlgatter auf den Wassergründen" sollen beide Müller mitsamen machen, daß kein Schaden geschehe; wenn das nicht geschähe, wäre die Strafe: So oft mal 12 Pf., als ein „Sprüßl" fehlt, und wenn ein Schaden geschieht, sind sie zum Ersatze verpflichtet. Ein jeder Fischer soll von dem, was er über seiner Schuldigkeit nach Falkenstein noch übrig hat, den hiesigen (Einheimischen) um einen ziemlichen Pfennig (nicht übertriebenen Preis) geben. Weil durch die Haarretz dem Fischwasser ein „unberlicher" Schaden zugefügt wird, soll ein Fischer mit Hilfe des Richters darob sein, daß dieselben in gebührlicher Weite von den Bächen gesetzt werden, wer dieser Ordnung nicht nachleben wollte, zahlt 72 Pf. (12 + 60).

Wo Gemeinraine sind, soll es einer dem anderen sagen, wenn er mäht, und sie das Gras teilen. Strafe auf Uebertretung 12, im Wiederholungsfalle 72 Pf.

Wenn es sich zutragen sollte („da Gott lang vor sein wöll"), daß bei einem ein Feuer auskäme, so ist er „niemand nichts zu bezahlen" schuldig, solange es nicht über das Dach auskommt und keinen Schaden tut. Wenn es aber weitergeht und den Nächsten schadet, ist er zur Strafe schuldig 6 Schilling 12 Pf., diese gehören dem Richter, die 6 Sch. der Herrschaft. Außerdem soll er sich mit den geschädigten Nachbarn vergleichen. Wenn sich aber ein solches Unglück zutrüge, solle ein jeder 3 Tage Freiheit haben und niemand an ihn in seinem Leid Hand anzulegen Macht haben.

Den Badbrunnen soll jeder Bader zu räumen und sauber zu halten schuldig sein. Wenn das Wasser wenig ist, soll der Badbrunnen gefreit sein von Freitag Mittag an bis Samstag Nachts. Wollte aber einer oder eine daraus freventlicherweis Wasser holen mit Gewalt, so soll ein jeglicher Bader Macht haben, einen solchen zu pfänden, und dasselbe Pfand dem Richter bringen. Strafe das erstemal 12 Pf., später 72.

Bedarf jemand in oder außer des Marktes einen Geburtsbrief, so soll er drei Zeugen, die seiner Geburt halber Wissenschaft haben, dem Richter zu Putzleinsdorf vorstellen und dieser sie im Beisein zweier Ratsgeschwornen der Ordnung nach verhören, deren Aussage fleißig beschreiben und alsdann zu der Herrschaft nach Falkenstein bringen.

Falls es sich begäbe, daß etwa ein Bürger im Markt Putzleinsdorf seine Behausung verkaufe oder veränderte, so ist der Hingeber 12 Pf. und der Käufer 6 Pf. zu erlegen schuldig, gehört dem Richter. — Und soll ein Bürger-

schaft bevorstehen, nachdem ein Haus oder Bürgerrecht in dem Markt feil geworden, in den Kauf einzustehen, doch der Herrschaft ihren Vorzug unbenommen."

6. Kapitel.

Verwaltung und Rechtspflege.

Die hohe oder Blutgerichtsbarkeit über den Ort und das Urbaramt Putzleinsdorf wurde vor dem Jahre 1848 immer von der Herrschaft Falkenstein ausgeübt. Den Bischöfen von Passau ist es trotz ihres eifrigen Bemühens nach dem Aussterben der hochfreien Herren von Falkenstein (um 1200) niemals gelungen, die Gerichtshoheit darüber zu erlangen, weil die Herrschaft Falkenstein in den Besitz anderer reichsfreier Geschlechter überging, zuerst der Wittigonen von Krumau und dann der Habsburger. Diese verliehen mit der Herrschaft auch die Gerichtsbarkeit weiter. In der Urkunde vom 21. Dezember 1517, durch die Ferdinand I. Falkenstein dem Jörg von Herberstein verschrieb, heißt es ausdrücklich „samt dem Landgericht".

In der tatsächlichen Ausübung der Blutgerichtsbarkeit scheinen allerdings die falkensteinischen Landrichter oder Pfleger seit dem 15. Jahrhundert dem passauischen Landgericht Velden (Neufelden) ein Zugeständnis gemacht zu haben. Sie zogen nämlich die Malefikanten (Verbrecher) wohl selbst gefänglich ein und verwahrten sie im Schlosse Falkenstein oder Altenhof, führten auch die Untersuchung und fällten das Urteil — das geschah in Hofkirchen, dort war die Schranne (Gerichtsstätte), dort wohnte auch der Falkensteinische Landgerichtsdiener — aber übergaben dann die Verurteilten zur Hinrichtung dem Landrichter von Velden. Diese Ueberlieferung fand jenseits des Bockbaches oder Wesenbaches, nahe beim Markte Hofkirchen, statt. Von den Gütern eines solchen Verbrechers erhielt zwei Drittel die Herrschaft Falkenstein, ein Drittel der Landrichter von Velden für die Hinrichtung. Die Richtstätte befand sich bis nach 1800 auf dem inneren Galgenberg bei Neufelden, dann am Kreuzweg auf der Donauleiten zwischen Hofkirchen und Marsbach. Der Landrichter von Velden hatte bis 1538 seinen Sitz in Neufelden, seitdem in Marsbach.

Zwischen den Pflegern von Velden (Marsbach) und Falkenstein kam es wiederholt zu Reibereien und Streitigkeiten wegen einzelner Gerichtsfälle. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts arteten sie geradezu in offene Feindseligkeit und Gewalttaten aus, hauptsächlich infolge der Anmaßung des marsbachischen Pflegers Veit Tattenpeck. Diesen Gegensatz bekam einmal auch ein Richter von Putzleinsdorf zu spüren, namens Thomas Kapfer, Bürger und Schuhmacher. Dieser hatte zwei fremde Personen, einen Mann und eine Frau, gefangen setzen lassen, weil sich entwendetes Gut bei ihnen fand, und meldete den Vorfall der Herrschaft Falkenstein. Aber bald darauf sandte der Marsbachische Pfleger Tattenpeck an ihn die Aufforderung, die zwei gefangenen Personen nach Marsbach auszuliefern. Kapfer kam jedoch der Aufforderung nicht nach. Nun, am 6. Juli 1575, verlangte Tattenpeck gar vom Pfleger in Falkenstein, Gottfried Salburger, er solle ihm den Richter von Putzleinsdorf verschaffen, weil dieser entfremdete Sachen nicht dem Landgericht Velden-Marsbach ausgeliefert habe. Der Salburger wandte sich um eine Entscheidung in der strittigen Frage an das Landeshauptmännische Gericht in Linz und das scheint wirklich zunächst gegen Kapfer entschieden zu haben. Wenigstens mußte sich dieser im Auftrage des Salburgers zum Verhör in Marsbach stellen und wurde dort, weil inzwischen die zwei Gefangenen entkommen waren, von Tattenpeck um 4 fl. gestraft. Unverständlich ist die Begründung, die Gottfried Salburger seinem Auftrag beifügte: Kapfer müsse sich dem Marsbachischen Landrichter stellen, weil das Aigen Putzleinsdorf erst vor einigen Jahren vom Kloster Niedernburg durch die Herrschaft Falkenstein erkauft worden sei. Denn dieser Kauf (am 2. März 1570) änderte ja nur die Grundherrschaft, nicht aber die hohe Gerichtsbarkeit. Die hatte Niedernburg nie besessen und konnte sie darum auch nicht verkaufen. Dem Kapfer leuchtete die Richtigkeit dieser Beweisführung ebenfalls nicht ein und er wandte sich auch seinerseits an das Landeshauptmännische Gericht in Linz. Dadurch zog er sich den vollen Haß Tattenpecks zu und dieser sann auf Rache. Im Jahre 1582 konnte er sie kühlen. Kapfer stieß angeblich ehrenrührige Aeußerungen gegen den Untergebenen Tattenpecks, den Landgerichtsdiener Hienerpeck, aus und wurde darum von jenem gefänglich eingezogen, bei Nacht und Nebel nach Velden gebracht und dort im Turme gefangen gehalten. Sein Gegner warf ihm nun ne-

ben den ausgestoßenen Injurien auch vor, er hätte sich 1575 von den entwendeten Sachen einiges zurückgehalten, und entließ ihn auch dann nicht, als ein kaiserlicher Befehl seine Freilassung forderte. Tattenpeck meinte, die Regierung kenne den wahren Sachverhalt nicht, und bedrohte Kapfer schon mit der Folter. Aber bevor es zu deren Anwendung kam, gelang es dem wackeren Putzleinsdorfer Richter, sich selbst zu befreien. Im Verein mit einem anderen Insassen des Turmes durchbrach er zwei Mauern und ließ sich über eine dritte mittels zusammengebundener Plachen hinab ins Freie. Den Prozeß scheint er schließlich auch, soweit seine eigene Person in Betracht kam, gewonnen zu haben. Tattenpeck wurde vom Linzer Gerichte mit dem Abschied vom 2. Juni 1586 dazu verurteilt, dem Kapfer die ihm erwachsenen Prozeßkosten im allerdings ermäßigten Betrag von 29 fl. 4 Schilling binnen 14 Tagen zu ersetzen. In der eigentlichen Streitfrage erfolgte keine Entscheidung; der Kaiser hatte nur am 4. August 1582 beiden Teilen Stillstand geboten. Tatsächlich aber übte Falkenstein die hohe Gerichtsbarkeit dann wieder unangefochten auch über Putzleinsdorf aus und überlieferte nur die vor der eigenen Schranne in Hofkirchen verurteilten Verbrecher dem Landrichter von Velden zur Hinrichtung. (Ueber Thomas Kapfer vgl. Karl Haßleder, Geschichte des Marktes Neufelden. S. 47 f.).

In den Marktaufzeichnungen, die freilich auch in dieser Hinsicht unvollständig sind, werden innerhalb 70 Jahren dreimal Verurteilungen zum Tode und Hinrichtungen erwähnt, die begangenen Verbrechen sind nie angeführt. Im Jahre 1685 wurden drei Personen hingerichtet, der Rat von Putzleindorf mußte dabei vertreten sein, 1713 mußte die Hälfte der Bürger und untertänigen Bauern samt dem Marktrichter beim herrschaftlichen Gerichte erscheinen, weil ein „Malifiziant" dem Scharfrichter übergeben wurde. Und endlich stellte der Markt allein 1755 wieder 10 Mann zur Ausführung eines armen Sünders nach Falkenstein und Hofkirchen.

Die niedere Gerichtsbarkeit über die Falkensteinischen Untertanen in und um Putzleinsdorf wurde jedenfalls schon vor seiner Erhebung zum Markte im Orte selbst ausgeübt. Wie erwähnt, nennt schon das Urbar vom Jahre 1562 einen Vogtholden im Aigen Putzleinsdorf (Wolfgang Höfler) Richter und auch in den späteren Urbaren ist von Richtern die Rede. Ob mit der Erhebung zum Markte Veränderungen im Ortsgerichte verbunden waren oder nicht, läßt sich nicht feststellen. Wenigstens eine Titelerhöhung erfolgte dadurch, das Ortsgericht wurde zum Marktgericht.

Es bestand aus dem Marktrichter und den Ratsbürgern, auch Ratsgeschworne oder Ratsfreunde genannt, wahrscheinlich 6. Sie hatten in der Kirche einen Ehrenplatz, nämlich in dem noch heute nach ihnen benannten Ratstuhl. Die Ratsbürger wurden von der „Gmain", d. h. von der gesamten Bürgerschaft alljährlich gewählt, der Marktrichter aber von der Herrschaft „angesetzt", und zwar auch auf ein Jahr. Doch war Wiederwahl der Ratsherren statthaft und es bekleidete auch ein und derselbe Marktrichter meist mehrere, ja wiederholt viele Jahre dieses Amt; die Ernennung von Seite der Herrschaft nahm bald den Charakter einer einfachen Bestätigung durch den Pfleger in Altenhof an. Die Einsetzung des Richters durch diesen geschah durch Ueberreichung des Gerichtsstabes und Ehehafts (Marktordnung), seitdem ein solches geschrieben war (1626). Dann leisteten ihm Markt und Urfahr das „Glüb", d. h. das Versprechen des Gehorsams, und es wurde ein Umzug gehalten, bei dem man die „Lade", d. i. die Marktkasse mittrug. Den Abschluß bildete eine Tafel und während ihres Verlaufes eine Ehrensalve der „Schützen". Besonderen Glanz erhielt die Feierlichkeit durch die Anwesenheit der Herrschaft.

Ueber die Tätigkeit des Marktgerichts erhalten wir ziemlich eingehenden Aufschluß aus den im Marktarchiv vorhandenen Protokollbüchern des Marktgerichts (5 Bände über die Jahre 1631 bis 1679, 1680—1685, 1705—1726, 1751, 1780—1809), die noch durch ein paar Notlprotokolle, d. h. erste Aufzeichnungen, etwa Konzepte, ergänzt werden. Den kleinsten Raum nehmen Gerichtsverhandlungen im landläufigen Sinne ein, Schlichtung von Streitigkeiten und Ahndung begangener Rechtsverletzungen. Die Aufzeichnungen darüber zerfallen regelmäßig in drei Teile: Klag, Antwort (des Angeklagten) und „Pschaidt" (Bescheid, Urteil). Diesem ist häufig die Bemerkung angefügt, wer mit dem Bescheid „beschwert" (nicht zufrieden) sei, „habe die Herrschaft Falkenstein bevor," d. h. er könne sich an diese

wenden, beim Herrschaftsgerichte Berufung einlegen. Bei den meisten Strafverhandlungen waren körperliche Beschädigung, Ehrenbeleidigung und Markverletzungen die Ursachen der Klagen. Das Urteil lautete gewöhnlich dahin, daß beide Parteien (Kläger und Angeklagter) ein empfindliches Poenale (Strafe) an die Herrschaft zahlen und die Gerichtskosten gemeinsam tragen mußten. Man muß beim Durchblättern der Protokolle nur staunen, daß trotz dieses abschreckenden Ausganges solcher „Klagen" immer wieder die Tätigkeit des Gerichts in Anspruch genommen wurde.

Weitaus mehr Arbeit verursachten übrigens dem Marktgerichte andere Rechtsgeschäfte: Kaufverträge, Quittungen; Schuldbriefe, Uebergabsabhandlungen, Vermächtnisse, Verlassenschafts-(Inventur)Aufnahmen, Gerhabszettel (Gutsteher), Wechsel, Geburtsbriefe u. dgl. Bei Käufen und Verlassenschaftsabhandlungen bürgerlicher Häuser unterstand der Marktrichter der Oberaufsicht des herrschaftlichen Pflegers.

Neben der Ausübung der niederen Gerichtsbarkeit und Ausstellung von Rechtsurkunden hatten Marktrichter und Rat noch verschiedene andere Aufgaben zu besorgen. Die wichtigste war wohl die Verwaltung des Marktvermögens. Zu dem Zwecke wurden aus den Ratsbürgern meist zwei eigens als Kämmerer dem Marktrichter an die Seite gestellt. Sie verwalteten die kleineren Einnahmen und Ausgaben und legten darüber jedes Jahr Rechnung. (Diese „Raittungen" der Kämmerer sind für viele Jahre erhalten). In der späteren Zeit des 18. Jahrhunderts wenigstens wurde auch zur Beaufsichtigung und Verwaltung des „Gmeinwaldes" (Bründelholzes) ein eigener Bürger mit dem Titel „Forstner" bestimmt. Das Marktgericht war dann auch Grundherrschaft für die Bürger und Häusler des Marktes und endlich Verwaltungsbehörde des Staates. Als solcher oblag ihm besonders die Ausführung obrigkeitlicher Verordnungen und die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung.

Die gewöhnlichen Verwaltungsangelegenheiten und Gerichtsfälle wurden in den Ratssitzungen erledigt, zu denen durch das Läuten der im Marktturm befindlichen Glocken das Zeichen gegeben wurde. Wichtigere Angelegenheiten waren jedoch der Beschlußfassung einer allgemeinen Bürgerversammlung vorbehalten. Eine solche fand jedes Jahr im Frühling statt, das sogenannte Ehaft (Ehehaft). Dabei wurde durch den „Gmeinredner" die Marktordnung vorgelesen, man wählte die Verwalter der verschiedenen Gemeindeämter und prüfte die Marktrechnungen.

Zur Veranschaulichung der Tätigkeit des Marktgerichtes mögen einige der bezeichnendsten Verhandlungsgegenstände und Beschlüsse aus dem 17. und 18. Jahrhundert kurz aufgezählt werden: Jeder Bürger soll auf eigene Kosten in seinem Hause einen ledernen Feuereimer und unter dem Dache eine Bottich mit Wasser bereit halten; vom „Beriland" soll ein neues Wasser zur Speisung des Kars zugekehrt werden; dem Vikar weist man einen Holzgrund zu; im Bründelholz sollen die zur Verteilung bestimmten Scheiter „nummeriert" und die Wiesenörter darin (waldfreie Stellen) untersucht werden; die Wullnerbauern dürfen kein Tannenreisig mehr wegführen; im Markte soll ein eigener Pfändstall zur Unterbringung gepfändeter Nutztiere gebaut werden; bei Nacht darf man in den Haarstuben nicht mehr arbeiten; das Austreiben des Viehs auf das Korn „bei weichem Wetter" ist verboten; die Tauben, deren Zahl allzugroß geworden, soll man durch Abschießen vermindern u. dgl. Einmal findet sich auch der Beschluß, den Freiheitsdegen durch den Tischler wieder ausbessern und das „Fahnl" flicken zu lassen. Dazu kamen Anweisungen zur Einhebung neuer Steuern, zum Empfang und zur Bewirtung des Bischofs oder der Herrschaft gelegentlich der Jagd oder Eingaben an die Herrschaft um Verminderung der Lasten oder Abwendung drohender Zahlungen und besonders Maßnahmen zum Besten der öffentlichen Ruhe und Sittlichkeit.

Die zahlreichen Reformen in Verwaltung und Rechtspflege, die Maria Theresia und Josef II. trafen, machten sich erst nach 1790 stärker fühlbar und sollen darum im 2. Abschnitt zusammenfassend dargestellt werden.

7. Kapitel.

Markthaushalt.

Die Vermögensverwaltung des Marktes war schon in der ersten Zeit, aus der noch Rechnungen vorhanden sind (um 1680), geteilt zwischen dem Marktrichter und zwei eigens dafür gewählten Bürgern, den Kämmerern. Diesen waren die kleineren laufenden Rechnungen an-

vertraut, jener verwaltete die größeren Ausgaben und Einnahmen des Marktes.

Den Hauptposten in den Marktrichter-Rechnungen (sowohl Ausgaben als Einnahmen) bildete lange Zeit der Biertaz, die Auflage auf das ausgeschenkte Bier. Der Markt hob von einem Eimer 9 kr. ein und lieferte jährlich 120 fl. an die Herrschaft ab, den etwaigen Ueberschuß des Ertrages konnte er behalten. Aber im Jahre 1680 blieben die Einnahmen sogar hinter dem Bstandgeld (120 fl.) zurück und auch früher scheint wenig übrig geblieben zu sein. Darum sandte der Rat im Jahre 1681 ein Gesuch an den Grafen mit der Bitte, den Taz auf 90 fl. herabzusetzen zu wollen, weil der dem Markte bleibende Ueberschuß allzu gering sei, dagegen die Auslagen immer größer würden. Die Herrschaft antwortete, wenn die Bittsteller den Tazbstand per 120 fl. noch 3 Jahre ordentlich zahlten, sollten sie in den darauffolgenden 3 Jahren nur 90 fl. zahlen müssen. Tatsächlich aber erfolgte keine Erleichterung. — Den zweiten Rang in den Ausgaben nahmen bis gegen 1790 gewöhnlich die häufigen Zöhrungen auf Marktkosten ein, durchschnittlich 50 fl., manchmal aber selbst das doppelte und darüber. Dazu kamen dann noch Zahlungen an die herrschaftlichen Beamten (Pfleger, Landgerichtsdiener und Biertazer) und einquartierte Soldaten, Entlohnung des Hofschreibers in Altenhof für die doppelte Reinschrift der Marktrechnungen, Botenlöhne, Reisekosten und endlich die Besoldung des Wachters und Viehhüters. Die Gesamtausgaben betrugen meist 200 bis 300 fl. im Jahre, eine unliebsame Erhöhung erfuhren sie wiederholt durch Kriegslasten und durch den Brand des Jahres 1742, weil ja der Markt zur Hälfte für die Wiederherstellung des Pfarrhofes und allein für das „Hirterhäusl" aufkommen mußte.

Unter den Einnahmen stand nächst dem Biertaz der Wein-, Branntwein- und Möttaz, der dem Markte in seiner Gänze gehörte, an erster Stelle. Für die Jahre 1724—1740 liegen eigene Tazamtsraitungen für diese 3 Getränke vor. Daraus ersehen wir, daß für einen Eimer Wein je nach der Güte 8—16 kr., für einen Eimer Branntwein 18—24 kr. und von einem Gebinde Möt 1 fl. gezahlt wurde. Als Durchschnitt für diesen Einnahmsposten mag man 50 fl. annehmen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verschwindet er übrigens ganz aus den Rechnungen, der Markt konnte also sein Auskommen mit den anderen Einnahmen decken.

Unter diesen weist schon um 1700 der Zehentüberschuß die höchsten Ziffern auf. Der betreffende Zehent war wohl ursprünglich Kirchenzehent gewesen, aber dem Markte überlassen worden unter der Bedingung, daß er dem Pfarrvikar jährlich 40 fl. zahle und für die Erhaltung des Pfarrhofes die halben Kosten trage. Die erste erhaltene Zehentraitung stammt vom Jahre 1695. Sie lautet:

Zehent-amts-Raitung vom 25. Februar 1695 bis 28. Februar 1696. Ausgaben: Dem Herrn Pfarrer 40 fl., Zehentsteuer nach Linz 4 fl. 55 kr.; Landsteuer nach Marsbach und Falkenstein 3 fl. 40 kr., für Botengelder und Zöhrungen 36 kr., in Summa 49 fl. 10 kr.

Einnahmen: a) in Geld: Die 4 (zehentpflichtigen) Bauern in Wolf (Pfarre Sarleinsbach) zahlten jeder 6 fl. 48 kr., also zusammen 27 fl. 12 kr., die 2 Bauern in Pernerstorf je 5 fl. $52^1/_2$ = 11 fl. 45 kr., der Grundner 2 fl. $52^1/_2$, Thomas Gierlinger zu Taglesbach 2 fl. 30 kr., Georg Pernerstorfer zu Moos 2 fl. 15 kr. und der Hölzl 2 fl., in Summa 49 fl. $34^1/_2$ kr.

b) in Körnern: In Streinesberg (Pühringer) und Hörbich (1 Haus) $13^3/_4$ Metzen Korn (a 2 fl.) = 27 fl. 30, $8^1/_4$ Metzen Hafer (a 1 fl.) = 8 fl. 15, $1^1/_2$ Viertel Weizen = 1 fl. 7 und 1 Viertel Gerste = 30 kr., zu Mayrhof (1 Haus) je 4 Metzen Korn und Hafer und $^1/_4$ Weizen = 13 fl. und um 30 kr. Haar; zu Atzgerstorf von 2 Bauern (heute Mauracher und Oberngruber) zusammen $1^1/_2$ Metzen Korn = 3 fl., und von allen genannten Gütern zusammen $2^1/_4$ Metzen, Hayden = 3 fl. $22^1/_2$ kr.

Dieser Körnerzehent wurde von den Zechpröpsten eingehoben und dem Markte abgekauft. Die Gesamteinnahmen aus dem Zehent betrugen 105 fl. 52 kr. Somit blieb dem Markte ein Ueberschuß von 56 fl. 42 kr. In der späteren Zeit wuchs dieser Ueberschuß immer mehr, denn das Getreide stieg im Preise, die Abgaben in Geld (an den Pfarrer und die Herrschaften) blieben aber gleich.

(Fortsetzung folgt.)

Auszug aus den Kirchenrechnungen des St. Michael-Gotteshauses der Pfarre Hohenzell

vom Jahre 1580 bis zum Jahre 1797.

Von Fachlehrer Franz Priller (Ried i. I.)

Vorwort.

Lamprecht berichtet in seiner Beschreibung von Hohenzell: „In der Nacht des 10. Februar 1787 wurde der vormals zu Oberheim befindliche, von Holz gebaute Pfarrhof, samt den weitläufigen Wirtschaftsgebäuden und dem Kaplanhause, in Folge absichtlicher Brandlegung, ein Raub der Flammen; mühsam konnte das übrige Dorf Oberheim vor den Flammen gewahrt werden. Bei diesem Brande gingen leider! auch sämtliche Pfarrdokumente zu Grunde. Nur ein Folium des von 1725 bis 1768 reichenden Taufbuches wurde aus dem Kaplanhause gerettet."

Glücklicherweise wurden jetzt auf dem Dachboden der Hohenzeller Pfarrkirche zwölf dicke Bände Kirchenrechnungen gefunden, die gar lange Zeit als Zuggewichte für die Ewige Licht-Ampel gedient hatten. Die Rechnungen enthalten so viele wertvolle Aufzeichnungen für heimatliche Forscherarbeit, daß ich der Oeffentlichkeit einen Auszug mit möglichst genauen Erklärungen mitteilen muß.

Es sind im ganzen 12 Bände mit Schweinslederrücken. In den Bänden 1—9, d. h. von 1580—1768 sind die Tauf-, Leichen- und Hochzeitgelder getrennt samt der Anzahl der kirchlichen Verrichtungen angeführt. Dadurch war es möglich, einen ziemlich genauen Ueberblick über Leben und Tod in der Pfarre innerhalb dieser Zeit zu geben. Von 1769 an sind die Einnahmen an derartigen Geldern nur mehr in Summe angeführt. Daher fehlen die weiteren Zahlangaben.

I.

Leben und Tod in der Pfarre,

zugl. Uebersicht über die vorhandenen Rechnungen.

Bd.	Jahr	Taufen	Begräbnisse	Hochzeiten
I.	1580	?	27	?
	1587	?	14	?
	1594	26	18	10
	1595	41	18	17
	1613	72	15	12
	1618	52	34	13
	1628	32	22	21
	1630	96	17	14
	1632	75	31	16
	1641	etliche	31	18
	1647	76	71	13
	1649	80	37	21
	1650	102	23	10
	1660	82	16	16
	1661[1])	76	?	?
	1662	90	20	13
	1664[1])	89	21	10
	1665	82	52	17
II.	1667	98	30	20
	1683	107	29	13
	1684	91	32	19
	1685	95	41	20
	1697	60	12	16
	1698	70	18	21
	1702	58	15	12
	1705	63	13	23
III.	1707	93	23	15
	1708	48	8	15
	1709	84	12	10
	1710	106	15	9
	1712	70	15	7
	1715	45	25	10
	1716	50	32	19
IV.	1717	64	18	8
	1718	62	15	14
	1719	61	11	10
	1720	64	15	17
	1721	75	17	5
	1722	54	14	13
	1723	43	22	14
V.	1724	74	21	13
	1725	63	22	10
	1726	84	14	12
	1727	50	27	19
	1730	54	20	16
	1731	50	24	16
	1732	47	21	16
	1733	51	42	20
VI.	1734	65	13	29
	1735	77	22	19
	1736	76	39	11
	1737	68	27	13
	1738	56	25	9
	1739	74	33	12
	1740	67	39	12
	1741	60	39	19

Bd.	Jahr	Taufen	Begräbnisse	Hochzeiten
	1743	60	101[2])	19
	1744	68	32	19
	1745	77	23	15
VII.	1746	60	25	20
	1747	66	28	18
	1748	70	16	19
	1750	62	8	13
	1752	79	33	21
	1753	82	19	9
	1754	62	21	18
VIII.	1755	59	18	11
	1756	70	24	18
	1757	68	22	12
	1758	68	26	10
	1759	67	35	12
	1760	67	33	18
	1761	59	23	14
IX.	1762	53	30	15
	1763	71	23	15
	1764	69	22	16
	1765	68	31	15
X.	1768	74	27	17
	1769—1775			
XI.	1776—1779			
	1782—1788			
XII.	1789—1796			
	1797			

II.

Die Pfarrkirche.

1. Kirchenbau.

Lomprecht meint in seiner Beschreibung von Hohenzell, Seite 113: „Etwa im Ablaufe des 16. Jahrhunderts wurde zur Erweiterung der raumbeschränkten Kirche an der Südseite ein Anbau in Form eines Seitenschiffes oder Seitenkapelle mit einer kleinen Eingangshalle ausgeführt, nachdem etwas früher an die Südseite des Presbyteriums der Glockenturm angebaut worden war; ein Beweis, daß die frühere Kirche einen Dachreiter trug."

Die Kirchenrechnungen vom Jahre 1665 geben genauen Aufschluß über den Anbau der Seitenkapelle:

Auf anbringen des Herrn Pfarrers zu Hohenzell vnd hieryber Vndthenigst erstatten berichts ist von Churfstl. Hochlöbl. Regierung gdist Verwilligt worden, daß bey disem Gottshauß Hohenzell lauth des Yberſendten Yberschlags St. Florianscapelle, ein Neuer Altar, 4 Eißengätter-Fenster gemacht, 13 Apostoln Neu gemallen: ain Neuer Khölch vnnd ornäth Cästen / die Khürchen vnnd Sacristei außgeweiſet / gepflastert vnnd außgepössert, Fenster außgeprochen, daß Khürchtach repariern / ain neues porthall gemacht / vnnd ain Khölch außgetauscht: Yedoch der Vncosten alß 778 fl. 36 kr. nit Yberschrütten werden soll / zu welchen Endt man den Maller vohn dem Uhrplatt zemallen geben 10 fl. 30 kr.

Inhalt 10 Schein / Thoman Prüner Maurermaister zu Riedt / vnnd seinen Gesöllen / Zuetragern vnnd Mertlkhochern wegen Verrichter Arbaith bei abbrechung des Porthals in der Khürchen / vnnd außbrechung der 4 Fenster / ausweiß: vnnd außpflastrung der Khürchen St. Florians-Capeln außzuprechen, vnnd von dem Porthali von der Khürchen auf- vnnd die Fensterstöckh einzumauren, auch annders bezalt 95 fl.

Vnnd weillen auch ain Altar von Neuen zemachen in St. Florians Capeln gdist Verwilligt worden, hat man dem Maller Francißc Gaman vf Arbaith in abschlag erlegt 70 fl.

Dem Bildhauer Ludtwig Vogl 15 fl.

Im Jahre **1684** wird von einer „Vmbdeckhung der Thurm-Tachung" berichtet, Balthasar Sternpaur erhält für „anstreichung der Tachung", wozu er „1 Centen 9 Pfund rotte Thurmfarb verbraucht" 5 fl. 27 kr. und für „2 Centen 33 Pfund leinöhl 20 fl."

„Bartlmen Jelle, Zünngieser zu Riedt, hat den Khürchen Thurm Khnopf sambt dem Stipfel so zusammen 57 Pfund gewogen / allenthalben außgebessert / in den Khnopf ain Neues Stückh gemacht / darzue 2 Pfund Zün hergeben / vnd wiederumben von Neuem abgedrät / warfür Er über abpruch 1 fl. vermüg seiner Zetl empfang /6 fl."

„Thoman Priner Maurmaister in Riedt / hat darzue die Paumaterialia vom Thurmpau noch vorhandtn gewest vnd yberblibn mitsambt 2 Gesölln auf der wetterseithn / die gannz Völlige Maur vnd Pfällen verworffn / nitwenig baid Porthall bei eingang der Freithofmaur / vnd daß Porthall bei der Khürchn außbessert / auch das lüithauß gepflastert. Warbei Er Maister 3 tag / ermelte beede gesölln ied 9 teg vnd

zuetrager 11 teg gearbeith / so ihme nach restlich 18 fl. 12 kr. vermüg der Zetl thuett 8 fl. 36 kr."

1721 wurde „vmb ain blechene jahrzahl of dem Neu gedeckhten Thurn" 50 kr. gezahlt.

„Denen Pfarrkündtern, welche die Paumaterialia alß ziegl, stain, sanndt, predter, hölzer, vnnd anders, mit 36 fuhren gratis verricht, hat man beym Würth Andree Eizinger of iede fuhr 1 Viertl pier, vnnd 2 kr. brodt angeschafft, derentwillen deme Vermög anligenten scheins erstattet 3 fl. 36 kr."

„1722. Vmb verkauffte 400 alte Kürchenpflasterstainnacher Riedt hat man ab ieden 1 kr. zusammen eingenommen 6 fl. 40 kr.

1752 wird der „Tachstuell Bey disen Gottshauß zu Verhiettung großen Unglückhs von Neuem erpaut, dan die Maurpenckh, damit diser dem gewölb keinen schaden Verursachen kan, aufgemaurt vnd in Behörigen standt gesezt."

Matthias Wielender, Müller zu Leopoltshofstatt liefert „zu gemelter eindeckhung 4500 Scharschindln".

1753. Vmb das Adam Poninger Zimmermaister zu Hohenzell neben 3 Geselln den Völlig Verfault gewesten Thurm oberthails 2 Claffter lang aufgebrochen, den Han sambt den Creuz Vnd Knopf Herunder genomen, Neue anschifftungen gemacht, sodan widerumben neu eingedeckht vnd Rott angestrichen, neueste denenselben als in der Höhe zu arbeithen a 22 : ct 19 kr. auf die beylag bezalt werden 12 fl. 14 kr.

2. Friedhof.

1595. Zwayen Zimerleithen / welche in der Khirchen die Stuell so zum thail Nidergannggen / Nitweniger auch die Peckhenständt vnnd Crambladen[3]) von Neuem widerumben auferzimert / deßgleichen wie die Unschuldigen Khindlein ligen / dasselb orth eingefangen vnd mit laden verschlagen / bey solch Arbaith so 10 teg zuegebracht Jedem des tags 8 fl. thuet zum 2 fl. 4 Schilling 20 Pf.

1667 wurden die „Crammerstandtnegst dem Freythoff vmbgedeckht."

1716 muß ein „Zimerman die einplenckhung des Peſtfreythoffs ausbessern."

3. Altäre.

1641 Ludwig Vogl burger vnnd Pildthauer zu Rüedt / von machung zwayer Cruzefix of die Althär lauth Zetl erstattet 5 fl.

1662 streckt der „Kirchbrobst Leonhardt Khnäll" 5 fl. 15 kr. vor zum Ankauf von „5 paar Maypisch zu nottwendiger Altharzier von Augustin Wimperger, Burger zu Riedt."

1708 Martin Majr burger: vnd Maller zu Riedt, hat an Chor- vnnd Seitten Altären, auch Canzel: vnnd Orgel, das Golt gepuzt, die Architetur hieran, von neuem schwarz ausgefast, die Säulln an berirten altarn plau marboliert, dan of der Orgel ain Gätter plau angestrichen: vnnd of die Todtenparr etwelche Todtenkepf vnnd ain Weisses Creuz gemalt, warfür deme bezalt worden, lauth vnnderschribner Zetl 9 fl. 30 kr.

1719 dem Bildthauer zu Riedt, Johann Franzen Schwanthaller, seint vor zway: zum Choraltar gemachte blätl[4]) bezalt worden 30 kr.

1724 Johann Franz Schwanenthaller Bildthauer zu Riedt. vmb Er dem heil. Michael[5]) die Flügl, Händt, vnd Füeß, dan das Creuz, vnd Staab vom neuen gemacht, auch die Clüfften ausgebeßert, erhalt crafft Scheins den Verdienst mit 3 fl.

1724. Der Maller Egidi Prunner hat solchen zum Thail Vergoldtet, vnd versilbert, auch mit Oelfarben ausgemahlt, sodan empfangen lauth Scheins 6 fl. 10 kr.

1725. Johann Widtmann burger vnd Tischler zu gemeltem Riedt, empfangt vmb daß Er Vnser lieben Frauen Altar von Etting aufgericht, Vnd zusambgeleimbt / auch den S. Rochus: vnd Seithenaltar auf solche weiß zusamm: item anders mehr gemacht: welch alles bei der im Dorf alda entstandtnen Feursprunst[6]) durch abbrechen: Saluierung der altär verursacht worden, lauth hieanligenten Scheins 7 fl.

1725. Egidi Priner Maller dorten, erhaltet, vmb daß Er denn Tabernachl aufgepeßert, auch den Teufl zur Biltnus S. Michaelis Neu gemallen, besag 2er Schein 2 fl. 56 kr.

1731 wird dem Tischler Joh. Widtmann der Bau eines neuen Seitenaltars übertragen.

1732 erhält der Maller Johann Baptist Spieß für die Arbeiten am neuen Seitenaltar 42 fl.

1732. Der ander Maller Egidi Prinner, vmb das Er zu gedachten altar die zwey Biltnußen des Englischen Grueß Vergold oder gefasset, hat in mangl des beyr hochlobl. Regl. Burghausen ligent vnd nicht remittierten Yberschlags hinzwischen empfangen 8 fl.

Franzen Schwandaller bilthauern zu Ried seynt vor Schneidung obiger biltnußen[7]) vnd 6 Engeln[8]) so anderer arbeith, welche in der beylag Specificiert, bezalt worden 30 fl.

1737 wird ein neuer Choraltar errichtet. Der Maler Anton Priner aus Aurolzmünster erhält für die „Ausfassung" desselben 160 fl., der Drechsler zu Aurolzmünster Jakob Schiltmayr „wegen zu dem Choraltar gewundten gemachter 4 grossen Säuln" 10 fl.

1753. Josephen Diez Bürgl. Tischler zu Ried vor solch Verferttigten Tabernacul, welcher 6 Schuech Hoch 5 Schuech Brait vnd mit 4 Säuln einer Dreytheilligen Wünden / der Kuppl vnd denen Schnürckhln begabet ist, behalt nebensündigen Scheins, yber abbruch 2 fl. bezalt worden seint 34 fl.

1753. Franz Schwantaller Bildhauer zu Ried, hat hierzu Gott den himmlischen Vater, den heill. Geist, das Crucifix, Vnser liebe Frau, den heil. Johannes nebst 3 Muschle, auf Beden seithen Moysem et Aaron, 4 Capitell 2 engeln sambt denen Verklaidungn vnd das Laubwerch auf die Kuppl Vnd am Fues[9]) verferttigt, sohin vermög Scheins zum Verdienst einbekommen 40 fl.

1761 arbeiten die Rieder: Sebastian Strobl, Maler und Peter Schwanthaller, Bildhauer an der Herstellung des Chors, der Canzl vnd ainen Neuen Seithen Altar."

1762. Vorstehentem Sebastian Strobl Bürgerlicher Mahler wegen mehrmahliger Herstehlung des andern veralt vnd völlig vermoderten Seithen Altars dissorths 158 fl.

Peter Schwandaller, Bildhauer 80 fl.

1772 wurden „über Herstehlung eines neuen Hochalthars" dem „Peter Schwandaller 132 fl. 26 kr. und dem Schreiner Josef Diez 100 fl. behändigt."

1773 dem Peter Schwandaller über fertten schon alda verrechnete 132 fl. 26 kr. der Rest 127 lf. 34 kr.

Josef Diez erhält als Restzahlung noch 140 fl.

„Endtl. dem Mahler Strobl, der mit Fassung dessen ein mehreres verdient hätte, vnd hiebey wenig gewinn gezochen haben kann, dessen Betrag mit 250 fl."

(Scheinbar war man mit den Rechnungen der beiden andern nicht zufrieden.)

4. Kanzel.

1654. Demnach die nottuefft erfordert, bey diesem als ainem Vornemen Gottshauß vnnd Pfarr-Khirchen, ain Neue Kannzl machen zlassen, ist Ludtwigan Vogl Pildthauern zu Ried, vermüg Zetl Nr. 46 50 fl. Dann Paulusen Khristian Schreinern für sein Schreiner Arbaith nach sag Nr. 47 24 fl. Vnnd Francisco Gamann burger vnd Mallern von Fassung oerselben dem gethroffenen geding nach lauth Nr. 40 88 fl. angehendigt vnd bezalt wordn, thuen die drey Posten zusammen 162 fl.

5. Krippe.

1632 Ludtwigen Vogl Pildthauern zu Riedt, lauth Zetl, wegen zu dem Khripl geschnidtner Pildter bezalt 5 fl.

Johann Anndren Gamon Maller von obigen Pildtern bezalt vermüg Zetl 3 fl.

Nitweniger Geörgen Lechner Schneider nach sag Zetl wegen Khlaidung der pilder 1 fl. 45 kr.

1747. Umb willen Franz Schwantaller Bilthauer zu Riedt zum Weinnacht Krippl Vnderschl. Figurn gemacht vnd ausgebessert, ist demo zum Verdienst auf anligenten Schein bezalt worden 2 fl. 33 kr. 5¼ hl.

1748. Vnd Franz Schwantaller Bilthauer disohrt vor Underschidl. arbeith zum Weinnacht Krippl sog. Scheins 2 fl. 45 kr.

6. Hl. Grab u. Oelberg.

1702. Weil „der bey disem Gotts-hauß vorhandten Oelberg altershalb gannz ermodert vnnd zerfault war" wurde „ein dergleichen Neuer"[10]) errichtet und „dem Bilthauer Thomasen Schwanthallern zu Ried, vmb die hinein gehörig-sauber außgeschnidtnen Bildtnissen, alß Nemblich Christum, die 3 Jünger, ainen Engl, vnnd annder-bedürfftige Figuren 50 fl." bezahlt.

Der „Maller, welcher nitallein oberierte Bildtnisse, von sauber, vnnd Guetten farben, vnnd zum thail von guethen feingoldt zu uerferttigen: sondern auch vnnd[11]) vermelten Oelberg. die Grablegung Christi, vnnd an die Maur ainige Landtschafft schön vnnd sauber gemalln hat," erhielt bloß 20 fl., weil er „der all zu Spath bekhombenn bildtnissen halb vor schliessung selbiger Rechnung zu kheiner bestenndtigen perfection gemallen, dem Gottshauß mit schlechter arbaith gegn so grossen Vncosten, auch nicht verholfen gewest werr, nit mehr verferttigen khünde, vnnd wiewollen man disen anheur in einer recht volkhommen bestentigen stanndt zurichten sich Eifferigst bemühet, so hats gleichwollen, allen angewenten fleiß vngehündt, in ermanglung der zum Oelbergsgemäuer bedürftig gewesten materialien / welche zwar bey iezig anfanngent Kalten Herbstzeit so zu führung einigs gemäurs gannz zu Kalt: onnd nit mehr zum außtrickhern ist, nunmehr beygeschafft worden, nit beschechn mögen, sondern hiermit biß khonftigs außwertts[12]) weils annds kheinen bstandt, vnndt dem lieben Gottshauß zu Nuzn beschechn nottwendig nachgewarttet werden mueß."

1707. „Martin Mayr / Burger: vnnd Maller allhie" erhält für „von neuem abmallen deß vorhandtenen Heyl. Grab 13 fl. 30 kr.

1726 empfängt „Egid Priner bürgerl. Maller zu Riedt, daß er Vnsern lieben Herrn im Grab, die Muetter Gottes, den heyl. Johannes, Maria Magdalena mit dennen 3 Frauen vnd die Vorhöll mit denen Altvättern aufgebessert 3 fl. 50 kr.

1754 wurde ein neues „Grab Christi" errichtet. Josef Diez, bürgerl. Tischlermeister zu Ried erhält 63 fl., Johann Sebastian Strobl für die Malerarbeit 75 fl.

7. Fresko und sonstige Bilder.

1736. Egidi Priner, bürgerl. Maller zu Ried hat die Vier Euangelisten[13]) in Fresco vnd den heyln. Michaeli[14]) 7 Werchschuech hoch auf die Maur in die Fillung so anders mehr gemallen vnd yber abbruch 6 fl. vigore zötll empfangen 9 fl.

1764 fertigte Peter Schwanthaler eine Mutter Gottes-Statue[15]) an und besserte zwölf Apostelfiguren[15]) aus.

„Anna Maria Prinnerin verwittibt bürgerl. Mahlerin allda, vmb wollen Sye Christine vnd die Mutter Gottes wie auch obgehörte zwölfen, vnd Stangen, wie in der Nebenlag enthalten, Neugefasset 28 fl.

8. Orgel.

1630. Sebastian Pollhamer organisten zu Ried, vmb daß Er daß Regall[16]) außgebessert, bezalt 3 fl.

1632. Einem so das Regall erhebt — 36 kr. (Orgelaufzieher).

Vermüg von Curfrl. hochlobl. Regl. Burckhausen außgefertigten gl. beuelch, da Abschrift hiebey, ist an Statt deß bey disem Gottshauß alt vorhanndtn, vnd zerprochnen Regalls, ain neues Posodif zuerkhauff verwilligt, vnnd daruor Sebastian Pollhamer, Bürger vnnd Orglmachern zu Riedt, Inhalt Scheins bezalt worden 150 fl.[17])

Daß solches wolgedachtes Curfrl. Regl. bericht worden, hat man Vrban Schoßleitner Pot vermüg Zetl auf 7 Meilwegs Potenlohn erstat 1 fl. 10 kr.

1641. Für 5 zur Orgl vonnethn gehebte Partes Viadanae bezalt 1 fl. 40 kr.

[„Ludovico Grossi, genannt da Viadana (nach seinem Geburtsort), geb 1564, gest. 1627, lebte zu Mantua, Rom, Fano und Venedig. Seine Concerti ecclesiastici (1602) bedeuten eine Umgestaltung der Motettenkomposition, d. h. sie greifen direkt in den Kirchengesang ein. Wenn auch der a capella-Stil sich neben dem begleiteten weiter hielt, so dringt doch die Instrumentalbegleitung nun definitiv in die kirchliche Gesangsmusik ein. Viadana selbst brachte schon 1605 Messen mit

Continuo (Generalbaß), 1610 vierstimmige Psalmen mit Continuo, und mit Blitzesschnelle verbreitete sich der neue Stil über ganz Europa. Der Satz Viadanas führt die Gesangstimmen imitierend oder doch konzertierend (d. h. mit einander streitend), eine so selbständig wie die andere, und der Baß ist nicht nur eine magere Stütze wie bei den Florentinern, sondern selbst eine Stimme von natürlichem, melodischen Fluß, aber ohne Unterbrechungen (daher ihr Name Basso continuo oder generale)." Riemann, Handbuch der Musikgeschichte, 2. Teil, Seite 72. Die Organisten der Gegenwart könnten sich ein Beispiel nehmen an der Kunstfreude und Willenskraft der damaligen Kirchenmusik.]

1662 bringt der Organist zu Taiskirchen, Longinus Haußmaninger die „an Vnnderschidlichen orthen manglhaft wordene Orgl" wieder in Ordnung.

1683 bessert Wolfgang Gäßler, Tischler zu Ried „bei der orgl die Plaßpälg auß, vnd buezt die hilzernen pfeiffen so mit staub eingefallen."

1684 hat man durch „Hanß Georgen Göz orglmachern in Riedt, die orgl, so ganz incorrect gangen, widerumben außpuzen die pfeiffen Stimbn vnd thails letn, auch die Pläßpälg außbessern lassen."

1750 wurde Andree Mitterroitter Orgelmacher zu Altenöetting gerufen, daß „die von dem staub vnd Vnrath ruinierte orgl sambt denen pfeiffen vnd registern, zu Vermeidtung noch größern schadens, widerumben in guetten vnd daurhafften standt gericht vnd repariert werde.

1758 setzt Heinrich Jakob König, Orgelmacher zu Obernberg, die Orgel wieder in Stand.

9. Opferstöcke.

1702. „Umbwillen Thobiaß Dieffenpöckh bürger vnnd Schlosser zu Ried, den bey vnnser Lieben Frauen von Altenätting Altärl stehente Opferstockh, auß welchem die schlimbe Leuth, vermitels an ain Fischpain geschmirbten Laimb, daß Geld mörckhlich heraußgefischt, in der Pixen verändt und darzue ain Neuen Thekhel, damit nit mehr hineingestochn werden khünde, gemacht 6 fl."

In der Rechnung vom Jahre 1707 werden folgende Opferstöcke angeführt: „Stockh zu Michael, Krippl-stockh, hl. Grabstockh, Altenättingaltärl, St. Sebastians-stockh."

(Schluß folgt).

Anmerkungen:

[1]) Die Ziffern dieser 2 Jahre stammen aus Notizen der Rechnungen von 1662 und 1665. Die Rechnungen von 1661 und 1664 fehlen. — [2]) Meindl, Geschichte der Stadt Ried. I. Seite 449: „An vielen Orten trat die rote Ruhr auf. Im Markte Ried starben 1743 376 Personen, darunter 77 Kinder. Niemals hat der Tod, soweit die pfarrlichen Sterbebücher reichen, eine so schreckliche Ernte gehalten wie in diesem Jahre." — [3]) Siehe: Dorfleben. — [4]) Im Kirchturm aufbewahrt. — [5]) Nicht auffindbar. — [6]) Siehe Schule, 1725. — [7]) Die 2 Figuren werden jetzt im Advent zu beiden Seiten des Hochaltars aufgestellt. — [8]) Im Kirchturme aufbewahrt. — [9]) Der Tabernakel steht jetzt auf dem Hochaltare der Pfarrkirche Pattigham. Die beiden Figuren Moses und Aaron sind jedoch am jetzigen, geschmacklosen Tabernakel des Hohenzeller Hochaltars angebracht. — [10]) Dieser Oelberg war an den Turm angebaut und wurde im Jahre 1911 abgerissen. — [11]) unter. — [12]) Frühjahr. — [13]) Nicht auffindbar, vermutlich an der Decke der Kreuzkapelle, die heute geschmacklos bemalt ist. — [14]) Beim Südtor der Kirche. — [15]) Nicht auffindbar. — [16]) Das Regal war eine kleine Orgel ohne Pedal, wurde auf den Tisch gestellt und hatte nur Zungenstimmen, wie heute das Harmonium. — [17]) Positiv ist eine kleine Orgel mit 3, höchstens 8 Registern und hat nur ein Griffbrett und kein Pedal.

Der Romantiker Georg Stibler.

Von Dr. Josef Haimerl, Linz.

Die Heimat hoch mein Leben lang
Mit Tatenlust und Liederklang.
(Stibler.)

In der heutigen trostlosen, vom Materialismus durchsetzten Zeit, die voll von modernen, oft mißverstandenen Schlagwörtern ist und die eine ganz merkwürdige Humanität predigt, müssen wir, um uns aus den Niederungen wieder erheben zu können, auf den ewigen, unversiegbaren Quell unseres Volkstums hinweisen, zugleich aber auf jene Geistesrichtung, durch welche jenes eine edle Würdigung erfahren hat und unter deren wohltuendem Einflusse Deutschland vor hundert Jahren auf allen Gebieten der Kunst in Europa die geistige Führung an sich gerissen hat: auf die Romantik.

Keine Kunstanschauung ist so urdeutsch, keine so tief in unserem Wesen begründet, wie sie. Nur an ihr kann die Welt genesen.

Unter den vielen dichterischen Talenten, von denen heute gar mancher nur der Masse huldigt, dem daher gar nicht darum zu tun ist, Werke von Ewigkeitswert zu schaffen, finden wir Gott sei Dank doch noch solche, die, höheren Idealen folgend, auf heimatlichen Wegen dahinträumen, die ganz nach Eichendorff'scher Art arbeitend sich nicht darum kümmern, ob man auf sie hört oder nicht. Bei ihnen aber spüren wir, daß ihnen am Wohl und Wehe ihres Volkes alles gelegen ist, sie leiden mit und ermahnen uns unablässig, jene einfachen, verloren gegangenen Güter zu erwerben, die der moderne Mensch entbehren möchte, aber nicht entbehren kann: Bescheidenheit, Zufriedenheit, Pflichtbewußtsein.

„Glänzt das falsche Gold noch so wunderhold,
Gibt der Edelstein noch so hellen Schein,
Süßer ist die Lust, wenn man sich sagen kann:
Pflicht und Schuldigkeit hab' ich getan."
(Stibler).

Ein solcher, in stiller Zurückgezogenheit schaffender Künstler, der kein Fackelträger der öffentlichen Meinung sein will, ist der Innviertler Heimatdichter Georg Stibler.[1])

Zwar hat die Heimatkunst viele Berührungspunkte mit dem Naturalismus, es lassen sich jedoch innige Beziehungen zur Romantik nicht leugnen. Diese stellt ja das Nationale dem Weltbürgerlichen, dem Verstandesmäßigen, das Gefühl entgegen. Das Leben des ganzen Volkes muß in den Kreis der Darstellung fallen. So wendet sich die Heimatkunst wie die Romantik ans Volk. Nicht nur das Leben der Großstadt ist voll von nervenpeitschenden Ereignissen, auch im Gehöfte des einsamen Bauers gibt es Stürme nach sonnenhellen Tagen; nur weiß niemand davon. Mit besonderer Naturtreue schildert gerade Stibler das ländliche Treiben, die Vorgänge im Bauernhause, auf der Wiese und dem Acker.

Dem echten Romantiker schwebt ein Gesamtkunstwerk durch die Vereinigung der drei schönen Künste vor; er ist Maler, Musiker und Dichter in einer Person. Er muß Musik sehen können und bei der Lektüre von Werken der Dichtkunst Farbenempfindungen haben. Der reichbegabte Tieck hatte sich in seiner Lyrik bemüht, Klänge musikalischer Instrumente durch die Sprache wiederzugeben. Sogar Künstler, bei denen wenige oder gar keine romantischen Farben aufleuchten, haben dieselben Empfindungen. Matthissons Gedichte wirken auf Schiller wie eine schöne Sonate oder ein farbensattes Landschaftsgemälde. Otto Ludwig sagt über sein poetisches Schaffen: „Mein Verfahren beim Dichten ist dieses: es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe (Malerei) und dann sehe ich Gestalten (Dichtung). Er sieht bei der Lektüre von Goethes Gedichten ein Goldgelb, bei Schiller ein Karmoisin.

Feuerbach glaubt, wenn er das sonnendurchflutete Venedig sieht, schöne Musik zu hören.

Und es ist sonderbar, welche merkwürdige, spontane Ideenassoziation sich bei uns Modernen oft ergibt. So werden wir bei den Gedichten „Winternacht", „Kino", des formgewandten E. F. Weiß an weißes, zierlich bemaltes Porzellan erinnert; vielleicht weil seine Verse schlankweg vollendet sind.[2])

Welchem Musiker klingen nicht im Ohre die Mollieder der Slaven, wenn er des südsteirischen Sängers E. Goll weiche und zart angehauchte Gedichte liest? Führen wir noch den modernen R. H. Bartsch an, der von einem seiner Träumer sagt: „Das rote und das zarte Knospengrün waren wie ein Musikmotiv in Farben. Zwischen Auge und Ohr klafft eine sonnenweite Leere und hier finde ich das Geheimnis, daß ich Musik sehen kann.“ (Lukas Rabesam, Roman.)

Georg Stibler ist auch Musiker, Dichter und Maler. Der Dichter bereichert, die Musik erhebt, die Malerei erfreut uns. Wer alle drei Künste in sich vereinigt, dem wissen die Quellen zu plaudern, die vielgestaltigen und vielfarbigen Wolken zu erzählen; die Bäume reden ihm eine vertraute Sprache, die augenerfreuende Natur wird ihm Musik und Gedicht. So hat sich Stibler zu einer ganzen Reihe von Gedichten die Melodie selbst geschrieben und ihnen Zeichnungen beigegeben, die wir nicht als Illustrationen, sondern als mitklingende Begleitung ansehen wollen. Söllradl deutet diesen Zusammenhang an, wenn er sagt: „Seiner (Stiblers) Veranlagung nach entspricht das Gemütweiche, wofür schon seine Vorliebe für den Septimenakkord Zeuge ist.“

Wiederholt gaben Stibler das Volkslied und die zeichnerischen Fähigkeiten Anregung zu stimmungsreichen Gedichten. Das hohe Gebiet der Musik ist ihm allerdings fremd; er ist Musiker so im Vorbeigehen. Aber er besitzt ein ungemein feines Gehör. Daß er keine gründliche Ausbildung genossen hat, daß er vom Kunstliede gar nicht beeinflußt ist, gereicht vielleicht gerade seinen Weisen zum Vorteil; denn dadurch behielt er jene große Natürlichkeit, jene Einfachheit und überraschende Volkstümlichkeit, die seinen Kindern den Weg ins Volk sehr leicht machen. Nur einen Lehrmeister hatte er: das heimatliche Lied, welches er, mit ungemein zartem Einfühlungsvermögen ausgestattet, seinen Landsleuten abgelauscht hat. Wie hoch er das Volkslied einschätzt, was es ihm bedeutet, was es seinem Volke sein soll, das schreibt er mit seinem Herzblute nieder:

Das Volkslied.

Wer kennt sie nicht des Liedes Macht,
Wenn es erklingt so helle.
Im Liede weint, im Liede lacht
Des Volkes reine Seele.

Man jubelt auf, wenn es erschallt,
Es sind so Weisen traute;
Und keinen Menschen läßt es kalt,
Es sind der Mutter Laute.

Trug man die Lieben längst hinaus
Mit tränenfeuchtem Blicke:
Im Volksliede ist man zu Haus
Und schwelgt in seinem Glücke!

So ist es leicht verständlich, daß Georg Stibler von den modernen Stilgattungen des Impressionismus, Expressionismus usw. mit ihren zahlreichen Unterströmungen gänzlich unberührt ist: er will nicht originell sein, er ist es. In sich gekehrt, wandelt er auf den Bahnen der Romantik und auf heimatlichen, grasbewachsenen Wegen.

Stibler ist echter Romantiker im Priesterrock. Tiefe Frömmigkeit trägt er in sich. Er sucht nicht irdischen Lohn und gleicht hierin den Künstlern des Mittelalters. Wie wir von diesen oft kaum den Namen kennen, so will er seine Lieder ins Volk gestreut wissen, ohne daß es eine Ahnung hat, von wem sie sind. Gesungen sollen sie werden! So enthält das Liederbuch „Edelweiß“, herausgegeben von Josef Moser, eine einstimmige Ausgabe verschiedener Weisen, etwa zwanzig Stibler Lieder ohne Namen des Dichters; sie sind als Volkslieder bezeichnet.

„Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer Berge“ (Eichendorff, Dichter und ihre Gesellen, Roman). Wie Eichendorff flüchtet Stibler wieder zu der geliebten Heimat mit ihren Wäldern und ihrer Mühle. Mit ihm ersteht die alte, liebe Mühlenromantik. Und da er aus dem Knarren des Mühlrades, aus dem Plätschern des Bächleins, aus dem Raunen der Erlenblätter die schöne sanfte Musik der Natur heraushört, so haben viele seiner Gedichte ungemein melodischen Wohllaut, sie sind Musik:

Die Mühle.

Im Kranze der duftenden Blüten,
Da drunten, da klapperts so hell;
Die Mühle in seligem Frieden
Am rauschenden, silbernen Quell.

Bei Tag mit dem Lerchengetriller,
Zur Nacht mit der Nachtigall Schlag
Singt fleißig der muntere Müller
Dem Widerhall drüben im Hag.

Die scheckigen Täubchen erzählen
Sich Märchen auf moosigem Dach
Und lustige, schöne Forellen,
Die sonnen sich spielend im Bach.

Da sollte der Müller vor Freuden
Nicht singen und springen zumal?
Man muß ihn ja wahrlich beneiden
Den König im blumigen Tal.

Wir haben hier vor uns ein feines romantisches Bildchen, bei dem jeder Pinselstrich sitzt.

Mit der Romantik Hand in Hand geht die Vertiefung der Heimatliebe. Diesbezüglich ist Stibler ein getreuer Gefolgsmann der schwäbischen Dichter, die, wie er, zum Volkstümlichen neigen und sich nicht genug tun können im Lobe der Heimat: geradezu visionär erscheinen bei Uhland die Tübinger Landschaft, die schwäbischen Höhen, die Wurmlinger Kapelle, der dunkle Wald, die wogenden Aehrenfelder. Genau so bei Stibler. Die Heimat besingt er mit allen Registern seiner Kunst. Er ist der nimmermüde Sänger des Kobernaußerwaldes, dessen Hochkuchl (722 Meter) er wiederholt besteigt; von diesem Höhenzuge aus sehen wir in der Ferne das flimmernde Band des Inn, im Süden treten die Salzburger Berge heran, fast eine unendliche Ferne tut sich gegen Westen auf, die Natur beut ihre schönsten Wunder.

Der Hochkuchl.

Du grauender Ahne im Jugendgewand,
Du waldiger Hügel am Waldesrand,
Ob ich dir nun nahe bin oder auch fern,
Du bist mir so teuer, ich hab dich so gern'.

Die Lerche, die kühn sich zum Himmel aufschwingt,
In seliger Wonne hell jubelt und singt,
Auch der bist du teuer, auch die hat dich gern,
Drum singt sie ein Lied dir vom Morgenstern.

Die Sonne, dir vor dir so golden ersteht
Und hinter dir wieder zur Nachtruhe geht;
Schau! wie er dir lächelt der segnende Stern,
Verweilt bei dir lang; denn er hat dich so gern.

Der muntere Knabe, der die Lämmer allein
Zur Weide ausführt auf den blumigen Rain,
Was immer er jubelt, von nah und von fern,
Dir gilt, was er singt, und du hörst ihn so gern.

Der Rabe, die Taube, die niedliche Maid,
Die Rehe, die grasen auf einsamer Weid,
Sie flieh'n zu dir alle von nah und von fern,
Sie lieben dich alle und haben dich gern.

Und ruht schon der Müde im Kämmerlein,
Naht leis mit den Sternen der Mondenschein:
Dir leuchten sie alle und wiegen dich ein,
In seligen Träumen recht glücklich zu sein.

Beim Durchstreifen des Waldes, in der Nähe des Gründlsberges, treten wir auf luftiger Höhe in eine einsame, von Tannen umrauschte Kapelle ein. Eine Unzahl von Namen und Jahreszahlen verkünden, daß schon mancher sinnende Wanderer die verschlungenen Pfade hinauf zu ihr gesucht hat. Wie gern sich Stibler dort aufhält, fern von den Menschen, das spricht er aus in dem kurzen Gedichtchen:

Die Waldkapelle.

Willst nippen du vom wahren Glück,
Ich zeig' dir eine Stelle:
Zieh' vor der Welt dich ganz zurück
Und such die Waldkapelle.

Dort kommen auch die Vögel hin
In früher Morgenstunde
Und manches Blümlein seh' ich blüh'n
Im kühlen Waldesgrunde.

Und kannst du da nicht immer sein:
Ein Platz ist noch hienieden,
Bleib' gern in deinem Kämmerlein
Und sei mit dir zufrieden.

Mit seinem Freunde Dallinger unternimmt er viele Ausflüge in die nähere Umgebung der Heimat, er lernt sie kennen wie Eichendorff seine schlesischen Berge, wie Uhland die schwäbischen Hügelketten. Das Wandern ist ihm Bedürfnis. Immer wieder zieht es ihn dem Walde zu.

Jägerlied

Wann ih ön Wald eingeh, 's Büchserl umhäng,
Drob'n aufm Hügerl steh', rast halt a weng;
G'fallt mir dö ganze Gögnd, 's Tal und 's Gebirg,
Von unserm Herrgott g'sögnt, so weit ih siag.

Ueberall Fried' und Rueh, 's Täuberl grad buit,
D' Heher fliegn auf und zue, 's Goldkeferl spuit.
Rundum auf Wög und Stög is Freud' und Fried' —
Geh, ih schmeiß d' Büchsn wög und scherz a mit.

Schau ih mein Wildprat an, wird mir frei bang,
Daß ih so wild sein kann — aber nöt lang.
Kimmt a Bock, schlagt da Hund, ladn ih frisch ein,
Spann gleih mein Büchserl und pfutsch mueß er sein.

Zu diesem Liede schrieb er eine seiner schönsten Melodien.

Wenn der Dichter auf einsamem Waldwege, der von mächtigen, zum Himmel ragenden Fichten gesäumt ist, dahingeht, so befindet er sich in einem hohen gotischen Dome, der von schönen Säulen getragen ist. Er sieht und hört viel mehr als andere. Den Zauber der Waldmusik läßt er auf sich wirken, der Chor der Vögel wird ihm zum freudigen Ausdruck des erhebenden Gesanges. Jeden gefiederten Sänger kennt er am Liede, jeden Käfer sieht er. Neugierig und verwundert verweilt er, wenn die Baumkronen lispeln und rauschen, wenn sich ein Blatt regt, wenn das Laub raschelt. „Im Walde wird's so sonderbar. Ein Liebling starb. Mir scheint, die Bäume haben sich sogar die Augen rot geweint." Durch die Wiesen streifend macht er seinen Begleiter stets auf schöne Blumen und merkwürdige Gräser aufmerksam. Mit ihm zu wandern ist ein Genuß.

Ganz nach romantischer Art sucht Stibler gern die alten Stätten vergangener Ritterherrlichkeit auf. Auf dem Gründlsberg, von wo aus er die ganze von ihm so sehr geliebte Heimat überschaut, sind noch deutlich erkennbare Gräben einer einstmals gefürchteten Raubritterburg. Die ganze Gegend ist übrigens reich an geschichtlichen Erinnerungen. Beim Parzbauern, eine halbe Stunde von Aspach gegen Ost, soll eine kleine Stadt gewesen sein. Hinterm Heustadl steht noch eine uralte Kapelle mit der sehr kostbaren Statue des heiligen Martin.[3]) In Aspach selbst sind verfallene Gänge, die, wie man annimmt, die Schlösser Leithen, Wildenau und Aspach verbunden haben. Dies alles wirkt auf den Dichter ein und so kommt tiefe Empfindung in seine Verse. Tiefe Empfindung aber fließt aus dem freudigen Sehen und Schauen. Beim Anblick des einst so stolzen, jetzt fast verschwundenen Wildenauerschlosses[4]) könnte er laut aufweinen.

Trauergsangl àf Wildenau.

Lieb's Wildenauer Gschlößl, frei arm kimmst ma für,
Und so oft ih dih anschau, woan'n kunnt ih mit dir.
Bist so reich gwön und schen, wier a Stern bei da Nacht
Und jetzt habns dih af oanmal um alls, um alls bracht.

Bist drin glögn in Tal wier a Kind i dá Wieg'n,
Wier a Bleamal in Hag, um dös Goldkäferl flieg'n;
Hast Leut so viel trag'n vo da Wieg'n bis in d' Grue,
Und jetzt geht da af oanmal koan Seinmensch mehr zue.

Doh — siegst nöt .s Waldvögal, wie's singt und — stád wird,
Wie's Bleamal heut stolz tuet und moring verblüeht?
Drum woan nöt, liebs Gschlößl, ih bitt dih recht schen:
As wird ins ja allsand nuh grad a so geh'n!

Besonders als Student wanderte er seine Heimat nach allen Richtungen ab. An sich war er schon eine stattliche romantische Erscheinung. Ein echter Musensohn, trug er immer einen kleinen Spazierstock, hatte langes, buschiges Haar und sah froh in die Welt. Er war sehr aufgeweckt und übte auf alle seine Kollegen mächtigen Einfluß. Stets hatte er einen Bleistift und einen Zettel bei sich, um sich jedes merkwürdige mundartliche Wort, das er von den Leuten auffing, zu notieren.

Ging Stibler mit seinen Kollegen baden, so bekränzte er sich mit Hopfen, nahm einen langen Stab zur Hand und fühlte sich so als Neptun. Gern besuchte er die Quelle, die hinter dem Vaterhause seines Freundes Dallinger zutage tritt. Beim Aufgang der Sonne und abends ist er dort zu treffen.

An der Quelle.

Man trinkt beim Brunnen dort so schnell
Und keiner scheint zu wissen,
Wie der sich mühen muß der Quell,
Bis daß die Wellen fließen.

Aus dunkler Tiefe kommt er her,
Beirrt von manchen Quadern,
Und seine Wasser sammelt er
Aus vielen, vielen Adern.

An solchen Brunnen setz' ich mich
So gern am Abend nieder
Und denk dabei, mein Volk, an dich
Und deine schönen Lieder.

So ist es kein Wunder, wenn Stibler seine Heimat kennt und liebt, wie kein zweiter.

Unser Dichter ist aus dem Volke hervorgegangen und dichtet fürs Volk. So ergibt sich bei ihm die echte romantische Vorliebe für seine Landsleute, die Bauern und fürs Volkslied. Schon Jean Paul, der Vorläufer der Romantik, hat die Armut, die Tugenden und Freuden der unteren Schichten des Volkes gemalt, den Schulmeister Wuz in seiner kleinen, aber traulichen Häuslichkeit, den Armenadvokaten usw. Um die Aermsten der Armen haben sich die Steirer Morre, Kernstock und Rosegger angenommen. Auch Stibler schenkt uns eine ganze Reihe von erzählenden Gedichten, in denen er meist die Aermsten darstellt; gleich Paul wirft er einen freundlichen Schimmer auf sie: trotz ihrer größten Armut sind sie heiter, froh und drollig. Drängt sich in diesen Gedichten das Lehrhafte vor, so ist unser Dichter daheim auf dem Gebiete des reinen Liedes. Hier liegt das Feld seiner Betätigung. Sein Gesichtskreis ist klein, aber er weiß ihn gründlich auszunützen. Geben wir einige Proben:

Dà Lindnbàm.

In Dobel steht á Lind'nbám,
A kloaner Kiratuen,
Vo Müeden krachán seine Stamm
Und seine Wipfel ruehn;
Doh timmt dá Früehling wieder an,
So blüeht er wieder áf,
Und Impál hängán fleißi dran
Und Vögál singán dráf.

Han g'hört so gern auf deine Rödn,
Han gsunga gern mit dir;
Mein Blas'n is dein Astel g'wön,
Mein Kranz dein weiße Blüeh.
Und allweil, Bruedá, denkst nuh brav
An unser treue Lieb',
Drum Himmelvader, schau má dráf
Und laß má'n bis ih stirb.

Und timmt allsgfahr und dámált*) fein
Dá Taud á meiner Tür,
So mach' már áf und laß mih ein
Und laß mih liegn bei dir!
Und weckt dá Himmel kloan und grauß
Und freundlich dih mit mir,
So sing ih iehm auf deiner Schauß
Mein schenás Liedl für.

*) = anklopfen.

's Blüemerl.

Af dá Wies nöb'n á Bácherl
Blüeh'n Blüemerl áf d' Heh,
Und ih mueß már oans brockà,
So oft ih fürgeh.
Ih mueß már oans brockà,
So oft ih oans sieg,
Wann ih just wög'n den Blüemerl
Ah Herzerlweh krieg.

Hat á schens, á blau's Aeugerl,
Mecht schaun umadum,
Und ih laß iehm's nöt angehn,
Woaß's selb'n nöt, warum.
Um's Löb'n mueß ih 's bringá,
So schen als 's má tuet,
Kann má selber nöt helf'n;
Ih moan's ja so guet!

O du Blüemerl, du freundlig's
Ih han dih so gern;
Ja, ih mecht schier oan Leib
Und oan Seel mit dir wern.
Jetzt grab' ih mein Herz áf
Und setz dih frisch ein:
Kannst Winter und Summer
Mein Herzkrätzerl sein!

's Vögerl ön Hag.

's Vögerl ön Hag hat an schön Schlag,
Wann's ö da Stauan sitzt und a weng füraspitzt.
's Vögerl ön Hag hat án schön Schlag,

's Vögerl ön Hag singt Nacht und Tag.
Wann's a so singa tuet, wird má ums Herz so guat.
's Vögerl ön Hag singt Nacht und Tag.

's Vögerl ön Hag singt so lang's mag.
Sag ma, was fang i an, wann's nimmer singá kan?
's Vögerl ön Hag singt so lang's mag.

Büebàl hüet di!

Auf'm Bergerl steht a Blüemerl, Almáreserl is sein Nam',
Und á Bua kimmt, der iehms wegnimmt, bindt a saubers Büscherl zam.
(: Blümerl hüet dih, Blüemerl halt dih, denn vobei is 's oft glei! :)

Nöbn á Wögerl singt á Vögerl, singt alls wia á Nachtigall,
Und á Geier tuet án Schreier, paßt iehm áf schier überall.
(: Vögerl hüet dih, Vögerl halt d'h, denn vobei is 's oft glei! :)

Af dá Almá bei dö Kalmá sitzt ön Gras a Hüatabua,
Singt á Liadl, schwingt sein Hüadl und dö Berg, dö los'n zua.
(: Büaberl hüet dih, Büaberl halt dih, denn vobei is 's oft glei! :)

Rat.

Wenn Ruhe dein stilles Heim beglückt,
Dann frage nicht in falschen Träumen,
Was hinter jenen Bergen liegt,
Die deinen Frieden säumen!

Was diese einfachen Lieder seinem Volke bedeuten sollen? „Kein noch so gut gemeintes Wort findet eine leichtere und bessere Aufnahme, als wenn es in dem empfehlenden Feierkleide einer Gesangsweise erscheint. Die härtesten Ackergründe, welche der scharfen Pflugschar trotzen, öffnen sich leicht nach einem lauen Frühlingsregen und die ungemütlichsten Menschen hören bei süßem Liederklange auf, unnahbar zu sein. Das ist der Sinn der uralten Sage von den Wundern der beiden Sänger Orpheus und Arion, von welchen der erste die Bestien des Waldes, der andere die Ungeheuer des Meeres bezähmt hat." (Stibler: Einfluß der Volksdichtung auf die Volksbildung.)

Die Vertiefung des Heimatgedankens durch das Lied ist dem Dichter ein Herzensbedürfnis. In dessen Erweckung müssen wir mit ihm den Auftakt zur Gesundung unserer schwer erkrankten Volksseele sehen. Wir sind ja tief unglücklich durch den Krieg geworden, das größte Unglück aber droht uns durch die geistige Verelendung. Wie weit sind wir von der Romantik entfernt! Wie sehr sind unserem deutschen Wesen fremd die entsetzlichen Auswüchse des Kinos, die Verzerrungen in der Malerei, die verwirrenden Begriffe in der Musik, der „Reigen" usw. Zurück zu einer idealen Kunst- und Lebensanschauung! Der Kern des Volkes ist noch ganz gesund, glauben wir den Worten Stiblers:

Hoffnung.

Mein deutsches Volk, du dauerst mich,
Ich kann es gar nicht sagen;
Die Feinde demütigen dich
In deinen schwersten Tagen.

Die Völker, die vor deiner Kraft
Wie Hasen einst erschraken,
Sie setzen jetzt mit Leidenschaft
Den Fuß auf deinen Nacken.

Nur Mut! Verlier' dich selber nicht!
Es keimt ja doch im Staube
Und selbst des Grabes Nacht durchbricht
Der Auferstehungsglaube!

Anmerkungen:

[1]) Stibler ist ein Deckname für Wagnleithner. Aus Aspach am Kobernaußerwalde stammend, wirkt Wagnleithner seit einer Reihe von Jahren als Stadtpfarrer und Kanonikus im romantisch gelegenen Grieskirchen, unweit des seit kurzem berühmt gewordenen Bades Schallerbach. Aspach, sein Geburtsort, ist in einer sehr fruchtbaren, freundlichen Gegend des Innviertels gelegen; es blickt auf eine vielhundertjährige Geschichte zurück. Um das Jahr 1445 war dort der berühmte Aeneas Sylvius Piccolomini Pfarrer. Es soll römischen Ursprunges sein. (Dazu vergleiche man den bemerkenswerten, allerdings nicht ganz zuverlässigen Aufsatz von Anton Brousil in der Braunauer Heimatkunde, 1912, Heft 6, Seite 56 f. Ueber Stibler auch meine Ausführungen: Das Innviertler Volkslied und G. Stibler im Linzer Volksblatt vom 28. und 29. September 1921. — [2]) Aus der Sammlung: „Von Frühling und Liebe". — [3]) Diese 1.5 Meter hohe Statue, ein Werk der Gebrüder Zürn (Burghausen) aus dem Jahre 1650 wurde anfangs Oktober d. J. gestohlen. — [4]) Dieses Schloß, eine halbe Stunde von Aspach entfernt, wurde im Jahre 1881 in blinder Gewinnsucht niedergerissen. So ist Wildenau um sein Schmuckkästchen gekommen.

Unser Volkstanz.

Von Dr. Hans Commenda (Linz).

„An Tanz in Ehrn
Siagt Gott gern!"
Ste. zh

Der Volkstanz ist bis zum heutigen Tage das Stiefkind der Volkskunde geblieben. Das wenige einschlägige Schrifttum wäre daher rasch zu überblicken,[1]) — wenn man es nur zur Hand hätte! Leider ist dies außerhalb der Hochschulstädte gewöhnlich nicht der Fall. Von unseren heimischen Volkstänzen steht freilich nicht viel darin und selbst dieses Wenige ist oft falsch.

Weit wichtiger sind die in volkskundlichen Zeitschriften, Tagesblättern, Reisebeschreibungen, Ortsgeschichten, Erzählungen, Mundartgedichten zerstreuten Angaben und Aufsätze. Leider fehlt eine brauchbare Zusammenstellung und so bleiben diese wertvollen Bausteine meist unbenützbar.

So erübrigt denn als einzig gangbarer Weg in das fruchtbare und schöne Neuland unseres Volkstanzes nur die mühsame und zeitraubende eigene Anschauung, Sammlung und Erforschung des heute noch lebendigen Volkstanzes.

Zoder[2]) hat hiefür wertvolle Anregungen gegeben und von einer Reihe von Volkskundlern außerhalb Oberösterreichs[3]) liegen bereits dankenswerte Arbeiten vor. Der Schreiber dieser Zeilen gedenkt nun in drei Aufsätzen: 1. Unser Volkstanz, 2. Der Ländler, 3. Der Landla, die Verhältnisse Oberösterreichs zu schildern, so gut dies eben auf den ersten Anlauf gelingen will. Freilich sind ihm manche wichtige Behelfe trotz aller Mühe unerreichbar geblieben. So stützt er sich vor allem auf jene Sachkenntnis, die jahrelange Sammelarbeit in der Heimat vermitteln kann. Mängel, Irrtümer und Mißverständnisse sind bei solcher Arbeit unvermeidlich. Jede Berichtigung und Ergänzung wäre aber nur zum Vorteile der Sache und dem Verfasser selbst[4]) am meisten willkommen. Sollte es ihm auch nur gelingen, die Aufmerksamkeit der Heimatfreunde auf das arme Aschenbrödel Volkstanz zu lenken, so wäre schon ein Hauptzweck dieser Zeilen erfüllt.

Wir leben in einer Zeit, die den Tanz als vollberechtigte Kunstform geradezu neu entdeckt zu haben glaubt. Tatsächlich hat er ja ungebührlich lange hinter den Schwesterkünsten Musik, Gesang und Dichtung zurückstehen müssen. Die wie immer über das Ziel hinausschießende Umwertung hat eben auf sich warten lassen, um dann desto heftiger aufzutreten. Sie entstand aus dem halb unbewußten Widerwillen gegen die jämmerliche Verflachung der edlen Tanzkunst in Walzereinerlei und Polkagehops und ist von der richtigen Erkenntnis getragen, daß der menschliche Körper, dieses Kunstwerk aller Kunstwerke, neben Höchstleistungen in Arbeit und Sport auch künstlerische Aufgaben zu erfüllen hat. Gefördert von der nach dem Kriege hell aufgeflammten Tanzlust hat diese Bewegung weite Kreise ergriffen, viel Unsinn, manches Schlechte, aber doch gewiß auch wenigstens das Gute erzeugt, daß der Tanz, die edelste und älteste, die natürlichste und einfachste Kunstübung des Menschen, aus seiner Todesstarre zu neuem Leben erwacht ist.

Die Dreiheit der musischen Künste: Tanz, Musik und Dichtung ist aus einer Wurzel entsprossen, nämlich aus dem allen ursprünglichen Menschen eigenen Wohlgefallen an regelmäßiger Bewegung. Die gestaltende Ordnung der bewegten Zeit, der Rhythmus, ist also die Einheit, aus der sich mit zunehmender Gesittung die Teile: Tanz, Musik, Dichtung ablösen, um ihre eigenen Wege zu gehen. Neben diesen Einzelkünsten lebt unter günstigen Verhältnissen indes auch die ursprüngliche Gemeinschaftsform weiter und kann sogar hohe Vollendung neben ihren anspruchsvolleren Töchtern erreichen.[5])

Ein klares Beispiel für diese Entwicklung bietet die Krone unseres Volkstanzes, der Landla. Er ist zunächst ein allseitiges und doch völlig einheitliches Kunstwerk. Tanz, Instrumentalmusik, Gesang und Wort verbinden sich in ihm zu ebenmäßiger Geschlossenheit. Allein auch die Teile dieser hochentwickelten Gemeinschaftsform führen daneben schon ein völlig eigenes Leben. Der Walzerschritt, das Paschen und Stampfen, ja selbst ganze Figuren sind selbständig geworden oder in andere Tänze gewandert, die instrumentale Weise hat die Kunstgattungen Ländler und Walzer gezeugt, viele Jodler und Lieder konnten

sich abspalten und schließlich ist die volkstümlichste Form unserer Dichtung, der Vierzeiler, aus dem Landlagstanzl entstanden.

Wer unseren Volkstänzen also beikommen will, der muß zunächst von dem Grundsatze ausgehen, daß ihr Wesen in dem ursprünglichen Zusammenwirken aller Teilkünste besteht, die aber durchaus nicht immer vollzählig aufscheinen müssen. Jede einseitige Betrachtung der Tanzform, Musik oder des Gesanges wird daher immer zu irrigen Schlüssen führen. Von der Gemeinschaftsform muß ausgegangen werden, sie bildet den Schlüssel für das Verständnis der Teilkünste. So wird von dem bisher so wenig beachteten Volkstanz daher noch manches Licht auf Volksmusik, Volkslied und Volksdichtung fallen können, die lange vor ihm schon die Aufmerksamkeit der Forscher erregt haben. Man darf ruhig behaupten, daß die drei Schwesterkünste vom Tanze nicht bloß herstammen, sondern heute noch die stärksten Anregungen durch ihn erhalten. Die meisten Neuschöpfungen gehen auf allen drei Gebieten noch heute vom Tanze aus.

Weit besser als Tracht, Spruch, Lied, Musik und noch manch andere Zweige der Volksüberlieferung hat nämlich der Tanz bisher den zerstörenden Mächten unserer alles gleichmachenden Zeit widerstanden. Der Grund hiefür ist offenbar seine außerordentlich feste Verankerung im Volksempfinden.

Die Freude an rhythmisch geregelter Bewegung ist jedem Menschen angeboren. Daher konnte sogar das Großstadtkind in Spiel, Lied und Tanz so vieles alte Erbe bis heute bewahren. Die städtische Erziehung hat diese Naturanlage bisher gewöhnlich verkümmern lassen oder gar, dem guten Anstand zu Liebe, vernichtet.[6]) Auf dem Lande hingegen wird sie durch viele Arbeitsarten (Dreschen, Hacken, Dengeln, Mähen) gefördert und entwickelt.

Im abwechslungsreichen, hastigen, nervenzerwühlenden Stadtleben unserer Zeit übt der Tanz, besonders der ewige Walzer viel zu wenig Reiz auf die Sinne, die immer neue, stärkere Anregung verlangen. Der Landbewohner kann, wie das Kind, ein und dieselbe Sache vielmals mit Freude genießen. Für ihn steht der Tanz im Mittelpunkte seiner seltenen Vergnügungen. Die Höhepunkte des kirchlichen (Kirchweih), geselligen (Faschingtage, alle Arten Feste, Rockenreise), Familien- (Hochzeit) und Naturlebens (Flachsbrecheln, Kornschnitt, Dreschen), sind ohne ihn nicht zu denken. Zudem ist er fast die einzige anerkannte Form der Annäherung, gemeinsamen Freude und geselligen Unterhaltung. Für Burschen wie Mädchen auf dem Lande bedeutet daher der Tanz einen Lichtpunkt im harten Arbeitsleben, auf den sich alles wochenlang freut. Es ist demnach kein Wunder, daß die angeborene Tanzfreude auch zur lodernden, verzehrenden Leidenschaft entarten kann. Stelzhamer, der urecht aus der Anschauung und Gefühlswelt des Bauern spricht, stellt Tanz und Spiel als seine stärksten Versuchungen hin.[7])

Begreiflicherweise haben die augenfälligen bösen Auswüchse ländlicher Tanzleidenschaft den daran eigentlich schuldlosen Volkstanz seit jeher arg in Verruf gebracht. Dabei hat man auf seine vielen Vorzüge ganz vergessen. Es ist daher wohl angebracht, einmal nachdrücklich auf sie hinzuweisen.

Der Tanz steckt unseren Leuten unausrottbar im Blut. Er läßt sich daher nicht unterdrücken oder ersetzen. Der Volkstanz ist die bodenständige Auswirkung dieses Naturtriebes. Vererbt und geformt von Geschlecht zu Geschlecht, seit grauer Vorzeit, der Umwelt angepaßt und aus echtem Empfinden entsprungen, stellt er ein wesentliches Stück Volkstum dar. Es heißt den Leuten Steine statt Brot geben, wenn man ihnen statt ihrer altehrwürdigen Volkstänze künstlich ausgeklügelte Reigen oder gar Modetänze eintrichtert, die nie und nimmer Fleisch von ihrem Fleische und Geist von ihrem Geiste sind.

Meist von entzückender Anmut, Zurückhaltung und Schlichtheit, selten derb, niemals gemein, durch erstaunlichen Formenreichtum ausgezeichnet, allen Altersstufen zugänglich, sind unsere Volkstänze auch ein wertvolles Stück Volkskunst. Sie bringen die Schönheit des gesunden, ebenmäßig bewegten Körpers in kleidsamer Tracht gewiß ebensogut zur Geltung, wie irgend einer jener Modetänze, die heute in oft widersinniger Nachäffung des Auslandes bei uns geübt werden, und stehen dabei künstlerisch und sittlich auf ganz anderer Höhe.

Aus vielen Volkstänzen spricht ferner gesunde Heiterkeit in der Bewegung, oder schlagender Witz der begleitenden Gesänge. Wenn diese Fröhlichkeit manchmal in handgreifliche Derbheiten

ausartet, so trifft die Schuld die Tänzer, nicht den Tanz als solchen.

Endlich, doch nicht zuletzt, muß der hervorragende gesundheitliche Wert der meisten Volkstänze nachdrücklich betont werden. Die harte Berufsarbeit des Bauern, Holzknechtes, Flößers und vieler Kleingewerbler schädigt die ebenmäßige Entwicklung des Leibes ganz gewaltig. Die übermäßig und einseitig beanspruchten Körperteile und Muskelgruppen entwickeln sich auf Kosten der anderen, die verkümmern. So entsteht die gebückte Haltung, der lässige Gang und jene Schwerfälligkeit im gesamten Benehmen, aus der so oft mit Unrecht auf geistige Minderwertigkeit dieser Stände geschlossen wird.

Der Volkstanz und das mit ihm untrennbar verbundene körperliche Volksspiel sind nun ganz ausgezeichnete Mittel, um diese Berufsschäden auszugleichen. Sie stärken zunächst gerade die vernachlässigten Muskelgruppen durch höchst zweckentsprechende und wirksame Bewegungen, sie zwingen den ganzen Menschen zu straffer gerader Haltung, erziehen zu Geschicklichkeit, Gewandtheit und Anmut, kurz, sie stellen ein Heilturnen dar, wie es kein Facharzt besser anordnen könnte. Dabei sind nicht öde, ausgeklügelte, maschinenmäßige Uebungen, sondern gefällige, ungezwungene, natürliche Bewegungen das wirksame Mittel; das gesunde Verlangen des Menschen nach dem Messen der Kräfte im freien Spiel und seine angeborene Freude am Tanz sind der Anlaß, nicht aber ärztliche Vorschrift oder nüchterner Eigennutz. Aus freien Stücken, aus Lust und Liebe geschaffen und geübt, stellen Volkstanz und Volksspiel fürwahr körperliche Arbeit im Gewande der Freiheit dar, und damit ein Stück Turnens ganz im Sinne Jahns. Wenn unsere Turnvereine, zumal die auf dem Lande, hinfort vielleicht mehr als bisher die Volkstänze der Heimat pflegen wollten, statt erkünstelte Reigen einzuüben, so würden sie damit wahrhaft völkische, echt turnerische Arbeit im Sinne des Altmeisters leisten und ebenso dankbaren wie dankenswerten Heimatschutz betätigen.[8])

Wer einmal einen richtigen Landla gesehen oder gar versucht hat, ihn zu tanzen, der wird die Schwierigkeit dieses Tanzes ermessen können. Allseitige Beherrschung des Körpers, straffe Zucht, stete Aufmerksamkeit auf Gesang, Musik und Vortänzer, sowie ein treues Gedächtnis sind dazu unbedingt notwendig. Nur zähe, zielbewußte, monatelange Arbeit in den kärglich bemessenen Feierstunden befähigen die Bauernburschen zu solchen Leistungen. Die Triebfeder ist dabei meist der Ehrgeiz, denn jede Gesellschaft von Burschen (Zech, Rud, Paß, Kameradschaft) setzt ihren Stolz darein, es den übrigen im Tanzen zuvorzutun. Eigene Wettbewerbe werden deswegen veranstaltet.[9]) So steckt also im Volkstanze schließlich gar noch ein Stück Willensschulung und Charakterbildung.

Unsere Volkstänze sind bodenständig, also aus den Verhältnissen des Landes erwachsen oder doch durch sie verändert. Sie stehen wie alle Volkskunst im ehernen Banne der Ueberlieferung. Es wird daher gut sein, nach diesen allgemeinen Ausführungen über den Tanz, das geschichtliche und wirtschaftliche Bild des Landes, in dem er lebt, kurz zu umreißen.

Das Gebiet, welches wir heute Oberösterreich nennen, bildete seit der Völkerwanderung ein Stück des Herzogtums Bayern, das ursprünglich bis zur Enns reicht. Unser Heimatland stellt daher in Besiedlung, Sprache und Volkstum eine altbaierische Landschaft dar.[10]) Oberösterreichs geschichtliches Werden ist nun ganz einfach ein stückweises Abbrödeln von Altbayern. 1180 machte der alte Traungau — er dehnte sich vom Hausruckwalde bis an Donau, Enns und Steyr sowie das Hochgebirge im Süden, umfaßte also jenes Stück unserer Heimat, das wir gern „Landl" nennen — den Anfang. An diesen eigentlichen Kern Oberösterreichs haben sich im Verlaufe von über 600 Jahren die übrigen Teile allmählich angeschlossen. Als letztes Stück kam das Innviertel erst 1816 dauernd zum Lande ob der Enns.[11])

Diese stückweise Lostrennung von Bayern, die Zersplitterung des Landes in eine große Zahl von geistlichen und weltlichen Grundherrschaften, welche nach und nach die meisten Befugnisse der Staatsgewalt an sich rissen, die Ohnmacht oder Gleichgiltigkeit der eigentlichen Landesherren, das Fehlen eines wirtschaftlichen und geistigen Mittelpunktes haben durch Jahrhunderte das gesamte öffentliche Denken und Fühlen in den engen Kreis der Grundherrschaft gezwängt. So mangelt leider unserem Volke heute noch sehr oft ein eigentliches Staatsgefühl, Stammesempfinden und Volksbewußtsein. Auch zu dem ausgeprägten Landesstolz, welcher z. B. Ti-

roler, Steiermärker und Kärntner auszeichnet, hat sich der Oberösterreicher nie recht aufschwingen können. Nur zwei Landesteile, der älteste, das Landl, und der jüngste, das Innviertel, haben ein über die bescheidenen Ortsgrenzen hinausreichendes Gemeinschaftsbewußtsein aufgebracht. Es äußert sich aber, bezeichnend genug, vor allem im nachbarlichen Gegensatz.[12])

Der Bodenform nach zerfällt unser Heimatland in drei scharf geschiedene Teile: im Norden das Mittelgebirge aus Urgestein, im Süden das Hochgebirgsland der Kalkalpen, das flache Schwemmland in der Mitte. Wirtschaftlich kann Oberösterreich also erst recht kein einheitliches Gebiet darstellen, denn seine Wirtschaftsformen müssen sich dem Boden anpassen.

Im Landl und Innviertl gibt der reiche Großbauer auf seinem Vierkanthof inmitten der schweren Getreideböden den Ton an. Im Mühlviertel sitzt der Klembauer, der Viehzucht, Waldwirtschaft und Ackerbau gemischt betreibt, soweit es der magere Boden eben gestattet. Die starke Uebervölkerung führte zum Hausgewerbe der Weberei. Das Alpenland ist das Gebiet der Hörndlbauern. Alm und Holzwirtschaft geben ihm das Gepräge. Daneben begünstigen die natürlichen Wasserkräfte und die Nähe des Erzberges im östlichen Teile das Schmiedegewerbe, das Salzkammergut im Westen aber ist durch den staatlichen Salinenbetrieb gekennzeichnet. Sehr hübsch nennt ein alter Vierzeiler die natürlichen Reichtümer Oberösterreichs:

„Innviertel Roß und Troad,
Mühlviertel Flachs und Gjoad.
Hausruckviertel Obst und Schmalz,
Traunviertel Holz und Salz."

Den Verkehrsverhältnissen nach ist Oberösterreich ein ausgesprochenes Durchzugsland. Vom Süden her führen die Alpenflüsse zur Donau und setzen sich quer durch das Mühlviertel in natürlichen Bodensenkungen nach Norden fort. Von Westen nach Osten weist die Donau dem Weltverkehr eine uralte Hauptstraße.

Die volkskundliche Ueberlieferung unserer Heimat ist nun ein getreues Abbild des geschichtlichen Werdeganges und der wirtschaftlichen Lage. Einheitliches, bezeichnend oberösterreichisches Gepräge mangelt ihr daher. Sie ist ein Teil vom reichen Gesamterbe des baierischen[13]) Stammes genau wie das Land und das Volk.

Wenn man in der Welt draußen von Oberösterreich redet, denkt man etwa an den Traunstein, die schöne Linzerin[14]) mit der Goldhaube, den guten Most und die vorzügliche Linzertorte. Ganz ähnlich treten in der Volksüberlieferung wenige Einzelheiten hervor, ansonsten weist sie die gewohnten gemeinbaierischen Stammeszüge auf.

Altes Volkserbe hat sich auf baierischem Stammesboden einheitlicher, schöner und ungestörter entwickelt als vielfach sonst in deutschen Gauen. Freilich haben Jahrhunderte vergehen müssen, ehe die verschiedenen Volkssplitter der neubesiedelten Ostmark sich untereinander und mit den Altbayern ausgleichen und schließlich ein ziemlich einheitliches Gepräge annehmen konnten, in welchem das baierische Wesen vorwaltet. Da aber die Alpenländer von den Verwüstungen des 30jährigen Krieges fast verschont blieben, daher kein stammesfremder Bevölkerungsnachschub nötig wurde, so konnte die Festigung des bodenständigen Volkstums im ganzen 17. und 18. Jahrhundert nach Beendigung der Glaubenskämpfe ziemlich ungestört fortschreiten.[15]) Unter Maria Theresia etwa fand sie ihren Abschluß. Genau wie die Landschaft in Klöstern, Kirchen, Schlössern, Häusern, Kapellen und Bildsäulen heute noch die Kunstblüte jener Tage sichtbar vor Augen führt, so trägt auch die Volksüberlieferung des baierischen Stammes die barocken Züge dieser entscheidenden Zeit, in der sie zu einem bedeutsamen Abschluß ihrer Entwicklung gelangte.

Ausgesprochen oberösterreichische Tänze sind nach allen bisherigen Ausführungen also von vornherein nicht wahrscheinlich. In der Tat lassen sich die meisten oberösterreichischen Tänze nicht bloß in den verschiedenen Landesteilen sondern auch in den benachbarten Alpenländern belegen. Kleinere örtliche Besonderheiten, welche für die gesamte Volksüberlieferung geradezu wesentlich sind, haben sich natürlich auch bei uns herausgebildet. Solange genaue Angaben über die Nachbarländer fehlen, läßt sich auch über Oberösterreich kein abschließendes Urteil fällen. Immerhin kann schon heute mit ziemlicher Gewißheit behauptet werden, daß die einfacheren Tanzformen, z. B. alle Kindertänze, die verschiedenen Walzerformen, Polsterltanz, Spiegeltanz, Bandeltanz,

Schwedisch, Schwabentanz, Strohschneider, Siebenschritt, Schuster-, Juden- und Schneidertanz und selbstverständlich alle aus der Fremde und der Stadt eingedrungenen Tänze im gesamten baierischen Stammesgebiet wesentlich gleich sind.

Anders steht es mit den drei großen, in viele Spielarten zerfallenden Tanzfamilien Bayrisch, Steirisch und Landla.

Der Bayrische ist in vielen Abarten über das ganze Land verbreitet und sehr beliebt. Dem Namen nach dürfte er wohl aus Bayern stammen und mit Altbayerisch gleichbedeutend sein. Auch der Tanzname Neubayerisch erhärtet diese Ansicht. Vom Innviertel aus, wo er früh belegt ist, hat er dann offenbar seinen Weg gemacht. Unter Bayrisch versteht man in Oberösterreich nicht, wie man eigentlich erwarten sollte, die bayerische Form des Ländlers, also den Schuhplattler, sondern einen figurenreichen, örtlich sehr verschieden getanzten Hopswalzer im raschen $^2/_4$ Takt. Dieser uralte und urdeutsche Tanz wird infolge seiner Aehnlichkeit mit Schottisch, Galoppwalzer und Polka auch oft mit diesen fremden Namen bezeichnet und zerfällt z. B. in Wechselbayrisch oder Wechselpolka, Spitzelbayrisch oder Spitzelpolka, Spinnradl-, Spitzbuam-, Tusch-, Krebsen-, Hagelpolka.[17])

Der Steirische[18]) hat von seiner Heimat Obersteiermark aus auf die oberösterreichischen Alpen übergegriffen und schneidet ziemlich scharf mit dem Alpenrand ab.

Der Landla[19]) kann als besonderer oberösterreichischer Volkstanz angesprochen werden. Vom „Landl" trägt er den Namen,[20]) dort hat er sich herausgebildet, muß aber sehr früh schon ins Innviertel gedrungen sein, wo er eine eigenartige Entwidlung nahm. Er reicht heute fast genau so weit wie der Vierkanthof, umschließt also das alte Landl, den größten Teil des Innviertels, das Stück Niederösterreichs zwischen Enns, Alpenrand, Amstetten und Donau und ein ganz kleines Stück Salzburgs an der Westbahn; längs der uralten Verkehrswege ist er im Norden ins Mühlviertel ja bis nach Südböhmen, im Süden ins Alpenland vorgedrungen. In den Gegenden, wo Steirisch und Landla nebeneinander getanzt werden, besonders im Trauntal von Aussee bis Emunden, haben sich eigenartige Misch- und Sonderformen entwickelt.[21])

Ein völlig eigenartiger Tanz ist freilich auch der Landla nicht. Er gehört zusammen mit Steirer und Schuhplattler vielmehr zur gemeinbaierischen Ländlergruppe, über die ein folgender Aufsatz handeln wird.

Der Schuhplattler ist in Oberösterreich nirgends bodenständig, durch das Wirken der alpinen Vereine und Gesellschaften aber in jüngster Zeit vielfach eingebürgert worden.

Bei einer ganz kleinen Gruppe von Tänzen scheint es sich um rein örtliche Gelegenheitsschöpfungen zu handeln, die nie weit über ihre Geburtsstätte hinausdrangen. So werden in Hallstatt drei Tänze: Klaushans, Saufadler, Loatabam getanzt, die einem Singspiel von Maurus Lindemayr „Hans in der Klause" als Einlagen entstammen, welches die dortige Liebhaberbühne oftmals aufführte.

Gerade wie Bayrisch, Steirer und Landla spielen auch sonst viele Tanznamen auf die Herkunft an, z. B. Beilstoana,[22]) Linzer Polka, Schwedisch, Schwabentanz, Wiener Walzer. Mit besonderer Vorliebe werden örtliche Sonderformen des Landlas und Steirischen so gekennzeichnet, z. B. Mollner Steirer, Trauner-,[23]) Wallner-,[24]) Innviertler-, Stoanhauser-,[25]) Pfannhauser-,[26]) Krenglbäder-Landla[27]). Die gemeinsamen Urformen werden dann Stoanlandla und Stoansteirer benannt.

Am häufigsten ist indes die Benennung nach irgendwelchen Auffälligkeiten der Tanzform. So gibt es einen Budeltanz,[28]) Siebenschritt, Wischtanz,[29]) Ederisch,[30]) Zepperln,[31]), Polsterl-, Spiegel-,[32]) Glasl-,[33]) Bandl-,[34]) Zetteltanz,[35]) einen Wechselboarischen[36]) oder Auslassterisch,[37]) Spitzbuam-,[38]) Tusch-,[39]) Krebsen-,[40]) Hagel-Polka,[41]) Spitzln,[42]) Landla und Steirer mit zwoa Dirndln auch Doppellandla und Doppelsteirer oder Dreisteirer genannt, Walzer[43]) usw.

Auf den Inhalt weisen Tanznamen wie Schuaster-, Schneider-, Juden-,[44]) Schwerttanz, Strohschneider.[45]) D'Holzhaderbuam, Boazzögaflida.[46])

Das begleitende Lied hat dem Schwabentanz,[47]) Zipf Adam, Saufadler, Druck na zua, zum Namen verholfen. Bei Kindertänzen ist das die Regel.

Mit fremden Tänzen drangen auch fremde Namen ein, die manchmal schon Volksdeutung zeigen. So wurde aus

Sir Roger Seerutscher (rutschen), Tremblant Trampl an (antrampeln), Menuett Minett (nett).

Viele Tänze haben mehrere Namen je nach der Gegend. So Bayrisch-Polka-Schotten, Steirer mit zwoa Dirndln- Doppelsteirer- Dreisteirer, Buckeltanz- Zipf Adam.

Herkunft und Alter der Volkstänze lassen sich heute infolge der mangelnden Vorarbeiten meist noch nicht sicher bestimmen, sondern nur beiläufig erschließen. So viel geht aus allen inneren und äußeren Anzeichen indes mit Sicherheit hervor, daß in den Alpenländern stets gern und viel getanzt wurde. Bei der gesunden Sinnenfreudigkeit des baierischen Stammes ist das ja eigentlich selbstverständlich.

Tacitus erwähnt Germania 24 den Schwerttanz der Germanen. Seine Ausläufer sind bei uns bis zur Gegenwart lebendig geblieben.[48]) Sichere Zeugnisse vom ältesten Tanz unserer Stammesvorfahren finden sich sonst recht wenige. Trotzdem steht fest, daß der Schwertertanz nicht allein stand. Bücher[49]) hat nachgewiesen, daß Arbeit, Spiel und Tanz ursprünglich ineinander verfließen. Alle Arbeitsleistungen des einfachen Menschen, welche auf taktmäßig geregelter Bewegung beruhen, also etwa das Schwingen der Waffen, Weben, Spinnen, Flechten, Schneiden, Hauen, kehren daher in Tänzen wieder. Ueberbleibsel von derartigen Arbeitstänzen stecken noch in so manchen heute geübten Volkstänzen, z. B. dem schon erwähnten Schwerttanz, dann im Bandltanz, Spinnradlpolka, Boazözaflickn, Strohschneider, Holzhackerbuam.

Die alten Völker kannten kein Fest, daher auch keine Verehrung der Götter, ohne feierliches Gepräge und Tanz. Daher stand gewiß auch bei unseren heidnischen Vorfahren ein Großteil der Tänze in Beziehung zum Götterdienste. Die christliche Kirche trat deshalb von Anfang an sehr nachdrücklich gegen den Tanz auf und zerstörte schließlich jeden bewußten Zusammenhang zwischen ihm und dem Heidentum, indem sie neben mancherlei Gebräuchen auch jene feierlichen Aufzüge und Festtänze, von denen sich unsere Ahnen nun einmal durchaus nicht trennen wollten, mit weiser Anpassung in den eigenen Gottesdienst herübernahm.

Die Pferdeumritte im westlichen Innviertel, das Glöcklerlaufen im Salzkammergut, Wallfahrten, Bittgänge und die Frohnleichnamsprozession im Grün der jungen Birken sind die letzten Reste von jenen feierlichen Aufzügen, welche die alten Deutschen bei ihren Naturfesten liebten. Nachklänge der hiebei sowie beim Götterdienste üblichen Fest- und Opfertänze stecken im Faschingtreiben, Maibaumsetzen, Brändeschwingen und Feuerspringen zur Sonnenwende, Schnitter-, Brechel-, Maschin-, Kathreintanz, Drischlhängfeier und Kirchweih, vor allem aber in den Hochzeittänzen, ohne die heute wie vor tausend Jahren dieses wichtigste Familienfest nicht zu denken wäre. Die von der Kirche verwünschten Begräbnistänze unserer Vorfahren finden indes nur mehr in den Sagen vom Geister-, Hexen- und Totentanz einen letzten dunklen Nachhall.

Das zum Christentum bekehrte deutsche Volk tanzte seine heidnischen Reigen, oft sogar mit den alten Gesängen, noch jahrhundertelang fort. Schon die ständig wiederholten Verbote und Verwarnungen der Kirche bezeugen das klar. Allmählich von den Erwachsenen aufgegeben, lebten diese uralten Tanzformen schließlich noch im Kindertanz und -lied weiter bis zum heutigen Tag. Die Uebereinstimmung und weite Verbreitung dieser Kinderreigen in Nord und Süd erweist allein schon ihr hohes Alter, der Inhalt mit seinen zahlreichen, trotz aller Verstümmelung noch deutlich erkennbaren Anklängen an Göttersage und Heidentum erhärtet diese Annahme vollends. In „Ringel, ringel reia", wohl unserem bekanntesten Kinderreigen, gemahnt z. B. der Hollabusch an die Frau Holle (Frigga), „Florian hat gelebet sieben Jahr" weist auf Frau Holda und den Sonnendienst, „Wir wollen durch die Brücke ziehn" auf die uralte Vorstellung der Totenbrücke, „Mariechen saß auf einem Stein" und „Es war einmal ein Mann" erinnert an Kobolde, „Marienkäfer flieg", „Kuckuck rufts aus dem Wald" an heilige Tiere, „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" deutet auf die Tierfabel, auch die Brautwerbung in alter Form spiegelt sich noch ab z. B. in „Blauer, blauer Fingerhut" und die Freude am Neuerwachen der Natur in „Ringel, ringel, rosa". Von den Tänzen der Erwachsenen haben nur ganz wenige, so etwa der Polsterltanz und der Siebenschritt, die Form dieser einfachen Gesangsreihen bewahrt.

Arbeitstänze, Aufzüge und Reigen, die drei Urformen des deutschen Tan-

zes, waren zunächst reine Singtänze, d. h. nicht von Musikinstrumenten, sondern bloß von Gesang begleitet, dessen meist erzählenden Wortlaut entsprechende Geberden veranschaulichten. Getanzt wurde fast nur im Freien und mit Vorliebe im Frühling.

Vom 12. Jahrhundert an geben die vielfältigen Berichte und Anspielungen der Zeitgenossen bereits ein ziemlich klares Bild des deutschen Tanzes. Man unterschied damals zwei Hauptarten: Den bloß geschrittenen, langsamen, eigentlichen „Tanz" und den gesprungenen, lebhaften „Reigen". Das Landvolk liebte seit altersher besonders den sommerlichen, fröhlichen Reigen unter freiem Himmel, auf Gassen und Plätzen, auf grünem Anger oder unter der Dorflinde. Der gemessene „Tanz" war vorzugsweise in den Rittersälen der höfischen Kreise zu Hause, und wie diese vielfach von der Fremde, besonders von Frankreich, beeinflußt, wurde aber auch zur Winterszeit in der warmen Bauernstube gepflegt. Allmählich beginnt so der Tanz, der einst nur im Freien geübt wurde, in den Mauern heimisch zu werden. Seit dem 14. Jahrhundert tauchen eigene Tanzhäuser in den Städten auf, an einen Tanz im Wirtshaus ist aber bis in das 17. Jahrhundert nicht zu denken. Heute ist der Tanz im Freien fast ausgestorben. Selbst bei Sommer, Wiesen- und Waldfesten wird zumindest ein eigener Tanzboden aufgeschlagen.

Eine Menge von Zügen dieser mittelalterlichen Tänze und Reigen kehren in unseren heutigen Volkstänzen wieder.[50]) Die Tanzanlässe waren schon dieselben wie heute. Ein Vortänzer, der auch Vorsänger war, leitete den Tanz. Gesang und einfache Instrumentalmusik (Geigen, Flöten auch mit Trommel) begleiteten ihn, oder wechselten ab. Getanzt wurde bei den immer mehr aufkommenden Rundtänzen, die offenbar dem Reigen um die Dorflinde ihr Entstehen verdanken, im Kreise nach links. Der Tänzer schritt links vor der Tänzerin oder zwischen zwei Tänzerinnen und führte sie an der Hand oder am Aermel. Sein Haupt war bedeckt. Sogar einzelne noch übliche Tänze wie Kranzltanz und Glasltanz werden bereits erwähnt.

Vom 14. Jahrhundert ab zeigen alle deutschen Tänze eine Zweiteilung in Vor- und Nachtanz. Geschieden waren diese beiden Teile durch eine Taktänderung, welche im Wesen darin bestand, daß dieselbe Melodie zuerst im geraden und dann im ungeraden Takte verwendet wurde. Unser Schwabentanz bietet in Weise, Wort und Tanzform ein getreues Abbild dieser mittelalterlichen Zustände. Der Eckerische Tanz zeigt noch die Zweiteilung in Schreit- und Springtanz, möglicherweise auch der Bandeltanz.

Aus diesem $^3/_4$taktigen Springtanze scheint sich im Volke sehr früh eine neue Tanzform, das paarweise Verdrehen, eine Vorstufe unseres heutigen Walzers, entwickelt zu haben. Ursprünglich tanzten hiebei die einzelnen Paare nacheinander, wie etwa bei unserem heutigen Einzelwalzer. Die Behörden verboten diese neuartigen paarigen Rundtänze (Drehen, Schleifen, Walzen), die höheren Kreise betrachteten das Umfangen mit den Armen lange als höchst unfein; trotzdem siegte die neue Tanzart über die alte Reigenform, drang in viele alte Reigentänze (z. B. Landla, Steirer, Siebenschritt) als eigene Tanzfigur (Walzer) ein und erzeugte eine Reihe neuer Tänze, z. B. alle Arten des Bayrischen und Walzers.

Bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren Tanzformen und Tanzmusik an den Höfen der Fürsten und Edelleute im Wesen nicht anders geartet als beim Bürger und Bauern. Allein wie der Humanismus und die Wiedergeburt der Antike das bisher einheitliche deutsche Volk in zwei seither nimmer vereinigte Gruppen, die sogenannten Gebildeten und Ungebildeten, zerrissen, ebenso hat das Aufkommen der italienischen Musik, und der romanischen Modetänze die Einheit des deutschen Tanzes vernichtet. Vom Ende des 16. Jahrhunderts ab bis zum Ende des 18. Jahrhunderts kennen die Hofkreise Deutschlands nur ausländische Tänze, die gesamte gute Gesellschaft äfft es ihnen nach. Wie alles geistige Leben war eben auch der Tanz verwelscht. Nur das Landvolk tanzte die alten deutschen Tänze weiter, es hielt, wie immer, treu an der verflossenen Mode fest. Nur allmählich und vereinzelt finden die neuen Modetänze, besonders das Menuett, vom Hofe über das Bürgerhaus den Weg in die Bauernstube. Menuette begegnen in den Aufzeichnungen bäuerlicher Spielleute noch am Anfang des 19. Jahrhunderts nicht selten. Auch Tanzformen des Menuetts dürften in vereinzelten Volkstänzen, z. B. dem Bukkeltanz stecken.

Tanzbegleitung durch Musikinstrumente allein, ist erst in jener Zeit in Deutschland möglich geworden, da die selbständige, mehrstimmige, vom Gesang völlig unabhängige Instrumentalmusik am Beginn des 17. Jahrhunderts aus Italien kam. Landla und Steirermusik zeigen deutlich im inneren und äußeren Bau (selbständige Führung der 2 Geigenstimmen, Seitenform) die Einflüsse der neuen Musik. Seit dieser Zeit wird auch der Gesang als Tanzbegleitung immer mehr zurückgedrängt. Polsterltanz und Landla haben die ursprüngliche Liedbegleitung in manchen Gegenden Oberösterreichs schon verloren.

Die Vorliebe der gegenwärtigen Bauernmusik für lärmendes Blech begünstigt diese nicht erfreuliche Entwidlung des Volkstanzes zum reinen Instrumentaltanz. Die ältere Bauernmusik war viel zurückhaltender, leiser und ließ dem Gesang sein Recht. Zwei Geigen, oft verstärkt durch einen Baß, seiten durch Blasinstrumente ergänzt, gewöhnlich aber Zither, Ziehharmonika (Zugharmonie, Maurerklavier, Raunl) und die bescheidene Mundharmonika (Mundharmonie, Fotzhobel) das sind die echten alten Mittel der Tanzbegleitung.

Nachdrücklich und allgemein aber hat jene Fremdländerei unseren Volkstanz niemals beeinflußt. Der Grund hiefür liegt zunächst in dem zähen Beharrungsvermögen und der inneren Kraft, die unserer Volkskunst gerade auf ihrem Höhepunkte im 17. und 18. Jahrhundert innewohnte. Sie allein haben den deutschen Tanz über jene traurige Zeit völkischer Selbstverleugnung hinweggerettet. Der zweite Grund ist wohl darin zu erbliden, daß zwei dem Wesen nach deutsche Tänze, Ländler und Walzer, von Wien aus ihren beispiellosen Siegeszug antraten bevor noch unser Volkstanz im Innersten vom fremden Wesen angekränkelt war. Die spielerische Rückkehr der Hofkreise zu ländlich einfachen Verhältnissen hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Wien zur Entdedung der alpenländischen Ländlerweisen und der „deutschen" Tänze, einer Art langsamer Walzer, geführt. Der „Ländler" wurde rasch eine beliebte musikalische Kunstgattung, der „Deutsche" ein Modetanz. Aus beiden entstand, abermals in Wien, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der weltberühmte, seine Eltern weit überflügelnde Wiener Walzer. Als Kind und Enkel des oberösterreichischen Landlas fanden Deutsche und Walzer bei uns sofort lebhaften Anklang im Volke und verdrängten leicht die noch nicht festgewurzelten fremdländischen Tänze. Die Deutschen sind heute auf dem Lande, genau wie in der Stadt, längst ausgestorben, der Walzer aber beherrscht neben den ererbten Volkstänzen, vor allem dem Landla, immer noch den Tanzboden.

Von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab verfällt unsere gesamte Volksüberlieferung mit erschredender Beschleunigung. Die sich überstürzenden technischen Fortschritte, die einschneidenden gesellschaftlichen Neuerungen, das rasche Werden des Großgewerbes, der Großstadt, des Großstaates und des Weltverkehres verändern binnen wenigen Jahrzehnten vom Grunde aus das gesamte Wirtschaftsleben und entwurzeln damit die alte Volkskunst. Rasche Anpassungsfähigkeit ist aber ihrem Wesen zuwider, das auf allmählicher Weiterentwidlung des Ueberkommenen beruht. So mußte unser Landvolk an seiner Ueberlieferung irre werden, griff in diesem Gefühl der Unsicherheit gierig auf die anscheinend soviel bessere großstädtische Art, ohne natürlich dort Befriedigung seiner ganz anders gearteten Bedürfnisse zu finden, und kommt erst allmählich wieder zum Bewußtsein seiner selbst.

Auch am Tanze sind diese Zeiten nicht spurlos vorübergegangen. Die „staden" alten Volkstänze traten hinter den „gschwinden" und immer geschwinder werdenden städtischen Walzern zurück. Die Klagen über diese „gesundheitsmörderischen" Modetänze tauchen schon früh auf. Man nahm sich auch oft nicht mehr die Zeit, die kunstvollen verwidelten Tänze der Väter zu erlernen, sondern begnügte sich mit dem einfachen Walzerschritt. Auch die Spielmannsüberlieferung drohte auszusterben. Die jungen Leute lernten nichts mehr auswendig, spielten nach Noten und griffen zur erstbesten städtischen Massenware. Oder es kreischte gar das Grammophon zum Tanze auf.

Trotz alledem ist unser Volkstanz noch nicht verschwunden, sondern hat in den Jahren nach dem Kriege einen kräftigen Aufschwung genommen. Das neuerstarkte Selbstbewußtsein des Bauernstandes spricht aus diesem Neuerwachen seiner Tänze. Vieles Alte ist indes auch beim Volkstanz unwiderbringlich dahin. Keine Gewalt auf Erden kann es künstlich zu neuem Leben erwecken. Die Ueberlieferung als solche aber ist nicht unter-

brochen und wird auch in die Zukunft führen. Den Weg freilich müssen die Tänzer am Lande draußen selber finden und gehen, vorschreiben läßt er sich nicht.

Jeder Gebildete, der Anteil nimmt am Tanze unseres Volkes durch ermunterndes Wort und Werk am rechten Orte, hilft diesen Weg bereiten. Er sühnt damit ein Stück von jener großen Schuld, welche gerade seine Kreise durch Gleichgültigkeit und Mißachtung am Verfalle der Volkskunst auf sich geladen haben.

Anmerkungen:

[1]) Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben seien genannt: Voß, Der Tanz und seine Geschichte, Berlin, 1870. Angerstein, Die Volkstänze in deutschen Mittelalter, Berlin, 1874. Czerwinski, Tanz und Tanzkunst, Leipzig, 1882. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, Leipzig, 1886. Klemm, Katechismus der Tanzkunst. Leipzig 1894. Bie, Der Tanz, Berlin, 1905. Bücher, Arbeit und Rhythmus, Leipzig 1909. Rotter Der Schnaderhüpfl Rhythmus, Palaestra XC. Berlin, 1912. Lach, Geschichte des Gesellschaftstanzes im 18. Jahrhundert, Museion, Wien, 1920. — [2]) „Wie zeichnet man Volkstänze auf?" Zeitschrift d. Ver. f. Volksk., Berlin, 1911. S. 382. — [3]) Reitterer: Alte Volkstänze aus dem steirischen Ennstale. Zeitschrift f. öst. Volksk. Wien II. S. 78. Adrian: Salzburger Volksspiele. Aufzüge und Tänze, Salzburg 1908. Hamza: Volkskundliche Studien aus dem n.-öst. Wechselgebiete. Jahrbuch d. D. Oe. A. V. 1914. S. 102. Mautner: Alte Lieder und Weisen aus dem steiermärlischen Salzkammergute. Wien. 1919. Strohmeier: Zwölf steirische Tanzfiguren, Südmark Graz. Kubiena: Kuhländler Tänze, Neutitschein, Selbstverlag. — [4]) Dr. Hans Commenda, Professor, Linz, Lessingstraße 18/II. — [5]) Bücher a. a. O. Rotter a. a. O. Minor: Neuhochdeutsche Metrik, Straßburg. 1893, Einleitung. — [6]) Fast alle triebhaften Aeußerungen dieser Freude (Trommeln mit den Fingern, Wackeln auf dem Stuhl. Wiegen des Kopfes oder Körpers im Takte der Musik, Mitmarschieren beim Klange einer Marschmusik, Takttreten u. s. f.) gelten als unfein.

[7]) „Da zoichts mi halt aufft, wia d' Buama zan Tanz" D' Stern

„Dö Kögelstatt grat und wo s' tanzen, daß 's staubt
Dö zwen Platz ham da 's Geld schon das mehrasta graubt"!
Mein Müadal.

„Wiast soast, so is netta wias in Himmel wird sein
In Tanzsaal o' Sankt Thoma voll Schimmer und Schein".
Himmel und Höll.

„An Tanz in Ehrn
Siagt Gott gern.
Awa Tanzen bis's Tag is,
Bis nix mehr in Sack is,
Dös siagt er nöt gern!"
Alls in Ehrn.

— [8]) Volkstänze finden sich in den Sammlungen: Ane Iversen und Anna Sievers: Heissa Hopsa, Dürerbund, München o. J. Meyer: Tanzspiele und Singtänze. Leipzig 1908. Volkstänze. Leipzig 1909. Klück und Sohnrey: Feste und Spiele des deutschen Landvolkes. Berlin 1911. Schmidt: Wettkämpfe, Spiele und turnerische Vorführungen. Leipzig 1910. Zoder: Altösterreichische Tänze mit Musik und Tanzbeschreibung, herausgegeben vom Volksbildungsamte Wien, 1922. Das beste und einfachste Mittel ist die Erlernung der Volkstänze von den Tänzern selbst. Gute, echte Volksmusik bieten Zoder-Preiß: Bauernmusi, Leipzig o. J. Echte Volksspiele beschreiben z. B.: Holzinger: Altinnviertler Trachtenfest, Selbstverlag, 1909. Preen, Zeitschrift f. Völkerkunde, Berlin, 1904; Binna, Heimatgaue 1922, S. 144 ff. Berger, Innviertler Heimatkalender 1913, S. 50 (Oberösterreich). Adrian: Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1910, S. 129. (Salzbg.). Moier: Zeitschrift für österr. Volkskunde 1915/16, S. 112. Weissenhofer: Zeitschrift für österr. Volkskunde 1901, S. 49, 113. (N.-Oest.). Bünker: Zeitschrift f. österr. Volksk. 1910, S. 88. (Kärnten). Mautner: Zeitschrift f. österr. Volksk. 1908, S. 161. (Steiermark). Tschinkel: Zeitschrift f. öst. Volksk. 1908, S. 108. (Gottschee). Berger, Innviertler Heimatkalender 1913, S. 50. Sämtliche Jahrgänge der Zeitschrift für österr. Volkskunde stehen im Lesesaal des Linzer Landesmuseums. — [9]) Rudentanz in Sierning. Linzer Tages-Post, 4. März 1922. — [10]) Schiffmann: Das Land ob der Enns, eine altbaierische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse und Seen. München und Berlin 1922. — [11]) Strnadt hat in zahlreichen Quellschriften das Werden Oberösterreichs geschildert. — [12]) Webinger: Die Beziehungen zwischen Innviertlern und Landlern. Zeitschrift für österr. Volksk. XVI, S. 96. Innviertler Heimatkunde, II, S. 33. Unt.-Beil. d. Linzer Tages-Post 1911. Nr. 5. Berger: Das nachbarliche Verhältnis zwischen Innviertlern und Landlern. Unt.-Beil. d. Linzer Tages-Post 1912, Nr. 3, 4. — [13]) Baiern, baie-

risch bezeichnet in diesem Aufsatze die Volkszugehörigkeit, Bayern, bayerisch die Staatszugehörigkeit. — [14]) Gugitz: Die schöne Linzerin. Heimatgaue 1920/21, S. 92, 154. — [15]) Nagl-Zeidler, Deutsch-Oesterreichische Literatur-Geschichte, Bd. I, S. 749. — [16]) Pillwein: Der Innkreis Linz 1832. S. 104. Die Tänze sind größtenteils sogenannte Ländlerische, wenig altbairische oder Auf und Ab. Böhme, a. a. O. S. 187, 190, 217, 228. Stelzhamer: D'Ahnl. Vers 1399. „Awer i kann nix wos landlarisch", soats' „und den boarischen Langaus!" — [17]) Guppenberger: Oesterr.-Ungar. Mon. in Wort und Bild. Bd. O.-Oe., S. 138. Getanzt aber werden in Oberösterreich verschiedene Tänze: Walzer, Polka, Deutsch, Steirisch, vor allem aber der „Lanoler". Voß, a. a. O., S. 337, Böhme, a. a. O., S. 220, 221, Zoder, Ob.-öst. Altösterr. Volkstänze, S. 9. — [18]) Rolleder: Heimatkunde von Steyr, Steyr o. J., S. 74, gibt eine Beschreibung. — [19]) Rolleder: a. a. O. Guppenberger: a. a. O. geben Beschreibungen. — [20]) Pillwein: Der Hausruckkreis, Linz 1830, S. 140. Der hiesige Tanz ist auch in den übrigen Kreisen unter dem Namen „Ländlertanz" bekannt und auch das Schleifen mit den Füßen eigentümlich. — [21]) Mautner, a. a. O., S. 333, 368. — [22]) Peilstein im Mühlviertel. — [23]) Längs der Traun. — [24]) Salletwald bei Peuerbach. — [25]) Steinhaus bei Wels. — [26]) Pfannenhäuser (Salinensudwerke) im Salzkammergut. — [27]) Krenglbach bei Wallern. — [28]) Verbeugung Rücken gegen Rücken. — [29]) Die Schenkel wischen (streifen) über den Bergstock. — [30]) es wird „ums Eck" gehüpft. — [31]) Zappelschritt. — [32]) Polster und Spiegel als wichtiges Gerät. — [33]) Die Tänzer tragen gefüllte Wein- oder Biergläser auf dem Kopf. — [34]) Ein Baum wird mit Bändern umflochten. — [35]) Die Reihenfolge der Figuren ist auf einem Zettel verzeichnet und muß auswendig gelernt werden. — [36]) Die Tänzerinnen werden gewechselt. — [37]) Die Tänzerinnen werden losgelassen. — [38]) Man droht mit dem Finger. — [39]) Die Hände schlagen zusammen. — [40]) Die Tanzenden gehen nach rückwärts. — [41]) Vom Einhängen der Arme. — [42]) Vom Vorstellen der Fußspitzen. — [43]) Drehen wie eine Walze. — [44]) Das Gebahren der Juden wird nachgeahmt. — [45]) Das Strohschneiden wird nachgeahmt. — [46]) Bastkorbflechten. — [47]) Das Tanzlied beginnt: „So tanzen wir den Schwabentanz. Gerad als wie die Schwaben". — [48]) Holzinger a. a. O. belegt ihn für Taufkirchen a. d. Pram. Guppenberger a. a. O., S. 141, für ganz Oberösterreich, besonders aber das Salzkammergut. — [49]) a. a. O., S. 38. — [50]) Götzinger: Reallexikon der deutschen Altertümer, Leipzig 1885, S. 967. Euler: Enzyklopädisches Handbuch des gesamten Turnwesens. Wien u. Leipzig 1896, Bd. III. S. 124. Böhme, a. a. O.

Über Friedhofkunst.

Von Dr. Oskar Oberwalder.

In dem jüngst vom Rikola-Verlag neu aufgelegten Buche „Herrn Kyselaks Alpenreise", die dieser im Jahre 1825 unternommen hat, ist auch auf Seite 56 der Eindruck geschildert, den er an einem schwülen Spätsommerabend von dem Friedhofe in Berchtesgaden empfing. Lassen wir ihn selbst reden: „Ich gestehe, weder unter die empfindsame Klasse der Melancholiker, noch unter jene der gewöhnlichen Besucher von Kirchhöfen zu gehören, welche alsogleich bei jeder Grabstätte zu Betrachtungen hingerissen werden; doch über diesem Ruheorte scheint ein besonderer Genius zu schweben. Schönere, kostbarere Monumente mag man wohl auf tausend Gottesäckern finden, schwerlich aber einfach zierlichere, und ein schöneres Plätzchen! Wie im Blumengarten ruhen die sorgenbefreiten Hüllen, gleich im Leben und Tode mit einander verwandt; keine Gruftmauer, kein Alabaster, mit Golde sich paarend, will da Ausnahmen machen, bewundernde Blicke des Fremdlings sich zuziehend; Kreuze schmücken die Hügel, zwar nur von Holz, aber zierlich gearbeitet und bemalt sind sie alle; man sieht hier nicht, wie Verwandte, aus Freude wegen der übergroßen Erbschaft, dem Verblichenen ein prächtiges Denkmal setzen und so wie der Nachlaß, bei den schwelgerisch Trauernden sich schmälert auch das Andenken an den

großmütigen Sparer und sein Monument verschwindet; bis endlich der Spender ganz vergessen, dem beschädigten, überflüssig gewordenen Denksteine aber vom Grabwärter ein Plätzchen zur Ausfüllung einer Lücke in der Kirchhofmauer angewiesen wird. Hier sucht jeder das dankbare Andenken an seinen lieben Verblichenen so neu als möglich zu erhalten, bis einst das Plätzchen, einen anderen aufnehmend, die Reste des vorigen zurückgibt, und ihr Achter selbst entschwunden und die gleiche Liebe von seinen Nachkommen erwartet."

Diese, schon zu einer Zeit niedergeschriebenen Worte, in der die allgemeine Friedhofskultur noch auf einer weit höheren Stufe als heute stand, wie die erhaltenen Beispiele von damals genugsam beweisen, könnten wohl kaum auf irgend einen unserer ob.-öst. Friedhöfe der Gegenwart angewendet werden. Gewiß haben auch wir im Lande einige Friedhöfe, die einen künstlerisch befriedigenden Eindruck hinterlassen, aber ihre Gesamtzahl ist eine verschwindend kleine im Verhältnisse zur Summe der anderen, aus denen uns die ganze Trostlosigkeit unserer eigenen Unkultur auf diesem Gebiete, der gefühlsmäßigen sowohl wie der formalen, entgegentritt. Anlage und Ausbau lassen oft schon sehr viel zu wünschen übrig, noch mehr aber die Pflege des Bestehenden. Wir haben ja wohl noch viele Friedhöfe im Lande, freilich meist nur in Dörfern und kleineren Märkten, die um die Kirche gebettet sind, wodurch schon ein bestimmtes Verhältnis zur Landschaft und die notwendige architektonische Beziehung gegeben erscheint. Aber selbst an diesen einfachen Beispielen von vorneherein guten Friedhofsanlagen wurde, besonders im letzten halben Jahrhunderte, viel gesündigt. Die ursprünglich in gleicher Höhe verlaufende Friedhofsmauer haben die Besitzer von Gräbern, die an dieser Mauer liegen, durch die Aufstellung verschieden hoher, die Mauer überragender Grabmäler willkürlich um ihre beruhigende Wirkung gebracht und sie verlor dadurch auch den Zweck ihrer Bestimmung als Einfriedung. Die Betonung des Einganges, die ursprünglich entweder durch einen kleinen Portalbau oder wenigstens durch zwei Pfeiler erzielt wurde, zwischen denen ein schönes Gittertor eingespannt war, ist weggefegt worden, die hochragenden Bäume am Eingange, welche dieselbe Aufgabe erfüllen sollten, oft nur aus dem Grunde der Holznutzung, abgeschnitten. Sträuche und Bäume zwischen den einzelnen Gräbern oder hinter ihren Grabmalen erfreuten sich zunehmender Unbeliebtheit, oft nur aus dem Grunde, dem auch die Vernachlässigung der Grabhügel zuzuschreiben ist; die Grasnutzung am Friedhofe ist nämlich verpachtet und der Pächter hat das größte Interesse daran, den Ertrag zu steigern und sich seine Arbeit leicht zu machen. Daher kann er weder Baum noch Strauch noch Grabhügel brauchen. Und erst die Grabmäler! Fast ausnahmslos gußeiserne Fabriksware ohne den geringsten Hauch einer persönlichen Beziehung oder geschliffene Marmorblöcke mehr oder minder großen Umfanges mit eingelassenen Photographien auf Porzellan. Fast nie ein eigenartiges, feinempfundenes Erzeugnis, das aber doch so einfach ist, daß es sich der Masse der übrigen Grabzeichen in der Umgebung auch anpassen kann.

Noch viel schlimmer steht es mit jenen Friedhöfen, die außerhalb der geschlossenen Orte, ob Stadt oder Dorf ist gleichgiltig, angelegt wurden. Schon die Auswahl des Platzes erscheint oft gesucht ungeschickt. Die Einfriedungen sind hier noch mangelhafter und vielfach sogar sehr vernachlässigt. Die Hervorhebung des Einganges fehlt oft ganz, obwohl sie durch zwei Bäume leicht zu markieren wäre. Hier wird auch oft die Betonung der Mitte oder wenigstens eines Ruhepunktes in der Gleichförmigkeit des Gräberfeldes zu sehr außer Acht gelassen. Ein großes Holzkreuz ist ja fast immer da, aber das ist zu wenig und es kann nicht zur entsprechenden Geltung kommen, wenn nicht rundherum wenigstens ein freier Platz übrig gelassen wird oder mehrere Sträucher oder noch besser einige Bäume gepflanzt werden. Die Gehwege sind meist nur in geringer Zahl vorhanden und oft nicht gerade glücklich geführt. Ihre Herhaltung läßt oft sehr viel zu wünschen übrig. Die aufgeführten Bauten wie Kapellen, Leichenhäuser, Gerätekammern, manchmal auch ein Totengräberhaus, werden oft nicht nur für ihre praktische Verwendung, sondern auch für ihre architektonische Wirkung sehr ungünstig angelegt und weisen meist eine Formengebung auf, die selbst für Nutzbauten zu schlecht ist und jedenfalls nicht dazu beiträgt, die Stimmung des weihevollen Ortes zu fördern. Die Gräberreihen erscheinen oft so hilflos angelegt, daß man manchesmal

auf einem der Friedhofwege an der Rückseite der Gräber und Grabdenkmale vorbeigehen muß. Eine Einteilung des Grabfeldes nach irgend einem einheitlichen Gesichtspunkte fehlt vielfach ganz. Ebenso auch Alleen auf den Hauptwegen und Sträuche und Bäume an dazu geeigneten Stellen, wodurch am leichtesten eine Gliederung nach architektonischen oder malerischen Gesichtspunkten zu bewerkstelligen wäre. Leider entbehren auch die Einzelgräber nur allzuoft des liebevollen Blumenschmuckes — dafür haben sie starre Umrahmungen und schwere Gruftdeckel — und von den Grabdenkmälern gilt dasselbe, was darüber schon früher gesagt wurde. Dazu kommt noch, daß oft eine übertriebene Regelmäßigkeit den Gesamteindruck ebenso schwächt wie eine fast ganz ungegliederte Wüstenei, die noch dazu jedes Graswuchses entbehrt, was leider manchmal auch, und nicht etwa bloß bei Neuanlagen, anzutreffen ist.

Aus dieser leider nur allzu wahren Schilderung der Mängel, welche, wenn auch nicht alle im Einzelfalle vereint, unseren oberösterreichischen Friedhofanlagen anhaften, kann mit Leichtigkeit auf das geschlossen werden, was bei der Anlage und Pflege unserer Friedhöfe geschehen und was unterbleiben soll. Freilich ist es nicht leicht auf diesem Gebiete einen Wandel zu schaffen, da zu viele, allerdings nicht sachliche, sondern meist egoistische Interessen von Einzelpersonen wie Körperschaften dawider sind. Viel Zeit wird daher noch vergehen, bis nur der hauptsächlichste Teil jener Forderungen, die eine aus dem guten Alten geschöpfte moderne Friedhofskultur stellen muß und die schon in vielen Teilen unseres deutschen Vaterlandes erfüllt sind, auch bei uns in größerem Umfange verwirklicht werden. Daher ist jedes Stück Arbeit freudigst zu begrüßen, das uns auf diesem Wege weiter bringt.

Dazu gehört in der letzten Zeit die vom Heimatschutzverein in Steyr veranstaltete „Ausstellung für Friedhofskunst", welche vom 27. August bis 10. September l. J. im ebenerdigen Raume des Museums und dem dahinter liegenden Zwingergärtlein zu sehen war. Der Steyrer Heimatschutzverein, dessen Obmann Herr Fabrikant Rudolf Sommerhuber der Frage der Veredlung unserer Friedhöfe ein ganz besonderes und höchst dankenswertes Interesse entgegenbringt, hatte schon einmal, und zwar im Jahre 1912, kurz nach seiner Gründung, eine ähnliche Ausstellung im Garten der Bürgerschule veranstaltet (siehe hiezu Heimatgaue I., S. 60). Die Tatsache einer Wiederholung bereits nach einem Jahrzehnt in derselben Stadt sagt zur Genüge, daß sie für notwendig gehalten wurde und auch tatsächlich notwendig war. Denn trotz der ersten Ausstellung und des lebendigen Beispieles, das der Steyrer Heimatschutzverein durch die Errichtung des Soldatenfriedhofes in Steyr, des schönsten von allen, die wir im Lande besitzen, gegeben hat, liegen die Verhältnisse am Friedhofe von Steyr selbst und bei denen in der Umgebung der Stadt nicht gerade am günstigsten. Dazu kommt noch, daß der erst im Jahre 1837 errichtete und drei Jahre später mit einer Kapelle versehene Friedhof von Gleink, also ganz in der Nähe von Steyr, eine der besten und gefälligsten Friedhofanlagen von ganz Oberösterreich darstellt (siehe Dr. Joh. Ilg: Beiträge zur Geschichte Gleinks im 19. Jahresbericht d. bischöfl. Privatgymnasiums am Kollegium Petrinum 1916, S. 63). Wenn solche Vorbilder im Umkreis ihrer nächsten Umgebung nicht wirken, wie sollte dann ein Einfluß davon in den entfernteren Teilen des Landes zu verspüren sein!

Die diesjährige Ausstellung in Steyr, für welche der dort ansäßige Maler Karl Them ein äußerst ansprechendes, farbiges Plakat entworfen hatte, das auf lithographischem Wege vervielfältigt worden war, zerfiel entsprechend den Ausstellungsgegenständen und ihrer Aufstellungsmöglichkeit in zwei von einander getrennte Gruppen. Im Museumsraume waren gezeichnete Entwürfe für Friedhofsanlagen und für einzelne Grabmäler, mit Tuschfarbe silhouetierte Nachzeichnungen nach alten Schmiedeeisenkreuzen von Mitgliedern der Linzer Malervereinigung „Die Grille", ferner zahlreiche Photographien von alten Friedhöfen und Grabdenkmälern, welche zum Teil aus dem Besitze des Steyrer Heimatschutzvereines selbst, zum anderen aus den Sammlungen des Landesvereines für Heimatschutz und des Denkmalarchives beim Landesdenkmalamte in Linz beigestellt waren und endlich eine Anzahl von Gipsmodellen für Grab- und Kriegerdenkmäler des Bildhauers Franz Fuchs in Wels untergebracht. Die gezeichneten Entwürfe stammten der Hauptsache nach von Architekt Löcher in Frankfurt am Main, Arch. Gep-

pert in Salzburg, Arch. Koppelhuber in Steyr, Bildhauer Benno Steller in Linz und Herrn Aug. Fürederer in Linz, der ausschließlich Holzbildwerke entworfen und eine große Anzahl von Varianten für Holzkreuze in einer Mappe vereinigt hatte. Angeschlossen war hier noch eine kleine Zusammenstellung des über die Verbesserung unseres Friedhofswesens bisher erschienenen Schrifttums, aus der das treffliche, zusammenfassende, kleine Büchlein „Friedhofsanlage und Friedhofskunst" von dem Tübinger Professor Dr. Ludwig Baur (Volksvereinsverlag M. Gladbach 1914), das sich für eine Werbetätigkeit besonders gut eignet, für jedermann käuflich zu erwerben war.

In der schräg abfallenden Gartenanlage hinter dem Museum waren die Originalausführungen von Grabmälern in ziemlich großer Zahl und lockerer Aufstellung aneinandergereiht. Es wurde wirklich das Bild eines kleinen Friedhofes erzielt, wodurch die einzelnen Ausstellungsstücke zur richtigen Wirkung kamen. Der Steyrer Heimatschutzverein hatte selbst eine Anzahl alter Grabmäler in Stein und Schmiedeisen ausgestellt, die gute Beispiele aus früherer Zeit vor Augen führen sollten. Bei den schmiedeeisernen konnte man auch sehr gut beobachten, welch' großer Einfluß der Bemalung für die Gesamterscheinung zukommt, besonders da neben sehr guten Bemalungen, wie bei den Kreuzen Nr. 13 und 19, bei welchen leider der Maler nicht genannt war, auch minder gute (bei dem alten großen Kreuze mit erneuerter Bemalung an der Gebäudemauer und dem neuen Nr. 17) zu sehen waren. Von den übrigen ausgestellten Arbeiten möchte ich besonders hinweisen auf die Schmiedeisenkreuze (Nr. 14 und 19) nach dem Entwurfe des Herrn Prof. Gerstmayer, ausgeführt von dem Schlossermeister K. Holderer in Steyr, die beiden niederen Sandsteingrabmäler Nr. 2 und 3 (Ausführung Steinmetz Bartlhuber in Steyr) und das kleine Schmiedeisenkreuz Nr. 21 (Ausführung F. Küpferling, Steyr) des Herrn Arch. Koppelhuber in Steyr und nicht zuletzt auf die Arbeiten des Herrn Arch. Geppert in Salzburg. Das Schmiedeeisenkreuz Nr. 18 (Ausführung Küpferling) zeigte einen engen Anschluß an die alte Formengebung und Technik, war aber doch in seiner Gesamterscheinung vollkommen modern empfunden, während das Kreuz Nr. 17 (Ausführung Joh. Schartinger, Schlossermeister in Steyr, der auch mit einem eigenen Entwurfe ähnlicher Richtung vertreten war), sich doch etwas zu enge an die Vergangenheit anschloß. Von dem gleichen Salzburger Künstler rührten auch mehrere ganz einfache, bemalte Holzkreuze her, die durch Form und Farbe besonders ansprachen. So Nr. 27, 28 und 30. Ausgeführt waren sie von dem Linzer Bildhauer L. Linzinger in Linz, von dem auch zwei solche Kreuze nach eigenem Entwurfe herrührten. Das eine (Nr. 35) erscheint ganz gut, wenn auch die doppelte Bedachung etwas stört, während Nr. 34. gleich den ähnlichen Entwürfen des Architekten Löcher in Frankfurt, gar etwas einfach empfunden war. Unter den letzteren fiel auch das Holzkreuz Nr. 22 wegen seiner hohen und engen Bedachung auf. Herr Architekt Vornehm aus Linz hatte drei Steine ausgestellt, die ebenso wie die Grabmäler des Bildhauers Benno Steller (Linz) das Bestreben zeigten, nicht zu gewaltsam mit der jüngsten Ueberlieferung zu brechen, sondern mehr eine Verringerung der Größe-, Massen- und Formenverhältnisse anstrebten, was ihnen jedenfalls auch gelungen ist. Leider ist es nicht möglich, diese kurz andeutenden Worte durch Bilder zu beleben und dadurch das, was die Ausstellung dem Kreise ihrer zahlreichen, aber doch nur aus einem kleinen Gebiete unseres Landes stammenden Besucher an Anregungen bot, auch den Bewohnern der anderen Gebietsteile Oberösterreichs und allen Lesern dieser Zeitschrift zugänglich zu machen und für die Zukunft festzuhalten. Diejenigen aber, welche die Ausstellung besichtigen konnten, werden gewiß zu Vorkämpfern jener Ideen geworden sein, welchen die Bewegung für die Erneuerung unserer Friedhofskunst nachgeht, und deshalb verdient der Steyrer Heimatschutzverein den Dank aller Heimatfreunde für die Durchführung dieses mühevollen, kostspieligen und daher in der jetzigen Zeit doppelt gewagten Unternehmens, dessen augenblicklicher Erfolg es zu rechtfertigen schien. Das läßt uns auch auf nachhaltigere Erfolge für die Sache selbst in der nächsten Zukunft hoffen.

Die Ortschaft Traunstein bei Gmunden.

Die Ortschaft Traunstein, ein Teil der Steuergemeinde gleichen Namens, die auch noch das Gebiet Weyer umfaßt, heißt im Volksmund „Unterm Stein". Sie zählt heute 48 Häuser, von denen manche fast von den Fluten des Sees erreicht werden, manche wie ein niedliches Spielzeug im saftigen Wiesengrund erscheinen. Traunstein liegt am östlichen Gestade des Gmundener- oder Traunsees am Fuße des Grünberges, bezw. Traunsteins.[1]) An dieses Ufer treten die Flyschberge (im Grünberg) besonders nahe heran. Sie beginnen am Nordfuß des Traunsteins, im Gschliefgraben und lassen zwischen See und Berglehne nur wenig Raum für älteren und jüngeren Gesteinsschutt, den die einzelnen Gräben und Bäche in Form von kleinen Deltas hinausbauen. Vom Gschliefgraben nördlich, sowie auch westlich vom Seeufer, steigen in schroffen, fast senkrechten Wänden die Schichtenköpfe des Traunstein empor, Salzkammerguts „Wächter" und „Torpfeiler" und äußerstes Glied der nördlichen Kalkalpen. Die Flyschzone ist im allgemeinen eng gefaltet und zeigt fast durchwegs eine steile Aufrichtung und ist arm an guten Quellen. Der reiche Tongehalt der Gesteine bewirkt, daß sich bei der Verwitterung eine fast wasserundurchlässige Schichte bildet, so daß Niederschlagswasser fast ausschließlich oberirdisch abfließt und durch die Erosion die der Flyschzone eigentümlichen Talfurchen schafft. Diese steilen Gräben bilden vielfach „Unterm Stein" die Grenze eines Besitzes. Infolge des bergigen Geländes ist in diesem Gebiete Gmundens an eine Ackerwirtschaft nicht zu denken. Wie viel Mühe und Arbeit wird doch den Begründern Traunsteins die Rodung des Waldes, die Herstellung der heute so prächtigen, zweimahdigen Wiesen verursacht haben. Den Grund zur heutigen Ortschaft Traunstein legten vier unbekannte Einwanderer, Brüder, namens Oberleithner durch die Erbauung der vier ersten Ansiedlungen, die heute noch bestehen. Das dürfte bis in das 16. Jahrhundert zurückgehen. Diese vier Häuser, heute noch teilweise Holzbauten, sind: Seperlmann, eigentlich schon zu Weyer gehörig, Kali-Leopold, große Ramsau und Fehrermühle. Nur in diesem letztgenannten Hause ist die Linie der Oberleithner ausgestorben und wurde durch das Geschlecht der Prillinger aus Vorchdorf (1630) vertreten. Von den vier Begründern weiß man nichts Näheres. Man nimmt an, daß sie reich gewesen, da zu damaliger Zeit solch ein Besitz nicht die geringsten Einnahmen hatte; außer vielleicht denen des Holzes. Denn auch die Rodung des Waldes dürfte schon begonnen worden sein, da man wieder den Brüdern Oberleithner die Pflanzung der nach ihnen benannten schwarzen Kirschen zuschreibt, die vom Laudachsee an das sonnige Seeufer verpflanzt zur Haupteinnahmsquelle „Unterm Stein" wurden. Im 19. Jahrhundert waren die Häuser „Unterm Stein" schon zu einer stattlichen Zahl angewachsen, so daß an die Erbauung einer breiten Straße (5 Kilometer lang) geschritten und sie 1896 beendet wurde. Diese bildet die Fortsetzung der Weyerstraße und endet beim

[1]) Vgl. Krackowizer Ferdinand, Geschichte der Stadt Gmunden. I. Band. S. 39f.

Stainninger-Kalkwerk. Ein schmaler Fußsteig, wie der ehemalige gesamte Weg führt noch bis zu den „Ansetz". Von dort aus wird über die Lainaustiege eine Verbindung mit dem Lainautal und der Mairalm hergestellt. Seit dem Jahre 1915 befindet sich an der Straße die Telephonleitung, an die einzelne Häuser angeschlossen sind. Im Laufe der Zeit haben sich in der Ortschaft Traunstein auch in nicht geringer Zahl Fußsteige entwickelt. In halber Höhe des Grünbergs, an dessen Fuß Traunstein liegt, führt der „Höllerweg" vom Gasthaus „Silberroith" zum Ausgang bei der „Holzknechtstubn" vor Radmos, einer Almwiese in der Nähe des Laudachsees. Der Weg hat den Namen vom verstorbenen Förster Höller. Parallel zu dem Höllerweg wurde vor einigen Jahren eine noch höher gelegene Straße zum Laudachsee angelegt, im Volksmund „Kinigweg" genannt, wahrscheinlich, weil dieser Weg auch des öfteren von Cumberlandschen Wagen befahren wird. In den Höllerweg mündet der sog. Kreuz- oder „Büdlweg", so genannt, weil man vor Jahren auf diesem Wege Kreuzweg betete und heute noch Heiligenbilder zu sehen sind. Dieser Weg zweigt vom Jochamgraben ab, an dessen Kreuzungsstelle mit dem Fehrermühlbach. Der letzte Teil wird auch Brünndlebenweg genannt. Von Radmos zum Engelsschlag, östlich vom Höllgraben, führt der Heo-Zimmerleutweg. Von der „großen Ramsau" aus geht ein Fußsteig über die „Dürnbergerwiese" zum Laudachsee, der sog. Almweg. In ihn mündet ein Steig vom Gasthaus „Hoisn" ausgehend. Der Laudachsee, zu dem einige der genannten Wege führen, ist ein beliebter und dankbarer Ausflugsort, er liegt in dem Winkel, den Katzen- und Traunstein bilden. Auf diesen letzteren führt der Hans Hernler-Steig, der bei der Umkehr der Straße, in der Nähe des 2. Kalkwerkes beginnt. — Außer einigen neueren Villen ist die Hausform „Unterm Stein" durchwegs einheitlich, und zwar das hochgiebelige Einheitshaus der Alpen — unter einem Dach Wohnräume und Stallungen, darüber Heu- und Dachboden. Einige Ausnahmen gibt es wohl, die den Stall in einem Holzbau ganz in der Nähe der Wohnung haben. Fast zu jedem Besitz gehört eine Werkzeug- und Holzhütte, sowie ein Dörrhäusl und eine Schiffhütte am See. Inmitten der grünen Wiesen und besonders im Lenz halb versteckt unter den blühenden, duftenden Obstbäumen bieten die Traunsteiner-Häuser mit ihren blumengeschmückten Fensterchen und grünen Läden einen äußerst malerischen Anblick. — Nach der Volkszählung vom 31. Jänner 1920 hatte Traunstein 260 Bewohner, davon 116 männliche und 144 weibliche Personen. Die „Unterstoaner" sind fast sämtliche untereinander verwandt und doch leben die einzelnen Familien ziemlich abgeschlossen dahin. Es ist ein gesunder, selbstbewußter Menschenschlag; sie leben sehr einfach und sind in Kleidung und Hausführung durch die Stadt schon stark beeinflußt. Ein Jeder darf sich aber wirklichen Fleißes rühmen. Die Jugend ist äußerst lebens- und sangeslustig. Mit großem Humor singen sie aber auch Schnadahüpfl auf die „Traunstoana":

Untern Traunstoan
Is der Weg so holze,
Mensch gab's gnua,
Aber lauter stolze.

Wann d' Traunstoanabuam tanzn,
Da schwingt se der Bodn,
Sagt glei' d' Frau Wirtin:
Sand Traunstoanabuam obn.

Untern Traunstoan
Is der Weg so stoane,
Mensch gabs gnua,
Aber lauter kloane.

Traunstoana rügötz eng,
D' Weyra prügelnt eng,
Nehmant eng d' Mensch weg,
Oft habts an Dreck.

Der letzte, ziemlich derbe Vierzeiler läßt das wenig freundschaftliche Verhältnis der Bewohner von Weyer zu den Traunsteinern deutlich erkennen.

Fast zu jedem Haus gehört Wiese und Wald. Der größte Besitz ist „große Ramsau" und „Hintermühl" mit 45 Joch, verteilt auf Wiese und Wald. Die daraus hervorgehende Viehzucht versorgt die Traunsteiner mit Milch. Fast in keinem Haus fehlen ein oder zwei Schweine und seit der Kriegszeit Schafe, sowie eine Schar Hühner. Diese Wirtschaft verbilligt das Leben, einträglich ist aber die Obstkultur, insbesonders die der Kirschen; nirgends sei das Obst so süß wie „Unterm Stein". Auch die Mosterzeugung steht auf hoher Stufe. Vor den 70er und 80er Jahren beschäftigten sich die Bewohner viel mit

Krebsfang, bis durch eine Krebspest der Flußkrebs vollständig ausgerottet wurde. Er war einst äußerst zahlreich, so daß nach einem Hochwasser die Straße von Krebsen übersät war. Heute kommen sie nur mehr im Laudachsee vor. Eine schöne Einnahme bietet auch der Holzverkauf und trotzdem hat ein jeder Besitzer noch seinen Beruf entweder als Holzknecht oder besonders früher als Arbeiter in den Kalkwerken oder sie betreiben zu Hause ein Gewerbe, Schaffbinder, Schnapsbrenner usw.

Das letzte der Häuser „Unterm Stein", ganz an der „weißen Riese" am Beginn der „Ansetz", ist das seit 1893 in der heutigen Form bestehende Forsthaus. Der Waldbestand des Grünbergs zieht sich von hier aus in der Stadtrichtung im Traunfeldwald bis zum Hirschpoint in der Kaltenbachwildnis. Darüber die Ahornleitn gegen die „Ueberraschung", ein Fels am Fuß des Traunsteins; der Zirler- und Brandwald bis zum Traunstein. Weiter zieht die niedere und hohe Farngrube, der Kampwald bis zum Laudachsee, unter diesen Waldzonen der Gschliefwald bis zur „rotn Kira" und zur „reisat Schütt". — In der Nähe des heutigen Forsthauses standen noch in den 90er Jahren die drei alten Kalköfen. Das Haus hat Hausnummer 42, obwohl es schon eines der ältesten ist. Bis 1893 war es nur ein roher Holzbau, das „Koordonistenhäusl". Es waren Koordonisten (Finanzwachen) mit ihren Pferden einquartiert und hatten Salz auf die großen Flöße zu verladen. Diese wurden durch Pferde auf dem „Treppöweg" ganz am Uferrand nach Gmunden befördert. Dieses Geschäft besorgten die berühmten Seereiter, wie sich überhaupt alles — Taufe und Leichenüberführung — am See abspielte, denn der ehemalige Weg, von einem Ramsauer um 900 Gulden angelegt, war nicht viel besser als dieser Uferpfad.

Das Haus „Maristiedl" Nr. 48, hat seinen Namen von einem Besitzer, der zu sagen pflegte, „das is mein Maristiedl" — Markstock. Es ist ein ebenso altes Haus wie das folgende: Brandl Nr. 1. Das Haus Peternmann oder Binder, nach einem Schaffbinder, Nr. 2, trägt die Jahreszahl 1833 und das Zeichen HJ+. Es dürfte in diesem Jahre eine Verbesserung vorgenommen worden sein. Das obere und untere Jodlhäusl Nr. 3, dann das ehemalige Easthaus Stainінger Nr. 4 mit einer Kapelle, dem Hochofen und anderen verschiedenen neueren Gebäuden. Der Boden, auf dem diese, sowie der Kalkofen stehen, dürfte vorgebautes Land des „Teufelsgrabens" sein. Parallel zu diesem Graben steigt der sog. Jubiläumsweg, von dem der „Hernler-Steig" abzweigt, an. Es folgen dann kleine Häuser mit nur wenig Grundbesitz, hauptsächlich von Kalkarbeitern bewohnt, aber schon von ziemlich hohem Alter: Starl-Häusl Nr. 5, Lenzl oder „zur Almerin" Nr. 6, Liasn-Häusl mit Kapelle Nr. 7, der Gemeinde gehörig, in der Nähe der Schottergrube. Das hoch gelegene Haus „Schoberstein" Nr. 8 beim 2. Kalkofen und Steinbruch. Auf dem Schwemmkegel des „Kaltenbaches" steht das „Schlager- oder Fischerhäusl. Unweit davon liegt der ansehnliche Besitz der Hintermühl Nr. 9 und 10. Nach einer anderen Quelle soll das allein das erste aller Häuser gewesen sein. Es wird erzählt, daß es einem Ritter gehörte, der eine Feste am Schloßkogel, wo noch Trümmer zu finden seien, gehabt habe. Vor Jahren war die Hintermühl wirklich eine Mühle und besaß auch eine „Gipsstampfe". Es ist das eine der größten Besitzungen und hat demnach auch Bezeichnungen für einzelne Wiesenstücke, wie: Brunnbühel, Bäckerleitn, Hirschpoint, stoane Landl. Das „Haus- und Holzmarie" ist VIII.

Das berühmt gewordene Gasthaus Hoisn „zum Buckklopfer", Nr. 11. Es war ursprünglich ein Herrschaftssitz. Um 1800 gehörte es noch einem gewissen Baron Moskopf, von dem noch ein Bild erhalten ist. Das Haus hat seine ursprüngliche Form nicht viel verändert. Das Holzzeichen ist XIII.

Die folgenden Häuser bis zum Jochamgraben gehören in das gefürchtete Gschliefgebiet. Gschlief kommt von schliefen, rutschen und hat die Bezeichnung deshalb, weil wirklich Rutschungen ganzer Strecken vorkamen. Der schrecklichste Gschliefgang dürfte 1734 gewesen sein. Die Folgen lassen sich bei der Besprechung der einzelnen Häuser am besten nachweisen. Linksseitig liegt Gschliefore Nr. 12, vor zwei Jahren vollständig umgebaut. Rechts vom Gschliefgraben die große Eisenau Nr. 13. Das Haus wurde schon zum zweitenmale aufgebaut, denn bei dem erwähnten Gschliefgang wurde das Haus, sowie die kleine Eisenau, an deren Stelle heute eine Holzknechtstube steht, vollständig m

den See geschoben. Heute noch sieht man bei besonders klarem Wasser Baumstämme aus der damaligen Zeit im Seegrund eingerammt. Heute gebrauchte Wiesenbezeichnungen sind: Hauswiesn, Büh, Händl. Hauszeichen IXI.

Der Name Kalibauer, Haus Nr. 14, läßt darauf deuten, daß ein Besitzer wahrscheinlich beim Kalkwerk (Kali) arbeitete. Einmal war das Haus auch Eigentum eines Webers. Die große Ramsau ist eines der ältesten Häuser. Hier hat sich, wie bereits erwähnt, das Geschlecht der Prillinger ansäßig gemacht, die übrigens auch „Unterm Stein" katholisch gemacht haben dürften, denn bis zur Reformation war Traunstein durchwegs evangelisch. Die „Herren der Ramsau" waren und sind es noch heute, hochangesehene Leute. Sie sind noch heute von besonderer Größe und Stärke. Einer hatte die Größe von 6 Schuh (1 Meter 90 Zentimeter).

Ein Ramsauer beteiligte sich auch am Bauernkrieg, 1625, und soll auf der Welser Heide begraben sein. Zu dem ehemaligen Besitz gehörte das Haus Nr. 15 und die kleine Ramsau, heute ein hübsches Gasthaus, Nr. 16, sowie Wiese und Wald mit dem Laudachsee, der 1885 verkauft wurde. Der Besitz wurde unter zwei Brüdern in die große und kleine Ramsau geteilt. Ursprünglich stand die große Ramsau ganz nahe am Seeufer. In der Nähe waren noch viele Jahre nach der großen Rutschung, der auch das Haus, sowie eine Kapelle zum Opfer fielen, 2 Kalköfen. Beim Bau des Gasthofes „Austria" wurden sie niedergerissen und der Baustoff verwendet. Damals war die Lage der großen Ramsau so, daß man „Hoisn" sehen konnte. Heute ist das durch die Rutschungen und den großen Schwemmkegel des Gschliefbaches ganz unmöglich. Der heutige Besitz hat die Hakenform und ist einer der größten Traunsteins. Mannigfaltig sind die Flurnamen: Almbühel, Stalleitn, Zweschbenbambödl, Gschliefseitn, Fehrermühlner-Halt, Gutscomplet (?), Hasslleitn, Fuchsort, Erdpries, Schacherlbühel, Händl, Mitter Kaul.

Der ältere Name für kleine Ramsau ist Zettelbot, weil dort Briefe, Karten usw. zusammenkamen und erst von dort aus verteilt wurden.

Das nächste Haus ist Froschenweber, kurz Froschen, Nr. 17, mit dem Zeichen: III (drei Schlägö). Auf diesem Haus war, wie der Name sagt, ein Weber; aber auch sog. „Beternmacher" (Rosenkränzmacher). Noch heute sind die Oefen zum Trocknen der Lehmperlen zu sehen, die „Beternkräuelnöfn". Die Fehrermühle Nr. 18 und Nr. 55. Auch in diesem Haus wurden die Oberleithner durch die Prillinger vertreten. Das Miethaus Nr. 55 war ursprünglich die Mühle, 1904 wurde sie aufgelassen; einige Jahre früher die Gipsstampfe. Fehrermühle bedeutet Vordermühle. Sie wurde durch den Fehrermühlbach betrieben. Die Kapelle mit der Inschrift 1852 soll die von der großen Ramsau sein, da sie auch an der linken Seite des Baches dem Gschlief anheim fiel und an der heutigen Stelle wieder aufgebaut wurde; zur Erhaltung gab der damalige Besitzer 30 Golddukaten. Als Wiesenbezeichnung wird gebraucht: Halt, Büh, Hausgarten. Das Kleingut Nr. 19 war ursprünglich ein kleiner Besitz der Gfn. Presl. Es kam dann in Besitz der Kastner, wieder ehemals sehr große Leute; 1826 war das Haus noch ein Holzbau. Die Besitzer müssen früher Zillenmacher gewesen sein, denn vor einigen Jahren fand man, als der Brunnen gegraben wurde, ganz gut erhaltene Hobelspäne in Lehm und Sand verbacken. Außerdem ein Zeichen, daß früher der See um ein beträchtliches Stück höher reichen mußte, da das Kleingut heute hoch oben liegt. Flurnamen: Halt, Hirist (Herbst)-Leitn, Müllner Ebn. Schneider- und Lippöebn. Zeichen: VII.

Ganz an der Straße liegt das Schneider-Häusl Nr. 46, und Froschhansel Nr. 20. — Kali-Leopold ist eines der ältesten Häuser. Es liegt am Jochamgraben, am Weg zum Laudachsee, der führt: Hochamgraben, Lippö-Höh, Engelschlag, Kohlbrünndl, Jagerhöh, Dürnberg, Laude Nök, finster Wald, Deichtl, Radmoos (Raschmoa-Seegras), Schwanenbühel, sieben Brunn, Laudachsee. Auch Kali-Leopold Nr. 21, liegt noch im Rutschungsgebiet. Erst voriges Jahr kam man noch auf verschüttete Brunnenreste. Holzmari ist X. Einzelne Wiesenbezeichnungen der „Point" sind: Stoanwiesl. Erabenleitl, Heoleitl, mitter Fleck, Händl, noi Gstockat (neu geschlagen), Ludl (so genannt nach der längl. Form), beim Haus die Almleben. — Jochamgütl (Engel) Nr. 22 mit der Jahreszahl 1820 und dem Bilde der Krönung Mariens. Das Haus stand früher ganz an der Riese, der Gefahr halber

wurde es wahrscheinlich in dem genannten Jahr an die heutige Stelle gebaut. Die meisten der Besitzer starben eines unnatürlichen Todes, wie auch noch aus den Erinnerungstafeln in der Kapelle ersichtlich ist. Das Hauszeichen ist E. Flurnamen sind: Ploan, groß Eben, Krautgarten, Häfenstell (Leitn mit mehreren Abstufungen), Stallbühel.

Das folgende Haus ist Trager Nr. 23. Früher hatte es den Namen Breitort, mit dem jetzt die ganze Bucht bezeichnet wird. Der Name „Trager" kommt von dem Beruf des ehemaligen Besitzers, der „Salztrager" am Gmundner Rathausplatz war. Die Wiesenteile werden: große und kleine Eben, Zweschbenbamleitn genannt, Holzzeichen ist: III. — Das Presl-Gütl Nr. 24, war der Sitz der Gfn. Presl und soll 1724 erbaut worden sein. Häfenstell, Feld sind Flurnamen, Hauszeichen ist ein „Hahnenkrewerl" (Hahnenfuß) Y. — Hohes Alter dürfte das folgende Haus „zum Goagger" (Gaigg) haben. Es hatte früher den Namen „Kleinzmoaster-Häusl". (Holz kleinzen = kliabn = Holz spalten). Der Kleinzmoaster hatte den Bauern das für die Anfertigung der Salzkufen zu liefernde Holz auszuzeigen, und er selbst verfertigte die Holzschindeln für die Kufen. Der heutige Besitzer ist Plettenbauer mit einem kleinen Werkplatz am Seeufer. Ueber der Haustüre steht: Renoviert 1827. Holzzeichen ist]—[. — Kali Nr. 26 mit dem Zeichen T, auch dieses Haus ist im Besitz von Oberleithner. — Steinhaus Nr. 27 war noch vor einigen Jahren Gasthaus mit Dampfschiffhaltestelle. Von hier an beginnen die Gründe besonders steil zu werden. — Ein altes Haus ist auch Jager Nr. 28, mit der Jahreszahl 1766 und einem Christuszeichen. Links vom „Steinhausergraben" liegt noch die neuere Villa „Fraf Roy" Nr. 46. Hoch oben liegt dann Schneider in der Halt Nr. 29, früher Peter in der Riesn genannt. — Das „Krucka-Häusl" Nr. 30 war einst im Besitze eines Krückenmachers, daher der Name. — Das folgende ist das Sandführer-Häusl Nr. 21, Villa Schöffmann Nr. 32. Das Haus Binder Nr. 33 mit einem Marienbild (Himmelfahrt) an der Vorderseite und dem Hausmari /I/. — Sodann kommt Maurermann Nr. 34. An der Vorderseite die Zahl 1754, ein Marienbild bei der Haustüre. Holzzeichen ist XII. — Zwischen beiden letztgenannten Häusern befindet sich der Bindergraben, ebenfalls eine Holzriese zum Herunterbringen der Holzblöcke, die im Winter bei vereister Bahn vom Wald bis in den See rutschen, wo eine gewisse Anzahl Stämme zu einem Bogen zusammenkommen und nach Gmunden geflößt werden. — Das Haus Tofferl Nr. 35, mit den Wasserstandszeichen von 1897 und 1899 und dem Zeichen IXI, liegt links von der Riese gleichen Namens. — Madel- und Rauscherhäusl Nr. 36 und 37 sind zusammen gebaut, und haben das Aussehen eines einzigen Hauses. — Haus Nr. 38 ist Ribiselbinder, so genannt wegen der vielen Ribiselstauden am Zaune. Ueber der Haustüre steht die Erbauungszahl 1811. — Ein sehr altes Haus ist das Grünberger-Gütl Nr. 40. Die Besitzer waren in den „Stadln in Weyer" beschäftigt. Diese Holzstadln standen an der Stelle des heutigen Seebahnhofes und dienten zur Aufbewahrung der Zillen und Salztrauner. Der See reichte dort tief in einer Bucht herein. Der Boden wurde 1824 aufgeschüttet und die Lambacher-Bahn gegründet. Die Männer waren dort als „Restlmacher" und Zudecker (Salzverpacker) verwendet. Vor Jahren war das Haus Grünberger ein Gasthaus. — Linkerseite vom Steingraben liegt die Villa Hartmann Nr. 39. — Höllwerth Nr. 41, ist im Besitz des Schiffbauers Höllwerth; es dürfte schon eines der ältesten sein. Das Hauszeichen ist: ⊥|| — Bei der Kapelle, zum Seperlmann gehörig, beginnt die Traunsteiner- und endet die Weyerstraße. Das Haus Nr. 83, bezw. Nr. 1, gehört daher schon zu Weyer. Es ist eine der ältesten Siedlungen. Ueber der Haustüre 1847, das Jahr, in dem der Türstock gesetzt wurde, und die Buchstaben L. O. wahrscheinlich Leop. Oberleithner. Darüber, schon kaum mehr kenntlich, ein Bild von der Geburt Christi. Einzelne Wiesenstücke heißen: Der alte Winkel, beim alten Stall.

Möge die Ortschaft Traunstein am Fuße des Grünbergs, bezw. Traunsteins in aller Zukunft blühen und gedeihen, zur Freude ihrer Bewohner und aller, die dieses gesegnete Erdenfleckchen kennen!

Hilde Gallnbrunner
(Gmunden).

....

Die Stirnacht im Innviertel. [1])

„Die Stirnacht" — eigentlich „Störnacht", weil „stiren" soviel wie „stören" bedeutet — heißt im unteren Innviertel die Nacht vom Pfingstsonntag auf den Pfingstmontag. In dieser Nacht werden den Bauern, meist von den jungen Burschen des Dorfes, an im Freien liegenden Gerätschaften und dgl. allerlei Schalkheiten angetan. Hat man einen Wagen vergessen in den Schupfen zu stellen, so werden nicht selten die Räder abgezogen und versteckt, oder es wird derselbe weggeführt und abseits der Straße umgekehrt, mit den Rädern zu oberst aufgestellt.

Ist vielleicht wo eine Klatschsüchtige, die sich dadurch unbeliebt gemacht hat, so kann es ihr sehr leicht geschehen, daß sie wenn sie am Pfingstmontag zum Frühmeßgang ahnungslos aus dem Hause tritt, in ein „Schaff voll Wasser" steigt; sie darf aber dabei nicht einmal laut darüber schimpfen, will sie nicht auch noch von den Nachbarn ausgelacht werden. Die Missetäter selbst werden fast nie verraten. Die meisten Schelmenstreiche werden von den Betroffenen ohne Verdruß, lachend hingenommen, wenn nicht einer durch Bosheit oder Unverstand zu Schaden kommt. Mag auch der eine oder andere früh morgens beim Erwachen einen kleinen Schreck verspüren über den Abgang dieses oder jenes unentbehrlichen Stückes, wie zum Beispiel der biedere Leinweber von Niederleiten, welchem man einmal in einer solchen „Stirnacht" seine einzige Geiß aus dem Stalle entführte und eine halbe Stunde von dort, am Kirchenwege, an einen Baum anband, wo es dann endlich beim Kirchengange zwischen dem ängstlich suchenden Weber und seiner meckernden Hausgenossin ein „freudiges Wiedersehen" gab. Solcher Ulk schadet nicht und wird auch in den seltensten Fällen „krumm" genommen. Alte Bräuche werden eben von den meisten geachtet, darum auch die „Stirnacht".

Leopold Gruber
(Schulleredt bei Andorf).

[1]) Vgl. Heimatgaue, 1. Jg. S. 160 f, 289 f.

Nachtwächterrufe.

Die heimischen Nachtwächterrufe wurden unter Heranziehung der einschlägigen Literatur in den Heimatgauen bereits im 1. Jg., S. 182 ff., 306 f.; 2. Jg., S. 35 f. gewürdigt.

Eine Ergänzung als Aenderform bildet der von Frln. Lehrerin Anna Anreiter (Aurachkirchen) aufgezeichnete abgekommene Traunkirchner Stundenruf, der im Winter von 9—3, im Sommer von 10—2 Uhr gesungen wurde: vor Mitternacht:

Meine Herrn und Frauen laßts euch sagen,
Der Hammer, der hat neune gschlagen.
Und so lieben wir Gott und unsre liebe Frau,
Es hat neune gschlagen.

nach Mitternacht:

Meine Herrn und Frauen seid munter und wach,
Der Tag vertreibt die finstre Nacht,
Und so lieben wir Gott und unsre liebe Frau,
Der Hammer, der hat zwölfe gschlagn.

Zum Rieder Ruf. (Das deutsche Volkslied, 4. Jg., S. 25; Rieder Heimatkunde, 1. Heft, S. 61), fand Frl. Grete Bruckschweiger (Linz) eine Aenderform, gesungen zu Ried i. J., als unsre heutigen Greise als Kinder sprangen:

Meine Herren und Frauen laßt euch sagen,
Der Hammer, der hat elfe gschlagen,
Gebts acht aufs Feuer und aufs Licht,
Auf daß kein Unglück gschicht.

Als Teil fügt sich der Taiskirchner Sommerruf, mitgeteilt von Hw. Herrn Kooperator Reuner (Münzbach) in das längere Wächterlied, Heimatgaue, 1. Jg., S. 185:

Auf, auf, es ist schon Zeit,
Die Vöglein singen auf grüner Heid,
Der Fuhrmann fährt (schon) auf der Straßen,
Unser Herrgott wird uns nicht verlassen!
Hat dreie gschlagn!
Hat dreie gschlagen!

Der einfachen Lembach-Rieder Gruppe, Heimatgaue, 1. Jg., S. 184, entspricht der Radstädter Ruf, aufgenommen von Frln. M. Fiala (Bödlabrud):

Meine lieben Herrn und Frauen, laßts euch sagn,
Der Hammer, der hat zwölf Uhr gschlagn.
Lobet Gott den Herrn und die seligste Jungfrau!
Der Hammer, der hat zwölf Uhr gschlagn.

Daß sich auch der Festkreis des Kirchenjahres im Nachtwächterlied spiegelt, zeigt J. Wichners Sammlung

„Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter", Regensburg 1897, auch in den unserer Gegend entnommenen Beispielen. Eine Ergänzung zu ihnen und zu den Neujahrsrufen in den Heimatgauen, 1. Jg., S. 185, 307, bildet das um 1900 abgekommene Neujahrslied der beiden Nachtwächter in Aurolzmünster, mitgeteilt von Herrn Josef Schmid (Lambach):

Das neue Jahr ist angerückt,
Vorüber ist das alte.
Wir wünschen euch vom Herzen Glück,
Daß Gott euch lang erhalte.
Gesundheit und Zufriedenheit
Sind des Himmels schönste Gaben.
Die solltet ihr zu jeder Zeit
Im Ueberflusse haben.
Wir bitten euch um eure Gnad
Im neuen Jahre wieder.
Der Wächter, wenn er Wache hält,
Singt fröhlich seine Lieder
Und rufet er die Stunden aus,
Nach alten Brauch und Sitten,
Dann helfet er von Haus zu Haus
Das Unglück zu verhüten.

Dy.

Das Florianispiel zu Schlägl 1770.

Florian:

Habt ihr die Leut ermahnet schon
Zu der Standhaftigkeit,
So tu nur keiner zweifeln dran,
An Sieg und reicher Beut.
Laßt den rebellischen Mezium
Nur prahlen wie er will.
Er wird gar bald sein gestürzet um,
Erreichen nicht sein Ziel.
Mein Gott, den ich anbeten tue,
Der euch noch unbekannt,
Der wird uns geben Fried und Rueh,
Er hat ein starke Hand.
In einem Augenblick kann er
Die Großen so klein machen,
Die Schlechten kann erhöhen er,
Das seind ja große Sachen.
Tuet nur vertrauen auf ihn allein,
Ich euch auch anbefehl,
Wann wir im Lager gerücket ein,
So tut verrichten schnell,
In allen unseren Fahnen
Mein Gott sein Schild soll sein.
Ein Kreuz soll darin prangen,
Laßt euchs gesaget sein.
Hernach laßt den Rebellenhund
Auf allen Seiten bellen,
Er wird gewiß gehen zu Grund,
An Sieg wirds uns nicht fehlen.

Erster Offizier:

Großer Feldfürst, gnädigster Herr,
Habt euch um nichts zu sorgen mehr,
Wann wir im Lager rucken ein,
Soll das die erst Verrichtung sein,
Der Schild euers Gott soll prangen,
In allen unseren Fahnen hangen.

Zweiter Offizier:

Eur Gnaden gnädigster Befehl,
In allem wird verrichtet schnell,
Obs schon der Kaiser nicht befohlen,
Jedoch ihr Gnaden folgen wollen,
Weil uns dies Zeichen den Sieg soll geben,
Soll es auch kosten gleich mein Leben.

Dritter Offizier:

In aller Untertänigkeit
Zu dero Diensten bin ich bereit,
Obs schon von Kaisers Gebot
Auch nicht erkennen euren Gott.
Der führen tuet so schlechtes Zeichen,
Wero doch von dem Befehl nicht weichen.

Vierter Offizier:

Kein Zeichen täten brauchen wir,
Tut uns nur tapfer anführen.
Wann den Sieg habt erfochten ihr,
Wollen wir gratulieren.
Allein eurem Befehl gemäß
Werde ich auch nachleben,
Vor ein Gebot wills halten fest,
Und gar nicht widerstreben.

Florian:

Wohlan, weil ihr in allem mir
Euch untertänig neiget,
Wißt nichts mehr vorzutragen hier,
All standhaft euch erzeiget.
Bleibet nur eurem Kaiser treu,
Eurem Monarch und Herrn,
Denkt, daß ein jeder schuldig sei,
Könnt ihn nicht besser ehrn..
Weilen nun nichts mehr übrig sei,
So wollen wir marschieren,
In das abgestochene Lager neu,
Dieses alsbald beziehen.
Es dunkt mich vorteilhaft zu sein,
Es wird mir auch nicht fehlen,
Alles zu bringen ist leicht hinein,
Hat schöne Wasserquellen.
Auf den Feind wollen wir warten dort,
Von dannen nicht mehr weichen,
Laßt uns nur bald beziehn das Ort,
Und keine Zeil verstreichen.
Daß uns der Feind nicht überfallt
In Geheim und aller Still,
Auf, auf, zum Marsch nur also bald,
Man rühre Kriegesspiel.

Marsch.

*

Dizius:

Auf, auf, ihr Völker, marschieren tuet,
Mit frisch und unverzagtem Muet,
Ein guete Ordnung macht zugleich,
Daß wir einfallen ins Oesterreich.
So auserlesene Soldaten seind,
Zu streiten wider unsere Feind.
Ohn den Haufen, den wir bekommen
Aus allen Orten, so wir eingnommen.
In Oesterreich soll das Lager sein,
Vor unsere Völker insgemein,
Damit man sie vor allen Dingen
Tribut zu geben kann bezwingen.

Erster Offizier:

Kein Soldat der ist nicht wert,
Daß er von uns wird genennt,
Wann er uns den Rucken kehrt,
Und er uns nicht nachrennt.
Dizius Mezius uns anführt,
Ihn ehrt und viktorisiert,
Ihn und sein scharfes Schwert.
Kann es ihm gelingen,
Daß er die Feind legt zur Erd,
Wird er sie bezwingen,
So lasset uns allesamt
Mit ihme fortgehen,
Um in dem Krieg wie ein Mann
Vor dem Feind zu stehen.

Zweiter Offizier:

Weil ihr für das Vaterland
Billiglich sollt streiten,
So tuet mit beherzter Hand,
Ihr könnt Glück erbeuten.
Wann also dann euer eignes Glück
Also kommet geloffen,
Dizius Mezius ist schon bereit,
Greift also zu eur Waffen.
Gehet uns schon voran in Streit,
Laßt uns also nicht schlafen,
Er weiset uns ja in der Tat,
Wie man das Herz soll stellen,
Ihr alle euch ganz unverzagt
Nur ihme zugesellen.

Dritter Offizier:

Kommt her, ihr alle, jung und alt,
Tuet euch nur nicht versaumen.
Wann man hört, das Kriegsgspiel erschallt,
So laßt euch nur nichts traumen,
Daß Oesterreich so herrschen sollt,
In allen unseren Landen.
Dizius Mezius alsobald
Wird machen sie zuschanden.
Er also schon bereitet ist,
Legt nur bald an die Waffen,
Begegnet seinen Feind mit List,
Gibt ihm also zu schaffen.
Uns das Land in Oesterreich
Also will uns umbringen,
Lasset uns nur allzugleich
An unsere Feinde dringen.

Vierter Offizier:

Wann der Tag alsbald gehet auf,
Wir alle bereit stehen,
Wann er vollendet seinen Lauf,
So gleich ins Lager gehen.
Bei der Nacht sein allezeit
Sein munter und nicht schlafen.
Wann man wird blasen zu dem Streit
Gleich laufet zu eur Waffen.
Ein Soldaten also gebührt,
Wormit ein jeder pranget,
Womit sein Adel wird geziert,
Das Glück, wann mans erlanget.
Soll aber unser Feur und Schwert
Von uns zuwegen bringen,
Was also unser Herz begehrt,
Wann es uns wird gelingen.

Dizius Mezius:

Die Feind also an unserm Mord
Wollen sie sich ergötzen,
Nun lasset uns allhier und dort
An sie die Rach ersetzen.
Wann also die erwünschte Freud
Alsdann wird sein vorhanden,
Wann man von uns die Feinde scheidt
Mit unsern Eisen und Banden,
Und unsere Kriegesmacht,
So die Götter regieren,
Alsdann in der Feldesschlacht
Also tut viktorisieren!

Florian:

Liebe Getreue, ich merke schon,
Daß eur erhitzte Gemüter
Zum Streit eine Ermahnung lang
Mir nicht gestatten würde.
Nur dies allein ich euch vorstell,
Damit den Sieg erhalte,
Daß unter Gewehr und Waffen viel
Die Ehre Gottes walte.
Seht an unsere Fahnen,
Tuet sie betrachten recht.
Schlagt zue in Gottes Namen,
Befehlt Gott eur Gefecht.
Darbei ihr auch gedenken tut,
Daß ihr römisch Kinder seid,
Die Erd einschießt mit frischem Mut
Durch euer Tapferkeit.

Dizius Mezius:

Was ich auch schon vorgetragen
Tuet also fleißig merken.
Wann mit dem Feind werden schlagen,
Dann die Götter euch stärken.

Weil sie ein Rebeller mich
Die Feinde also nennen,
So tuet defendieren mich,
Helft mirs zu zertrennen.
Wohlan, nun laßt das Kriegsspiel hörn,
Wir wollen unsere Feind zerstörn.

Offiziere und Soldaten Florians.

Wo bist du dann, Rebellenhund,
Wir wollen hauen dich zugrund,
Du meineidiger Mezius,
Mit allen dein Sukkurs.

Offiziere und Soldaten des Dizius:

Wir wollen auch einfallen schnell,
Ihnen austreiben Herz und Seel.
Schlagt zue auf die römisch Hund,
Wir wollen sie richten zugrund.

Gefecht. Dizius fallt.

Florian spricht:

Rebelle Dizius Mezius,
Du stolzer Rebellant,
In deinem Bluet nun liegen mußt,
Dein Untreu ist belohnt.
Nach Haus wir all begeben uns,
Dem Kaiser zeigen an,
Wie daß Dizius Mezius
Empfangen seinen Lohn.

Kaiser Diokletianus:

Nunmehr will man wissen nun,
Wie sich der Krieg verhalt,
Zwischen Dizium und Mezium
Und Floriano bald.
Sofern uns aber allermaßen
Das .... der Augen nicht verlassen,
So sehen wir Floriano schon,
Von fernen dort herkommen dann,
Treuwertister Ritter Florian,
Hat sich der Streit geendet schon?

Florian:

Eur kaiserliche Majestät,
Der Streit sich glücklich enden tät,
Wir haben die Illier
Wie auch die Andalusier
Geschlagen und zugrund gericht.
Aber Dizius Mezius wollte nicht
Sich unterwerfen eur Majestät.
Standhaftig er sich wehren tät.
So seind wir wohl bemüßiget worden,
Ihn hinzurichten und ermorden.
Unsere Händ und Degen guet,
Zu färben in sein berechtigten Bluet.

Diokletian:

Hierin falls habt ihr weislich und klueg
Gehandelt mit allem Recht und Fueg,
Daß eure Händ und eure Degen
In seinem Bluet habt färben mögen.
Man wird schon wissen zu gewähren,
Gnuegsame Gnaden auf eur Begehren.

Florianus:

Eur kaiserliche Majestät
Vor andere Gnaden und Gaben
Um ein einzige Gnad anlangen tät,
Auch ausgebeten haben.

Kaiser:

Was soll es sein vor eine Gnad?
Florianus alles verdienet hat.

Florianus fallt zu Fueß:

Nichts anders als, eur Majestät,
Werdens selbst wissen schon,
Daß die allgüetige Götter
Haben kein Freud daran,
Daß denen gefangenen Christen
Zuewachset Herzenleid,
Wann man sie tuet entrüsten
Mit Unbarmherzigkeit.
Mir diese Gnad ausbitten tät,
Bei eur kaiserlichen Majestät,
Die gefangene Christen allermaßen,
Wiederum frei und loszulassen.

Kaiser:

Aber wie kann man gnuegsam
Verwundern, daß Florian
Zu bitten sich hier unterfangt
Und die gefangene Christen verlangt,
Welche schon eine lange Zeit
In hart und schwerer Dienstbarkeit
Verharren müssen, vermög aber wir,
Wegen treu geleisten Dienst allhier,
Wird man ihm seine Bitt gewähren,
Ihme willfahren nach sein Begehren.
Stehet auf Floriane, eur Bitt sei gewährt,
Die gefangenen Christen, die seind euch verehrt.
Sie sollen ihr vorige Freiheit haben.

Florian:

Eur Majstät schuldigen Dank abstatt
Vor die so groß erzeigte Gnad,
Welcher sie mir gebetnermaßen
Heunt des Tags widerfahren lassen.
Solches mit meiner Wenigkeit
Treulich abzustatten bin ich bereit.

Kaiser:

Also Floriane euch selbsten wird
Bekannt sein, daß es sich gebührt,

Daß wann einem die Götter beglücken,
Der Feind mit Gewalt muß unterliegen,
Daß man ihnen vor erwiesene Gnad
Ein Rauch- und Brandopfer abstatt.
Also wird man dem Muffte schnell
Alsbald erteilen unsern Befehl,
Daß er das allgemeine Volk
Zu diesem Opfer rufen sollt.
Daß jeder zur Gebühr sich bequemen,
Das Opfer mit in Tempel nehmen,
Die wahren Götter verehren sollen,
Alldort im Tempel verbrennen wollen.
Ihr aber, Floriane, am allermeist,
Die Götter zu ehren euch befleißt. Ab.

Florian:

Vor alle mir erwiesene Gnaden
Will denen Göttern die Ehr abstatten.
Wir aber alle insgemein
Nicht einer gleichen Meinung sein.
Ich meinesteils meine zu verehren
Den gekreuzigten Gott den Herrn,
Der mich und eur Majestät in der Tat
Auch Himmel und Erde erschaffen hat.
Ich gehe den wahren Gott zu ehren,
Und die unrechte zu zerstören. (Ab.)

*

Muffte geht zum Kaiser.
Kaiser spricht:

Höre Muffte euch ist bewißt,
Daß unser Feind überwunden ist.
Daß wir Sieg und Viktori erhalten,
Alsdann befleißet euch der Gestalten,
Daß jeder sich zur Gebühr bequemt,
Brandopfer mit in Tempel nehmt.
Den wahren Göttern solchermaßen
Alldort im Tempel verbrennen lassen.

Muffte:

Ganz recht ist es, eur Majestät,
Dem Volk ich es anzeigen werd.
Daß man denen Göttern vor solche
Das gebührende Opfer abstatt.

Kaiser:

Dieweil es nicht geziemt, daß wir
Als Kaiser selbsten sollen allhier
Gehen unter das gemeine Volk,
Wann man die Götter ehren sollt,
So werden wir als Kaiser vor allen,
Allhier auf die Knie niederfallen,
Und unsere Augen zu den Enden
Hier gegen Sonn und Mond aufwenden,
Vor die große Frohlockung hier
Etwas abstatten nach Gebühr.
Auch sehr viel starke Rinder dermaßen
In den Tempel will treiben lassen.
Damit dieselbe zu dem End
Zu Ehren der Götter werden verbrennt.
Daß desto kräftiger derjenige Rauch
Möcht in die Höhe steigen auf.

Muffte:

Zur Eur Majestät Befehl und Will
Werd gleich Anstalt machen ich.

*

Bedienter des Florianus:
Mein lieber Bot, woher so spat?

Amtsbot:

Mein Herr, ich bring hier ein Mandat
Von dem Landpfleger Aquilino
An den Feldfürsten Floriano.
Ich bitt, mich bald zu melden an,
Dieweil sehr viel gelegen dran,
Hab müssen reisen Tag und Nacht,
Daß ich es schleunig hergebracht.

Bedienter:

So gebts nur her, mein lieber Mann,
Weil so viel ist gelegen dran,
So will ich euch auch nicht verweilen,
Sondern gleich anzumelden eilen.
Geht nur herein ins Zimmer mein,
Bis ihr werd abgefertigt sein. (Gehen ab.)

Bedienter zu Floriano:

Eur Gnaden, ein Bot ist kommen an,
Mit diesem Patent, es liegt viel dran.
Hat müssen reisen Tag und Nacht,
Daß ers hat schleunig hergebracht.

Florian liest das Patent, spricht:

Tuet nur den Boten fertigen ab,
Den Inhalt schon vernommen hab.
Gebt ihm zu seinem Ziel und End
Ein Rezepis in seine Händ.
Daß er sein Sach hat ausgericht,
Mehres zu schreiben braucht es nicht.

Bedienter geht ab.

Florian:

Ob diesen Inhalt mich entsetz,
Den gringsten Vollzug zu leisten,
Weder das erste noch das Letz
Vollziehen oder erweisen.
Sondern viel lieber tausendmal
Alle hohe Ehren und Würde
In Wind zu schlagen als in dem Fall
Aufladen solchene Bürde,
Und meinen Gott, die Kirchen sein
Soll brechen und zerreißen,
Und gegen seiner christlichen Gmein
Mich als ein Feind erweisen.
Viel lieber will ich verlassen
Die hohe Würde mein,
Als vorbedeutermaßen
Ein Gottesfeind soll sein.
Demnach so will ich gehen,
Zu mein Befreundte hin,
Das Ort noch einmal zu sehen,
Wo ich geboren bin.

Dies wore Zeisslmauer genannt,
In Unterösterreich,
Muß noch einmal sehen das Land,
Ehe ich von der Welt abscheid. (Ab.)

*

Florian:

Nun komm ich in Oberösterreich,
Aquilino zu besprechen,
Zu sehen mein Miliz zugleich,
Ob keine Feind zu rechnen.
Siehe von fernen kommen dort
Wann mir recht, seinds Soldaten.
Will bleiben hier an diesem Ort,
Und auf dieselben warten.
Ihr lieben Freund, wohin so schnell
Ist diese Reis oder wie weit,
Aus Ursach oder wes Befehl,
Ist diese Eilfertigkeit?

Obrister:

Wissen Sie nicht, was vor Befehl
Vom Kaiser seind ausgangen,
Daß unsere gewaltige Götter schnell
Gebührliche Ehr empfangen.
Durch welche Götter das römisch Reich
In so mächtigen Stand ist kommen,
Von allen und jeden sollen zugleich,
So viel man hat vernommen,
Angebetet und im gleichen
Auch ein Rauchopfer werd.
Den Göttern darzue reichen,
Dardurch ihr Ehr vermehrt.
Hingegen diejenige, welche sich
Dem Befehl widersetzen,
Sollt man elend und jämmerlich,
Zergeißlen und zerfetzen.

Obristleutnant:

Oder gar mit dem bittern Tod
Ihren Unghorsam geendet,
Deswegen ist unser ganze Rott
Hin und wieder ausgesendet,
Um alle und jedn, die Christum
Den Gekreuzigten anbeten wöllen
Dem Landpfleger Aquilinum
Gefänglich vorzustellen.

Obristwachtmeister:

Daß mit abscheulichen Kerker man
Ihre Wahnsichtigkeit
Mit Marter und Pein bezwingen kann,
Zu der Ehrbietigkeit
Gegen unsere Götter vermög Mandat
mit Opfer sich bequemen,
Widerigen schon verwirket hat
Das Leben zu benehmen.

Florian:

Wann nun der Kerker vor jene bereit,
Die an den wahren Gott glauben,
An Christum, der gebenedeit,
So wird man mir erlauben,
Der Kerker hat sein Anzahl nicht,
Das will ich auch probieren,
Der erste soll sein gewesen ich,
In Kerker hinzuführen.
Indeme bishero jederzeit,
Zwar ganz unwürdig dessen,
Jedoch in aller Demütigkeit
Ein Diener Christi gewesen.
Der ich auch noch inskünftig hin
In alle Ewigkeit
Ein Christ zu bleiben bereitet bin,
Gott sei gebenedeit.
Geht nur hin, tuet unterbringen
Aquilino allzugleich.
Keineswegs laß mich bezwingen,
Von mein Jesus ich nicht weich.
Gar übel anstehen wurd es mir,
Daß nur allein das Kreuz
Meines Heilands soll anbeten hier,
Sondern auch anderseits,
Zugleich auch einige Wunden
Zu leiden seinetwegen,
Bin ich bereit alle Stunden,
Mein Leben abzulegen.
Um Christi willen mit Stricken
Und Ketten gefesslet ein,
Im Kerker auch ersticken,
Mit Feuer gequälet sein,
Und mit ander manicherlei
Ersinnlichen Tormenten
Gepeiniget und durch Tyranei
Das zeitlich Leben enden,
Das ist kein Schmerz, sondern vielmehr
Ein süeßer Trost, zu wissen,
Ein lautere Erquickung der
Rechtschaffen gueten Christen.

Hauptmann:

Was Florianus gesprochen schnell,
Verwirrte uns indessen,
Daß wir des Aquilini Befehl
Und unser selbst vergessen.

Obrist:

Tun Sie sich doch bedenken,
Betrachtens, wer Sie seind,
Zu unsern Göttern lenken,
Sonst seinds des Kaisers Feind.

Obristleutnant:

Sie seind ein Fürst und großer Herr,
Auch Feldhauptmann zugleich,
Und wollens noch verlangen mehr,
Der Kaiser gibt es euch.

Florian:

Braucht keine Ehren auf dieser Welt,
Das seind nur eitle Sachen,
Kein Reichtum, auch kein Guet und Geld
Was euch befohlen, tuet machen.

Obristwachtmeister:

Ich bitte, schonen Sie ihr Leben,
Und tun es recht erwägen,
Sonst ist uns keine Schuld zu geben,
Wann wir tun Hand anlegen.

Hauptmann:

Schonen Sie doch ihr junges Bluet,
Von Herzen ich Sie bitt,
Es wird die Sach nicht werden guet,
Wann wir sie führen mit.

Obrist:

Gnädiger Herr, verzeihen mir,
Ich unterbringen muß.
Es leidet gar kein Streiten hier,
Fassen Sie kein Verdruß.
Aquilinus uns tät schaffen
Vermög Kaisers Befehl,
Wir sollen mit Wehr und Waffen
Uns fertig machen schnell
Und alle Häuser visitieren,
Wer sich ein Christ nur zeigt,
Den sollen wir zu ihme führen,
Wann er ist nicht geneigt,
Unsern Göttern nach Gebühr
Rauchopfer abzustatten.
Bei Eur Gnaden steht es hier,
Obs wollen Gwalt erwarten,
Oder guetwillig mit uns gehn,
Zu Aquilino hinein,
Dieses tuet nun bei Ihnen stehn,
Auf uns kein Schuld soll sein.

Florian:

Ja, ja, meine Herrn Offizier,
Es brauchet keinen Gwalt,
Tuet mich nur vorstellen ihr
Dem Aquilino bald.
Was ich geredt, zeiget ihm an,
Ich trage keinen Scheu,
Die Herren gehen nur voran,
Ich werde folgen euch.

*

Aquilinus, Muffte und 4 Rät sitzen.

Aquilinus spricht:

Liebe getreue Herrn mein,
Ich hab gezwungenermaßen
Geistlich und weltlich Jus gemein
Zum Rat einladen lassen.
Es ist euch wissend und bekannt,
Daß die Mandaten ergangen,
Im Kaisertum, in ihrem Land
Die Christen einzufangen.
Demnach wir ietzt ratschlagen wolln,
Wie die Sach einzurichten,
Wie wir die Sach angreifen sollen,
Die Christen zu vernichten,
Weil sie anbeten ein fremden Gott,
Und unsere Götter verachten,
So muß man nach der Kaisers Gebot
Sie auszurotten trachten.
Vierzig sein zwar schon in Verhaft,
Wie im Patent enthalten,
Teils entsetzt von der Ritterschaft,
Teils anderer Gestalten.
Zu tormentieren gezwungen bin,
Wann sie nicht wollen anbeten
Unsere Götter, wie ich vernimm,
Muß ich sie lassen töten.
Soldaten hab ich ausgesandt
Ferner zu untersuchen,
Ob nicht mehr solches Gsind im Land,
Die unsere Götter verfluchen.
Wann sie dergleichen treiben auf,
Was tut ihr darzue sagen,
Sollt man abkürzen ihren Lebenslauf
Oder ins Elend verjagen?

Erster Rat:

Als unter dem Kaiser Valeriano
Von dem Landpfleger Azmilliano
Dionisius hat ausgeredt,
Daß derjene weit irren tät
Der nicht anbetet den wahren Gott,
Der Himmel und Erd erschaffen hat,
Und unsere Götter insgemein
Gebet und Opfer nicht würdig seindt,
Ist er in ein Schloß, wie bekannt,
In der Wüsten Zevera genannt,
Ins Elend verstoßen, wie bewüßt.
Dies aber darumb geschehen ist,
Weil selbe Inwohner insgemein
In unsere Götter vertiefet sein,
Daß sie Dionisium nach Verlangen
Sollen als einen Feind empfangen.
Ihn recht gewaltig greifen an,
Welches sie aber nicht getan.

Anderter Rat:

Der letzte Irrtum dieserorten,
Ist größer als der erste worden,
Indem der Zauberer durch die Gnad,
Als er sein Gott geprediget hat,
Der größte Teil, wie wohl bewißt,
Von unseren Göttern abgewichen ist,
Beinebens auch den Christengott,
Auch umgeworfen und uns verspott.
Vor das Exilium tue ich sagen,
Die Seel man aus dem Leib soll jagen.

Dritter Rat:

Freilich als man das innen ward,
Man ihm betracht ein anders Ort.
Nahe bei Alexandria.
Weil eine Einöd ware allda,
Aber das Volk von Nahe wegen,
Zu ihme fleißig gehen pflegen,

Als zu ihrn gueten Hirten dorten,
Ist dadurch standhaftiger worden.
Dergestalten soll man bringen um
Die Christen im ganzen Kaisertum.

Vierter Rat:

Letzlich hat man bei dem Umstand
Ein Hauptmann mit Kriegsvolk ausgsandt,
Den Dionisium gleichermaßen
Mit Gaio und Petro binden lassen.
Mit eisenen Ketten hart tormentiert,
In die Einöd Libie geführt.
In ein Wüste wild und dermaßen
Gebundner hingsetzt, und verlassen.
Es wäre viel besser, wann mans betracht,
Man hätt ihn gschwind ums Leben gebracht.

Muffte:

Wann ich tue in den Büchern lesen,
So wär es freilich besser gewesen,
Allein es ist geschehen schon,
Wir können uns wohl spiegeln dran.
Wieviel haben solche Christenhund
Schon unsere Götter gricht zugrund.
Mein Rat wäre zu diesem End,
Keinen verstoßen ins Elend.
Sondern wer sich ein Christen nennt,
Und dieses mit sein Mund bekennt,
Den soll man bringen um sein Leben,
Im Gringsten kein Pardon nicht gebn.
So wird des Kaisers Befehl verricht,
Den wir solln überschreiten nicht.

Die Wacht mit Floriano; Obrister spricht:

Herr Landpfleger, hier kommen wir
Schon wiederum zuruck,
Indem uns Florian allhier
Begegnet auf der Bruck.

Obrist-Leutnant:

Was suchen wir nach andern um,
Seht Florianum an,
Der in dem ganzen Herzogtum
Obrister Feldhauptmann.
Ein vollmächtigster Fürst zugleich,
Erkieset und benennet.
Der ganzen Miliz in Oesterreich
Sich selbsten ein Christ bekennet.

Wachtmeister:

Darum haben wir also schnell
Wiederum ankehren wöllen,
Um Florianum nach Befehl
Gefänglich vorzustellen.

Aquilinus:

Gleich wie die heiße Feuersflamm
Soll mein Zorn billig ausbrechen,
Wider dich, abtrünniger Florian,
Die Götter werden dich rächen.
Mein Floriane, du weißt ja wohl,
Dein adeliges Geschlecht,
Deswegen man dich hoch ehren soll,
Tue dich bedenken recht.
Daß du dich wollst einlassen
In Stand der Christenheit,
Wo nichts ist allermaßen
Als nur Mühseligkeit.
Der du bishero gewesen bist
Der vornehmst solchergstalten,
Ueber die ganze Landmiliz
Kunst herrschen und verwalten.
Und jetzt willst du dich freiwilliglich
Unter ihren Gwalt begeben,
Daß sie dich unbarmherziglich
Müssen bringen um dein Leben.

Florianus:

Ihr Herrn, mir ist wohl bewißt,
Was in der Schrift geschrieben ist.
Das zeitliche Leiden ist nicht wert,
Was uns alldorten wird beschert.
Darumen ich nicht achten tue,
Pein Schmerzen, Angst und Not,
Wein ich dort hoff die ewig Rueh,
Will ich leiden auch den Tod.

Aquilinus:

Sein Seitengwehr nehmt ihm alsdann,
Wie es gebräuchig sei,
Ob er schon gwest eur Feldhauptmann,
Trag darob keinen Scheu.
Führt ihn hin in Hausarrest,
Damit mich kann bedenken,
Was ghört vor solche vor Pein und Schmerz,
Wann er sich nicht tuet lenken,
Unsere Götter zu beten an,
Und mit Rauchopfer verehren,
So wird mans schon recht greifen an,
Daß er sich wird bekehren.

Hauptmann:

Das Seitengwehr tun Sie belieben
In meine Hand zu geben.
Ich bitt, tun sie nur nicht verziehn,
Sonst müßt ich Hand anlegen.

Florianus:

Hier ist das Gwehr, ich brauch es nicht,
Habs nicht mehr not im Leben.
Dem Kaiser hab gedient darmit,
Tue ihms auch übergeben. (Ab.)

Aquilinus:

Ihr Herrn euch alle befleißt,
Auf Mittl tuet gedenken,
Daß ihr Florianum vom Irrtum entreißt,

Und unsern Göttern zu lenken.
Wann er sich nicht bequemen will,
Bedeut ihm allermaßen,
Daß er nach Pein und Marter viel,
Mueß auch das Leben lassen.
Nachgehends euren Bricht erstatt
Dem Kaiser allermaßen,
Wie sich die Sach ereignet hat,
Und wie mans hat verlassen.

*

Tempel, Muffte mit allem Volk. Aquilino mit seinen Offizier und Florian vor dem Vorhang heraußen:

Floriano, wir wollen nunmehr
jetzund in Tempel gehen,
Dem großen Gott Jupiter,
Mit Rauchopfer verehren.
Dein Schuldigkeit verricht allhier,
Das ist des Kaisers Gebot,
Falle nieder auf deine Knie,
Anbet den großen Gott.

Floriano:

Ja, ja, ich werde folgen bald,
Anbeten den großen Gott,
Aber auf eine andere Gstalt,
Wirst schon erfahren dort.

(Der Vorhang wird aufgemacht.)

Aquilino:

Hier ist Jupiter, der große Gott,
Den sollst alsbald anbeten,
Sonst würdest du des Kaisers Gebot,
Gleichsamb mit Füeßen treten.
Desgleichen diesen großen Gott
Mit einem Rauchopfer verehren,
Das ist des Kaisers sein Gebot,
Sein Meinung und Begehren.
Sonst mußt du als ein Reichsrebeller
Allhier auf dieser Erden
Und ein Verachter des Kaisers Befehl,
Gestraft und gepeinigt werden.
Muffte, hab acht, wie es geschehe,
Ich also bald von hinnen geh. (Ab.)

Floriano:

Ich hab mich schon ergeben
Christum, dem wahren Gott,
Im Sterben und im Leben,
Ich scheue keinen Tod.
Darum darf ich nicht anbeten
Diesen leeren Aftergott,
Der die Leut nicht kann erretten
Von der Trübsal, Angst und Not.
Du der so wenig als Leim und Kot
Verstand hast jemand zu lehren,
Kannst diesen leeren Aftergott,
Anbeten und verehren.
Ich bin ein Christ und bleib ein Christ,
Glaub an den wahren Gott allein,
Eur großer Gott Jupiter ist
Ein Aftergott von Stein.

(Geht ab vor den Vorhang.)

Muffte, zornig, spricht:

Blitz, Donner, Hagl, Feuersflamm,
Brich überall heraus,
Schlag über diesen Hund zusamm,
mach ihme den Garaus.
Führt den Gottsschänder wiederum
In seinen Arrest fort,
Kommt der Kaiser, werd ich nun
Dich verklagen alldort.

Der Vorhang wird zugemacht und Florian führens fort.)

*

(Schluß folgt.)

Heimatbewegung in den Gauen.

Unsere Jugend.

Die Jugendvereinigungen, die im Zusammenschluß mit dem Landesverein für Heimatschutz sich der Heimatpflege widmeten, haben im Arbeitsjahre 1921/22 nach außen und innen reges Leben entwickelt, der gestellten Doppelaufgabe gerecht werdend, selbst den Weg zur Heimat zu finden und zugleich im Geiste des Heimatschutzes Kreise zu ziehen.

In der Mädchenortsgruppe Linz erfolgte die Einführung in Heimatkunde und Heimatschutz durch Vorträge von Dr. Depiny und Dr. Oberwalder, sowie durch eine von Dr. Depiny geleitete Arbeitsgemeinschaft, die von Meisingers Buch „Bilder aus der Volkskunde" ausging und durch Heranziehung heimischer Beobachtung und deren Vergleich mit anderen Landschafts- und Stammesbildern die verschiedenen Zweige der Heimatkunde und der Heimatpflege erörterte. Die im Plane der Ortsgruppe liegenden Heimatwanderungen hatten mit äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Ein sonnenschöner Herbsttag brachte eine Fahrt nach Lambach und Stadl-Paura, wo zugleich mit den Bundesschwestern aus Ort die Barockwerke, die Stiftsgalerie, die zur Zeit in Lambach befindliche Naturschutz- und Volkskunstausstellung besichtigt und ein Heimatabend begangen wurde. (Vgl. Heimatgaue, 2. Jg., S. 264 f). Eine Sommerwanderung von Mauthausen über Spielberg nach Lorch und Enns führte Römerreste, Burgenart und Städtebilder vor Augen. Die Aufführung alter Spiele und Lieder fanden ihre Fortsetzung. Zu Weihnachten wurde das St. Oswalder Weihnachtsspiel aufgeführt, dazu unter Leitung Prof. Neuhofers alte Krippenlieder gesungen. Diese Aufführung wurde im Redoutensaale für die Linzer Bürgerschülerinnen wiederholt, um ihnen Sinn und Wesen der alten Ueberlieferung zu zeigen. Auch eine Osterfeier galt den Bürgerschülern, es wurden zwischen Osterliedern Szenen aus Osterspielen dargestellt, denen das Sommer- und Winterspiel sowie Ostersagen vorausgingen. Durch derlei Veranstaltungen, an deren Fortsetzung gedacht wird, soll der Heimatgedanke gefördert werden, das Besinnen auf uns selbst, auf Heimat und Volkstum. Mitglieder der Ortsgruppe haben eine rege volkskundliche Sammeltätigkeit entfaltet, alte Aufzeichnungen entdeckt, der lebenden Ueberlieferung gelauscht und in Skizzen und Bildern gegenständliche Volkskunde festgehalten. Eine Reihe von Mitgliedern der Ortsgruppe, die nun schon selbst im Lehrberufe stehen, sind redlich bemüht, nicht im Schlagworte vom bodenständigen Unterrichte stecken zu bleiben, sondern sich zu wirklicher Heimaterziehung der anvertrauten Jugend durchzuringen.

Auch die Mädchenortsgruppe Ort hat unter der umsichtigen Führung ihrer Leiterin Lyzeallehrerin ehrw. Schwester Alfonsa Nürnberger ein Jahr günstiger Entwicklung hinter sich. Von den lieb gewordenen Heimatabenden galt einer unserem Volkslied, seine Seele klang aus heimischen Weisen, sein Wesen erläuterte Chormeister Hans Habert. Der Christmond brachte zur Weihe der zum ersten male aufgestellten Weihnachtskrippe die Aufführung eines Christkindelspieles. Nach der Heimkehr von den Weihnachtsferien wurde ein altes Weihnachtsspiel aufgeführt, begleitet von Weihnachtsliedern. Im Laufe des Jahres hielt Dr. Depiny eine Reihe von heimatkundlichen Vorträgen, die zu Schulschluß durch einen Lichtbildervortrag

über Heimatschutz abgeschlossen wurde. Heimatwanderungen führten die Ortsgruppe auf den Hongar, ins Aurachtal, nach Vöcklabruck, ein Teil besuchte das Hallstätter Museum und Salzbergwerk. Besonders lehrreich war die Teilnahme an der Lambacher Tagung. Sommerwärts wurde über das Hochgschirr der Laudachsee und später die Dachsteinhöhlen besucht. Froh lebte in der Ortsgruppe der Heimatschutzgedanke: Im Kirchengesang bürgerten sich wieder die schönen Weihnachtslieder „Es ist ein Reis entsprungen", „In dulci jubilo" ein. Ein dauerndes Stück Weihnachtsfreude verschaffte — ein Verdienst eifriger Mitglieder, besonders Frl. Ilse Wiedemanns — die Erwerbung einer großen Ebenseer Krippe, die an den traulichen Winterabenden ein Sammelpunkt von jung und alt war, umklungen vom Traunseer Weihnachtslied. Der Brauch des „Krippenschauens" wurde eifrig gepflegt und war ein Quell der Beobachtung und Freude. Ortsgruppenmitglieder brachten das „Herbergsuchen" wieder zur Geltung. Die Ortsgruppe wirkte auch dem Aufkaufe der heimischen Krippen durch Händler entgegen und bemühte sich um die Erhaltung der letzten Reste der Gmundner Stadtmauer. Die heimatkundliche Arbeit wurde eifrig gepflegt, zahlreiche Sammelergebnisse konnten zu zusammenhängenden Darstellungen verarbeitet werden: Die Weihnachtskrippen des Traunseegebietes, die Siedlungsgeschichte von Traunstein, Holzschlägersprüche. Die Ortsgruppe arbeitet an der zeichnerischen Aufnahme der Schmiedeeisenwerke, Zierformen und sonst heimatkundlichen Gegenstände der Umgebung. Die Bilder zieren als Wechselausstellung die Schulgänge.

Die Mädchenortsgruppe Vöcklabruck hat sich unter der eifrigen Führung von Hauptlehrerin ehr. Schw. Sidonie Oettl vor allem zur Aufgabe gestellt, den Heimatschutz in die Lehrervorbildung einzuschalten. Im Mittelpunkte stehen Vorträge. Eine auf Lehrerbedürfnisse und Heimatbildung eingestellte Vortragsreihe, die dann in der Ortsgruppe näher erörtert wurde, hielt Dr. Depiny über Volkskunde; andere Gebiete der Heimatkunde erörterte Schulrat Dr. Berger in drei Vorträgen. Heimatwanderungen erfolgten zahlreich in die engere Umwelt, aber auch in die Heimatferne ging es: nach Zell am See und zum Königssee. Unter Führung Dr. Kriechbaums wurde unsere denkwürdige Grenzstadt Braunau besichtigt und das schöne Heimathaus besucht. In der Reihe der von den Vöcklabruckern gern gesehenen Heimatabenden wurde eine Weihnachtsfeier veranstaltet, die ein Kripperlspiel, ein Dreikönigsspiel und Volkslieder zum Inhalte hatte. Die Ferien wurden von Mitgliedern zu eifriger Sammelarbeit verwendet, sodaß dem Archiv der Heimatgaue mancherlei Berichte zugeführt werden konnten.

In der Mädchenortsgruppe Steyr wurden neben der heimatkundlichen Einführung, die Frau Professor H. Holzer im engsten Zusammenhange mit dem Deutschunterricht im Mädchenlyzeum erteilte, von den Ortsgruppenmitgliedern Vorträge als Grundlage von Besprechungen gehalten. Gegenstände waren: Weihnachtslieder, Erntegebräuche, volkstümliche Feste, Reiseeindrücke durch Deutschland. Wanderungen wurden unternommen in die Umgebung von Steyr, auf die Hohe Dirn bei Losenstein und durchs Eesäuse nach Gstatterboden. Die Ausflüge wurden zu dem Zwecke unternommen, die Heimat kennen zu lernen und den Blick für ihre Eigenart zu schärfen.

In der von Professor Netsch geleiteten Studentenortsgruppe Linz wurden volks- und landschaftskundliche Vorträge gehalten und Heimatwanderungen unternommen, eine Fahrt ging nach Kremsmünster, eine andere nach Enns. Die heimatkundlichen Einführungen boten Anregung zu volkskundlicher Sammelarbeit. Besonders eifrig betätigten sich dabei einige junge Lehrer, die den Heimatschutzgedanken getreu mit in Beruf und Leben mitgenommen hatten. Zu Fastnacht brachte die Ortsgruppe Hans Sachs zu Ehren. Im Turnsaal der Lehrerbildungsanstalt wurde auf einer echten Fastnachtsbühne die beiden Spiele „Der Doktor mit der großen Nase", „Der gestohlene Schinken" aufgeführt und von Stücken aus Zoders Bauernmusi begleitet. Es sind bisher durch oberösterreichische Heimataufführungen folgende Stücke von Meister Sachs zur Darstellung gekommen: Das Narrenschneiden (Goetze, Nr. 11), Der gestohlene Hahn (21), Der fahrende Schüler im Paradies (22), Frau Wahrheit (24), Der gestohlene Pachen (41), Der Roßdieb von Fünfing (59), Der Tod im Baumstumpf (70), Der Doktor mit der großen Nase (83).

Der „Jung Heimatbund" in Kremsmünster ist nun durch das

emsige Bemühen der Professoren Dr. P. Edmund Baumgartinger und P. Leonhard Angerer über den schweren Schlag, den der Heimgang P. Bernhard Pösingers bedeutete, hinweggekommen. Von der Gymnasialdirektion wurde dem Bunde ein Raum überlassen, der allmählich zum Heim ausgestaltet werden soll. Hier hielten Professoren und Schüler ständig Zusammenkünfte und erörterten heimatkundliche Fragen (Grundsätzliches, Bauernhausformen, Rechtsgebräuche, Bauernkriege.) Eine von P. Bernhard begonnene zeichnerische Aufnahme der Schmiedeeisenarbeiten des Stiftes wurde fortgesetzt. Dem Archiv wurden alle erreichbaren Angaben über Zeit und Meister entnommen und den Zeichnungen beigefügt. Auf Wanderungen in die Umgebung wurden ebenfalls heimatkundliche Gegenstände aufgenommen, auch einige Erdställe aufgedeckt. Das Arbeitsjahr wurde durch einen Vortrag Dr. Depinys über Heimatkunde und Heimatschutz geschlossen, der zugleich mit anschließender Erörterung die Einleitung zu weiterem Schaffen bildete.

Die Studentenortsgruppe Ried i. I. hat sich als heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. In regelmäßigen Zusammenkünften wurde neuere heimatkundliche Literatur gemeinsam gelesen und erörtert. Eine planmäßige Einführung in die Volkskunde wurde an der Hand von Meisingers Bildern zur Volkskunde gewonnen. Wanderungen dienten der Heimatfreude, aber auch der Heimaterkundung. Volkskundliche Sammelergebnisse konnten bereits dem Archiv der Heimatgaue zur Verfügung gestellt werden und künden reges Leben.

Am Bundesgymnasium in Freistadt und am Realgymnasium in Gmunden erfolgt die Einführung in Heimatkunde und Heimatschutz in Form eines Seminars, worüber nächstens berichtet wird. Am Gymnasium in Wilhering bilden Monatsvorträge Dr. Depinys, zu denen sich die Schüler versammeln, im engsten Zusammenwirken mit dem Lehrkörper eine allmähliche Einführung.

Dieses jugendfrohe Streben nach vertieftem Heimatverstehen und der Wille, den Heimatschutz aufzugreifen und die Heimaterkundung zu fördern, gibt der Hoffnung Gewähr, daß unsere junge Freundesschar den Heimatgedanken mit ins Leben hinaustragen, daß sie in Heimat und Volkstum wurzeln werde — ein treues, deutsches Leben lang.

Dy.

Schutz unseren heimischen Denkmalen!

Letzthin führte mich mein Weg in ein größeres Dorf des Mühlviertels, in das ich seit meiner Studentenzeit her nicht mehr gekommen war. Es liegt aber mehrere Wegstunden von der Bahn entfernt und so geschah's, daß ich, weil eine ausdrückliche Veranlassung dazu sich mir nicht geboten hatte, gerade diese Straße nicht betrat, die mich zu ihm führen konnte. Trotz der 15 oder noch mehr Jahre, die seit meiner ersten Anwesenheit in dieser Gegend verstrichen sind, bewahrte ich dem Orte wegen seiner landschaftlich schönen Lage und einiger guter Kunstwerke darin ein freundliches Gedenken. Daher war meine Neugierde nicht geringer als meine Freude, wie ich nun wieder einmal die Wanderung dorthin antreten konnte. Schon auf dem Wege traf ich einen Bekannten aus der Kriegszeit, von dem ich gar nicht wußte, daß ihn das Leben in diesem Winkel der Erde geworfen hatte. Da er meinen Beruf kannte, so erzählte er mir sofort, daß ein Bauer, zu dessen Besitztum auch die kümmerlichen Reste einer besonders alten Burg im gegenüber liegenden Walde gehören, im heurigen Frühjahre Steine aus dieser Ruine brechen ließ, um sich ein neues Wirtschaftsgebäude zu bauen. Alle Einwände, die von verständigen Leuten der Gegend vorgebracht worden seien, hätten nichts gefruchtet. Natürlich schloß er mit der bei solchen Gelegenheiten immer wieder gehörten Frage, ob es denn dagegen keine gesetzliche Handhabe gäbe, und was zu tun wäre, um solche Zerstörungen alter Kulturwerke zu verhindern. Und wieder, wie schon so oft, mußte ich die erste Frage verneinen, und, förmlich zur eigenen Entschuldigung, einige jener Fälle aufzählen, bei welchen es unter Benützung verschiedener anderer gesetzlicher Mittel, wenigstens in geschlossenen Ortschaften, möglich ist, Denkmäler der Vergangenheit in privatem Besitz für die Zukunft zu retten.

Das Gespräch hatte mich verstimmt. Froh und freudig war ich in der Früh ausgezogen, um wieder ein schönes Stück Erde zu sehen und nun war ich noch gar nicht dort und schon erhielt ich eine mir so unangenehme Kunde. Ja, ich bekam einen stillen Zorn über meinen mir sonst so lieben Begleiter, weil er mir die Stimmung derart verdorben hatte. Schweigsam schritten wir nebeneinander her, als mir plötzlich nach einer Wegbiegung ein greller roter Fleck mitten aus dem dichten Grün des Waldes entgegenschrie. Was ist denn das wieder? war meine unwillkürlich laut ausgestoßene Frage, worauf mich mein Begleiter nicht weniger erstaunt ansah und die Gegenfrage stellte, ob ich denn auch davon nichts wisse, daß das alte Schloß eben mit Eternitschiefer eingedeckt werde und ein Teil des neuen Daches schon seit längerem fertig sei. Ich wußte natürlich nichts davon, da eine gesetzliche Anzeigepflicht ja nicht besteht, und hätte auch mit der überwiegenden Zahl unserer Landesbewohner nicht ahnen können, daß einer der größten Waldbesitzer unseres Landes, dem noch dazu durch Geburt und Erziehung die Ehrfurcht vor der Ueberlieferung nicht fremd geblieben ist, eines seiner vielen Schlösser, das

rings von Wald umgeben ist, gerade mit Eternit einzudecken beabsichtigt. Und für Monumentalbauten eignet sich nun einmal dieses Material nicht, was sonst auch seine Lobredner zu seinen Gunsten vorbringen mögen. In der grünen Mühlviertler Landschaft wird es sich, so lange es auch am Dache liegen bleiben mag, nie der Umgebung anpassen und in die Farbstimmung einfügen. Denn trotz aller Verbesserungen, die an diesem Material vorgenommen wurden und von denen ich selbst noch vor etwa einem Jahrzehnt hoffte, daß sie es auch für Monumentalbauten geeignet machen werden, gelang es doch nicht, sonnen- und wetterbeständige Farbtöne herzustellen. Noch jedes Eternitdach, das mir bekannt wurde, ist im Gegensatze zu allen anderen Eindeckungsarten in der Farbe heller geworden und hat, da dieser Prozeß natürlich nicht gleichmäßig vor sich ging, allmählich ein scheckiges Aussehen erhalten. Daher erscheint es um so unbegreiflicher, daß selbst in solchen Kreisen, denen der Besitzer des früher angedeuteten Schlosses angehört, keine bessere Einsicht herrscht. Die Eterniteindeckung dort wirkt als eine Verunstaltung der Landschaft, wozu für den Besitzer keinerlei Nötigung und eine jener Rücksichten gegeben war, wie sie andere, weniger bemittelte Eigentümer von solchen oder ähnlichen Bauten in früherer Zeit zu nehmen gezwungen waren. Jetzt fallen ja auch diese weg.

Da dieser Fall leider nicht vereinzelt dasteht und besonders oft auch unsere Landkirchen, vielfach die einzigen Monumentalbauten in den kleinen geschlossenen Ortschaften, derselben Verunstaltung ausgesetzt werden, — rasches Einkaufen des Materials vor jeder behördlichen Genehmigung sollen dann meist die maßgebenden Behörden zwingen, ihre Zustimmung zu geben — möchte ich doch einmal die Frage aufwerfen, ob wir es nötig haben, das einzige, das uns aus den Wirren der letzten Zeit geblieben ist, unsere Heimat, selbst zu verunstalten. Und wenn auch der Besitzer oder Verwalter jedes einzelnen dieser Bauwerke vermeint, daß ein solcher „Ausnahmsfall" nicht wesentlich ins Gewicht falle, so irrt er. Denn im geschlossenen Gesichtskreise einer Landschaft kommt immer nur dieser vereinzelte Ausnahmsfall zur Wirkung; bei einer Wanderung bringt er aber eine ganze Kette solcher Ausnahmsfälle zu Tage, so daß von einem Ausnahmsfall wie von einer vereinzelten Wirkung nicht mehr gesprochen werden kann, und sich als Summe der Eindrücke nur mehr der einer fortschreitenden Verwahrlosung unserer künstlerischen Bauwerke ergibt.

Inzwischen waren wir an das Dorf herangekommen und mein Freund zog heimwärts, während ich meine Schritte nach der stattlichen, am Ende des Dorfes gelegenen Pfarrkirche lenkte. Die war, dem äußeren Anscheine nach, wenigstens, noch die gleiche geblieben, wenn auch die Dachungen unter den letzten Stürmen etwas gelitten hatten. Doch ich wußte, daß der fürsorgliche Pfarrherr bereits für die notwendigen Ausbesserungs- und Erneuerungsarbeiten vorgesorgt hatte. Als ich aber das Kircheninnere betrat, mußte ich doch die traurige Wahrnehmung machen, daß auch hier nicht alles mehr so war wie früher. An die Stelle der barocken Altäre, die sich stimmungsvoll in den Raum eingefügt hatten und unter denen der Hochaltar einst ein treffliches Werk eines unserer bekanntesten Rokokomaler, des Kremser Schmidt, beherbergte, waren Machwerke geistlosester Neugotik getreten und das Bild des Kremser Schmidt hatte hoch oben an der einen Wand des Presbyteriums ein Ausnehmerdasein gefunden. Die wenigsten werden es dort beachten und die es beachten, kaum so sehen können, um es richtig einzuschätzen. Also wieder um eine traurige Erfahrung mehr.

Der Verzweiflung nahe über diese Reihe von Enttäuschungen, wagte ich fast kaum mehr noch etwas anzusehen. Dem einzigartigen Denkmal des Ortes, dem weit bekannten Hundegrabstein aus dem Jahre 1612, wollte ich aber doch nicht ganz meine Aufmerksamkeit entziehen. Doch auch den hatte man nicht in Ruhe lassen können. Er ist überstrichen worden und zwar in keineswegs künstlerischer Weise. Nur gut, daß man wenigstens Kalkfarben dazu verwendete und daher diese Verunstaltung wieder leicht behebbar ist. Ich aber hatte genug. Für einen Tag war es zu viel.

Unerfreuliches ist auch aus Steyr zu berichten. Man spricht dort zwar gern von der Stadt als dem „österreichischen Rotenburg" und hört es noch viel lieber, wenn es andere sagen. Die Verpflichtungen aber, die daraus für alle öffentlichen Gewalten wie auch jeden einzelnen Bewohner der lieben Stadt am Zusammenflusse der Enns und Steyr erwachsen, werden nicht so gerne über-

nommen, ja sogar nicht selten vernachlässigt. Daher kommt es, daß der Heimatfreund und Schätzer alter Stadtbilder selbst bei einem mehrmaligen Besuch der Stadt im Jahre immer wieder Einbußen an der architektonischen Schönheit des so reizvollen Stadtbildes feststellen muß, die ihn besonders deshalb traurig berühren, weil sie meist unwiderbringliche Verluste darstellen und fast immer bei einiger Ueberlegung und gutem Willen zu vermeiden gewesen wären. Noch tragen die keineswegs glückliche Erneuerung eines Teiles des Erdgeschosses am Hause Nr. 20 in der „Enge" und der Ausbruch eines neuen Fensters außerhalb der alten Fensterachse am Neutor, die unangenehme Auffälligkeit der Neuheit an sich und schon wieder haben sich zwei neuerliche und dabei noch viel größere Veränderungen im Ortsbilde eingestellt, die keineswegs zur Verschönerung der davon betroffenen Stadtteile beitragen und natürlich noch weniger den alten Charakter dieser Häuser wahren.

Die erste dieser beiden Verunstaltungen erfolgte am Hause Kirchengasse Nr. 2, das einen neuen Dachstuhl erhielt. Bisher hatte das stattliche Haus, das am Eingange der Kirchengasse steht und die Ecke zum Michaelerplatz bildet, eines jener hohen Giebeldächer, wie sie für die alten Bauten unseres Landstriches so bezeichnend sind und sich in Steyr noch in größerer Anzahl erhalten haben. Die Schadhaftigkeit des alten Dachstuhles veranlaßte die Neuherstellung, die in der Weise eingeleitet wurde, daß zuerst ein neuer, der Kostenersparnis halber bedeutend niedrigerer Dachstuhl in Bestellung gegeben und sogar abgebunden wurde, worauf erst das Ansuchen um die Baubewilligung erfolgte und daher eine Kommissionierung möglich war. Sie hatte dann natürlich für die Denkmalpflegeinteressen fast keinen Zweck mehr, denn bei den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen ist es unmöglich, nach solchen „Vorarbeiten" selbst nur alle gesetzlichen Bauordnungsbestimmungen durchzusetzen, ganz zu schweigen von Forderungen, die über den starren Buchstaben unserer veralteten Bauordnungen hinausgehen. Aber damit nicht genug, wurde der Dachstuhl ohne zwingenden Grund noch so schematisch entworfen, daß sogar die vorhandene gestutzte Giebelmauer sich dem Willen des Zimmermeisters beugen mußte und ganz einfach um so viel seitlich abgeschnitten wurde, als über den neuen Dachstuhl hinausgeragt hätte. Den Schaden trägt wie immer in solchen Fällen die Allgemeinheit, — der es besonders in Steyr mit seiner alten, städtebaulichen Kultur nicht gleichgiltig sein kann, ob ein Haus um das andere verunstaltet wird, — und, in diesem Falle wenigstens, auch der Hausbesitzer. Hätte er sich rechtzeitig an die entsprechenden Behörden gewendet, so wäre sicher ein Ausweg zu finden gewesen, der die alte Dachform gewahrt und dem Hausbesitzer viel Geld erspart hätte. In dem verspäteten Zeitpunkte der Kommission war natürlich nichts mehr zu retten.

Das andere Haus, das sich einen gewaltsamen und nicht zu seiner Verschönerung beitragenden Eingriff gefallen lassen mußte, ist das am Grünmarkt Nr. 7; eines jener typischen Steyrerhäuser, die giebelseitig zur Straße stehen; deren obere Geschosse über das Erdgeschoß vorkragen und von Korbhenkelbögen getragen werden, die auf steinernen Konsolen aufruhen. Zur Einrichtung eines neuen Geschäftsladens mit neuer Eingangstüre und Schaufenstern wurde nun das Erdgeschoß umgestaltet. Obwohl die bestehende Gliederung des ganzen Hauses eine seinem Charakter entsprechende Lösung von vorneherein nahelegte und eine solche bei dem ähnlichen Gebäude am Stadtplatz Nr. 1 vor gar nicht langer Zeit in geradezu mustergiltiger Weise auch gefunden wurde, blieben doch der vorhandene Bestand und das gute Beispiel unberücksichtigt und es wurde einer Idee nachgejagt, die geradezu allen modernen städtebaulichen Forderungen entgegengesetzt ist. Während nämlich diese eine gleichmäßige Unterordnung der ausschließlichen Wohn- und Geschäftshäuser unter die wegen ihrer Bestimmung oder Lage oder architektonischen Bedeutung hervorragenden und dementsprechend auch durchgebildeten Bauten verlangen, um einen gewissen Rhythmus im Straßenbilde zu erzeugen, der keineswegs die individuelle Freiheit des Bauherrn oder Baukünstlers bei den einfacheren Bauten unterdrückt, sondern nur so weit eindämmen will, als der Mensch seinen Freiheitsdrang bezähmen muß, um als Gesellschaftswesen überhaupt möglich zu sein, sucht die Umgestaltung dieses Hauses es vor allem über die anderen seiner Umgebung emporzuheben und es auffällig zu machen, obwohl es durch seine Bauart, Lage und Bestimmung

nicht dazu geeignet erscheint. Gewaltsam wurde eine Eingangstüre zwischen die bestehenden Schaufenster eingezwängt, und, da der Platz an der schmalen Front dazu eigentlich nicht ausreichte, das Türgewände sehr schmal gehalten. Weil diesen Pfeilern aber, wenigstens für das Auge und Empfinden des Beschauers, eine tragende Bedeutung zukommt, erscheinen sie wie Stelzen, auf welchen der Oberteil des Hauses nun zu stehen verdammt ist. Aber auch nach obenhin war kein Platz und daher wurde die eine Konsole ganz einfach gestutzt. Doch auch dadurch konnte der Eindruck nicht verwischt werden, daß sie wegen ihrer Lage, mitten über der Eingangstür, und des schmalen Raumes zwischen ihr und dem oberen Rande der Türe, diese förmlich einzudrücken scheint. Lassen sich dafür aber immerhin noch einige praktische Erwägungen ins Treffen führen, so fällt eine ähnliche Begründung für die Umgestaltung der bisherigen, mit schönen Rundbögen abgeschlossenen Schaufenster in solche mit trapezförmigem Abschlusse, der zu den darüber liegenden, alten Korbhenkelbogen in unruhiger Disharmonie steht, ganz weg. Und noch viel weniger war es notwendig, das ganze Erdgeschoß mit Kacheln zu verkleiden, die bei einem Neubau mit großen Flächen sehr gut wirken können, aber hier keinerlei Berechtigung haben und nur den Zweck verfolgen, viel Geschrei zu machen. Durch sie wird das Haus, das durch die anderen Aenderungen in seiner eigenen Wirkung sehr beeinträchtigt wurde, auch das gewohnte Bild seiner ganzen Umgebung empfindlich stören und den Anblick der Straße in einer Weise beeinflussen, die mit den übrigen Eindrükken, die das herrliche, alte Steyr bei jedem Beschauer hinterläßt, in keinerlei Verbindung gebracht werden können. Auch hier war eine Verbesserung trotz früh einsetzender örtlicher Widerstände gegen das Projekt nicht zu erzielen, insbesonders deshalb, weil das Landesdenkmalamt nur ganz zufällig und erst zu einer Zeit davon erfuhr, als die Arbeiten bereits in Angriff genommen waren. Da aber die Bewegung für die Erhaltung der Schönheiten unseres Landes und insbesonders der alten Stadtbilder hier schon so viele Vertreter besitzt, daß in den meisten Städten und vielen kleineren Orten die Umgestaltung alter Häuser in einer dem bisherigen Charakter entsprechenden Art durchgeführt wird, wofür aus der letzten Zeit besonders erfreuliche Beispiele unter anderen aus Linz, Braunau, Bödlabruck und auch Steyr vorliegen, so erschiene es doch selbstverständlich, daß besonders in der Stadt, welche das größte historische Interesse von allen Städten Oberösterreichs beanspruchen kann, jeder einzelne Fall von vorneherein so überlegt und abgewogen wird, daß derartige Verunstaltungen, wie sie hier beschrieben werden mußten, nicht mehr vorkommen könnten. Die Baufachleute selbst wie auch alle anderen ortsansäßigen Künstler, ja die ganze Bevölkerung sollten sich dagegen verwahren, wie man füglich meinen sollte. Daß dies hier nicht geschah und auch sonst nicht immer zu geschehen pflegt ist ein erneuter Beweis dafür, daß eine vollkommene Sicherheit zur Vermeidung derartiger Mißgriffe erst dann vorhanden sein wird, wenn endlich auch einmal in Oesterreich von den dafür in Betracht kommenden gesetzgebenden Körperschaften entsprechende Gesetze, für welche schon wiederholte Anläufe vorhanden waren, zum Schutze unserer Denkmäler und daher auch zur Erhaltung unserer alten Städte- und Ortsbilder geschaffen werden.

Wie sehr oft die besten Absichten das Gegenteil erzielen können, sieht man bei der Errichtung unserer zahlreichen Kriegerdenkmäler. Schon während des Krieges suchte der pietätvolle Sinn der Bevölkerung jene zu ehren, welche mit der Aufopferung ihres Lebens die Heimat vor ihren äußeren Feinden schützten. Die ersten Kriegerdenkmäler für die Gefallenen aus dem Weltkriege wurden errichtet und gleichzeitig erhoben sich auch warnende Stimmen. Flugschriften und Einzelblätter, welche die künstlerischen Fragen dabei klären wollten, wurden gedruckt und nach Möglichkeit zu verbreiten gesucht, ganze Bände mit beispielgebenden Entwürfen erschienen im Buchhandel. Auch die Tagespresse und die verschiedensten Zeitschriften waren bestrebt, Uebereilungen hintanzuhalten und der künstlerischen Seite der Bewegung gerecht zu werden. Insbesonders erscholl der Ruf, lieber weniger Kriegerdenkmäler zu errichten, aber dafür diese mit größter Ueberlegung und nach künstlerischen Gesichtspunkten.

Gefruchtet haben alle diese aufklärenden Bemühungen allerdings sehr wenig und heute kann man schon fast sagen: „Es ist kein Dörflein so kleine, ein Kriegerdenkmal muß drinnen seine." Eine ganze Anzahl von ihnen ist gewiß

auch geeignet, gerechten künstlerischen Ansprüchen zu genügen. Die große Menge freilich bleibt unter diesem Maßstab. Der boden- und volksfremde Obelisk spielt unter ihnen eine zu große Rolle. Die Schuld daran tragen in den meisten Fällen die Besteller, zu einem geringeren Teile auch unsere Künstlerschaft und unsere kunstgewerblichen Unternehmungen, welche aus Furcht vor dem Verluste des geldlichen Verdienstes oft den Bestellern gegenüber sich zu nachgiebig zeigen. Aber über die Form der jetzt noch immer in großer Zahl zur Aufstellung gelangenden Kriegerdenkmale soll hier nicht weiter gesprochen werden. Denn die Kunst jedes Volkes zu jeder Zeit entspricht der Höhe seiner übrigen Kultur und mit dem Aufpfropfen auch höchststehender Kunstwerke, die nicht wenigstens gefühlsmäßig irgendwie im Volke verankert werden können, oder gar durch behördliche Vorschreibungen, lassen sich auch keine dauernd befriedigenden Ergebnisse erzielen. Das soll natürlich nicht heißen, daß die Künstler deshalb auf die Hauptaufgabe ihres Berufes, das Vorausfühlen der seelischen und geistigen Ziele der Zukunft Verzicht leisten oder die für die Kunstpflege bestehenden Behörden nicht um ihren Rat befragt werden sollen, sondern, daß auch hier im künstlerischen oder behördlichen Befehlston nichts zu erreichen ist und auch durch Aufklärung und Beratung nur so viel erreicht werden kann, als die dafür maßgebenden Kreise des Volkes annehmen wollen und aufnehmen können.

Worüber aber hier einiges gesagt werden soll und weshalb es gerechtfertigt erscheint, daß diese Zeilen unter dem voranstehenden Gesamttitel erscheinen, ist die Wahl der Aufstellungsplätze dieser Kriegerdenkmäler. Jüngst sah ich in einem kleineren Markte des Mühlviertels ein Kriegerdenkmal, das ja an und für sich gewiß kein Meisterwerk der Kunst ist, aber sich durch eine ganz hervorragend gute Aufstellung auszeichnet. Es steht seitlich von dem Hauptwege zur Pfarrkirche innerhalb der Friedhofmauer, in einer rechtwinkeligen Ecke, wobei rund um das Denkmal ein beiläufig auf allen Seiten gleichgroßer Raum freigelassen wurde. Jeder, der diesen Weg einschlägt, muß daran vorüberkommen und erinnert sich unwillkürlich an die opferbereiten Heldensöhne seiner Gemeinde. Trotzdem steht das Denkmal niemand im Wege, und, da es zu keiner Achse der Kirche orientiert ist, beeinträchtigt es auch, trotz seiner ziemlichen Höhe, in keiner Weise die Wirkung des schönen Gotteshauses. Ganz im Gegensatze dazu wurde jüngst in einem Markte des Traunkreises ein Kriegerdenkmal errichtet, das sich nun auf dem Marktplatze, in ziemlicher Nähe des alten Marktbrunnens erhebt und das bescheidene Denkmal der Vergangenheit wie den ganzen Platz, der ja in seiner Anlage ebenfalls ein Denkmal darstellt, um ihre ganze architektonische Wirkung bringt. Im ersten Falle hatten die Besteller den ortsansäßigen Steinmetzmeister der das Denkmal ausführte, freie Hand gelassen und er fand mit seinem einfachen und künstlerisch sicher nicht sehr geschulten Sinne das Richtige, im letzteren wurde dem ausführenden Künstler der Platz vom Denkmalkomitee vorgeschrieben und die Sache ging schief. Noch viel ärgerlicher ist die Aufstellung eines Kriegerdenkmales in einem kleinen Orte an einem unserer Voralpenseen, wozu der höchst malerische Friedhofseingang, der so eindrucksvoll war, daß er sogar einem geschäftsmäßigen Ansichtskartenfabrikanten der Friedenszeit wert erschien, im Bilde auf Postkarten festgehalten zu werden, vermauert und seine Umgebung für die Zwecke der Denkmalserrichtung entsprechend umgestaltet wurde. In solchen Fällen, die sich aus unserem Lande allein noch um vielfaches vermehren ließen sind aber nicht bloß die Auftraggeber allein die Schuldtragenden, sondern auch die ausführenden Künstler oder Kunsthandwerker, die sich gegen solche Pläne zu wenig zur Wehre setzen. Denn wenn einer von ihnen nur halbwegs Annehmbares selbst schaffen kann, so muß er auch so viel Empfinden besitzen, um alte Kunstwerke, gut angelegte Plätze und malerische Winkel, und seien sie der bescheidensten Art, nicht verunstalten zu lassen. Allgemein giltige Regeln für die Platzwahl bei solchen Denkmälern lassen sich ja gewiß nicht aufstellen, am allerwenigsten in unserer keineswegs stilkraftigen Zeit, aber ein frisches Empfinden, einige Ueberlegung und der Rat verständiger Personen und Behörden werden gewiß in den allermeisten Fällen die gröbsten Verstöße vermeiden. Das Landesdenkmalamt, das schon in vielen Fällen bei der Errichtung von Kriegerdenkmälern beratend mitgewirkt hat, ist jederzeit bereit, auch in der Zukunft seine Mitwirkung nicht zu versagen, ohne daß den Bestellern daraus irgendwelche Kosten erwachsen.

nur dürfen sich die Gemeinden oder Kriegerdenkmalausschüsse oder anderweitigen Besteller solcher Denkzeichen die Sache nicht so leicht machen wollen, daß sie ganz einfach, wie das schon wiederholt geschehen ist, an das Landesdenkmalamt in beiläufig folgender Form schreiben: „Wir beabsichtigen in unserer Gemeinde ein Kriegerdenkmal aufzustellen und ersuchen sobald wie möglich — meist natürlich kostenlos — um die Vorlage eines Entwurfes sowie Kostenvoranschlages und um die Angabe von Bildhauern oder Steinmetzen, welche das Denkmal ausführen können." Dazu ist das Landesdenkmalamt nicht da und es könnte auch, wenn es wollte, wegen seiner beschränkten finanziellen Mittel solchen Wünschen nicht entsprechen, wenn es ihm auch in solchen Fällen am liebsten ist, von allem Anfange an mitwirken zu können. Aber Pläne zu begutachten und bei der Wahl der Aufstellungsplätze beratend einzugreifen, ist nicht bloß Pflicht des Amtes, sondern ihm auch ein willkommener Anlaß für die künstlerische Gestaltung der Heimat sein Möglichstes beizutragen.

Dr. Oskar Oberwalder.

Bayrisches Wanderbuch. I. Band. München. Schriftleiter Max Hauttmann und Hans Karlinger. München-Berlin 1922, Verlag R. Oldenbourg.

Von den zwölf Bänden, aus welchen das vom bayrischen Landesverein für Heimatschutz und Münchner Bund herausgegebene bayrische Wanderbuch bestehen soll, ist als erster Band München erschienen. Wenn auch dieser Reiseführer seiner Art nach keineswegs so neu ist, wie er angepriesen wird — ich verweise nur auf den im Jahre 1908 bereits erschienenen Führer durch Wien von Eugen Guglia, der mit Ausnahme der Bildtafeln die gleiche Anlage und eine sehr ähnliche Ausführung zeigt — und auch noch manche Wünsche offen läßt, so ist er trotzdem ein sehr gutes Buch. Jedenfalls das beste, das auf diesem Gebiete über München vorliegt. Nach einem praktischen Teil, der dem Fremden die nötigen Fingerzeige für die Einteilung seines Lebens und die Befriedigung seiner Bedürfnisse bietet, folgen allgemeine Uebersichten über die ältere Geschichte der Stadt (von Max Hauttmann), das kulturelle Leben des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart (von Karl Alexander von Müller), Handel, Technik und Industrie (von Wilhelm Wagner), sowie gesundheitliche und soziale Einrichtungen (von Richard Schachner) und endlich die eingehende, nach jeder Richtung hin trefflich gelungene Führung auf der Wanderung durch die Stadt von Hans Karlinger, welche sich enge an die baugeschichtliche Entwicklung Münchens anschließt und daher weit mehr als eine Aneinanderreihung und Beschreibung der „Sehenswürdigkeiten" geeignet ist, das Einleben in das Stadtbild und seine besonders hervorragenden Einzeldenkmale zu fördern. Daran reihen sich Beschreibungen der nächsten Umgebung Münchens und seiner Sammlungen von den verschiedensten, durchwegs sachkundigen Verfassern und gute Register sowie 40 ganzseitige Abbildungstafeln, die manches im Bilde festhalten, von dem man sonst nicht leicht und rasch genug eine Abbildung erhalten kann, und zwei Karten (Stadtplan und Umgebungskarte.) Wenn auch im Text einigemale die Liebe zur Heimat und der Stolz wie die Freude an ihrer geschichtlichen Größe die Farben etwas lebhaft mischen, so zum Beispiel in den zu Mißdeutungen mindestens Anlaß gebenden und geschichtlich wohl gewaltsamen Sätzen: „. . . . im Frühling und Sommer fahren sie (die Flöße) von hier regelmäßig noch bis zur zweiten, reicheren Hauptstadt auf altbayrischem Kulturboden, nach Wien weiter" (S. 14) oder „In einem gewissen, abgeschwächten Sinn darf man wohl sagen, daß jene Zeit (Ludwig I.) die letzte schöpferische Kulturzeit Deutschlands gewesen ist" (S. 21), so wird doch sonst ein getreues Bild von der geistigen und künstlerischen Entwicklung Münchens entrollt, das Einheimischen wie Fremden als ein trefflicher Wegweiser durch seine Geschichte und der Erkenntnis seiner Kulturaufgabe auch für die fernere Zukunft zu dienen vermag.

Lediglich als Anregungen für die weiteren Bände dieses für die Kräftigung eines wahrhaft heimatlichen Sinnes und daher im höchsten Maße auch völkischen Gefühls wirkenden Wertes, möchte ich darauf verweisen, daß ich darin noch geologische und geographische Angaben sowie statistische Daten (z. B. über Einwohnerzahl usw.), endlich auch eine Darstellung des Volkslebens und

insbesonders des für München so bezeichnenden modernen Künstlerlebens und Treibens vermisse. Für die praktische Benützbarkeit des Buches erschiene es mir angezeigt, wenn die Register leichter aufzufinden wären und daher entweder vorne oder noch besser die Bildtafeln vorne eingefügt würden. Ebenso wäre das Straßenverzeichnis auf der Rückseite des Stadtplanes vielleicht so zu drucken, daß es nicht immer notwendig wird, den ganzen Plan umzudrehen, um irgend etwas nach dem Verzeichnisse auf dem Plan zu finden, etwa in der Weise, daß das ganze Verzeichnis links oder rechts auf zwei Spalten vereinigt oder oben verkehrt gedruckt wird, so daß immer nur ein geringer Teil des Planes umgeschlagen werden müßte. Diese leicht behebbaren Einwendungen wollen aber keineswegs den Wert und die Benützbarkeit des auch sehr handlichen Buches herabsetzen. Dr. O. O.

Floridus Blümlinger, Guckkastenbilder. Sammlung **„Allerhand aus Volk und Land"**. 1. Band. 3. bis 4. Auflage. Linz, Kath. Preßverein 1922. 133 S.

Mit offenem Aug und Herzen ging Floridus Blümlinger, ein Sohn unseres Innviertels, Chorherr zu Reichersberg (1862—1901) durch die Heimat und hielt als Schriftsteller, der zum Volke reden will, Erschautes und Erlebtes in Schilderungen fest. So entstand als erster Band einer geplanten Schriftenreihe das Bändchen, „Guckkastenbilder", das auch volkskundlich Wertvolles enthält (Mettennacht, Weihnachtslied und Weihnachtsspiel, Eierpecken, Eisschießen, Gödenbrauch, Nachkirchtag). Den Plan zur Fortsetzung der Sammlung nahm leider ein früher Tod Blümlinger aus der Hand. Der Verlag gibt nun eben die 3. und 4. Auflage der Guckkastenbilder heraus. Leider hat er sich entschlossen, von den 35 Erzählungen der 2. Auflage 12 zu streichen, darunter die köstliche Schilderung „Das Weihnachtsspiel". Es können nur äußere Gründe diesen Eingriff verursacht haben. Hoffentlich macht ihn die nächste Auflage, die wir Blümlinger herzlich wünschen, wieder gut. Dy.

Altösterreichische Volkstänze mit Beschreibung und Noten. Gesammelt von Raimund Zoder, herausgegeben vom Oesterreich. Volksbildungsamte. Wien, Oesterreichischer Schulbücherverlag 1922.

Raimund Zoder, der zusammen mit Rudolf Preiß die heimische Volksliedersammlung „Unsere Lieder" herausgab, in der „Bauernmusi" die Volksmusik aus dem Schutte der Vergessenheit ans Licht hob, im „Traismaurer Kripperlspiel" ein Kleinod der Volksdramatik veröffentlichte, hat uns nun eine kleine, handliche Sammlung österr. Volkstänze auf den Weihnachtstisch gelegt. Er kommt damit einem gesunden Streben unserer Jugend entgegen, die in der Zeit der Selbstbesinnung und des völkischen Wiedererwachens mit Liebe und Eifer alte heimische Volkstänze pflegen möchte, bisher aber nur auf reichsdeutsche Sammlungen angewiesen war. Wir Oberösterreicher, denen der Volkstanz noch nicht so entfremdet ist wie den von Wien sehr stark beeinflußten Niederösterreichern, stoßen bei einem Großteil der 10 Tänze auf gute Bekannte, und möchten wünschen, daß in der nächsten Auflage oder einer Fortsetzung noch manche Perle unseres Volkstanzes hinzugefügt werde. Dem Büchlein, dessen Preis (5000 Kr.) sehr mäßig gehalten ist, wäre schon um seiner edlen Absichten willen die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Dr. Hans Commenda.

Hugo Hinterberger, **Familienbuch der Familie Hinterberger.** Als Beispiel für die Anwendung der Photographie zur Illustration familiengeschichtlicher Werke. Wien, Braumüller 1921. 103 S. und 9 Tafelbeilagen.

Eine verstärkte Pflege der Familiengeschichte durch unsere Familien selbst wäre nicht nur eine Förderung und Klärung unserer Siedlungskunde, sondern vor allem ein wirksames Mittel zur Hegung und Hebung des Familiensinnes, dessen wir wirtschaftlich und kulturell so dringend bedürfen. Ein Beispiel einer derartigen Empfänglichkeit für Familienüberlieferung gibt uns das vorliegende Buch, eine mit Mühe und Emsigkeit zusammengetragene Geschichte der auch in Oberösterreich verbreiteten Familie Hinterberger, die der Verfasser bis auf Hans Niderhinderperger, um 1600 Wundarzt zu Abtenau, zurückverfolgen kann. Für unsere engere Heimatgeschichte seien folgende Hinterberger angemerkt: Michael (1758—1847), Wundarzt zu Aschach, später zu Kleinmünchen. Franz Xaver (1787—1854), Theologieprofessor zu Linz, sodann Pfarrer in Gurten, Anton, Wundarzt zu Windern (1788—1856) — über ihn wird ein mundartliches Gedicht angeführt, das bis 1886 im Volksmund nachgewiesen wird

und als Pilotenlied gesungen worden sein soll —, P. Benedikt zu Lambach (1818—1853) und Josef (1795—1844), Lyzealprofessor in Linz. Das Werk ist reich mit Familien- und Ortsbildern versehen, deren Bedeutung für die Familienforschung der Verfasser nachdrücklich betont. Beherzigenswert und leicht durchzuführen ist seine Mahnung, die Photographien, die man besitzt, stets mit den Namen und näheren Angaben zu versehen, sonst ist auch das reichste Familienalbum nach einem Menschenalter tot, während es, mit Namen, Orts- und Zeitangaben versehen, lebendig zu erzählen vermag. Von den Bildern beanspruchen einige, z. B. ein Aquarell von Kleinmünchen 1823, Bedeutung über den Rahmen des Buches hinaus. Möge das Buch, dessen heimatkundlichen Wert ich schon andeutete, manchen Leser anregen, sich ein wenig umzusehen um von der eigenen Familiengeschichte und von der Reihe und den Schicksalen der Vorfahren den Schutt des Vergessens wegzuräumen, soweit er es vermag.

Dy.

A. Kuhn, **Das Biberacher Schützenfest (Kinderfest) in seiner geschichtlichen Entwicklung.** Biberach, Selbstverlag der Schützendirektion. (1921.) 78 S.

Das Biberacher Schützenfest, ein echtes, rechtes Kinderfest, hat sich aus einem alten Schützenfest allgemach zu selbständigem Leben losgelöst und wird am ersten Montag und Dienstag im Juli eines jeden Jahres gefeiert, groß und klein im Orte auf die Beine bringend, Leute von nah und fern anlockend. Ein Kinderfestzug und ein Nachmittag voll Kinderlust mit Kletterbaum, Freund Kasperl, Tänzen und Ziehung bilden den Höhepunkt des Festes, dessen Pflege einer eigenen Schützendirektion obliegt. Neben der Schilderung des Brauches, unter reichlicher Beigabe von Bildern, verfolgt das Büchlein die Geschichte des zum Teil schon 1679 nachweisbaren Festes, die Aufzählung der Schützendirektoren seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts und die Angabe der auf dem Schützentheather 1819—1921 aufgeführten Stücke, sind wertvolle Beigaben. Ich möchte das Büchlein recht vielen Jugendführern in die Hand legen als ein erquickliches Beispiel und eine Anregung bei der Suche nach dem Pfade ins Sonnenland froher Jugend.

Dy.

Rübezahl, eine lustige Streitschrift für die Sudetendeutschen. Schriftleiter Josef Wolf. Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus.

Die Sudetendeutschen stehen im schweren Kampfe um ihr Volkstum, den kulturelles Wollen und Können entscheiden wird. Diesen bitterernsten Hintergrund hat die „lustige Streitschrift", die in Folgeheften erscheint. Im Spiegel lustiger Blätter spricht sie von deutscher Not, findet aber auch Anlaß zu allgemeiner Satire auf Allzumenschliches unserer Zeit. Manch mit Fastnachtstrichen hingeworfenes Bildchen leuchtet als Blitzlicht greller als vielleicht der Aufsatz eines Berichterstatters. Heimische Dichter und Zeichner fördern das Werk, das freilich oft dem Zensor verfällt, wie der wiederholte Zusatz „Nach der Beschlagnahme" zeigt. Aber lustige Blätter flattern eben dennoch lustig weiter. Wer einst das heutige deutsche Leben und den Lebenswillen in der Tschechoslowakei beschreiben will, wird auch vom „Rübezahl" zu erzählen haben.

Dy.

Josef Kern, **Die Sagen des Leitmeritzer Gaues.** (Die Erbtruhe der „Heimatbildung"). Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag. 1922. 124 S.

Eine landschaftliche Sammlung der Sagen von Leitmeritz nach gedruckten Quellen und mündlicher Ueberlieferung, wie wir sie für unsere einzelnen deutschen Gegenden benötigen. Unter den geschichtlichen Sagen im engeren Sinne, treten besonders Burgen- und Schwedensagen hervor, Totensagen- und Dämonensagen sind zahlreich vertreten. Unter den Schwedensagen (Schatzsage, S. 23) taucht der ewige Jude auf, die Sage von der Totenmette (S. 72 f) ist verquickt mit dem Motiv vom Ueberschlafen langer Zeiträume, die Sage vom bergentrückten Heer erscheint in der besonderen Fassung der himmlischen Krieger, die in der Metternacht um 12 Uhr sich im „wilden Tal" zeigen (S. 79). Das Buch ist eine Grundlage für sagenkundliche Forschung und ein Quell echter Heimatbildung.

Dy.

Dr. Gustav Jungbauer, **Die fünfblätterige Rose.** Ein Sagenbüchlein. Budweis, W. Tobler. 1922. 48 S.

Jungbauer, der bekannte volkskundliche Forscher des Böhmerwaldes, stellt hier die Sagen zusammen, die sich an die Geschicke des mächtigen Geschlechtes

der Wittigonen knüpfen, die als deutsche Einwanderer aus Oberösterreich kamen. Die Sagen, die einen besonders reichen Kranz um das leidgeprüfte Haupt Bertas von Rosenberg schlingen, sind ein Vorbote von Jungbauers umfangreichem Werk „Böhmerwaldsagen". Dem, der mehr als sich der Sagen bloß erfreuen will, sind Bemerkungen zugegeben. Eingestreut sind Lieder aus Hans Sperls Roman „Die Söhne des Herrn Budliwoj". Das Büchlein fördert eine edle Heimatsache, es ist zugunsten des Böhmerwaldmuseums in Oberplan ausgegeben. Dieses ist als Heimatmuseum des ganzen Gebietes von Cham-Furth-Neugeldein bis Neubistritz gedacht und seiner ganzen Anlage noch dazu angetan, eine gesegnete Pflegestätte deutschen Geistes zu werden.

Dy.

Heimatgaue, 3. Jg., 4. Heft. Abgeschlossen Martini 1922. — Schriftleiter: Dr. Adalbert Depiny, Linz, Wurmstraße 15 a.
Alle Rechte vorbehalten.
Verlag: R. Pirngruber, Linz. — Druck von Joh. Haas in Wels.

Mod. Grabmalkunst

Benno Steller

konz. Steinmetzmeister

Linz
Straßenbahnhaltestelle Friedhof
Telephon 1018/VIII

Wels
Dr. Großstraße
Telephon 1018/VIII

MÖBEL-MARMORE
IN- UND AUSLÄNDISCHER SORTEN

Feuerwehrgeräte- und Spritzenfabrik

Konrad Rosenbauer

Linz a. D.

Spezialgeschäft für techn. Bedarfsartikel

Auto-Benzinmotorspritzen

Benzinmotorspritzen

alle Arten Handdruckspritzen, Gartenspritzen, Abprotzspritzen, Schläuche.

Sämtliche Feuerwehrartikel, Sanitätsmaterial.

Gummischläuche, Gummidichtungen, Asbest-Fibreplatten, sämtliche Dichtungen, Packungen, Riemenverbinder, Riemenwachs, Riemenkitt, Karbidlampen.

Treibriemen.

Leitern. Armaturen.

Kinderwagen

Gitterbetten
Kinderleiterwagen
Puppenwagen
Babykörbe
Eisen- und Messingmöbel

hält stets reichsortiert, in gediegener Ausführung und zu gewohnt soliden Preisen lagernd

Vor Ankauf, versäumen Sie nie, in Ihrem eigenen Interesse mein Lager zu besehen

Haus Jakl

Spezialhaus für Kinderwagen etc.

Urfahr, Ferihumerstr. 14
(Tramwayhaltestelle: Hotel Achleitner)

Größte Auswahl in den feinsten Handarbeitsschuhen.

VLASATY SCHUHE

die Marke der Kenner

Schuhhaus Spittelwiese

Z.

Strapazschuhe in jeder Ausführung zu den billigsten Preisen.

Elternpflicht

Krumme Beine, Häßlichkeit der Gesichtszüge, vorspringende Stirn, eingezogene Nase, stockige Zähne, Plattfüße mit ihren lebenslänglichen Beschwerden, auch Zwergwuchs und Rückgratsverkrümmungen sind Folgeerscheinungen der Englischen Krankheit (Rachitis) im Kindesalter, die jedes Kind von 1—6 Jahren bedroht — gleichviel ob arm oder reich, gut oder schlecht ernährt, auf dem Lande oder in der Stadt.

Elternpflicht

ist es, die Kinder vor diesem traurigen Geschick zu bewahren, das ihr ganzes Leben unglücklich beeinflußt und ihnen als nachteiliger Makel zeitlebens anhaftet. Hierzu gehört die Notwendigkeit, sich über die Entstehung, Erkennung, Wesen und Behandlung der Rachitis zu belehren. Verlangen Sie kostenlos das „Rachitis-Merkblatt für Mütter und Pflegerinnen".

Aerzte, Lehrer, Beratungsstellen, Betriebsräte

werden um Mitarbeit gebeten.

Eine gemeinverständliche Darstellung der Wirkung und Anwendungsgebiete der „Künstlichen Höhensonne" — Original Hanau — liefern nachstehende Buchwerke:

„Die Ultraviolett-Therapie der Rachitis." Von Dr. med. Huldschinsky. Geh. 2,50. „Sonne als Heilmittel." Von Dr. med. F. Thedering. Geh. M. 12,—. „Skrofulose, ihre Ursachen, Bedeutung und Heilung." Von Dr. med. F. Thedering. Geh. M. 5,—. „Die Bedeutung der verschiedenartigen Strahlen für die Diagnose und Behandlung der Tuberkulose." Von Dr. R. Gasful vom Berliner Universitäts-Institut für Krebsforschung (mit dem Robert Koch-Preis für Tuberkuloseforschung gekrönte Monographie). Geh. M. 18,—. „Licht heilt! Licht schützt vor Krankheit!" Von San.-Rat Dr. Breiger. Geh. M. 3,—. „Wie heilt Tuberkulose?" Von San.-Rat Dr. Breiger. Geh. M. 3,—. „Gebt den Kindern Sonne!" Ein Mahnwort an Mütter. Von Oberarzt Dr. Klare. Geh. M. 1,50. „Die Lichtbehandlung des Haarausfalles." Von Dr. F. Nagelschmidt. Kart. M. 27.—. „Der Feind nach dem Kriege! Unsere größte Gefahr, die Tuberkulose." Von Hippolyt Meles. Geh. M. 3,—.

Vorbehaltlich etwaiger Preiserhöhungen.

Versand nur gegen Nachnahme.

Sollux Verlag, Hanau am Main, Postfach Nr. 609.

Jahrgang 1922. 5. u. 6. Heft.

Heimatgaue

Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Adalbert Depiny.

Verlag R. Pirngruber, Linz.

Jährlich 6 Hefte.

R. PIRNGRUBER BUCH-, KUNST-, U. MUSIKALIEN-HANDLUNG (VORMALS MAREIS)

Linz an der Donau, Landstraße 34

empfiehlt sich bestens bei Bedarf von **Büchern, Bildern** und **Musikalien** jedweder Art. Reichhaltiges Lager, Nichtvorrätiges wird schnellstmöglichst besorgt. **Großes Antiquariatslager. Spezialität: Heimatkundliche Literatur über Oberösterreich.**

Ankauf von einzelnen guten **Büchern** sowie **ganzen Sammlungen** und **Bibliotheken** zu **angemessenen** Preisen

Ankauf von Altertümern jeder Art, wie alte **Bücher, Bilder, Uhren, Krüge, Zinn, Miniaturen, Waffen, Holz-Figuren** u. **Kunstgegenständen** zu angem. Preisen

Angebote jederzeit erwünscht!

Alois Firlei

Faßmaler und Vergolder

Spezialgeschäft für Restaurierungen kirchlicher und profaner Kunstgegenstände

BAD ISCHL

empfiehlt sich dem hochw. Klerus sowie dem p. t Publikum für **Restaurierungen** aller kirchlichen und profanen Kunstgegenstände nach alten, edlen Methoden. Vor dem Kriege unter Leitung des Bayr. Generalkonservatoriums in München, bereits in mehr als 10 Kirchen größere Arbeit durchgeführt. Nach dem Kriege in Oberösterreich unter Leitung des Landesdenkmalamtes in Linz: Altar in **Ampfelwang, Lambrechten, Utzenaich,** St. Anna-Altar (1676) in **Aspach,** Hochaltar, Kanzel, sowie sämtliche Seiten-Altäre (Schwanthaler) in **Waldzell,** Kircheneinrichtung in **Mörschwang, Gurten** etc. etc. ausgeführt.

Garantiert solide Arbeit und mäßige Preise.

Die **F. J. Ebenhöch**'sche **Buchhandlung**

(Heinrich Korb)

Linz an der Donau, Landstraße Nr. 22

Ecke Spittelwiese im St. Florianer Stifthause empfiehlt:

Das Land ob der Enns

Eine altbaierische Landschaft in den Namen ihrer Siedlungen, Berge, Flüsse, und Seen von Dr. Konrad Schiffmann, Leiter der öffentl. Studienbibliothek in Linz. 8° (XIII. 248 Seiten)

Die Stationsnamen

der Bahn und Schiffahrtslinien in Oberösterreich erklärt von Dr. Konrad Schiffmann. 16° (36 S.)

Die Bibliothek des Chorherrenstiftes St. Florian

Geschichte u. Beschreibung. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Österreichs von Albin Czerny. Gr. 8° (VIII. 246 S.)

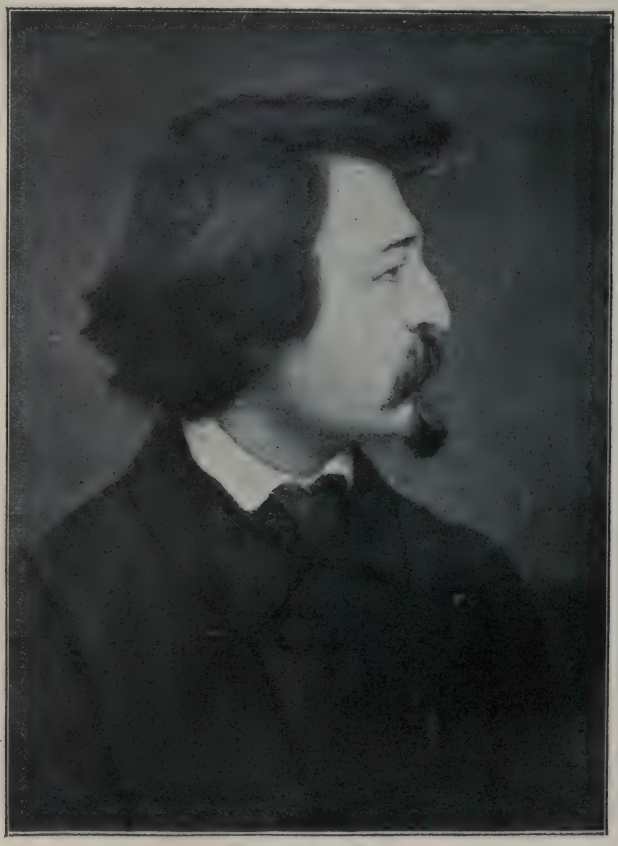
Ankauf einzelner Bücher und ganzer Bibliotheken

Altertümer

wie Holzfiguren, Stiche, Bilder, Gläser Porzellan, alte Bücher, Zinn, Seidentücher kauft

Au. Haslingers Kunsthandlung

Landstraße 30 **Linz** **Landstraße 30**



Karl Löffler

geboren zu Haslach am 13. Feber 1823
gestorben in Wien am 30. Juni 1905

Selbstbildnis

im Besitze seiner Tochter Frau Obstltn.
Helene Kmentt in Wien

Heimatgaue

Herausgegeben von Dr. A. Depiny

3. Jahrgang. 5. u. 6. Heft.

Karl Löffler.

Zum 100. Geburtstage des Haslacher Malers.

Von Dr. Oskar Oberwalder (Linz).

Es gibt gewiß viele Freunde der Kunst unserer Heimat, denen der Name des Malers, dem die nachstehenden Ausführungen gewidmet sind, nicht geläufig ist und die auch keine Vorstellung von dem Wesen seiner Kunst besitzen. In seiner engeren Heimat ist er vergessen. Die literarischen Zeugnisse über ihn sind völlig unzulänglich. Denn außer den kurzen Bemerkungen in Wurzbachs biographischem Lexikon im 15. Teil, S. 386, die bereits aus dem Jahre 1866 stammen und nicht einmal sein Geburtsdatum angeben, bestehen sie ausschließlich aus Zeitungsnotizen, die aus Anlaß der Ausstellung einzelner Bilder Löfflers erschienen sind und einigen eingestreuten Bemerkungen in Büchern, die ganz andere Stoffgebiete behandeln, wie etwa die Stifter-Biographie von Alois Raimund Hein (Prag 1904) oder Adalbert Stifters Vermischte Schriften und Briefe selbst. Und doch würde das Leben, Ringen und Schaffen unseres Künstlers genug des Merkwürdigen und Anziehenden bieten, um es wenigstens zum Gemeingut aller Heimatfreunde zu machen und könnte auch denen, die in der Geschichte ihre Lehrmeisterin erblicken wollen, vor allem unserer Jugend, zum Ansporne und zur Ertüchtigung ihres Willens dienen. Denn wir sehen daraus, wie schwer es unseren Landeskindern auch damals wurde, ihr Leben der Kunst zu weihen, wie die kulturellen Zustände in unserem Lande sich hindernd in den Weg stellten. Es ist seitdem bei uns nicht viel besser geworden, denn die allgemeinen Vorbedingungen dafür haben sich nicht wesentlich geändert. Vielleicht aber trägt doch der stete Hinweis auf das, was uns dadurch verloren geht, dazu bei, daß endlich auch diese Verhältnisse eine Besserung erfahren.

Aber auch das, was Löffler in seinem langen Leben auf dem von ihm freiwillig erkorenen Gebiete der Malerei geleistet hat und das helle Entzücken seiner Zeitgenossen hervorrief, würde für sich genügen, um ihn dem Bewußtsein unserer Zeit aufs neue einzuprägen und seine Werke zum dauernden Besitzstande unserer geistigen und künstlerischen Bestrebungen zu machen. Das wird freilich dadurch sehr erschwert, daß sich die meisten Bilder Löfflers im Privatbesitze befinden und mangels literarischer oder reproduzierender Bekanntmachung nur in sehr beschränktem Ausmaße übersehen lassen.

Nach dem Gesagten wird es nicht verwundern, wenn ich trotz eifriger, quellenmäßiger Nachforschungen einstweilen nur das Gerippe von dem darbieten kann, was zur Erfassung der künstlerischen Persönlichkeit Löfflers zu wissen

notwendig ist. Es ist aber so viel mehr als bisher über ihn bekannt wurde, daß ich den Anlaß der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages nicht vorübergehen lassen möchte, um es hier mitzuteilen. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, in absehbarer Zeit dieses Bild noch zu vervollständigen und lebendig zu machen.[1])

Karl Löffler wurde am 13. Februar des Jahres 1823 um $^3/_4$5 Uhr abends als Sohn des Leinwandhändlers Michael Löffler und dessen Frau Anna, geborene Luegerin von Kollerschlag (in der Herrschaft Altenhof) zu Haslach im Hause Nr. 67, das jetzt dem Gastwirt und Bürgermeister des Marktes Ferdinand Mathie gehört, geboren. Bei der am nächsten Tag um 12 Uhr mittags erfolgten Taufe erhielt er die Namen Karl Friedrich. Taufpatin war die bürgerliche Handelsfrau Barbara Wundsam aus dem Markte Aigen.[2]) Der alte Löffler war ein ziemlich bedeutender Handelsmann und konnte es in der Zeit, in welcher im ganzen oberen Mühlviertel die Hausweberei blühte, die im Markte Haslach das wichtigste Handelszentrum der ganzen Gegend besaß, auch zur Wohlhabenheit bringen. Was Wunder, wenn er wollte, daß sein Sohn nach Zurücklegung der Volksschule in der Zeit vom Mai 1829 bis 1835 sich auch dem väterlichen Berufe widmen sollte. Er scheint aber ein weitblickender Mann gewesen zu sein und behielt den Buben nicht in seinem eigenen Geschäfte. Durch seine Geschäftsbeziehungen war es ihm sicherlich leicht möglich, den kleinen Karl als Lehrling in dem bedeutenden Handelshause Schwaiger am Spitz in Floridsdorf, damals bei Wien, unterzubringen. Der Junge hatte aber andere Absichten. Alle seine freien Stunden verbrachte er mit Zeichnen, besuchte fleißig die Wiener Gemäldegalerien und studierte die alten Meister. Ob es ausschließlich sein angeborenes Talent war, das ihn dazu trieb, oder ob bestimmte Personen oder Ereignisse ihn dazu veranlaßten, wissen wir nicht. Ebensowenig, ob er in seinen künstlerischen Versuchen der Unterweisung durch einen Lehrer teilhaftig wurde. So viel bisher davon bekannt ist, war dies nicht der Fall. Indessen blieb er dem Kaufmannsstande treu. Er mußte es wohl und brachte es darin bis zu einem Magazineur in der Fürst Salm'schen Zuckerniederlage in Wien. Diesen Aufstieg seines Sohnes, wenn man es so nennen kann, erlebte aber der Vater Löffler nicht mehr. Denn am 9. Juli 1843 verkaufte bereits seine Witwe ihren Besitz in Haslach (das Haus Nr. 67) um 8899 fl. an einen Michael Neidhardt.[3]) Noch während seiner kaufmännischen Laufbahn hat Karl Löffler geheiratet. Leider verlor er nach nur kurzem Eheglück seine erste Frau mit dem Vornamen Therese als eines der letzten Opfer der Cholera in Wien am 11. Oktober 1850. Aus dieser Ehe stammte auch ein Sohn Karl, der aber ebenfalls früh gestorben zu sein scheint.[4]) Beiläufig um das Jahr 1852 hat dann unser Löffler die angebliche Ziehtochter Karoline des ehemaligen Bürgerspitaldirektors Josef Holzinger aus Oberplan im Böhmerwald als seine zweite Frau heimgeführt. Ob diese Frau nicht etwa die Veranlassung zu dem treuen Freundschaftsverhältnisse war, das Löffler mit dem Malerdichter Adalbert Stifter, der ja auch aus Oberplan stammte, umspann, ist zu vermuten, aber noch nicht zu erweisen. Löfflers Ehe wurde auch diesmal wieder eine glückliche. Es entsprossen ihr drei Kinder: zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn Fritz wurde Beamter und starb als Saldokontist bei der Versicherungsgesellschaft Janus in Wien im 44. Lebensjahre am 15. Mai 1896 an Schlagfluß.[5]) Die zwei Jahre jüngere Tochter Helene verheiratete sich in jungen Jahren und lebt heute noch mit ihrem Manne, Oberstleutnant Emil Kmentt, in der Nähe von Wien. Der jüngste Sohn endlich, Karl, scheint mit dem Vornamen auch das Talent seines Vaters geerbt zu haben und lebte bis Ende vorigen Jahres als Maler in Wien.

Welcher Umstand es unserem Künstler ermöglichte, den Kaufmannsstand zu verlassen und sich ausschließlich seinen künstlerischen Neigungen hinzugeben, war bisher noch nicht festzustellen. Aus einer Besprechung der Gemäldeausstellung des ob.-öst. Kunstvereines im „Linzer Abendboten", dem Vorläufer der jetzigen „Tagespost", vom 14. August 1862, die mit W. W. gezeichnet ist, aber nach dem handschriftlichen Zeugnisse des Landesbuchhalters Friedrich Hinghofer, der ein Jugendfreund Löfflers war und auch von ihm in nahezu ganzer Gestalt gemalt wurde, von dem Kunstkenner Manfeld herrührt, erfahren wir, daß Löffler „vor drei Jahren noch Zuckerhüte verkaufte". Wir müssen demnach annehmen, daß Löfflers

Hervortreten als Maler in das Jahr 1859 fällt, als er bereits 36 Jahre alt und Familienvater war. Er wohnte damals in Wien, in dem neuerbauten Hause an der Ecke der Wollzeile und der Riemerstraße.[6])

Wie Wurzbach berichtet, soll Löffler zuerst in Linz mit seinen malerischen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit getreten sein. Das dürfte jedoch ein Irrtum sein, denn das Bild, ein „Mädchenkopf", mit dem das geschehen sein soll, ist unbedingt dasselbe, auf das sich die oben angeführte Zeitungsbesprechung vom Jahre 1862 bezieht, in welcher Löffler auch als vollständiger „Autodidakt" bezeichnet und in überschwenglicher Weise den Zeitgenossen der italienischen Renaissance gleichgestellt wird. Wurzbach gibt selbst die Möglichkeit eines Irrtums zu, weil er gleich anschließend daran anführt, er glaube im Juni 1861 ein Knabenporträt von diesem Künstler in einer Ausstellung (natürlich nur in Wien) gesehen zu haben. Jedenfalls müssen wir annehmen, daß Löffler sich erst um diese Zeit vollständig seiner künstlerischen Laufbahn zuwendete. Daher ist es begreiflich, daß er schon bei seinem ersten Auftreten ein künstlerisch Fertiger und mit sich und seiner Kunst im Reinen war. Seinem Stil nach erscheint er uns als später Klassizist in der Nachfolge eines Rafael Mengs, an dem jedoch die Einwirkungen der Nazarener, welche den Klassizisten den Todesstoß versetzen wollten und doch wieder auf ihnen aufbauen mußten, nicht spurlos vorübergegangen sind. Verbindet ihn mit den Klassizisten die große, festgeschlossene Form und der Kult eines renaissancemäßigen Schönheitsideals, so hat er mit den Nazarenern und Romantikern die Natürlichkeit der Auffassung wie die Innigkeit des Ausdruckes und die tiefe Beseelung seiner Gestalten gemeinsam. Er folgte damit einem Zuge, den wir auch sonst in der Kunst des damaligen Wien antreffen, die von der Kraftnatur eines Karl Rahl noch beherrscht wurde. In dem „Schönheitsmaler" Friedrich Amerling und besonders in Hans Canon, auch so einem „Autodidakten", der auch mit Löffler befreundet war, finden wir ihn wieder. Nur daß diese sich immer mehr dem großen flämischen Vorbilde eines Rubens näherten, das dann seine endgiltige Verherrlichung in Hans Makart finden sollte, und daher viel mehr der koloristischen Seite ihrer Kunst sich hingaben, während Löffler gerade diese wenig betonte und ähnlich wie Anselm Feuerbach in seinen Porträts die große Form suchte, aber Licht und Farbe in dienender Stellung beließ. Daher die Einfachheit des Aufbaues in seinen Bildern, daher die schlichten Linien und die festgefügte Form der Zeichnung, die aber alle gemildert werden durch die Anmut und Lieblichkeit, die aus den feinen, verriebenen Farbtönen der weichen Modellierung uns entgegenleuchtet. Dazu paßt gut die mündliche Ueberlieferung, daß Löffler zeitlebens den Fleischton der alten Meister zu erringen versucht habe. Aus dieser frühen Zeit stammt auch das Selbstbildnis, das wir in der Beilage wiedergeben. Es war ebenfalls in der Ausstellung des ober-österr. Kunstvereines vom Jahre 1862 unter Nr. 23 ausgestellt, ein zweites Mal in der Wiener Kunstvereinsausstellung des Jahres 1867, und hatte einen Vorläufer in einem anderen, in dem die energischen Züge des Malers noch kräftiger herausgearbeitet sind. Dieses befindet sich jetzt im Besitze der Kommerzialratswitwe Paula Ortmann in Wien, die auch eine wertvolle Mädchenstudie Löfflers besitzt. Das in unserer Abbildung wiedergegebene Selbstbildnis mit dem in ideale Fernen gerichteten Blick gehört der Tochter Löfflers und läßt nur zum Teile die von mir geschilderte Eigenart der Kunst Löfflers klar erkennen; die anderen, besonders nach der Seite des Liebreizes hin gerichteten Wesenszüge, finden sich um so deutlicher ausgeprägt in dem Mädchenbildnis, das jetzt als Leihgabe des Besitzers, des Herrn Lederermeisters Kaindl, im Linzer Landesmuseum zu sehen ist.[7]) Auf dieses Bild, das Stifter selbst nach einer seiner Gestalten in den „Feldblumen" mit „Angela" betitelt und seinerzeit auch besessen hat, bezog sich auch die schwungvolle Kritik Manfelds vom Jahre 1862, die, wenn möglich, noch übertroffen wurde durch eine Besprechung Stifters selbst in der Linzer Zeitung vom 5. September 1862, in welcher es den besten Werken der Raphaelischen Zeit gleichgesetzt wird. Stifter besaß auch noch ein zweites Bild Löfflers, einen Knabenkopf, der „Friedrich" betitelt war und nach seinem Tode ebenfalls in das Eigentum des ihm persönlich befreundeten Herrn Alois Kaindl überging. Ob dieses Bild, das im Jahre 1861 im Linzer Kunstverein zu sehen

war und von Stifter in Nr. 205 der Linzer Zeitung d. J. ebenfalls überaus günstig besprochen wurde, dasselbe ist, wie eine Darstellung des gleichen Gegenstandes mit dem Titel „Adalbert", von dem mir nur eine Photographie vorliegt, dessen jetziger Besitzer aber unbekannt ist, konnte ich bisher nicht feststellen.

Nur wenige Jahre später entstand die Genrestudie „Das Erdbeermädchen", welche im Jahre 1864 in der Ausstellung des öst. Kunstvereines zum ersten Male ausgestellt war und auch gewürdigt wurde, in der Kunsthalle der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 die österreichische Kunst zu vertreten. Dieses vielleicht berühmteste Bild Löfflers befindet sich jetzt im Besitze des Herrn Architekten Schweinburg in Wien. Es stellt ein auf einem Felsen sitzendes Bauernmädchen in der Haltung nach rechts vor einer weiten Landschaft dar, neben dessen Füßen links ein zum größten Teile verhüllter Korb steht, aus dem die gepflückten Erdbeeren hervorlugen. Der runde Kopf des Mädchens mit seinem über den Haaren festgebundenen Tuch gleicht aber förmlich selbst einer Erdbeere. Nach einem Aufsatze Dr. Schlossers in der Wiener Zeitung vom 2. Februar 1893 hat Stifter über dieses Bild an Löffler geschrieben: „Sie sind der dichtungsvollste Menschenmaler, den ich kenne, und einer der Dichtungvollsten überhaupt." Auch der gefürchtete Wiener Kunstkritiker Ludwig Speidel rühmte es, weil es „bei einem altertümlichen Kolorit, die innigste, gleichsam gegenwärtigste Empfindung athmet" (Wiener Fremdenblatt von 1864, Nr. 333). Wie alle Bilder Löfflers ist auch dieses überaus schlicht gehalten, mit scharf umgrenzenden, geschlossenen Umrißlinien, fast ohne Details. Wenn wir aber gerade zu diesem Bilde heute weniger Zuneigung empfinden, wie zu manchen Genrebildern Waldmüllers etwa auch, so können wir es doch wohl begreifen, daß dem Betrachter von damals Erinnerungen an die „edle Einfalt und stille Größe" der Alten, um mich eines Wortes Winckelmanns zu bedienen, überkamen.

Aus derselben Zeit stammt auch das Porträt Adalbert Stifters selbst. Eine Bleistiftzeichnung hiezu datiert aus dem Jahre 1863. Sie ist auffallend weich in den Linien gehalten, wie man es nach den malerischen Werken Löfflers nicht vermuten würde. Eine Abbildung davon befindet sich in dem schon erwähnten Werke Heins, S. 450. Das Oelgemälde selbst, das sich jetzt im Besitze der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Prag befinden soll, zeigt den Dichter im Brustbilde von vorne, während Antlitz und Blick etwas zur Seite nach rechts gerichtet sind. Stifter sowohl, der zu dem Bilde nur einigemale gesessen ist, wie auch seine Zeitgenossen fanden es außerordentlich ähnlich. Ebenfalls im Jahre 1863 ist auch das schon erwähnte Porträt des Landesbuchhalters F. Hinghofer in Linz (43 cm hoch und 33 cm breit) entstanden das sich noch im Besitze derselben Familie befindet und ebenfalls als ein vorzügliches Werk jener Zeit bezeichnet werden muß.

Im Jahre 1869 übersiedelte Löffler mit seiner ganzen Familie nach Linz, wo er die Villa Mayer (jetzt Hornstein) auf dem Freinberge bewohnte und in stiller Zurückgezogenheit nur seiner Kunst lebte.[8]) Neun Jahre blieb er hier und gehörte während dieser Zeit auch dem ob.-öst. Diözesan-Kunstvereine als Ausschußmitglied an. Das war die Folge, nicht die Voraussetzung einer Aenderung des bisherigen Stoffgebietes seiner Malerei, zumal Löffler tief religiös veranlagt und auch sehr fromm war. Dr. Matthias Hiptmayr, der damalige Obmann des Diözesan-Kunstvereines, berichtet in der Jännernummer der christlichen Kunstblätter des Jahres 1878, daß „Löffler schon längst das Genre verlassen und mit ganzer, hingebungsvoller Liebe der kirchlichen Malerei sich zugewendet hat." Er führt aber als bisheriges Ergebnis dieser Richtungsänderung nur ein kleines Bild, eine „Mater dolorosa" an, welche in der „letzten" Ausstellung des ob.-öst. Kunstvereines Linz (also wohl im Jahre 1877) zu sehen war, und bespricht dann 5 eben vollendete Altarbilder, welche Löffler über Auftrag des Chefs des Wiener Handlungshauses Wilhelm Heinrich und Co. für eine neu erbaute Kapelle in Lundenburg geschaffen hat. Sie stellten die Auferstehung Christi, die hl. Walburga, die unbefleckte Maria, den hl. Josef und den hl. Wilhelm dar und waren für den in gotischer Form von Röminger erbauten Hochaltar dieser Kapelle bestimmt. Das größte unter ihnen maß 6 Fuß. Gleichzeitige Kritiken rühmen die Bilder sehr. Ob sie noch vorhanden sind, wird noch festzustellen sein.

Löffler soll sehr langsam und sorgfältig bei der Ausführung seiner Werke vorgegangen sein. Es wäre daher möglich, daß sich in den genannten Bildern während dieser Jahre seine Kunst, der Hauptsache nach wenigstens, erschöpfte.

In dem Aufsatze Hiptmayrs wird schon angekündigt, daß Löffler im kommenden Frühjahre eine größere Reise zu machen gedenkt und hierauf seinen bleibenden Aufenthalt in Wien nehmen will. Tatsächlich kehrte er im Jahre 1878 auf Bitten seines ältesten Sohnes und seiner Tochter nach Wien zurück, wo er mit seiner Frau und dem jüngsten Sohne Karl im IX. Bezirke, Berggasse 14, sein Heim aufschlug. Was er von da ab aber für die Kunst geleistet hat, ist unbekannt. Hauptsächlich sollen es neben dem Porträt religiöse Gegenstände gewesen sein, die er in seiner späteren Zeit malerisch behandelte. Nachforschungen in den Katalogen des österreichischen Kunstvereines oder der österreichischen Künstlergenossenschaft in Wien, die von Linz aus nicht betrieben werden können, dürften auch dieses Dunkel noch aufhellen. Anspruchslos und genügsam, viel auch mit seiner Flöte beschäftigt, die er ausgezeichnet spielte, dabei ständig gesund, soll Löffler als „der glücklichste Mensch der Welt", wie sein Sohn sich ausdrückte, seine Tage verbracht haben. In dem genannten Hause starb er auch am 30. Juni 1905 an Altersschwäche.[9]) Frau Karoline überlebte ihn,[10]) soll aber bald ihrem Gatten in den Tod gefolgt sein.

Es dürfte auffallen, daß über die letzte, doch mehr als 20 Jahre umspannende Wiener Tätigkeit unseres Künstlers so gar nichts bekannt ist und auch alle nur halbwegs einschlägigen, literarischen Werke sich über ihn so gründlich ausschweigen. Wer sich aber die Entwicklung der Malerei gerade in jenen Jahren auf dem Wiener Boden vergegenwärtigt, in der nunmehr das Farbengenie Makart förmlich als Alleinherrscher den leitenden Ton anschlug, wodurch selbst Anselm Feuerbach, der führende deutsche Träger des monumentalen Stils zur gleichen Zeit dort nicht festen Fuß fassen konnte, wird das erklärlich finden. Die Zeit war wider unseren Landsmann und er, der als Vollreifer erst, wohl zu spät, mit seiner wenig licht- und farbenfreudigen Kunst ins helle Licht des Tages trat, wurde übergangen. Was dann kam, ist aus dem Erleben bekannt. Der französische Impressionismus, der in der Form der „Secession" bei uns seinen Weg machte und für den der Illusionismus eines Makart nur den Vorreiter abgab, konnte noch weniger dazu angetan sein, der formstarken, jeder äußerlichen Mache abholden Kunst Löfflers gerecht zu werden. Erst den Sehnsüchten unserer Zeit kommt sie wieder entgegen. Das gibt auch die Hoffnung, daß sie nunmehr erst recht wirkend werden wird.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich deutlich, was alles noch fehlt, um das Lebensbild unseres Künstlers vollständig zu machen und abzurunden. Vielleicht genügt aber das, was ich dazu bisher beibringen konnte, doch schon, um die Pflicht ersichtlich zu machen, die uns allen obliegt, die wir an der Kunst unserer Heimat und ihrer Geschichte Anteil nehmen: Auch diesen Künstler nicht zu vergessen und seine Werke bekannt zu machen, damit sie ihren Zweck, der wie in jedem Kunstwerke nicht nur in ihnen selbst liegt, auch wirklich erfüllen können. Sollten dazu diese in Erinnerung an den 100. Geburtstag unseres Meisters geschriebenen Zeilen beigetragen haben, so wäre das ihre reichste Frucht.

Anmerkungen:

[1]) Für die tatkräftige Mithilfe bei den Nachforschungen bin ich zu besonderem Danke verpflichtet Frau Direktor Emilie Hinghofer und den Herren Oberstleutnant Wilhelm Mittermayr in Linz, Oberlehrer Franz Lichtenauer, J. Mayrhofer und Kooperator Laurenz Schuster in Haslach, dem Pfarramte der P. P. Serviten in Wien und vor allem aber dem gleichnamigen, inzwischen verstorbenen Sohne Karl Löfflers, der meine Arbeit durch briefliche Mitteilungen, sowie die Uebersendung von Zeitungsausschnitten und photographischen Reproduktionen am meisten gefördert hat. — [2]) Laut Eintragung in den Taufmatriken der Pfarre Haslach tomus IV. A. p. 20. — [3]) Eintragung im alten Grundbuche in Haslach. — [4]) Originalbrief Löfflers an seinen Freund Friedrich Hinghofer in Linz vom 11. November 1850. (Im Besitze der Frau Direktor Emilie Hinghofer in Linz). — [5]) Partezettel (Besitz wie vorher). — [6]) Brief Adalbert Stifters an seinen Freund und Verleger Gustav Heckenast in Preßburg, vom November 1862, siehe Stifters Briefe, III.

Bd., S. 16. — [7]) Abbildung in Alois Raimund Hein's „Adalbert Stifter", Prag 1904, S. 140. — [8]) Christliche Kunstblätter 19. Jahrg. (Jänner 1878), Nr. 1: Mehrere Werke eines ob.-öst. Malers von Dr. M. H.(ipt-mayr). — [9]) Sterbematriken der Pfarre bei den P. P. Serviten in Wien, IX. (Rossau), Bd. XII., F. 26. — [10]) Todesfallaufnahme beim Bezirksgerichte Wien-Josefstadt C. R. S., Zahl A. II. 841/5.

Auszug aus den Kirchenrechnungen des St. Michael-Gotteshauses der Pfarre Hohenzell

vom Jahre 1580 bis zum Jahre 1797.[1])

Von Fachlehrer Franz Priller (Ried i. I.)

(Schluß).

III.

Schule.

1. Schulhaus.

1618 ist das erste Mal in den Rechnungen das Schulhaus erwähnt: „Zwayen Taglehnern, so den Keller im Schuellhauß verschitt vnnd anndere notwendige Arbaith darbey verricht, bezalt 44 kr." Im gleichen Jahre erhält Hans Knogler, Hafner zu Hohenzell für Ausbessern von Rauchfang und Ofen im Schulhaus 22 kr.

1630. „Zu Teckhung des Schuelmaisters- oder Mesners Stadl seind 20 Clafftern Schindl, ied per 9 Pf. erkaufft vnd daruor bezalt worden 2 fl. 15 kr."

1641. „Ainem Zimermann von Machung Neuer Penckhen in die schuel 20 kr."

1667. „Mit Zuerichtung aines Roß Stall / bey der Schuell zu Hochenzell / darein der Herr Pfarr vnder dem Gottesdienst sein Pferd stellen khan, hat ain Zimerman 4½ Täg zuegebracht, ieden Tag 12 kr. = 54 kr.

1683. „Dan seint in vermeltem Schuelhauß die Penckhen Rott angestrichen worden, darfür außgelegt 30 kr.

1707. Vmb Kündterlehrsachen / Vermög Nebenlaag außgelegt 1 fl. 30 kr.

1725. Alß den 15t apprill diß Jahrs im Dorff Hochenzell eine Feursprunst entstandten, ist neben andern auch daß Schuelhaus völlig in die Aschen gelegt: vnd die Freydthof Dachung zum thaill abgetragen, zum thaill aber abgeprent: dahero man bezwungen worden, besagtes Schuelhauß, sambt dessen Stadl, vom neuen erpauen: vnd obige Dachung wider reparirn zu lassen."

„Auf dem Churfrtl: gehülz der so genant grossen Frey, hat man 200 zimerhölzer a 12 kr. vnd 70 Rossen (?) a 2 kr. erkaufft.

Josef Steizinger Müller zu Härtlberg, empfanget vmb 100 Reyläden a 7: dan 100 Mittling a 6: item 170 Verschlagläden a 3 kr.: vnd 103 latten a 1 kr. 2 Pf., zusammen lauth Scheins 32 fl. 44 kr. 3½ hl.

Sebastian Staingress Müller an der Geinerin, hat auf 4 stamb holz, so man auf des Gottshaus gehülz hergenomen, 105 grosse Latten,

---

1) Hochw. Konsistorialrat Sonntag Pfarrer zu Hohenzell, berichtigte im „Linzer Volksblatt" vom 5. Jänner 1923 S. 4. die Kirchenrechnungen seien stets im Archiv aufbewahrt gewesen, also nicht erst in jüngerer Zeit aufgefunden worden. Gleichzeitig teilte mir der Verfasser Fachlehrer Priller mit, Konsistorialrat Sonntag habe ihm erklärt, die Rechnungen seien mindestens seit seiner Amtsführung im Pfarrarchive, zuerst in der Sakristei und dann im Pfarrhofe aufbewahrt gewesen. Herr Priller bittet um Veröffentlichung dieser Feststellung und fügt hiezu, er selbst habe die Bände aus dem Pfarrarchiv entlehnt, sein Gewährsmann für die Angabe die Bände seien einst als Zuggewichte verwendet worden, sei der über 80 Jahre alte Meßner gewesen. Es liege wohl eine Verwechslung mit alten, für die Heimatforschung nicht in Betracht kommenden Meßbüchern vor. Nicht zur Verfügung standen die Bände um die Mitte des 19. Jahrhunderts dem Forscher Lampiecht als er als Kooperator von Hohenzell (1844–1850) aus allen ihm erreichbaren Quellen eine kurze Pfarrgeschichte von Hohenzell zusammenstellte, die 1889 im Druck erschien.

Dy.

67 Verschlagläden vnd 16 Then: oder Hollpämb, wie auch 20 Schwärtling geschnitten, volgents zu seinem Lohn erhalten 5 fl.

Wolfen Puttinger im Schlägn, seint vor 5000 Scharschintl crafft Scheins zalt worden 7 fl. 15 kr.

Josephen Schnällinger zu Plintenedt, hat man vmb 4 aichene schwöller zum Schuelhaus a 5 fl. 15 kr. sag Scheins bezalt 21 fl.

Ebensahlß Hannsen Freindt zu Prenichshamb, vmb 2 Schwöller vnd 3 aichene vnderlögen, behendtigt inhalt Scheins 7 fl.

Phillipp Vizdomb Kalchprennern zu Vorchamb vmb $1^1/_2$ Dreyling Kalch vermög Scheins empfangen 3 fl.

Josephen Ruffetshamber zieglprennern zu Greinergrueb vor 2800 Maurziegl, iedes zu 34 kr. bezalt lauth Scheins 15 fl. 52 kr.

Andre Eizinger Würth zu Hochenzell hat denen Fuhrn, welche vorstehente Paumaterialien von vnderschidlich orthen gratis beygeführt, deren 246 gewesen, auf iede 1 altes Viertl Merzen Pier, vnd 2 kr. Brodt verraicht, so tröff vnd beweiß Scheins bezahlt worden 26 fl. 48 kr.

Martin Daxsperger, Eisenhändler zu Riedt, hat 2000 Predternögl vnd 100 halbnögl, item 5000 Scharnögl, hergegeben, vnd empfangen 8 fl. 52 kr.

Georg Poninger, Zimermaister, hat nebst seinen gesölln, welche mit dem Bällier in 15 bestandten berierhrtes Schuellhaus aufgepaut, hierunder der Maister 32 täg a 20: der Bällier 49 täg a 17: vnd die 14 gesölln ieder 60 täg a 15 kr. Dan 6 Taglöhner so 20 Claffter legschintl gemacht, ieder 25 täg a 12 kr. zugebracht, zusamen mit begriff 1 fl. 30 kr. sogenannten Fürstwein, vnd vmb 19 kr. Rotte farb empfangen, 266 fl. 22 kr.

1782. Auf Mindtle Anbefelchung eines Wohllobl. Kais. Amts allhier, hat in dem zu dasigem Schuellhauß vor Herstellung der lährbänkhen vor die dasige Schuell Kind dem Schreiner zu Hochenzell Josef Steilzer auf anligenten Scheyn, bezallt 15 fl. 54 kr. Und da die Anbefelchung ergangen ist, daß von denen Gottshauß Parrschaften vor die arme Schuell Kind, die nöttigen Schuellbüecher, angeschafft werden sollen, so hat mann 24 derley Exemplarien von 4erley gattungen zu dasiger Schuell herbeygeschafft, im folgl. dem hiesigen Kais. Amts Buechtrudhern tenore Ausweis Scheins parr bezalt 4 fl. 6 kr.

Dem Träxlern vor 16 Dintenfäßer in die Schuell 30 kr.

Gleich vorgehenten Gottshäußern empfangt der Schuellvisitator hierohrts 2 fl.

2. Schulmeister.

1650. Ignatien Schäpfer, Schuellmaister vnnd zugleich organisten, ist sein Edist: bewilligtes Additionsgelt an heur lauth bescheinigung Nr. 44 bezalt worden mit 10 fl.

1660 wird er wieder erwähnt.

1722. Vmb 550 große a 12: vnnd 2100 kleine oblathen a 4 kr. Sebastian Föckhlen, Schuellmaistern zu Andrichsfurth guettgemacht, Vermög Scheins hieben 2 fl. 30 kr.

1764 wird dem Mesner und Schulmeister zu Hochenzell Johann Baptist Falter „auf dessen einlangen yber die vorhin genüessente 10 fl. addition annoch 5 fl. als eine zuelag auf 6 Jahrlang gdigist bewilliget, welche derselbe auch vor anheur erstesmahl richtig genossen, vnd nach sein Falters hersider erfolgtes verableiben, dessen ruckhsgelassene Wittib Regina den richtigen Empfang bescheint hat". (Lamprecht bezeichnet das Jahr 1770 als Sterbejahr Falters.) In der Rechnung des Jahres 1768 erhält diese Zulage bereits Falters Nachfolger Balthasar Aspöckh. Wahrscheinlich war Aspöckh bereits im Jahre 1766 (die Rechnungen 1766, 1767 fehlen) Schulmeister in Hohenzell und nicht, wie Lamprecht anführt, erst seit 1771. Möglicherweise könnten hierüber die Stiftsrechnungen von Suben, wo Aspöckh vorher Organist war, Klarheit bringen.

IV.

Priester.

Im Verzeichnis der Priester von Hohenzell sind bei Lamprecht einige große Lücken zu bemerken. Hier können einige Belege aus den Kirchenrechnungen zur Ergänzung dienen.

1580. Der abchomben pfar zu Hochenzell Wolf Erlacher hat heur deß Geselbriesters Mesners und des Vi-

carn anßaig nach die gestifft hartäg nit verricht. Deshalben fallen solches gelt dem Gottshauß haim. Soll Chombenden Jars in einemb Chomen 17 G. 2 Sch. 11 Pf. 1 H.

In der gleichen Rechnung wird als Pfarrer Rudner Wenzeslaus erwähnt.

1587 Bey Hwdn Thomas Khorman hiesigem Pfarern zu Hochenzell 18 gld., welch hieuor wenzißlauß Rudner Innegehebt, die er gleichfals vermög des Salpuechs järlich Michaeli verzinst mit 40 Sch. 40 Pf.

1595. Bey Herr Thoman Khorman Jetzigen Pfarer zu Hochenzell sein durch Herrn Bernhartn Benzl Jezigem Pfarr zu Hochenzell 18 Gld. abgelöst vnd Stefan Creuzhueber zu Creuzhueb erlegt worden.

1660. Am Kopfe dieser Rechnung ist bereits Johann Raidt als Pfarrer unterfertigt, während Lamprecht ihn erst vom Jahre 1665 an anführt.

1697 ist Johann Schlecht als Pfarrvikar. 1702 bis Anfang 1708 als Pfarrer zu finden. (Bei Lamprecht 1686 bis 1693 als Vikar, 1693 bis 1709 als Pfarrer).

Ende 1708—1720 unterfertigte Johann Christopf Gämbl als Pfarrer. (Lamprecht: Johann Christof Gemel 1709—1720).

V.

Kirchliche Gebräuche.

1580. Dits Jars an Prechlgelt allenthalben eingenumen 4 Sch. 22 Pf.

Item zu der Ostermethn vnnd so man mit dem Hochwirdig Sacramenth vmb die Pfarr ganngen 5 Innslat Kherzen erkhaufft 8 Pf. 1 H.

1587 Erstlichen diß Jahrs vmb groß und ciame Oblat 1 G. 17 Pf. 1 H. Dann vmb Speisswein alls 3 Viertl zu 28 Pf. thuet 2 Sch. 24 Pf. Auch zu den österlichen Zeiten vnnd anndern heiligen Festtäg 5 Viertl 3 Gläsl vnd vmb ain Viertl, davon man den Khindern ausm Khelch zu drinckhen geben pflegt. Thuet zuesamm 6 Viertl 3 Gläsl W. des vorigen Anschlags gerechnet, Thuet 6 Sch. 9 Pf. („Wir dürfen in dieser alten Sitte — schon 1613 wird sie ein alter Gebrauch genannt — wohl einen Nachklang an jene Zeiten erkennen, in denen man unter dem Einfluß der reformatorischen Lehren die Kommunion unter beiden Gestalten verlangt hat. Seit dem Jahre 1571 war dies im Herzogtum Bayern verboten. Da die Leute schwer von einer alten Gewohnheit abzubringen sind, so behielt man vielleicht die äußere Zeremonie zunächst bei den Erwachsenen und später nur mehr bei den Kindern bei." Dr. Berger, Rieder Heimatk., Heft 2, (gr.), Seite 126.) In der Rechnung des Jahres 1613 ist über diesen Brauch noch mehr zu finden. Es heißt darin: „Zu österlichen Zeiten vnd andern hl. Festtägen, auf die Communicanten, auch daß man altem Herkhomen nach in den Osterferien vnd St. Johannis in Weihnachtsfeyrtagen, den Khindern auß dem Khelch zu trinkhen geben, dem bemelten Wierth vmb 17 Viertl Wein ains per 14 Creuzer 3 G. 6 Sch. 23 Pf."

Köstlich ist die Bemerkung aus dem Jahre 1705: „Widerumb sind an denen heyl. Weinnachten Feyrtagen vor die Jugent vmb 2 Viertl schlechten Wein bezalt worden 40 kr."

Ueber die Kreuzfahrten am Markustage und an den Bittagen erhalten wir Bescheid aus dem Jahre 1594: „Von den Creuzförthen geben Waldtzell, Peterskirchen, Wipenhamb vnnd Tumelzham den Priestern Pitgeld 1 Sch. 1 Pf. 1 H." Bis zum Jahre 1910 hat sich der Brauch noch erhalten, an den Bittagen auswärtige Pfarrkirchen in einer feierlichen Prozession aufzusuchen, ich ging selber noch als Volksschüler jährlich mit nach Feiersberg, St. Marienkirchen a. H. und Eberschwang.

1650 wurden „zu der Auffahrt Christi 13 Claffter Saill od. Laindl erkhaufft". Die Windevorrichtung für das Emporziehen der Christusfigur durch das Dunstloch der Decke ist noch jetzt auf dem Dachboden der Kirche vorhanden.

1733. Vmb 2 Pfund pulfer, welches am Fest Corporis Christi denen schizen geraicht worden, aufgelegt 55 kr.

VI.

Dorfleben.

1587. Der Wirth zu Hochenzell stifft Järlich von der Khuglstat auf dem Gotshaußgrundt zue Freyen stifft und Jerliches Widerueffes heur zum dritenmal 14 Pf.

(Die Kegelstatt des Wirtes war hart an die Friedhofmauer auf der Südseite angebaut und ist heute im Besitze

des Kaufmannes Albert Glechner, der sie als Holzscheune benützt.)

1595. Dem Meßner von 10 Pfund Wax Khörzen zu machen jedem 2 hl. thuet 2 Sch. 10 Pf.

1613. Stanndgelt. Diß Jar von dem Peckhen zu Hochenzell, so vorm Freithof in ainem Stande Proth farll hat 6 hl. Stanndtgelt eingenummen 21 Pf.

1698. Thoman Schwarzmann, Crammer zu Hochenzell, raicht iehrlich wegen deß ihme verwilligten: vnd aufgerichten Stänndlß an der Freythofmaur disem Gottshauß zur Stüfft 12 kr.

(Das „Ständl" ist noch heute an der Ostseite der Friedhofmauer im Garten des Herrn Glechner ziemlich erhalten und schön mit Efeu bewachsen).

1707 wird als Inhaber des Bäckerstandes „Jacob Nimmervoll, Peckh zu Hochenzell genannt, daneben aber schon Joseph Zeller, Peckh zu Riedt, mit „einem anndern stanndt."

1709 scheint ein neuer Hohenzeller Krämer in der Person des „Thoman Schlickhenprenn" auf.

1710 gesellt sich ein Rieder Krämer Sebastian Probst und ein Bäcker aus Ried Johann Wenger dazu.

1739. Michael Wöltner, Tischler zu Hochenzell müeste, vmb daß derselbe, da solcher wegen eines zu bezallen gehabten Ghts Vncosten in dem Ambthauß gelogen, in Gegenwart der Ambtmanin aus yberailtem Zorn Tausent Sacrament herausgescholten, Straf erlegen 1/2 Pfund Wax pr. 24 kr.

Ingleichen Salomon Hörander zu Reischau, Vmbwillen Er auf dem Freydhof zu Hochenzell den Johann Murauer daselbst einen Schelmb betitlet, dergleichen Straf bezalen 24 kr.

1763 Egydi Holzmayr, Weber zu Spiz, dan Johann Straiff zu Flozer haben sich am heyl Neuen Jahrstag in disem Gottshaus wehrend heyl. Gottsdienst Bezöchter weis zu allgemeiner Oergernis des versamblet gewesten Volchs S. V. erbrochen Vnd Martin Schernhamber zu Rider Andesen am heyl. Magdalena Tag grüß gemähet, deßwillen ieder neben der Geld Straff hiebero 1 Pfund Wax a 1 fl. 7 kr. zu bezahlen gehabt so macht 3 fl. 21 kr.

1764. Als bey disem Gottshaus im heurigen Jahr durch ein Raubersgesindl bey einem Fenster Nächtlicher weyl eingebrochen, vnd ein geringer Raub veriebet worden, hat man denen Wächtern, welche bis zur uersetzung des ruinierten Fensters vnd Gemäuers 4 ganze Nächt gewachet, zu Ihren verdienst bezalt 48 kr.

VII.

Flurnamen.

Die Ausbeute ist hier allerdings gering. Die wertvollen Zehentbücher sind eben leider nicht aufzufinden.

1618. Abraham Stelzhamer zu Flozing vnd Salome sein Eheweib habn von Sebastian Flozinger zu GeratsPrun die Gerechtigkeit des halben thaills auf dem wißl beym Prun zu Gättring, das heilling wißl genannt, so disem Gottshauß Aigenthomlich gehörig erkaufft vnd deßweg Raichnuß richtig gemacht 2 fl. 6 kr.

1707 geht die Hälfte „der Recht- vnd Gerechtigkeit der sogenanndten Wittwißen" nach dem Tode des Georg Hueber zu Hochenzell auf die vorhandenen 3 Kinder „Maria, noch ledtig, iedoch bereits Vogtbaren stannds, dann Abrahamb vnnd Hanns, beede noch Minder Jehrigen Alters" über.

1745 geht das „Güettl zu Roid, so ain Fünftel aus einem Viertlagger, vorhandene Hausstatt oder Häusl, sambt dem sogenannten Preinflöckhl, vnd das Vorhandene Gärttl Vnuerruckht" nach dem Tode des Wolfgang Wisinger, Häuslers zu Roith auf seine Tochter Barbara über.

VIII.

Krieg.

1705. Balthasaren Perger, Lebzeltern zu Haag, welcher das voriges Jahr vom Feundt disem Gottshauß abgeraubt: vnd von gueten Silber vnd Goldt gemachtes Pacem erkaufft, ist deßwegen Lesgelt vnd zwar nur in somb als Er Perger darvor ausgelegt, crafft Scheins bezalt worden 6 fl.

Item hat Matthias Waiß, Burger vnd Goltschmidt zu Riedt, die vom ersagten Feundt durch einpruch ruinirt monastranzen wider außgepössert vnd gepuzt, vonetwegen zum Verdienst empfangen laut Scheins 1 fl.

Mehr ist vor das durch erholten Feundt abgeraubte: ain neues Tauffpuech erkaufft vnd dar für aufgelegt worden 35 kr.

(Vielleicht findet sich in irgend einem Hause in der Richtung gegen Haag a. H. dieses für die heimatliche Forschung äußerst wertvolle Taufbuch. Ich möchte alle Leser der Heimatgaue aus dieser Gegend bitten, mir bei der Ausforschung dieses Buches behilflich zu sein.)

Demnach ferttiges Jahr durch beschechnen feundlichen einfahl nit allein in die Khürchen gebrochen, sondern auch zway Alben, zway Humeralia vnnd ain Chorrockh abgeraubt, alß sind für solch abgeraubte Alben, humeralia vnnd Chorrödh neue beigeschafft vnnd durch Adamen Wallinger, Schneidern am Perg negst albiesigen Marckht vom Zöchbrobsten empfangenermassen aufgelegt worden, warvber bey der Summa hernach die Gdigste ratification beygelegt wirdt.

Wir hieuorn beym Gottshauß Waldtzell sol 38 sub Nr. 13 zesehen, haben einige Vnderthonnen ab ihren zu vnderschidtlichen Gottshäusern disi Gerichts, schuldigen Capitalien, Feindts ruin vnd erlittnen Schaur Schadens halber an den heurigen Zünß 2/3 zum Nachlaß erhalten, warumb dann, wegen dises Pfarr Gottshauß folgendte begriff(en) alß

Wolf Murauer zu Aigling ab 60 fl. Capitall 2/3 Zünß Nachlaß Gilt 2 fl.

Florian Schamberger vf der Plödh ab 100 fl. — 3 fl. 20 kr.

Adam Lang von Niderpraitsach ab 58 fl. — 1 fl. 56 kr.

Abraham Poringeer zu Porna ab 100 fl. — 3 fl. 20 kr.

Jakob Reisinger zu Reischau ab 50 fl. — 1 fl. 40 kr.

Wolf Prandtstetter in der Schwandt ab 100 fl. — 3 fl. 20 kr.

Volgt waß von disem Gottshauß Hochenzell an Kapitalien nacher München anf Kriegs Zalambt vberschidht worden:

Anno 1683	. . .	68 fl.
anno 1687	. . .	200 fl.
anno 1688	. . .	200 fl.
anno 1691	. . .	200 fl.
anno 1692	. . .	200 fl.
anno 1694	. . .	50 fl.
weiters	. . . . .	310 fl.
anno 1699	. . .	200 fl.

1595. Diß Jars die verwig gfl. Landtsteur vnd an heur die Türckenhilf bezalt Jedesmal 2 fl. thuet 4 fl.

(Diese wenigen Zeilen erzählen genug von der Kriegsnot der „guten, alten Zeit").

IX.

Für die Fremde.

1745. Zur „wider erpauung des abgebrunens Khürchenthurns zu Braunau ist als ein Donum gratuitum dargeschossen worden — 3 fl."

1756 haben auf Gdigste anbefelchung zum Englischen Institut Burghausen auf 3 Jahrlang wegen Haltung der Schuell a 30 kr. Von disen Gottshaus eingesendet werden müessen 1 fl. 30 kr.

1757 haben zu widererpauung zway abgebrenten Gottshäusern in den Marckht Maynburg von denen disgerichtischen Gottshäusern als eine Brandsteuer 200 fl. vbermachet werden müessen, zu welchem Ende dises Gottshaus beygetragen 8 fl.

Eine ganze Fülle von Bildern aus vergangenem Heimatleben leuchtet aus diesen alten Rechnungen hervor. Der Lehrer, der nun sein Heimatbuch schreiben will, findet darinnen genug Anhaltspunkte für den kulturgeschichtlichen Teil seiner Arbeit. Er möge allerdings nicht daran kleben bleiben und nicht die Gelegenheit versäumen, seinen Dorfgenossen auch in der Bauernstube, beim Spaziergang auf freiem Felde oder wo es sich sonst gibt, von Freud und Leid jener früheren Dorfbewohner zu erzählen. Er kann dabei ganz unauffällig auf vieles hinweisen, was der Bauer heute schlecht macht und doch besser machen könnte. Der Bauer läßt sich viel sagen, wenn man ihm richtig von seiner Heimat zu erzählen weiß.

Letzten Endes habe ich selber — aufrichtig gesprochen — die vergilbten Blätter durchgearbeitet, um mir ein kleines Mittel für eine weit wichtigere Arbeit zu erwerben, für die Arbeit, die Pflicht aller Volkserzieher und Heimatfreunde wäre, für — die Kulturarbeit.

Hohenzell, am 14. Sonntag nach Trinitatis 1922.

Aus der Vergangenheit der Pfarre Putzleinsdorf im Mühlviertel.

Versuch einer Ortsgeschichte von Dr. Franz Fuchs (Linz).

(Fortsetzung)

Weitere Einnahmsquellen bildeten um 1680 schon (wenigstens meist) der Ueberschuß der Kämmerer-Rechnungen (1784 z. B. 27 fl. 7 kr.), der Salzbstand (3 fl.) und endlich das Gewerbegeld der Bürger (Wirte, Fleischhauer und Krämer) im Betrage von rund 10 fl.

Im allgemeinen endeten die Marktrichterrechnungen um 1700 mit einem kleinen Ueberschuß; ergaben sich Abgänge, wurden sie sofort durch eine entsprechende Auflage auf alle Bürgerhäuser bei der Marktrechnungslegung gutgemacht. Auch der bedeutende Fehlbetrag des Jahres 1704 (118 fl.), durch den spanischen Erbfolgekrieg verursacht, wurde sofort richtig gestellt. Um 1720 ergaben die Jahresrechnungen meist namhafte Ueberschüsse, die mannigfache Verbesserungen am Pfarrhof, in der Wasserleitung und anderen Markteinrichtungen erlaubten. Dagegen war man nach dem Marktbrande (1742) und österreichischen Erfolgekriege (1740—1748) zu einer bedeutenden Geldaufnahme gezwungen. Mit Zustimmung des Bischofs von Passau lieh man 900 fl. vom Bründlkapital aus. Völlig aus dem Gleichgewichte kam der Markthaushalt während des Türkenkrieges Josefs II., man mußte 1789 von verschiedenen Seiten 1500 fl. borgen, und noch mehr in der napoleonischen Zeit. Im Jahre 1797 zahlte man schon bei 200 fl. Interesse für aufgenommene Kapitalien, im ganzen betrugen die Ausgaben 1128 fl., die Einnahmen aber nur 561 fl. Uebrigens hatten sich inzwischen sowohl die Ausgaben, als auch die Einnahmen des Marktes sehr geändert, wie folgender Ueberblick über die Marktrichterrechnung vom März 1811 bis März 1812 zeigt:

Ausgaben (nach der Größe geordnet): Zinsen für aufgenommene Kapitalien 461 fl., Abgang der Kämmererrechnung 352 fl., Wirterlöhne 278 fl., Extrasteuer und Landwehrkosten 110 fl., dem Rauchfangkehrer von Linz für Säuberung der Schornsteine 85 fl. (Bankozettel), dem Marktschreiber 71 fl. 30 kr. und zahlreiche kleinere Auslagen, im ganzen 1719 fl. 43 kr. Einnahmen: Bstand (Pacht) für das (inzwischen zu großer Blüte gelangte) Bründelbad 812 fl., Zehentgelder 725 fl. 3 kr., für Bürgerscheiter (90 Klafter, a 5 fl.) 450 fl., andere Bstandgelder und Zinse 73 fl. 48 kr., im ganzen 2061 fl. 22 kr. Somit hatte man trotz der Ungunst der Zeiten einen bedeutenden Ueberschuß erreicht, freilich lasteten schwere Schulden auf der Gemeinde, aber die große Geldentwertung der folgenden Jahre heilte diese Krankheit des Haushaltes leicht, freilich zum Schaden der Gläubiger.

Die erhaltenen Kämmererrechnungen beginnen mit dem Jahre 1684 und reichen bis 1814. In der Form der Abfassung stimmen die jüngsten völlig mit den ältesten überein. Unter den Einnahmen der Kämmerer bildete bis um 1770 die Hauptpost eine Abgabe der Bürger von der verkauften Leinwand, für jedes Stück mußte ein Pfennig gezahlt werden. Ferner entrichteten die Handelsleute in die Kämmererkasse: Von 1 Stock verkauften Salzes 3 kr., von einem Kübel Tabak 2 kr., von einer Tonne Häringe 4 kr. und je 36 kr. Gewerbgeld. Die Fleischhauer zahlten 30 kr die Schneider, Schuster, Schmiede, Tischler und Binder je nach der Größe des Geschäfts 6 bis 20 kr. Gewerbgeld die Bäcker aber für jeden Metzen verbackenen Mehls 1 Pfennig. Außerdem zahlte jeder Bürger beim Verkauf eines Pferdes 3 kr., eines Rindes (auch „Raibls") oder Schafes oder Schweines 1 kr., eines „Immenstockes" auch 1 kr. Endlich bildete das Standgeld bei den Freimärkten noch eine kleine Einnahmsquelle. Dieses betrug im Jahre 1683/4 im ganzen 1 fl. 21 kr., im Jahre 1691/2 1 fl. 11 kr. Die Gesamteinnahmen der Kämmerer betrugen bis zur napoleonischen Zeit rund 50 fl. im Jahre.

Die Ausgaben waren nicht so stetig und weisen regelmäßig folgende Posten auf:

1. Almosen an Bettler, Sammler und andere „vagierende Personen". Das Almosen betrug gewöhnlich 2, 3 oder 4 kr., Geistliche oder Sammler für Klöster und Krankenhäuser erhielten mehr (6 oder noch mehr kr.).

2. Beitrag zum Pfarrhof, dessen Herhaltungskosten ja zur Hälfte dem Markte zukam. Die verausgabten Summen waren natürlich bedeutend, wenn größere Reparaturen ausgeführt werden mußten, z. B. 1711 betrugen die Kosten dafür 60 fl., meist aber genügten 5—10 fl., 1702 sind gar nur 2 fl. verzeichnet die Ausgaben nach dem Brande fehlen.

3. Herhaltung der Marktwasserleitung und des Kars. Auch dieser Ausgabsposten zeigt, wie begreiflich, großes Schwanken. Im Jahre 1692/93 sind nur 4 fl. 48 kr. ausgewiesen, 1698/99 dagegen 39 fl. 25 kr. Auffallend ist dabei, daß immer nur von einem einzigen Wasserkar die Rede ist.

4. Verschiedenes. Unter diesem Titel sind in den älteren Kämmererrechnungen neben den Ausgaben für die Herhaltung der Wäsche (Waschhütte bei der Stölzlmühle), einer Pferdeschwemme und des Hirterhäusls auch die Kosten für Kreuzgänge (Wallfahrten und Prozessionen) zusammengestellt. In den späteren sind diese eigens unter dem Titel „Für geistliche Verrichtungen" ausgewiesen.

Gar nicht selten waren die Ausgaben der Kämmerer bedeutend größer als ihre Einnahmen, so 1697/98 schon um 22 fl., 1711 gar um 44 fl., nach dem großen Marktbrand des Jahres 1742 das erste Jahr um 48, das zweite um 67, das dritte um 142 fl. Es mußten eben die erwähnten Objekte, die auch vom Feuer getroffen worden waren, wieder hergestellt werden. Dann kam die Vermögensgebarung der Kämmerer wieder ins Gleichgewicht, aber in Unordnung geriet sie abermals gegen Ende des Jahrhunderts und besonders nach dem Unglücksjahre 1809. Das folgende Jahr 1810 schloß mit einem Abgang von 112 fl. (die Einnahmen erreichten nur 10 fl. der Leinwandhandel war längst eingegangen), im Jahre 1811 betrug der Fehlbetrag 140 fl. und 1812, wie oben erwähnt, gar 352 fl. Das Schlußergebnis der Kämmererrechnung wurde in die Marktrichterrechnung eingesetzt. Als Rechnungsprüfer walteten mehrere Bürger, darunter gewöhnlich der „Gmainrödner".

In der Friedenszeit nach dem Wienerkongreß besserte sich der Markthaushalt zusehends. Aber als im Jahre 1848 die selbständige Vermögensverwaltung aufgehoben wurde, herrschte in der Marktkasse eine böse Unordnung. Die Bürger hatten eben unter der Bevormundung durch den Syndikus von Neufelden verlernt, die Marktrechnung in der alten, genauen Weise zu führen. So war es denn erklärlich, daß bei der Uebergabe an die Gemeinde in Kasse und Rechnung nicht alles stimmte, es fanden sich Abgänge und Unrichtigkeiten. Darum nennt es Hanrieder „wohl gutmütig, aber unklug", daß der damalige Pfarrvikar Petrus Stadler gerade unter solchen Verhältnissen „der Gemeindeordnung seine schreibselige Feder lieh." Er bekleidete 1852—1855 sogar das Amt des Bürgermeisters. Uebrigens wurde das Marktvermögen nicht einfach ganz und gar Gemeindevermögen, sondern verblieb, wenigstens zum Teil, dem Markte als Kommunevermögen, das ein Kommunalausschuß mit dem Marktvorstand an der Spitze verwaltete und noch verwaltet.

8. Kapitel.

Wirtschaftsleben.

a) Landwirtschaft.

Der erste und wichtigste Erwerbszweig war und ist heute noch in Putzleinsdorf die Landwirtschaft. Ursprünglich war das Ausmaß der Aecker und Wiesen sehr gering, umso größer dafür das der Wälder, Gebüsche (Zaillat) und Weiden. Die Falkensteinerurbare des Jahres 1570 geben als Grundbesitz bei jedem Markthause nur $1^1/_2$ Tagwerk (Joch) Aecker und $^1/_2$ Tagwerk Wiesen an, bei den Gütern der Urbarsbauern und des Amtes Hamet 4—7 Joch Aecker und 2—6 Joch Wiesen. Allerdings dürften gerade diese Grundangaben auf ein noch älteres, nicht mehr erhaltenes Urbar zurückgehen, aber weit werden sie durch die tatsächlichen Verhältnisse um 1570 kaum überholt worden sein.

Dementsprechend war auch die Viehhaltung noch viel geringer als heute. Bei den Schätzungen der verschiedenen Bürgerhäuser, die in den Gerichtsprotokollbüchern aufgezeichnet sind, ist meist nur 1 Melkrind und 1 Kalb verzeichnet, seltener 2 oder 3 Kühe (heute kommen doch auf ein Haus durchschnittlich 3—4 Kühe und 1—2 Kälber). Ebenso war die Zahl der Pferde klein, obwohl einige Bürger einen nicht unbeträchtlichen Roßhandel betrieben (im Jahre 1683 wurden 30 Pferde von den Bürgern verkauft, von einem allein 9). Schafe hat es bedeutend mehr gegeben als in unserer

Zeit. Einen großen Teil des Jahres wurde das Vieh der Markthäuser von dem dazu eigens angestellten „Gmoa-Viehhüter" auf die ausgedehnten Weiden getrieben.

Ueber den Getreidebau finden sich für das 16. und 17. Jahrhundert noch keine wünschenswerten Angaben; jedenfalls war er noch unbeträchtlich. Dagegen betrieb man schon damals den Flachsbau im großen Umfang, denn 1 oder 2 Metzen „Linsat" und sogar darüber fand sich regelmäßig bei den Hausinventuren vor und bei den Ausgedingen („Ausnehma") ist der Haaracker und seine Düngung und Bestellung durch den neuen Stifter fast niemals übersehen. Kraut und Rüben spielten bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine umso größere Rolle, als die Kartoffel bis dahin noch nicht eingeführt war, wenigstens geschieht ihrer niemals Erwähnung. Obstbäume hat es um 1700 schon viele gegeben, 1688 wurde auch für unsere Gegend schon eine Moststeuer eingeführt. Auch edle Obstsorten werden, besonders in Uebergabsbriefen, gelegentlich erwähnt: Haberbirnen, Muglbirnen, Weinlinge und Herrenäpfel und Zwetschken.

Der Kaufswert der Bürgerhäuser, 300—500 fl., war verhältnismäßig hoch, wenigstens im Vergleich zu den Bauernhäusern. Im Giltenbuch aus der Zeit Maria Theresias sind die 4 Wullnerhäuser auf je 330 bis 500 fl. und selbst das Wögerbauernhaus auf nur 1300 fl. geschätzt. Grund und Boden hatten eben noch einen sehr geringen Wert. Das Giltenbuch enthält auch, soweit ich sehe, die ersten Angaben über den Ernteertrag. Er ist verblüffend niedrig angesetzt z. B. beim Wögerbauerngut mit 57 Metzen 8 Maßl Wintergetreide (bei 14 Metzen 3 Maßl Anbau) und 52 Metzen 12 Maßl Sommergetreide (bei 23 Metzen 4 Maßl Anbau). Bei anderen Bauernhäusern betrug der Anbau im Durchschnitt 6—8 Metzen Wintergetreide und 9—12 Metzen Sommergetreide, die Fechsung kaum 30 Metzen bei jeder Art. Auch der Ertrag der Wiesen war fast unglaublich gering, beim Wögerbauer 13 Färtl (Fuhren) Heu bei 7 Joch Wiesen, bei anderen Häusern nur 5—10 Färtl. Nicht minder überrascht auch damals noch der geringe Viehstand, beim erstgenannten Gute: 1 Pferd, 4 Ochsen zum Zug, 3 Kühe, einige Stück Kleinvieh, 3 Schweine und 5 Schafe (heute hat fast jeder Bauer der Pfarrei doppelt so viele Stücke im Stalle mit Ausnahme der Schafe, die Getreidefechsung beträgt wenigstens das Dreifache).

Eine allzuhohe Glaubwürdigkeit wird man freilich den Angaben des Giltenbuches nicht beimessen. Sie wurden auf Grund der herrschaftlichen Einbekenntnisse zusammengestellt und diese werden ohne Zweifel absichtlich möglichst niedrig gehalten worden sein, weil sie ja die Grundlage bildeten für die Steuerbemessung der folgenden Zeit. Jedenfalls sind die Ausweise des Lagebuchs Josefs II., bei dessen Abfassung auch staatliche Beamte mitwirkten, zuverlässiger. Nach diesem aber ergibt sich z. B. als Ernteertrag des Wögerbauernhauses wenigstens 100 Metzen Wintergetreide und 90 Metzen Sommergetreide. Darum sind 57, beziehungsweise 52 Metzen für die Zeit des Giltenbuches gewiß zu niedrig, in 40—50 Jahren ändert sich der Wirtschaftsbetrieb nicht so gewaltig.

Das Lagebuch, das in den Jahren 1786—1790 entstand und nicht mehr nach Grundherrschaften, sondern nach Steuergemeinden abgefaßt ist, lieferte überhaupt die erste ausführliche Beschreibung der landwirtschaftlichen Verhältnisse. Die Gemeinde Putzleinsdorf (der Markt, Kainerstorf, Neundling, Mairhof, Glotzing und Pernerstorf) umfaßte jetzt schon 405 Joch Aecker und fast 241 Joch Wiesen (gegen 160 Joch Aecker und 60 Joch Wiesen um 1570), nur mehr $8^3/_4$ Joch Gärten, Hutweiden und Gestrüpp und etwas mehr als 55 Joch Waldungen. Es waren also inzwischen die vielen Weiden und Gebüsche fast ganz und von den Waldungen auch große Stücke in Aecker und Wiesen umgewandelt worden.

Uebrigens dürften auch bald nach dem 30jährigen Krieg die älteren Häusel der heutigen Steuergemeinde Putzleinsdorf entstanden sein. Das Register der Urbaristeuer vom Jahre 1623 erwähnt nur die „Freidhofhäusel" im Markte selbst, aber in den 1663 beginnenden Pfarrbüchern kommen bald auch das Angspathäusel und Spital (ursprünglich das Ausnehmerhäusel der Stölzmühle), die Häusel im Gstödet außer dem neueren Springerhäusel Nr. 51, die Pfenningpoint und 3 Pfannhäusel vor. Wohl erst dem 18. Jahrhundert gehören das Wieshäusel und das des Johann Peherstorfer an.

In der Steuergemeinde Ollerndorf und den anderen, noch teilweise zur Pfarre Putzleinsdorf gehörigen Gemeinden gab es um 1790 noch viel mehr Weiden und Gestrüpp, so in Ollerndorf über 216 Joch (bei 788 Joch Aecker und 829 Joch Wiesen), in Atzesberg fast 222 Joch (bei 705 Joch Aecker und 582 Joch Wiesen). Jedoch war auch da inzwischen eine Vermehrung der Siedlungen durch den Bau von Häuseln erfolgt. Zu den schon in sehr früher Zeit (14. Jahrhundert) erwähnten Kronawitthäuseln kamen in der nämlichen Ortschaft das Dornwies- und Neubauhäusl, in Mennerstorf erstanden das Mühlholz-, Schmied-, Pfeifen- und Edhäusl (dieses vom Hölzl gebaut), in Krien das untere Merau-, Rotmoos- und Ladnweidhäusel (1783) und endlich das erste Waldhäusel, heute Leitner (1784). Taglesbach erfuhr eine Erweiterung durch die Hammerschmiede, deren Entstehung sich urkundlich genau feststellen läßt. Im Besitze des Hölzl befindet sich nämlich eine Pergamenturkunde, in der es heißt, im Jahre 1564 habe der damalige Besitzer dieses Gutes (Thoman Hölzl) dem Leonhard Wirglstorfer die Erlaubnis gegeben, auf seinem Grunde ein Häusel zu erbauen. Damit stimmen auch die Urbare überein. Das des Jahres 1562 erwähnt noch keine eigene Behausung Hammerschmiede; allerdings heißt es darin, daß es schon früher einmal einen Hammerschmied beim Hölzl gegeben habe. Der war jedoch wohl nur Inwohner dieses Gutes. Aber in den Urbaren von 1570 wird der Hammerschmied Leonhard Wirglstorfer schon als eigener Vogtholde Falkensteins angeführt. Die Gemeinde Atzesberg weist keine neue Siedlung auf, die Gemeinde Hörbich auch nur das Weidhäusel in Streinesberg.

Ueber die Eignung der Gemeinden zur Landwirtschaft urteilt das Lagebuch in der ökonomisch-kosmologischen Beschreibung. Putzleinsdorf wird folgendermaßen beschrieben: „Die Gemeinde ist durchaus gebirgig, jedoch findet sich in ihr kein vorzüglich hoher Berg oder starke Waldungen. Nur $^1/_6$ des Gebietes kann als gut, $^3/_6$ von mittlerer Gattung, $^2/_6$ von schlechter Gattung angenommen werden. Es gibt sehr viele steinige, sandige und „nasgalligte" Gründe und sind diese Gründe durchaus mehr zum Kornertrag geeignet. Außer dem nötigen Zug- und Melkvieh wird gar kein Viehzügel noch Viehmast betrieben, die Baumkultur hat nichts Beträchtliches, Branntwein gibt es gar keinen, Kraut und Erdäpfel werden zur Hausnotdurft gebaut, Flachs hingegen wird als Nebenzweig bei jedem Hause gepflanzt. Mergel und Schlier mangeln durchaus wie auch der nötige Dünger, wodurch es an der Verbesserung der Gründe stark fehlt."

Weiter lesen wir: „Der Wirtschaftskurs in dieser Gemeinde ist durchaus gleich und werden ein Jahr die Felder mit Korn, das zweite Jahr mit Hafer bebaut und im 3. Jahr gebrachet. Außer wenigen Pferden, so im Ortsplatz Markt Putzleinsdorf befindlich, werden in dieser Gemeinde meist Ochsen (zum Zug) und Kühe (zur Hausnotdurft) gebraucht und gefüttert. Außer den Erntezeiten ist kein Mangel an Arbeitern. Die Bewohner dieser Gemeinde leben teils vom Ackerbau und teils von ihrer Profession, vorzüglich aber macht der Flachsbau und Leinwandhandel einen beträchtlichen Nebenzweig aus.

Die Grundbesitzer sind durchaus ruhig, nüchtern und arbeitsam und leben mehr schlecht als gut. Ihre Nahrung besteht größtenteils aus Brot, Milch und Erdfrüchten, als Kraut, Rüben und Kartoffeln. Ihre Grunderträgnisse, so die Grundbesitzer verkaufen, werden alle beim Haus an den Mann gebracht. Sie haben darum keine Wege zu passieren. Diese sind außerordentlich schlecht. Die Erzeugnisse dieser Gemeinde sind zwar gut, aber zur Nahrung nicht hinlänglich, es muß Jahr für Jahr aus dankbareren Gegenden Korn zum Brot zugeführt werden."

Die natürlichen Bedingungen in den anderen Gemeinden werden im Lagebuch im allgemeinen noch ungünstiger gewertet als die Putzleinsdorfs. Besonders wird hervorgehoben, daß weite Strecken einer sehr rauhen, kalten Luft ausgesetzt sind und vielfach recht abschüssige Gründe aufweisen. „In der Gemeinde Atzesberg trifft auch, wie aus der Erfahrung bekannt ist, der Schauer (Hagel) in 8 Jahren sicher einmal eine Strecke. Als gut kann nur $^1/_8$ des Bodens bezeichnet werden, die Hälfte ist schlecht. Aber Flachs wird auch da überall gebaut, aus der verfertigten Leinwand gewinnen die Hausbesitzer Geld für die Bestreitung der meisten Auslagen." — Der durchschnittliche Ertrag der Aecker, Wiesen und Wälder unterscheidet sich nur wenig von dem in der Gemeinde Putzleinsdorf: bei 1 Joch Aecker $12^{33}/_{64}$

Metzen Winter- und $11^{49}/_{64}$ Metzen Sommergetreide, bei 1 Joch Wiesen 9 Zentner 16 Pfund Heu und Grummet, bei 1 Joch Wald $2^{48}/_{64}$ Klafter Holz.

Der ganze Grund und Boden aller Gemeinden ist in Fluren eingeteilt, die mit den volkstümlichen Namen benannt, gegen einander genau abgegrenzt und nach ihrer Güte abgeschätzt werden. Beispielshalber mögen die Fluren des Marktes angeführt werden. Außer dem Bründlholz (samt Wiese gut 25 Joch) und dem Ortsplatz Putzleinsdorf (Häuser samt Hausgärten im Ausmaß von $14^{27}/_{64}$ Joch) umfaßte der Marktbesitz folgende Fluren: 1. Gstocket ($2^{38}/_{64}$ Joch), 2. Angspat ($14^{31}/_{64}$ Joch), 3. Eingefridtes Angspat ($12^{13}/_{64}$ Joch), 4. Zaillet ($10^{61}/_{64}$ Joch), 5. Bründlfeld ($37^{47}/_{64}$ Joch), 6. Winkelfeld ($14^{53}/_{64}$ Joch) und 7. Baderfeld ($9^{27}/_{64}$ Joch). Als Grenzen sind angegeben: Zwischen Gstocket und Angspat das Gehage (vom Spital) zum Steßlbrunn, zwischen Angspat und eingefriedtem Angspat (beziehungsweise der Mühlleitenflur Pernerstorfs): Die Lembacherstraße und der Mühlweg (zur Neumühle), zwischen eingefriedtem Angspat und Zaillet: das Gehage zu den Ellackern, zwischen Zaillet und Bründlfeld: der Streinesbergerweg, zwischen Bründlfeld und Winkelfeld: die Sarleinsbacherstraße, zwischen Winkelfeld und Baderfeld: der Hammerschmiedsteig, zwischen Baderfeld und Gstocket: das steinerne Stiegel zwischen Mangweg und Altbach. Als guter Boden wird nur das Angspatfeld bezeichnet, als schlecht das Gstocket, Zaillet und Baderfeld, die anderen als mittelgut. Von den übrigen Fluren der Gemeinde Putzleinsdorf werden Raßdoppl, Kaindlstorferflur, Hochstraß, Boindenfluc und die Hofwiesen als gut, Mühlleiten, Gromberg, Aufeld, Höflerflur, Mairhoferflur, Wieng und Wörnden als schlecht alle anderen (Brückelflur, Holzreit, Raßland, Grueberg, Wartfeld, Grubfeld, Mühlfeld, Pfanngferat, Baumleiten, Toiffeld und Kamleiten) als mittelgut angeführt.

Die Grundbesitzverhältnisse bei den einzelnen Häusern zeigten um 1790 allerdings nicht mehr jene Gleichheit wie um 1570, aber doch noch keine so große Verschiedenheit wie heute, besonders im Markte. Zu jedem Bürgerhaus gehörten außer dem Hausgarten noch Aecker und Wiesen, am meisten zum Hause Nr. 14 ($7^{11}/_{64}$ Joch), am wenigsten zu Nr. 4 ($4^{12}/_{64}$ Joch), beim Schulhaus waren $2^{17}/_{64}$ Joch, bei der Neumühle in der Gemeinde Putzleinsdorf $^1/_2$ Joch, in der Gemeinde Ollerndorf $6^{53}/_{64}$ Joch. Als gemeinsamer Besitz aller Marktbürger sind noch 3 Wiesen im Ausmaß von $^{41}/_{64}$ Joch (Spitalwiesel, Wiese im Bründlholz und das Wiesel beim Roßbad) und das Bründlholz angegeben. Dieser Gemeinbesitz war Dominikalgrund, weil Richter und Rat des Marktes den Rang einer Grundherrschaft einnahmen.

b) Leinenweberei und Leinwandhandel.

Neben der Landwirtschaft war in den früheren Jahrhunderten die Leinenweberei der wichtigste Erwerbszweig der Mühlviertler. Putzleinsdorf wird zwar in der Handwerksordnung Rudolfs II. vom Jahre 1578 noch nicht unter jenen 21 Orten Oberösterreichs aufgezählt, die schon eine eigene Weberzunft besaßen (wohl aber Neufelden, Rohrbach, Sarleinsbach und Hofkirchen), aber bald darnach läßt sich auch in unserem Markte schon eine solche Handwerksinnung nachweisen. In den Abhandlungen nach Todesfällen oder Inventuraufnahmen der Jahre 1630 bis 1640 ist mehrmals von einer Zahlung in die Zunftkasse, die sogenannte Weberlade, oder „ins Handwerk" die Rede. Einen großen Aufschwung nahm aber die Leinenweberei erst nach 1650 und erreichte nach 1700 ihren Höhepunkt. Im Jahre 1705 errichtete die „Leinweberzunft" eine Stiftung von 200 fl. bei der Pfarrkirche. Damals gab es in und um Putzleinsdorf nur wenige Häuser, die keinen Webstuhl besaßen. In vielen waren zwei, in einigen sogar drei in Verwendung und selbst nach 1750, als sich schon ein deutlicher Niedergang im Gewerbe bemerkbar machte, waren noch viele Hände damit beschäftigt. Ein „summarisches Verzeichnis" vom Jahre 1778 gibt für den Markt allein noch 20 Webstühle an, für das ganze Urbaramt aber 73. Darauf arbeiteten noch 42 Webermeister, 29 Gesellen (oder Knappen) und „5 Jungen". Die Zahl der Flachsspinner betrug 153, daneben gab es damals auch schon 41 Woll- und Baumwollspinner.

Auch in Putzleinsdorf galten die gleichen Handwerksgebräuche wie in den anderen Märkten unseres Landes. Die Handwerksordnung des Jahres 1713 enthält folgende wichtigere Bestimmungen:

Jeder Webermeister muß einer Zunft angehören, jedoch war ihm die Wahl, welcher er beitreten will, freigestellt. Man unterschied Stadt-(Markt-) und Gey-meister. Diese waren nur zur Lohnarbeit (auf der Steer oder daheim) und zur Herstellung der gröberen Waren (Plachen, Loden und rupfene Leinwand) berechtigt; sie durften nur ihre eigenen Söhne oder die anderer Meister in die Lehre nehmen. Die Stadt-(Markt-)meister konnten auch andere Jungen aufnehmen und auch feinere Webwaren erzeugen, durften aber nicht gegen Lohn für andere Leute weder in deren Haus (auf der Steer) noch daheim arbeiten. Das Garn mußten sie auf den gewöhnlichen Jahr- und Wochenmärkten in den Märkten und Städten einkaufen, der Einkauf „im Gey" war ihnen verboten. Die Erzeugung minderwertiger Stoffe und das Verkaufen solcher auf den Märkten wurde bestraft.

Die Lernzeit dauerte für einen Meistersohn 2 Jahre, für einen anderen Jungen 4 Jahre. Wollte ein Geselle selbst Meister werden, mußte er nach der vorgeschriebenen Lehrzeit wenigstens 2 Jahre im Ausland gearbeitet und das vorgeschriebene Meisterstück fehlerfrei verfertigt haben. Dieses war übrigens verschieden, je nachdem einer Markt- oder Geymeister werden wollte.

Um die ungebührliche Vermehrung der Meister zu verhüten, mußte das Einkaufsgeld erlegt werden, das bei einem Meistersohn 8 fl., bei einem anderen 12 fl. betrug. Kein Meister durfte mehr als 3 Webstühle beschäftigen. Sämtliche Zünfte des Landes waren der Hauptlade in Linz einverleibt und hatten dahin für jede Werkstatt alljährlich einen Groschen einzuzahlen und alle 3 Jahre die Meisterrollen einzusenden.

Die rege Leinwandweberei verschaffte übrigens auch anderen Gewerben günstige Bedingungen, nämlich der Färberei (in Putzleinsdorf lange Zeit auf dem Hause Nr. 10), der Seifensiederei (auf Nr. 13, das bis in die jüngste Zeit noch das Seifensiederhaus hieß) und der Bleicherei. Das Bleichen umfaßte das sogenannte „Sechteln", das Spritzen und Trocknen der Leinwand. Das Sechteln geschah durch Lauge, die in den großen Sechtelkesseln zubereitet wurde. Mit ihr wurde die in gewaltigen Bottichen aufgeschichtete Leinwand übergossen und darin über Nacht liegen gelassen. In der Frühe breitete man die Leinwand auf den Bleichwiesen längs des Taglesbaches aus und spritzte sie bei schönem Wetter mit geeigneten Holzschaufeln durch 3 bis 4 Tage. Diese Behandlung (Sechteln und Spritzen) wiederholte man solange, bis die Leinwand weiß wurde, 5—10mal. Dann wusch man sie in der „Schledern" und hängte sie zum Trocknen auf. In kleinerem Umfange wurde in mehr Häusern gebleicht. Einige Bürger des Marktes hatten beim Fischerhäusl eigene Bleichwiesen und kupferne Sechtelkessel (auch Bleichkessel geschrieben) werden bei Inventuren von Bürgerhäusern oft erwähnt. Aber geradezu ein Großbetrieb im Bleichen bestand einst in Taglesbach, wo Jahr für Jahr eine Anzahl „Bloaknechte" beschäftigt war. Noch heute besteht ein hoher, eigener Holzbau zum Trocknen der Leinwand, „Häng" genannt. Nach Taglesbach brachten die meisten Berufsweber der Umgebung ihre Erzeugnisse, aber auch aus weiter Ferne, wie Julbach, Kriegwald und Umgebung, wurde Leinwand dahin geführt. Ganz hörte das Bleichen dort erst 1907 auf. — Nach dem Bleichen unterzog man wenigstens die bessere Leinwand noch dem Mangen, das dem Wesen nach als ein Rollen (wie Wäscherollen) im großen aufgefaßt werden kann. Die über die Leinwand gleitenden Rollen wurden durch große, mit Steinen gefüllte Truhen beschwert und diese durch einen Göpel mit Pferdebetrieb in Bewegung gesetzt. Durch das Mangen erhielt die Leinwand erst die gewünschte Glätte und eindrucksvollen Glanz. Eine Vereinigung von Bürgern besaß neben dem Hause Nr. 19 (Schafferhaus) eine Mang, die später in Privatbesitz überging und 1911 niedergerissen wurde.

Von der Bedeutung der Leinenweberei in unserer Gegend bekommt man erst einen Begriff, wenn man den Leinenhandel etwas genauer verfolgt. Nach der Kämmererrechnung vom Jahre 1684 hatten im vorhergehenden Jahre nur 3 Bürger und der Pfarrvikar keine Leinwand verkauft, die übrigen aber mitsammen 10.075 Stück (jedes zu 30 Ellen). In den folgenden Jahren stieg diese Zahl noch bis auf 14.000 um 1725. Dann trat ein langsamer Rückgang ein, um 1750 wurden noch 6000, 1760 aber nur mehr 4000 verkauft. Für 1790 sind noch 530 Stück, für 1792 gar keines mehr ausgewiesen. Die angeführten Mengen waren freilich nicht

in Putzleinsdorf allein erzeugt worden, sondern die größeren Händler (für 1778 sind im erwähnten Verzeichnis noch 7 Leinenhändler im Markte genannt) kauften Leinwand auch in der weiteren Umgebung, besonders um Oberkappel und Kollerschlag, und selbst in weiter Ferne, z. B. im südlichen Böhmen. Aber trotzdem verdient die Ausfuhr hohe Anerkennung, wir dürfen ja nicht übersehen, daß auch die anderen benachbarten Märkte ähnliche oder noch größere Mengen aus unserer Gegend fortschafften.

Die Putzleinsdorfer Leinenhändler brachten ihre Waren besonders nach Linz, Wien und Nürnberg. In diesen Städten wurden eigene Märkte abgehalten, auf denen Käufer aus weiter Ferne, besonders aus Ungarn und Italien, erschienen. Manche Händler gelangten durch ihr Geschäft zu einem ansehnlichen Vermögen, selbst zum 3- und 4fachen Werte ihres Hauses, freilich ist der eine oder andere auch durch allzu gewagte Unternehmungen zu argem Schaden und selbst um sein Haus gekommen. Als erster bedeutender Großhändler erscheint in den Protokollbüchern ein gewisser Tobias Gramsreiter auf, der im Jahre 1638 starb. Sein Haus lag „am Ort nächst dem des Wolf Schneeberger" und wurde mit 500 fl. geschätzt. Sein Gesamtvermögen aber betrug 1848 fl. 39 kr., davon kamen rund 1000 fl. auf vorhandene Leinwand, über 300 fl. auf noch ausständiges Guthaben („Schulden herein" genannt) und bares Geld (30 Dukaten a 3 fl., 12 Silberkronen a 1 fl. 50 und 13 Reichstaler a 1 fl. 45). Diesem Vermögen standen rund 300 fl. Passiva („Schulden hinaus") gegenüber.

Ungefähr halb so groß als das Vermögen des Genannten war der Besitz des Michael Pracher (wahrscheinlich auf dem Hause Nr. 18, † 1666), ferner der des Stefan Wöß († 1667) und der des 1688 verstorbenen Wirtes und Marktrichters Josef Streinesberger (Haus Nr. 6). Sein Gesamtvermögen betrug 1883 fl. und enthielt auch besonders „Silbergschmeidt", nämlich 1 silbernen Gürtel (24 Loth schwer, auf 30 fl. geschätzt), 1 silbernen Becher (64 Loth, 55 fl.) und 12 Silberlöffel (25 Loth, 18 fl.). Dazu kamen 116 Pfund „Zinngschirr". Als Beispiel arger Verschuldung mag Johann Aumühlner angeführt werden, der auch ein Wirtsgeschäft besaß, aber besonders einen weit verzweigten Leinenhandel betrieb. 1680 mußte er sich als zahlungsunfähig erklären, seinem auf 1373 fl. geschätzten Vermögen standen 3864 fl. Schulden gegenüber. Unter seinen Gläubigern werden auch zwei Juden in Nürnberg Jakob und Isaak genannt mit 559 fl. Guthaben. Jeder Gläubiger erhielt für 1 fl. nur $9^1/_2$ kr. Im 18. Jahrhundert sind noch besonders zwei Namen hervorzuheben, nämlich Adam Uhrl (Haus Nr. 29, † 1703) mit über 3000 fl. Ueberwert und Anton Pracher (wahrscheinlich Haus Nr. 23, † 1775), der wohl den großzügigsten Handel betrieb. Er beschäftigte 4 Pferde und hatte Gelder ausständig in vielen Orten Ungarns, Böhmens und Mährens, selbst in Triest. Sein Vermögen wird auf 23.478 fl. angegeben, denen freilich auch 17.452 fl. Schulden gegenüberstanden.

Die angeführten Vermögen, die einzelne Händler Putzleinsdorfs zusammenbrachten, sind allerdings noch bescheiden im Vergleich zu jenen, die ihre Geschäftsgenossen in günstiger gelegenen Orten, z. B. Neufelden erreichten. War doch beim Tode des Johann Karl Stölzl von Neufelden im Jahre 1804 eine Barschaft von über 65.000 fl. vorhanden in Gold- und Silbermünzen und Bankozetteln und außerdem verzeichnet das Inventar noch 129.324 fl. Obligationen und Privatschuldscheine (Haßleder, a. a. O. 159).

Aber auch in und um Putzleinsdorf bewirkten Leinenweberei und Leinenhandel im 17. und 18. Jahrhundert einen Wohlstand wie früher und nachher nie wieder. Deutliche Beweise dafür sind die lebhafte Bautätigkeit jener Zeit (wenigstens im Markte) und die größere Bevölkerungsdichte. Der Generalschematismus unserer Diözese weist für das Jahr 1800 für die Pfarre Putzleinsdorf um 103 Seelen mehr aus (1242), als für 1920 angegeben werden (1139). Und doch war um 1800 schon ziemlich lange der Höhepunkt des gewerblichen Betriebes überschritten. Eingeleitet wurde dessen Niedergang zunächst durch die immer stärkere Einführung von Maschinen für Spinnerei und Weberei in anderen Gegenden. Dann kamen seit etwa 1770 Baumwollwaren immer mehr in Verwendung und endlich legten die vielen Kriege seit 1792 den Leinenhandel ganz lahm; viele Absatzgebiete der Mühlviertlerleinwand waren eben seitdem verschlossen. So beschränkte sich die Leinenweberei unserer Gegenden immer mehr auf die Erzeugung der nötigen Haus-

leinwand und besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen selbst die meisten in den Bauernhäusern noch vorhandenen Webstühle (ungefähr 30) zum Stillstand. Neuestens finden sie im Winter wieder eifrigere Verwendung.

An die ehemals stark betriebene Flachsgewinnung und Leinenerzeugung erinnern noch heute bei manchen Häusern die Bleichhütten und Bleichschwöllen bei den früheren Bleichstätten. In den Hütten schlief der Hüter der zur Bleiche ausgelegten Leinwand mit dem Wachhund. Wie sehr die Flachsarbeit das Sinnen des Volkes beherrschte, mag man auch aus den Wortspielen und Rätseln erkennen, die sich auf die „Mühlviertler Baumwolle" bezogen, z. B.:

Braun niena,
Grean af
Und blab übasödraf? (Der Haar.)

Gegenüber der Leinenerzeugung spielten die anderen Gewerbe jedenfalls eine ganz untergeordnete Rolle; sie arbeiteten eben nur für den örtlichen Bedarf und werden in alten Aufzeichnungen nur selten erwähnt. Das interessanteste Schriftstück ist wohl die im Landesarchiv von Linz (Akten der Herrschaft Altenhof-Falkenstein, Bd. 5) in Abschrift befindliche Schusterordnung vom St. Erhartstag 1586. Sie wurde in Hofkirchen im Beisein des herrschaftlich-falkensteinischen Pflegers Heinrich Salburger aufgerichtet und galt für die Schuhmacher der dreien Märkte Rohrbach, Hofkirchen und Putzleinsdorf samt der nebenliegenden Hofmarken und Flecken: Lembach, Pfarrkirchen und Oberkappel, soviel der Herrschaft Falkenstein gehörig." Die Zunft stiftete in Hofkirchen einen Jahrestag am St. Erhartstag und errichtete auch in diesem Orte ihre Zunftlade, zu der jeder der 3 genannten Märkte einen Zechmeister mit einem Schlüssel abordnen sollte. Die in 18 Punkte zerfallenden Handwerksbestimmungen selbst sind ziemlich ähnlich der ausgeführten Weberordnung.

9. Kapitel.

Religiös-kirchliche Verhältnisse.

In dem Stiftbrief zur endgiltigen Errichtung eines Vikariates in Putzleinsdorf (26. August 1686) heißt es, daß dort „seit unerdenklichen Zeiten allzeit ein Priester gewesen." Dieser Seelsorger war wohl ein sogenannter Lokalkaplan oder Expositus und wurde von der Mutterpfarre Sarleinsbach nach Putzleinsdorf abgegeben. In dem Urbar vom Jahre 1562 kommt unter den 30 Behausungen des Aigens Putzleinsdorf als letzte auch „die Kaplanshofstatt" vor. Aber in den 2 Urbaren des Jahres 1570 wird keine solche Behausung eines Seelsorgers mehr erwähnt. Inzwischen ging eben eine wichtige Aenderung religiöser Natur vor sich. Wie in der ganzen Umgebung hatte sich auch in Putzleinsdorf seit der Mitte des 16. Jahrhunderts (wenn nicht schon früher) der größte Teil der Bevölkerung im Markte sowohl als auch in der Bauernschaft der evangelischen Lehre zugewandt. Nun wurde der katholische Priester vertrieben und an seiner Stelle setzten sich im Orte lutherische Pastoren (Prädikanten) fest. Diese schufen sich bei der Bevölkerung dadurch einen starken Rückhalt, daß sie das Eigentumsrecht über die Kirche und die Pfründe der „Gmein" übertrugen. Einer von ihnen, vielleicht der erste, hieß Hans Sexlinger; er kopulierte im Jahre 1567 seinen lutherischen Kollegen in Sarleinsbach Stefan Steindl (1567–1581) mit der Jungfrau Barbara (nach den Pfarrbüchern von Sarleinsbach). Etwa 60 Jahre dauerte das „leidige Luthertum", wie es im Stiftbrief heißt. Dann aber ordnete Ferdinand II. die Ausweisung der Prädikanten an. In Putzleinsdorf half dabei die Herrschaft Salburg, die inzwischen selbst wieder katholisch geworden war, pflichtgetreu mit. Damit war jedoch der Bevölkerung durchaus noch nicht die protestantische Gesinnung aus dem Herzen genommen. Im Gegenteile verschmähten Bürger und Bauern noch lange die katholischen Gebräuche und ließen unter anderm ihre Toten auch weiter nicht im katholischen Friedhof, sondern auf einem eigens hiezu gewählten Grundstück, der sogenannten „Teonwies = Totenwiese (fälschlich Dornwiese geschrieben) begraben. Lutherische Schriften hielten sich noch lange, das bischöfliche Ordinariat Passau glaubte noch im 18. Jahrhundert zu ihrer gewissenhaften Beseitigung auffordern zu müssen. Hauptsächlich durch die eifrige Tätigkeit der Jesuiten und ihre Missionen wurden die Putzleinsdorfer wieder vollzählig zur Religion ihrer Vorfahren zurückgeführt. Manche mögen auch ausgewandert sein. Wenigstens findet sich unter den Emigranten im bayerischen Ries (17. Jahrhundert) auch ein Gottfried Mackschan von „Buzesdorf", bei dem freilich die Anmerkung relig. Pontif., d. h. Katholik steht.

Uebrigens hatte Putzleinsdorf nach Beseitigung der lutherischen Prädikanten nicht sofort wieder einen ständigen katholischen Seelsorger. Wegen der Enteignung der „Kaplanshofstatt" mußte zuerst für eine neue Wohnung und Lebensmöglichkeit gesorgt werden. Bis das zustande kam, behalf man sich zunächst mit einem Aushilfsgottesdienst. Der Pfarrvikar von Lembach hielt jeden dritten Sonn- und Feiertag in Putzleinsdorf Amt und Predigt. Aber durch den Ausfall des Gottesdienstes an den übrigen Tagen erlitt zumal der Markt auch einen empfindlichen zeitlichen Schaden. Der mag wesentlich dazu beigetragen haben, daß man die Vorbedingungen zur Errichtung einer selbständigen Seelsorge zu schaffen sich bemühte. Nach längeren Verhandlungen mit Passau erlangte man endlich im Jahre 1663 einen eigenen Lokalkaplan. Er hieß Balthasar Jäger und begann die Pfarrmatriken, verließ aber Putzleinsdorf schon im Jahre 1669 wieder. Ihm folgte Laurenz Cäsar (1669—1685), der am Ende seiner Amtstätigkeit mit seinen Pfarrholden in Streit geriet wegen der Pflichten, die sie ihm gegenüber erfüllen sollten, und darum auf seinen Posten verzichtete. Damals waren die gegenseitigen Rechtsverhältnisse zwischen dem Kaplan einerseits und dem Markte und der Pfarrei andererseits noch nicht schriftlich festgelegt. Das geschah erst unter Cäsars Nachfolger, Blasius Hachel (1685 bis 1692) in dem vom 26. August 1686 datierten Stiftbrief des Vikariates Putzleinsdorf.

Die Pfarrei umfaßte außer dem Markte nur noch die Dörfer Kainerstorf, Neundling, Mayrhof mit dem Höllergut, Glotzing und Pernerstorf. Als festes Einkommen bezog der Vikar jährlich 135 fl. (60 fl. Besoldung, 40 fl. Zehententschädigung vom Markte, 30 fl. Besoldung von der Kirche und 5 fl. an Stiftungsgeldern). Dazu genoß er noch die Sammlung von Markt und Pfarre und auch von 3 Häusern in Wulln, das damals noch nicht eingepfarrt war. Das Gotteshaus hatte Zehent von verschiedenen Häusern, nicht allein in der Nähe, z. B. Pernerstorf 1 und 2, sondern auch in weiterer Ferne, z. B. in Wolf, Pfarre Sarleinsbach, von 4 Häusern (Rechtlehenbrief 1677, 10. April, im Marktarchiv.)

Hachel vermachte vor seinem Tode seine ganze Habe den Pfarrarmen. Unter seinem Nachfolger Philipp Ehrhardt (1692—1707) wurde der Pfarrhof erweitert (wahrscheinlich nach Osten hin). Er war ehemals eine bürgerliche Behausung gewesen und durch Kauf auf den Markt übergegangen. — Im Jahre 1706 erfolgte die Grundsteinlegung zur neuen Kirche, die unter Ehrhardts Nachfolger Andre Jäzlauer (1707—1718) am 22. Juni 1708 konsekriert wurde. Sebastian Bauer (1716—1725) vollendete den Bau der Bründlkirche, unter Josef Michael Gigger (1725—1732) erhielt die Pfarrkirche den Taufstein. Wahrscheinlich erfolgte unter ihm auch die Gründung der Christenlehrbruderschaft (darüber weiter unten). Sein Nachfolger Balthasar Ferdinand Eder verließ schon nach zweijähriger Amtstätigkeit (1734) den Posten. Unter Stefan Renner (1734 bis 1741) wurde die Kreuzwegstiftung aufgerichtet. Als ein sehr tatkräftiger und selbständiger Mann trat Josef Egger (1741—1749) auf. Das war auch gut, weil ihm die schwierige Aufgabe zufiel, Kirche und Schule, die dem großen Marktbrand des Jahres 1742 zum Opfer fielen, wieder herzustellen. Er leistete nicht nur das, sondern erreichte obendrein ein heiliges Grab, einen neuen Oelberg und eine neue, geräumige Sakristei für die Pfarrkirche und eine neue Orgel für Maria Bründl. Der Pfarrhof erhielt unter ihm ein oberes Stockwerk. Der ihm folgende Johann Jakob Pölsterl (1749—1751) schaffte eine dritte, große Glocke an, im Gewichte von 7 Zentner 65 Pfund. (Sie wurde 1877 um 500 fl. nach Lukow in Mähren verkauft.) Unter Ignaz Josef Heinrich Ruckerbauer (1751—1762), einem gebürtigen Sarleinsbacher, wurde die Bründlkirche geweiht (27. August 1751) und der Bau des Turmes bei der Pfarrkirche begonnen. Franz Kriener (1762 bis 1784), ein gebürtiger Putzleinsdorfer vom Haus Nr. 5, vollendete 1764 den Turm und erlebte noch einige religiöse Neuerungen der josefinischen Zeit, besonders die Aufhebung des III. Ordens und der Christenlehrbruderschaft.

Wie in den Nachbarorten (vgl. darüber die Ausführungen Sigls in den Beiträgen, III. 22 ff.) war auch in Putzleinsdorf eine Christenlehrbruderschaft entstanden. Weil den heiligen Schutzengeln geweiht, hieß sie meist die Schutzengelbruderschaft. Wahrscheinlich erfolgte ihre Gründung erst 1729, denn die Kasse weist bei Beginn der Rechnungen (sie sind fast vollständig von

1729 bis 1781 erhalten) erst 1 fl. 47 kr. 3 Pf. auf als Kassarest. Bei dieser Rechnung allein ist auch die Mitgliederzahl angegeben (Brüder und Schwestern zusammen 148), ihr Mitgliederbeitrag betrug in Summa 5 fl. 36 kr. 3 Pf. Die Bruderschaft leiteten der jeweilige Vikar als Präses und ein Rektor aus den Mitgliedern selbst (wiederholt der Marktrichter). Die Kasse verwaltete ein eigener Verwalter, die schriftliche Ausarbeitung der Jahresrechnungen dürfte aber wohl immer, wie einmal ausdrücklich angegeben ist, der Marktschreiber gemacht haben. Die Bruderschaft feierte besonders das Schutzengelfest (Titelfest) und das des hl. Michael (zweites Schutzfest). Besonders zum Titelfest wurden regelmäßig auch fremde Geistliche zur Aushilfe im Beichtstuhl eingeladen (3 oder 4, einmal sogar 5), mehrmals werden ausdrücklich Kapuziner von Passau genannt. Der Sakramentenempfang scheint also bei dieser Gelegenheit hübsch groß gewesen zu sein, die Bruderschaftsrechnungen weisen auch regelmäßig viele kleine Hostien, einmal 2000, aus. Beim Hauptfest wurde ein feierlicher Umzug mit dem Allerheiligsten gehalten und dabei von 10 Mann eine große Statue des hl. Schutzengels mitgetragen. Zu Erhöhung der Feierlichkeit ließ man wiederholt auch den Schulmeister von Lembach zur „musikalischen Aufführung" kommen. Er erhielt dafür jedesmal 4 fl. Außerdem beteiligte sich die Bruderschaft gern bei Leichenbegängnissen durch Mittragen der großen oder einer kleineren Schutzengelstatue. 1748 erreichte sie das Altarprivilegium für ihren Bruderschaftsaltar in der Pfarrkirche. Ihr Vermögen wuchs stetig an und erreichte im Jahre 1781 die namhafte Summe von 680 fl. Der größte Teil war ständig ausgeliehen. Die Einnahmsquellen waren: Mitgliederbeiträge (a 2 kr. jährlich), Zahlungen für Leichenbegleitung (mit der großen Statue 2 fl. 17 kr., mit der kleinen 14 kr.), Sammlungen mit der Tafel und im eigenen Opferstock (er befindet sich noch heute beim Schutzengelaltar) und fromme Vermächtnisse. — Leider fehlen Nachrichten über die Verwendung des Vermögens nach der 1783 erfolgten Aufhebung.

Wie die frommen Vereine und Bruderschaften wurden im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus auch die Prozessionen und Wallfahrten hart getroffen. Ihre Zahl war im 18. Jahrhundert wie anderwärts so auch in Putzleinsdorf zu beträchtlicher Höhe angewachsen. Außer den vier von der Kirche seit alter Zeit vorgeschriebenen Bittprozessionen am Markustag und den 3 Tagen vor Christi Himmelfahrt (nach Lembach, Pfarrkirchen, Sarleinsbach und um die Felder) und den gebräuchlichen zwei Bittgängen nach Maria Bründl wurden immer öfter auch weitere Kreuzgänge unternommen, besonders nach Berg bei Rohrbach, St. Wolfgang bei Schlägl, Longhalsen und Maria Hilf bei Passau. Der Vikar erhielt dabei für die Begleitung meist 1 fl., der Schulmeister 30 kr. Dem Vikar wurde auch wiederholt ein Reitpferd zur Verfügung gestellt. Aber je öfter Kreuzgänge unternommen wurden, umso mehr schlichen sich auch Mißbräuche ein. Das benützte der den Bittgängen nach Pfarrkirchen und Sarleinsbach abgeneigte Vikar Josef Egger (1741—1749) dazu, um in einer Eingabe an das bischöfliche Ordinariat Passau ihre Beseitigung zu beantragen. Er führte dagegen besonders folgende Gründe an: Die Teilnehmer versäumen bei den Kreuzgängen häufig die Predigt, ja sogar die hl. Messe, manchmal werden am Wallfahrtsort Märkte gehalten und dann wären die Leute fast nur bei den Ständen und nicht in der Kirche zu finden; endlich kämen dabei auch „Löfflereien, Raufereien und Saufgelage" vor. Das Ordinariat sandte diese Ausführungen Eggers an den Dechant zur Prüfung und Meinungsäußerung. Der bezeichnete die geschilderten Unzukömmlichkeiten mit Recht für übertrieben und es blieb beim alten. Aber nicht mehr lange. Denn der josefinische Zeitgeist bewirkte es, daß die weltlichen Behörden die Kreuzgänge in der schroffsten Weise eindämmten. Schon 1771 wurde für jede nicht von der Kirche vorgeschriebene Prozession die jedesmalige Erlaubnis des Kreisamtes vorgeschrieben und ein Jahr später Wallfahrten, bei denen man über Nacht ausbleiben mußte, ganz verboten.

Diese ersten religiösen Neuerungen wurden mit stiller Ergebung hingenommen. Auch das Verbot des Wetterläutens, im Todesjahre Krieners gegeben, ließ man sich widerspruchslos gefallen; nur die Schulmeister waren darüber ungehalten, weil dadurch ihre Einnahmen empfindlich geschmälert wurden, sie verloren ja damit die sogenannten Wettergarben. Aber was unter dem Vikar Stefan Koller (1784—1807) vorgeschrie-

ben wurde, dürfte in wenigen Pfarreien eine solche Aufregung hervorgerufen haben wie in Putzleinsdorf. Die erste allgemeine Entrüstung löste das Eingreifen in die bisher gebräuchliche Kirchenmusik aus. Die Akten dafür liegen im Diözesanarchiv in Linz. Im Jahre 1787 sandte der Dechant in höherem Auftrage die Weisung an den Vikar, es dürften nur mehr an den höchsten Festtagen Hochämter und musikalische Litaneien gesungen werden, an den gewöhnlichen Sonntagen und kleineren Festen solle man „das Normallied" singen. Daraufhin richtete die Pfarrgemeinde ein Bittgesuch ans bischöfliche Konsistorium, „mit der demütigsten Bitt und Unterwerfung, ihnen gemäß der neu herausgekommenen Kirchenordnung derlei Musikal-Aemter künftighin zu erlauben." Dieses Gesuch war vom 7. August 1787 datiert und vom Marktrichter Joh. Andre Peyrer, Gmein-Reder Ignaz Schraml und 2 Bauern, Peter Lang zu Kainerstorf und Matthias Rauscher zu Taglesbach, unterfertigt. Begründet haben sie ihre Bitte folgendermaßen:

„Erstens weil in unserm Markt Putzleinstorf von unerdenklichen Zeiten her alle Sonn- und Feiertag ein musikalisches Hochamt gehalten worden und wir uns derhalben mit Chormusikanten weit besser als in manchen großen Städten versehen.

Zweitens, weil wir gewöhnt sind, bei Musikal-Aemtern eifriger unser Gemüt zu Gott zu erheben und weil drittens unser Bauernvolk entweder zum Singen des Meßgesanges sich gar nicht bequemen will und kann oder statt eines einstimmigen Chores ein Ohren beleidigendes Geschrei verursacht, so jeden, der aus Brustschwachheit nicht singen (kann), sondern beten muß, ganz zerstreut.

Der also und anderer Ursachen halber wir noch einmal demütig bitten, uns in Sonn- und Feiertagen Musikal-Aemter zu erlauben."

Das Gesuch war nicht vergeblich. Das Konsistorium sandte am 16. Juli folgenden Erlaß an den Dechant: „Da Putzleinsdorf eine Marktpfarre ist, folglich für dieselbe die musikalischen Aemter vermöge der Gottesdienstordnung überhaupt erlaubt sind, so hat Herr Dechant den dortigen Pfarrvikar hievon zu verständigen oder aber die dagegen obwallenden Bedenken einzuberichten."

Tatsächlich rechtfertigte der Dechant sein Vorgehen am 7. August mit nachstehendem Schreiben: „Unterzeichneter ist unterm 9. Mai 1785 von einem hochwürdigen Konsistorium selbst belehrt worden, daß die Instrumental-Musik auf dem Lande durchaus abgeschafft (werden) und nur in Städten und größeren Märkten statt haben solle. Nun ist Putzleinsdorf der kleinste Markt, Aigen und Sarleinsbach die größten im Dekanate: in den 2 letzteren aber ist bereits das Normallied als die wahre Art, Messe zu hören und mit dem Priester zu opfern, mit gutem Erfolg eingeführt. Daher glaubte das Dekanat, daß auch Putzleinsdorf sich konformieren möge. Se. Bischöfl. Exzellenz haben bei vorgenommener Visitation dieses Normallied bei allen Gelegenheiten dringendst anempfohlen.

Will also ein Hochwürdiges Konsistorium die Instrumentalmusik nun erlauben, so wird sich der Unterzeichnete wohl nicht widersetzen; seine Pflicht ist nur vorstellig zu machen, daß die Gleichförmigkeit im Gottesdienste von der Stunde gehoben (aufgehoben) und daß ein Dechant auch mit den anbefohlenen Ruralkapiteln nichts ausrichten wird, wenn er nicht anderst unterstützt wird; wie auch, daß bei erlaubter Musik (bei Aemtern) nach und nach auch die musikalischen Litaneien dort und da (sich) einschleichen werden, da das Volk nicht begreifen kann, warum nur musikalische Aemter und nicht auch musikalische Litaneien, im voraus (besonders) wo solche gestiftet waren, erlaubt sein sollen.

Um aber näher zur Sache zu kommen, was zu Putzleinsdorf in der Tat (geschehen) und im Ernste zu ahnden wäre, ist, daß

1. sowohl an Pfingsten als am 15. Juni, in festo s. Viti Kirchenpatrons allda, eine musikalische Vesper abgehalten worden,

2. daß unweit Putzleinsdorf eine Kapelle, Brünnel genannt, gleich einer Wallfahrt sich befindet, wo am 2. Juli das Patrozinium mit Amt und Predigt ist begangen worden.

3. daß die Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes nicht beim pfarrlichen Gottesdienst sondern bei der Frühmesse gehalten werde, welches der Pfarrmenge unlieb ist und Anlaß geben mag, die Frühlehre auszulassen."

Daraufhin sandte das Ordinariat dem Dechant folgende Erledigung der Angelegenheit: „Dem Ordinariat würde es zwar zum Wohlgefallen gereichen,

wenn in Putzleinsdorf die Instrumentalmusik ganz abgeschafft würde. Nachdem aber solche vermöge der Gottesdienstordnung in allen Märkten mit mehreren Seelsorgern (das ist unter größeren Märkten zu verstehen) erlaubt ist, so kann auch dieselbe nicht platterdings verboten werden, sondern H. Dechant hat bloß die Gemeinde durch den Pfarrvikar in Güte zu bereden, statt der Instrumentalmusik durchaus den Normalgesang einzuführen." Gleichzeitig erhielt allerdings der Pfarrvikar einen Verweis vom Ordinariat, daß er durch musikalische Vespern in der Pfarrkirche und Amt und Predigt in Bründl die klare Gottesdienstordnung übertreten habe; er solle diese in Zukunft genau einhalten und auch das Hochwürdigste Gut beim Hauptgottesdienst und nicht bei der Frühmesse aussetzen.

Zum offenen Widerstand aber kam die Bevölkerung durch die weiteren Forderungen. Auf Grund eines Visitationsbefundes wurde die Beseitigung zahlreicher Bilder und Statuen aus der Kirche vorgeschrieben, im besonderen wurden in den Bann getan: Die zu häufigen Darstellungen der schmerzhaften Mutter Gottes, namentlich der „mit den sieben Schwerdern", und der Mutter Gottes von Altötting, die der armen Seelen in der Nebenkapelle, die Statuen des hl. Sebastian, Florian und Antonius, die Wage des hl. Michael und das große, in der Mitte der Kirche hängende Kruzifix. Dann sollte der Ablaß am Armenseelentag nicht mehr verkündet, kein Dreikönigswasser geweiht und in Bründl keine Messe mehr gelesen werden, auch die Bittgänge dahin wurden eigens verboten. Die Frühlehre und Hauptpredigt sollten während des Gottesdienstes stattfinden, nicht vorher oder nachher.

Eine Anzahl von Bildern wurde auch wirklich entfernt, aber gegen die weitere Beraubung die Kirche und die anderen Maßnahmen wehrte sich die Bevölkerung, mutig und klug vom Vikar geleitet, mit größter Entschiedenheit. Nur mit Mühe gelang es dem Dechant, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Er mußte versprechen, die Wünsche der Putzleinsdorfer dem Konsistorium in Linz bekannt zu geben. Diese Wünsche wurden in sieben Punkten zusammengefaßt, die der Dechant am 6. Dezember 1791 folgendermaßen niederschrieb und begutachtete (Diözesanarchiv in Linz):

Erstens, daß, da viele Bilder schon vorhin aus der Kirche hinweggenommen worden, die noch vorhandenen Bilder belassen werden möchten, weil keine überflüssig oder unzulässig mehr vorhanden.

Dazu bemerkte der Dechant, daß tatsächlich bei Gelegenheit der Dekanatsvisitation viele Bilder aus der Kirche zu Putzleinsdorf hinweggeschafft worden, aber trotzdem noch viele überflüssige darinnen seien; er wolle es auf sich nehmen, wenn nächstes Jahr die Kirche ausgeweißt würde, die unnötigen noch wegzuräumen.

Zweitens, daß das große, in der Mitte hängende Kruzifix noch bleiben dürfe.

Der Dechant befürwortete diese Bitte, weil zur Herabnahme des Kreuzes „ein ganzes Gerüst vonnöten," erbot sich aber auch da, besorgt zu sein, daß das Kruzifix bei bequemer Gelegenheit herabgenommen und an einer Seitenwand der Kirche angebracht werde.

Drittens, daß die Vorstellung der armen Seelen in Flammen in der Nebenkapelle nicht ausgelöscht werden dürfe, weil ohnehin niemand an ein materielles Feuer glaubet.

Die Bemerkung des Dechants dazu lautet: Kein Seelsorger lehrt, kein Pfarrkind glaubt mehr an ein materielles Feuer im Reinigungsort. Weil aber diese Vorstellung der armen Seelen in Flammen uralt und in der katholischen Kirche allgemein angenommen ist, so hat die anbefohlene Verlöschung dieser Vorstellung in der ganzen Diözese vieles Aufsehen und Besorgnisse erregt. Der Unterzeichnete wäre der unmaßgeblichen Meinung, daß diese Vorstellung, weil sie zu keinen irrigen Begriffen mehr Anlaß gibt, ferners belassen werden könnte.

Viertens, daß der Ablaß am Allerseelen-Sonntag verkündet werden dürfe.

Dazu der Dechant: Wäre die Gemeinde lediglich an die Lehre anzuweisen, die sie stets von den Seelsorgern erhält, daß das Gute, so die Gläubigen auf Erden verrichten, den Seelen der Verstorbenen fürbittweise zustatten kommen könne. Sonst möchte Erasmus aufstehen, nochmal auf Rom hinblicken und sagen: Bullae venduntur illic et mortuis. (Ablaßbriefe werden dort sogar für Verstorbene verkauft).

Fünftens, daß die Frühlehre nach der Messe, die Predigt vor dem Amt gehalten werden dürfe.

Diese Bitte befürwortete der Dechant rückhaltlos folgendermaßen: Die Einrichtung, daß die Predigt unterm Amte, die Frühlehre unter der Messe sein solle, fand jederzeit allgemeine Schwierigkeit und erschwert dem armen, von der Kirche weit entlegenen Landvolk die Gottesdienstbeiwohnung. Die Folge davon ist nach der vielfältigen Erfahrung, daß man erst nach der Predigt in die Kirche kommt und sohin weder Gottes Wort noch ganze Messen hört. Es wird in keiner Diözese der Erblande darauf gedrungen, weil man keinen Nutzen davon erfährt.

Sechstens, daß das heil. Dreikönigwasser dürfte geweiht werden.

Dazu der Dechant: Die dem Römischen Rituale angehängte Dreikönigwasserweihe ist ausgemacht superstiziös (abergläubisch); wäre also keine andere Wasserweihe zu erlauben, als die im Diözesanritual enthalten ist.

Siebtens, daß in der Filialkirche Bründl noch Messen gelesen und die erlaubten Bittgänge dahin gepflogen werden dürfen.

Des Dechants Bemerkung lautet: Das Feld um die Kirche (in) Bründl gehört nach Putzleinsdorf, folglich kann ihnen nicht verwehrt werden, mit einem der erlaubten Bittgänge dahin zu ziehen. Der Pfarrvikar hat keine Kongrua (staatliches Einkommen) und Abgang an Stipendien beziehet aber von dieser Kirche jährlich 30 fl. — Badegäste, weltliche und geistliche, sind im ganzen Sommer da. Der Unterzeichnete bittet also, daß in dieser Kirche das Messelesen noch ferners erlaubt werden möchte.

Zum Schlusse fügte der Dechant noch folgende treffende Bemerkung bei: Die Schrift der Putzleinsdorfer legt übrigens die Besorgnisse dieser Pfarrgemeinde in Betreff der Orthodoxie (Rechtgläubigkeit) an den Tag. Bei diesen Zeitläuften, wo man aus dem Glauben ein Spielwerk (Spielzeug) machte, ist das Volk auf alles äußerst aufmerksam und (den) Seelsorgern tut es wehe, sehen zu müssen, daß ein Volk, welches sich in allem so ruhig beträgt, wegen der Religion unruhig werde. Ihre mündliche Aeußerung war: Entweder hat uns die alte Geistlichkeit betrogen oder es will uns die neue betrügen.

Der Erfolg der Beschwerden war gering. Nur die Bitte wegen Bründl fand teilweise Beachtung, aber auch nur wegen der Badegäste. Derenthalber wurde das Messelesen auch weiterhin gestattet, an Sonn- und Feiertagen habe dies bei verschlossenen Türen zu geschehen, um den Pfarrleuten die Teilnahme unmöglich zu machen.

Uebrigens widersetzte sich die Bevölkerung, namentlich die Zechpröpste, nicht ohne Erfolg der Durchführung der geforderten Aenderungen. Die schmerzhafte Muttergottesstatue blieb noch lange in der Kirche, das Kruzifix hängt heute noch an seinem Platze. Die Wage des hl. Michael ziert mit der Statue dieses Erzengels heute den Giebel des Bründlaltares. Mit den Bründlprozessionen hielt man es auch weiterhin wie früher und die Behörden scheinen sich damit abgefunden zu haben. Wenigstens hören wir von einem neuerlichen Verbot dieser Bittgänge nichts mehr. Nur den Gebrauch der Glocken zum Ein- und Ausläuten beanstandete man 1802 in einer Vermahnung des Vikars Koller. Aber dieser verteidigte sich dagegen nicht unglücklich damit, daß er in Abrede stellte, selbst den Befehl zum Läuten gegeben zu haben. Dieses aber zu unterdrücken, dazu sei er machtlos, da die aufgeregten Leute dazu zwingen oder selbst läuten. Aufgeregt aber sei die Pfarrgemeinde, weil die Messe in Bründl nur für die Badegäste gelesen werden dürfe und weil man alle Votivgegenstände weggeräumt habe.

Sonst ist aus der Zeit des Vikars Koller nur noch die Umpfarrung mehrerer Ortschaften und die Redultion der Stiftämter und Stiftmessen zu erwähnen. Mayrhof und das Höflergut kamen 1786 zu Lembach, dafür Kronewittet, Egnerstorf, Menerstorf, Moos, Taglesbach und Krien (bisher bei Pfarrkirchen), Grabensreut, Wögerstorf, Wulln und Streinesberg (bisher bei Sarleinsbach) zu Putzleinsdorf. — Die Zahl der Meßstiftungen war bis zur Zeit Kollers auf über 60 gestiegen, aber die Kapitalien waren bei der Hälfte ganz abhanden gekommen. Einen beträchtlichen Teil davon hatte man zum Bau der Pfarrkirche (1706—1708) und zu ihrer Wiederherstellung nach dem Brande des Jahres 1742 verwendet. Auch Stiftbriefe waren durch das Feuer zugrundegegangen und man kannte so die Stiftungen selbst nur noch aus dem 1720 angelegten Stiftungsbuch, das verschont geblieben war. Koller ersuchte nun das bischöfliche Ordinariat um Einschränkung seiner Meßverpflichtungen, was er auch erreichte. — Zum Schlusse

sei noch erwähnt, daß unter ihm in Putzleinsdorf auch zwei Nichtkatholiken zur katholischen Kirche übertraten, im Jahre 1792 ein kalvinischer Soldat aus Hessen-Hanau, Leonhard Alt, und 5 Jahre später die lutherische Katharina Bauschin, die von Frankfurt am Main gekommen war und kurze Zeit das Badergewerbe ausübte.

Aushilfspriester werden in Putzleinsdorf bald nach Errichtung des Vikariates erwähnt, doch werden (nach Hanrieders Pfarrchronik) ihre Namen erst seit 1743 angeführt. Sie sind im mehrfach erwähnten Auszug bereits veröffentlicht.

10. Kapitel.

Allgemeine Zustände im 17. und 18. Jahrhundert.

Wie schon die kurze Inhaltsangabe der Verhandlungsgegenstände beim Marktgericht Putzleinsdorf vermuten läßt, geben die Aufzeichnungen des Marktschreibers ein ziemlich deutliches Bild der allgemeinen Zustände jener Zeit. Kurz sei darüber folgendes bemerkt:

Zunächst gewinnt man auch beim vorurteilslosen Lesen dieser Berichte ebenso wie aus den vielen frommen Stiftungen den Eindruck, daß unsere Vorfahren vor 200 und 300 Jahren ihre Religion und ein Leben nach deren Vorschriften hochschätzten. Dafür zeugen auch die vielen Bildstöckl (Kreuzsäulen), die sich im Bereich der Pfarrei finden. Weitaus die meisten und schönsten gehören dem 17. und 18. Jahrhundert an, nämlich die an folgenden Stellen (vom Markt aus gerechnet): Außerhalb Glotzing (1658), beim Hölzl (1673), vor dem Friedhof (1676), vorm Wögerbauer (1691), hinter diesem Hause im sogenannten Grund (1696), hinterm Friedhof beim Beginn des Neumüllerweges (1700), hinterm Eder (1707), vor dem Steininger (1715), am Westende des Marktes (1731?). Ein weiterer Beweis für die tief religiöse Gesinnung jener Zeit ist die große Zahl von Priestern, die im 18. Jahrhundert (vom 17. fehlen die Angaben) aus der damals noch recht kleinen Pfarre hervorgingen, rund 15.

Natürlich schloß aber auch diese eifrige Betätigung des Glaubenslebens nicht jede Unordnung aus. Wiederholt finden wir Klagen, daß die Jugend recht unbotmäßig sei, Ausschreitungen in den Bosheitsnächten, besonders der vor Pfingsten, kamen häufig vor, noch öfter Wilddiebstahl. Es nützten da auch die außerordentlich strengen Strafen im Falle des Ertapptwerdens nicht viel. Ebensowenig Erfolg scheint das Marktgericht gehabt zu haben bei seinem wiederholten Bemühen, die Tanzwut einzudämmen, besonders die sogenannten Winkeltänze in den Dörfern und die Freitänze in den Gasthäusern abzustellen. Daran trug freilich auch die Herrschaft selbst mit Schuld. Der Dechant Lorenz von Sarleinsbach schloß seinem Bittgesuch der Putzleinsdorfer wegen der Beibehaltung der Bilder in der Kirche die Bemerkung an: „Die Wirte in Putzleinsdorf halten alle Sonn- und Feiertage Freitänze mit den bekannten Folgen. Die Bürgerschaft wollte sie verhindern, aber die Herrschaft in Altenhof trägt auf den Bierverschleiß an. Die Sittenlosigkeit greift immer weiter um sich." Auch die Sonntagsheiligung unterblieb nicht selten trotz ihrer Betonung in der Marktordnung; sie mußte immer wieder eingeschärft und zumal das Feilbieten vor dem Gottesdienste verboten werden. Um das Jahr 1714 wurden gegen Fluchen und Gotteslästerungen scharfe Strafen angedroht und „das liederliche Zusammenheiraten unbehauster, lediger Personen untersagt. Bald darnach forderte ein Erlaß die Dienstgeber auf, daß sie „die für die Dienstboten in einer Kammer beisammenhabenden (beisammenstehenden) Bettstellen abschaffen sollen", d. h. wohl nach dem Geschlechte trennen sollten. Einmal findet sich auch das Verbot des Obst-, Rüben- und Krautwegnehmens durch Häuselleute; immer und immer wieder mußte man Hazardspiele und hohe Wetten verbieten. Schon diese zwei Erscheinungen können als Zeichen der verhältnismäßig großen Wohlhabenheit angesehen werden, die in weiten Kreisen herrschte. Das gilt auch vom starken Ueberhandnehmen des Tabakrauchens, das um die Mitte des 17. Jahrhunderts schon allgemein verbreitet war. Um 1700 brachten 12 Bürger in Putzleinsdorf in einem Jahre schon 187 Zentner Tabak unter die Leute. Am deutlichsten aber äußerte sich die gute Vermögenslage der Bürger und Bauern in den vielen, oft recht kostspieligen Zöhrungen. Solche wurden auf Familienkosten nicht allein bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen und Taufen gehalten, sondern auch bei Verlassenschaftsabhand-

lungen, Uebergabe und Verkauf von Häusern, auf „Gmoakosten" aber bei der Wahl und Einsetzung der Amtsinhaber, bei Verlesung des Ehehafts und der Marktrechnungen, bei Ankunft und Abzug von Truppen und Boten, bei den meisten höheren Besuchen geistlicher und weltlicher Personen und anderen Anlässen. Die Kosten betrugen nicht selten 15 und 20 fl. und sogar darüber, bei dem damaligen Geldwert hohe Summen (1638 z. B. sind Kühe auf kaum 12, Schweine auf etwa $1^1/_2$ fl. veranschlagt). Freilich gab es neben den Wohlhabenden auch viele Arme und Bettler und in den Kämmererrechnungen des Marktes nehmen die an sie verteilten Almosen einen großen Raum ein. Allerdings waren die meisten Gabenheischenden Fremde. Sie gehörten den verschiedensten Berufen an. Neben eigentlichen Armen und Dienerleuten finden sich fahrende Studenten, abgedankte oder verkrüppelte („krumbe") Soldaten, Soldatenweiber und Kinder, arme Schulmeister und Geistliche, Abbrändler, Sammler für Kirchenbauten, Krankenhäuser und andere gemeinnützige Zwecke. Darunter waren oft Leute aus weiter Ferne, selbst aus Rußland. Gar nicht selten hielten auch vornehme, adelige Personen um ein Almosen an.

Sonst spielen noch in den Aufzeichnungen des Marktschreibers Bemerkungen über die zunehmende Unsicherheit eine große Rolle. Dazu trugen die vielen Landstreicher und Zigeuner vornehmlich bei. Schon vor 1700 machten sie die Gegend um Putzleinsdorf so unsicher, daß eine eigene Pfarrwacht eingeführt wurde. Im Jahre 1713 heißt es abermals: „Landstreicher gibt es genug, Elasträger, Musikanten, Zigeuner, überhäufte Bettler, Müßiggehende, daneben auch Schörgengesind (Knechte der Landgerichtsdiener), entlassene Boten der Land shauptmannschaft, Gartgeher, ausreißende Rekruten usw." Im Jahre 1733 wurden bei einer Hauptstreif der Ordinariwacht, heute etwa Gemeindediener und Gehilfen, 9 solche verdächtige Personen aufgegriffen. Um dieselbe Zeit kam ein Regierungspatent, wonach Handwerksburschen drei Tage „mit Wasser und Brot angehalten werden sollten", also ein Vorläufer des bekannten Vagabundengesetzes. Besonders arg wurde die Landstreicherplage abermals nach dem siebenjährigen Kriege (1756 bis 1763).

Endlich möge in diesem Zusammenhange noch ein Wort über die ärztlichen Verhältnisse Platz finden. Im allgemeinen scheint es da in unseren Gegenden noch schlimm bestellt gewesen zu sein. Denn der Bründlbader, der doch kaum eine höhere Bildung besaß, der „Martin im Padt", wurde selbst von der Herrschaft nach Altenhof zur Ordination berufen. Putzleinsdorf hatte übrigens schon vor der Eröffnung des Bründlbades auch im Orte selbst einen Helfer bei Unglücksfällen und Krankheiten, und zwar im sogenannten Baderhäusl. Bei Beginn der Gerichtsprotokollbücher (um 1632) hatte es eine gewisse Christina Peckhin in Lembach in Besitz. Von ihr kaufte es am 30. August 1633 Georg Metz von Landsperg am Lech, südlich von Augsburg, behielt es aber nur bis 6. August 1638 inne. Die „Gmein und Bürgerschaft" von Putzleinsdorf, die es zunächst um 76 fl. 20 kr. an sich gebracht, veräußerte es anfangs 1639 um 85 fl. einem gewissen Georg Groll und dieser schon am 12. April desselben Jahres um 90 fl. an Paul Pardt, Bader in Oberkappel. Nach dessen Tode (1663) führte das Geschäft sein gleichnamiger Sohn und dann dessen Witwe Marta Pardtin bis 1696 fort. In diesem Jahre verkaufte sie das Bad an den „ehr- und kunstreichen" Herrn Ignatius Sigart, Bad- und Wundarztgesellen von Ottobeuren in Schwaben, um 200 fl. Als Zugabe zum Badhäusl werden eigens erwähnt: Badkessel und Reifgeschirr, die zur Badstube gehören, item die vorhandenen Laßköpf. Ueber die weiteren Bader und Aerzte in Putzleinsdorf vgl. den Auszug aus Hanrieders Pfarrchronik.

Der Ländler.

Von Dr. Hans Commenda (Linz).[1])

„Uns läßt das luſt'ge Paar
Hintanzen vor den Augen,
Harmoniſcher Bewegung
Ein freundlich Bild des Lebens!"
Lenau, der Steyrertanz.

Der Ländlertanz iſt für den echten Sohn aus bairiſchem Stamme ebenſo bezeichnend wie der Czardás für den Magyaren, der Kolo für den Südſlaven. Leider liegt unſere Volks- und Stammeskunde vielfach noch in den Windeln, ſodaß ſelbſt in der engeren Heimat ein ſo hochbedeutſames Zeichen völkiſcher Eigenart volkskundlich bis heute ein berühmter Unbekannter geblieben iſt.

Daher rankt ſich ein heilloſes Durcheinander von falſchen und ſchiefen Vorſtellungen, eine wahre Dornenhecke von ungelöſten Rätſeln und Streitfragen um den altehrwürdigen Tanz des bairiſchen Stammes und behindert das richtige Verſtändnis ſeines hohen Wertes. Bezeichnend genug iſt wohl ſchon die Tatſache, daß Form und Bedeutung des Namens bereits der Erklärung und Richtigſtellung dringend bedürfen.

Freilich, die Herkunft von der deutſchen Wurzel „Land" trägt das Wort „Ländler" erſichtlich an der Stirne. Trotzdem kann es keine urſprünglich ſchriftdeutſche Bildung ſein, da es ſonſt „Länder", „Ländchener" oder „Ländleiner" lauten müßte. Die Verkleinerungsſilbe l weiſt vielmehr deutlich auf die bayeriſch-öſterreichiſche Mundart als Quelle hin. Tatſächlich ſind auf dem geſamten bairiſchen Stammesgebiete die völlig lautgerechten mundartlichen „Landler"-Formen[2]) bis heute üblich. Die anſcheinend ſchriftdeutſchen „Ländler"-Formen[3]) erklären ſich leicht als oberflächliche Angleichung dieſer Mundartworte an die Schriftſprache. Die alte Schreibung des mundartlichen hellen A-Lautes als a mit übergeſtelltem e, ae, ä hat dieſe äußerliche Verhochdeutſchung noch gefördert, indem ſie die Verwechslung mit dem ſchriftdeutſchen ä Umlaut nahelegte.[4]) Auf bairiſchem Stammesboden ſchwebt die Beziehung zum mundartlichen Grundwort „Landl" — über das ein dritter Aufſatz ausführlicher handeln ſoll — auch den Gebildeten noch vor. Daher begegnen im Süden lauter Formen mit der Verkleinerungsſilbe l. Als aber das Wort „Ländler" mit der Sache nach Mittel- und Norddeutſchland vordrang, wurde das l nicht mehr verſtanden, infolge der gefühlsmäßigen Beziehung zum Grundworte „Land" geradezu als ſtörend empfunden und in Schrift und Lautbild ausgemerzt. So weiſen die im Drucke faſt allein üblichen, verhochdeutſchten Formen mit Umlaut ä manchmal kein l mehr auf und konnten ſchließlich zur Bezeichnung jedes ländlichen Tanzes ſchlechtweg[5]) dienen.

Nun iſt es ſeit jeher üblich, Tanzform und dazu gehörige Tanzmuſik mit den gleichen Worten zu benennen.[6]) „Landla", die mundartliche Urgeſtalt des Wortes, bedeutete demnach vorerſt den im „Landl" üblichen, eigenartigen Tanz und ſeine Begleitweiſe. Von da führt ein weiter Weg über viele Zwiſchenſtufen bis zur vorerwähnten allgemeinſten Bedeutung von „Ländler". Es iſt das bleibende Verdienſt der Forſcher Rotter[7]) und Hamza[8]), in dieſes furchtbar verwirrte und verwirrende Durcheinander von „Ländler" und „Landla" Namen und Bedeutungen einigermaßen Ordnung gebracht zu haben. Ihren Anregungen gemäß wird in dieſem Aufſatze das Wort „Ländler" fortan als ein Sammelname gebraucht. Es ſoll alle Formen des ausgeſprochen bairiſchen Stammestanzes umfaſſen, welcher trotz aller Teilung in die mannigfachſten örtlichen Abarten ſtets eigenartig gekennzeichnet bleibt und durch Rhythmus, Bau, Spielweiſe und Auswertung der begleitenden Muſik ſich deutlich von den übrigen Volkstänzen abhebt.

„Ländler" bedeutet demnach von nun an zweierlei:

1. Alle Tanzformen des bairiſchen Stammestanzes, die „Ländlertänze".

2. Alle Tanzweiſen des bairiſchen Stammestanzes, die „Ländlerweiſen".

Das Mundwort „Landla" hingegen wird, ſeiner urſprünglichen Bedeutung getreu, in dieſem Aufſatze fortab nur eine ziemlich kleine Untergruppe des „Ländlers" benennen, nämlich:

1. Die für das „Landl" (das ob.öſt. Stammland) bezeichnenden Sonderformen des bairiſchen Stammestanzes, die „Landlatänze",

2. die hiezu geſpielten Tanzweiſen, die „Landlaweiſen".

„Ländler" und Landla" sind also in Hinkunft in diesen Ausführungen streng zu scheiden.

Im gesamten Gebiete des bairi-Stammes, vom Lech bis zur Leitha, vom Kamm der Alpen bis zur Höhe des Böhmerwaldes, lebt eine vielköpfige Tanzfamilie, welcher unter allen Volkstänzen unbestritten der Vorrang zuerkannt wird: der Ländler.

Er gehört, wie fast alle heute noch geübten Volkstänze zu den Gesellschaftstänzen. Die Lust an gemeinsamer Unterhaltung führt die Paare, Burschen und Mädchen, zum Tanze zusammen. Wenn Ländler von Männern allein getanzt werden, handelt es sich um eine durch die wirtschaftlichen Verhältnisse erzwungene Ausnahme. Die harte Berufsarbeit in der menschenfernen Einöde des Waldschlages zwingt z. B. die Holzknechte im Gebirge, sich genau wie in Küche und Hauswirtschaft auch beim Tanze allein zu behelfen. Ländler für Mädchen allein hingegen scheint es nicht zu geben.

Der Ländler zählt, seiner Ausführung nach, zu den gegangenen, fortschreitenden Rundtänzen und schließt sich damit der heute weitaus stärksten Gruppe unserer Volkstänze an. In mäßiger Geschwindigkeit bewegen sich bei ihm die Paare hintereinander im Kreise (meist entgegengesetzt dem Sinne des Uhrzeigers), drehen sich dabei gewöhnlich um die eigene Achse, bilden und lösen gleichzeitig durch Verschlingen der Arme, Schreiten und sonstige Körperbewegung die verschiedensten Tanzfiguren, welche von sämtlichen Tänzern gleichzeitig und gleichmäßig ausgeführt werden müssen.[9]) Oft wird dabei gesungen und gejodelt, gepascht und gestrampft.

Der Ländlerschritt beruht auf dem Wechselschritt oder Dreischritt (6 Schritte auf 2 Takte), ist aber manchmal zu höchst künstlichen Schrittformen ausgebaut und durch Hüpfen und Springen erweitert.

Alle Ländlertänze sind ursprüngliche, bodenständige Volkstänze, werden also vom Volke auf dem Lande ohne jede Anleitung durch Gebildete erlernt und von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. In jüngster Zeit macht allerdings der Schuhplattler eine Ausnahme. Er wird heute als eine Art Modetanz von den vielen alpinen Vereinen und Gesellschaften bewußt gehegt und gepflegt, manchmal auch schon künstlich weitergebildet oder verändert und dringt so weit über seine angestammte Heimat in alle Alpenländer, ja selbst in die Großstadt ein.

Von allen Volkstänzen widersteht der Ländler am zähesten dem Verfalle. Gewiß ist auch sein Verbreitungsgebiet in den letzten Jahrzehnten stark eingeengt worden. Aus Kleinstadt und Märkten ist er von den großstädtischen Modetänzen, besonders vom Walzer, fast völlig verdrängt, am flachen Lande und im Gebirge teilweise in argem Verfall. Auf großen Teilen des bairischen Stammesgebietes aber blüht er noch in kräftigem Leben, setzt neue Triebe an und erobert sich sogar verlorenen Boden wieder zurück. Die viel verbreitete Meinung,[10]) daß der Ländler dem Tode geweiht sei und schon in den letzten Zügen liege, entspricht den Tatsachen nicht. Man darf vielmehr mit Zuversicht erwarten, daß gerade diese Tanzfamilie noch vielen Geschlechtern bairischer Stammeskinder Freude und Frohsinn bereiten wird.

So weit man aus der Tanzform einen Schluß auf das Alter des Ländlers ziehen kann,[11]) erweist er sich als ein echt deutscher Tanz, der sicher ins Mittelalter, vielleicht aber in seinen Grundlagen noch weiter zurückgeht.[12]) Das paarweise Tanzen im Kreise mit Verdrehen und Umschlingen der Tänzerin war beim süddeutschen Volke besonders auf den Dörfern schon im frühen Mittelalter neben den Reigentänzen gebräuchlich, gewann immer mehr an Beliebtheit, und wurde schließlich als Wesen des „Deutsch Tanzens" angesehen.[13])

Trotz aller Zersplitterung in fast unübersehbar viele örtliche Sonderformen, schließen sich die zahlreichen Glieder der Ländlerfamilie deutlich in wenige Hauptstämme zusammen.

Im Herzen des Verbreitungsgebietes, etwa auf den Teil Oberösterreichs zwischen Alpen und Donau beschränkt, herrscht jene besondere Ländlergruppe, welche in diesem Aufsatze „Landla" genannt wird. Da ihr eine ausführliche eigene Abhandlung vorbehalten ist, so sei diesmal bloß auf sie hingewiesen.

Der Ländler auf dem Boden des bayerischen Oberlandes und des anstoßenden Alpenvorlandes bis zur Donau, sollte eigentlich der „Bayerische"[14]) heißen. Wenn in diesen Zeilen hinfort der Ausdruck „Schuhplattler" hiefür gebraucht wird, so geschieht dies deswegen weil der Oberösterreicher heute un-

ter „Bayerisch" keinen Ländler, sondern einen figurenreichen Hopswalzer im $^2/_4$-Takt versteht, der zum Unterschied vom $^3/_4$taktigen „Wiener" Walzer eben „Bayerischer" Walzer heißt.[15])

Der Schuhplattler greift von altersher auf Salzburg[16] und Tirol[17]) über, muß aber auch im Innviertel heimisch gewesen sein, das ja bis 1816 dauernd zu Altbayern gehörte. Nach Stelzhamers maßgebendem Zeugnis wurde im Innviertel am Beginn des 19. Jahrhunderts der „bayerische Langaus" neben dem Landla getanzt.[18]) Nach Böhme[19]) und Schmellers[20]) übereinstimmender Meinung ist nun aber dieser „Langaus" eben der Schuhplatttler. Dann können aber auch die „Altbayerischen", welche Pillwein[21]) und Zoder[22]) erwähnen, nichts anderes gewesen sein, als solche Schuhplattler und der Name Neubayerisch für eine um 1815 entstandene vereinfachte Schuhplattlerform erklärt sich von selbst.[23]) Dieser Neubayerische ist heute in Bayern, Ober- und Niederösterreich sowie der Steiermark als Volkstanz zu belegen, hat aber auch in die städtischen Tanzschulen und Tanzunterhaltungen Eingang gefunden.

Seinem Inhalt nach ist der Schuhplattler eine Liebeswerbung, welche durch die mannigfachen Figuren der tanzenden Paare dargestellt wird.[24]) Sein Kennzeichen bildet das Taktschlagen auf Schenkel, Waden und Schuhsohlen durch die Tänzer, jenes „Plattln", das ihm die meisten Namen eingetragen hat.[25])

Eine dritte Ländlergruppe hat sich auf dem Boden der grünen Steiermark entwickelt; der „Steirer". An diesem Namen soll hinfort festgehalten werden, um Unklarheiten möglichst zu meiden.[26]) Von seiner Heimat Obersteiermark aus hat sich der Steirer die oberösterreichischen Alpen[27]) Teile von Kärnten[28]) den salzburgischen Pinzgau und Pongau, das gesamte niederösterreichische Gebirgsland und Alpenvorland bis zur Donau,[29]) das Burgenland[30]) und natürlich ganz Steiermark[31]) erobert.

Es gibt eine ganze Reihe von anschaulichen Schilderungen des Steirertanzes aus verschiedenen Gegenden.[32]) Die bisher genaueste hat Hamza[33]) in Wort, Weise und Bild gegeben, die schönste und berühmteste Lenau in seinem Gedicht „Der Steyrertanz".[34]) Auch der Steirer ist gleich dem Schuhplattler ein getanztes Liebeswerben, nur ungleich zarter und zierlicher dargestellt. Aus dem Schuhplattler klingen die Naturlaute des Liebesspieles mit Urkraft heraus, so daß der Beschauer schier das Balzen des Auerhahnes und das Röhren des Hirsches zu sehen und zu hören vermeint; der Steirer hingegen spinnt feine Minnefäden vom Herz zu Herzen, erzählt die ewig alte und ewig neue Geschichte vom Sichfinden zweier Menschenkinder. Bei aller Naturtreue, mit der dieser Liebesroman von der ersten Begegnung durch alle Zwischen- und Wechselfälle der Werbung[35]) bis zur endgiltigen Vereinigung wiedergegeben wird, liegt ein Hauch edler Anmut und Keuschheit über all den erstaunlich mannigfachen und höchst reizvollen Figuren des Steirertanzes.

Aeußerlich unterscheidet sich der Steirer vom Schuhplattler zunächst durch das Fehlen des „Plattlns". In jüngster Zeit dringt infolge der alpinen Vereine und Gesellschaften das Plattln als selbständige eingeschobene Tanzfigur allerdings auch in manche Steirer ein. Dafür hat der Steirer seit jeher einen wesentlichen und notwendigen Tanzteil, welcher dem Schuhplattler fast immer fehlt: das Schnaderhüpflsingen. Es leitet in der Obersteiermark und in Niederösterreich den Tanz gewöhnlich ein,[36]) findet sich aber auch als Tanzteil zwischen Wickeln und Paschen mitten im Tanze. In Oberösterreich ist dieses Einschieben der Vierzeiler vielleicht unter dem Einflusse des Landlers, die Regel.[37]) Besonders bezeichnend für den Steirer ist das Verhalten der Tanzenden im Paare. Sie sehen sich möglichst immer in die Augen und lösen trotz aller künstlichen Verwicklungen die einmal gefaßten Hände nur höchst selten.

Bei allen örtlichen Verschiedenheiten lassen sich doch alle Steirertänze auf drei Hauptteile zurückführen: 1. das „Wickeln", das vom einfachen Sechsschrittwalzer bis zu den kunstvollsten Figuren ausgebaut werden kann, 2. das „Singen" der Schnaderhüpfln und 3. das „Paschen" und „Strampfen". Die reichhaltigsten Figurensteirer wiederholen diese Teile mehrfach, wobei die gewickelten Figuren stets wechseln.

Landla, Schuhplatttler und Steirer sind bis zum heutigen Tage schlichte Volkstänze geblieben. Hingegen hat es ein Sohn der Ländlerfamilie zur Weltberühmtheit gebracht. Es ist das im Gegensatz zu den bisher genannten Figurentänzen ein ganz einfacher Rundtanz, bei welchem sich die Paare um-

schlingen, im langsamen Dreischritt (je ein Wechselschritt auf einen Takt der Musik) drehen und dabei im großen Kreise nach links weiterbewegen. Von dem heute üblichen Sechsschrittwalzer unterscheidet sich diese Ländlerart eigentlich nur durch das viel langsamere Zeitmaß und die trippelnde Fußbewegung. Beides war durch den rauhen Erd- oder Stubenboden und die derbe Beschuhung der Tanzenden bedingt. In Anlehnung an guten, alten Sprachgebrauch[38]) soll dieses Urbild unseres Walzers fortan als „Deutscher" bezeichnet werden. Infolge ihrer Einfachheit haben diese „Deutschen" sich seit jeher der größten Beliebtheit erfreut und lassen sich unter verschiedenen Namen[39]) auf dem gesamten bairischen Stammesgebiete und darüber hinaus beim Volke als selbständige Tänze nachweisen.[40]) Daneben scheinen sie als Tanzfigur in den meisten Ländlertänzen auf und haben vielfach die ursprünglichen, verwickelten Figuren daraus verdrängt.[41])

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fand der Deutsche Eingang in die städtischen Tanzsäle[42]) und wurde als „Ländler" sogar bei Adel und Hof ein kunstmäßig gepflegter Modetanz, der von Süddeutschland aus schnell nach Norden drang und am Beginn des 19. Jahrhunderts den Höhepunkt seiner Beliebtheit erreichte.[43]) Auf dem gewichsten Brettelboden veränderte er hiebei unter den feinbeschuhten Füßen der Salontänzer Zeitmaß und Bewegung und wurde schließlich zu unserem heutigen „Walzer", der sich von Wien aus die Welt eroberte und seinen Vorgänger völlig aus dem Felde schlug. Die Hauptrolle bei dieser Entwicklung hat aber die Musik gespielt. Es ist daher notwendig, auf sie etwas genauer einzugehen, schon deswegen, weil sie die Hauptklammer darstellt, die alle verschiedenartigen Tanzformen zur Ländlereinheit zusammenschließt.

Der Ländler, als musikalisches Gebilde betrachtet, ist eine Tanzweise und für den Vortrag durch Instrumente bestimmt. Wie alle Volksmusik hat auch die Ländlerweise kein ursprüngliches Eigenleben, sondern gehört untrennbar zu den Tänzen. Ohne gründliche Kenntnis der Tanzformen kann sie daher nicht richtig verstanden werden. Jede bloß von musikalischen Gesichtspunkten ausgehende Betrachtung mußte in die Irre führen und hat es auch getan, wie die vielen Irrtümer in den volkskundlichen und musikalischen Abhandlungen genugsam beweisen.

Die Grundform aller Ländlerweisen ist eine Melodie, welche acht $^3/_4$ Takte ausfüllt,[44]) meist mit Auftakt beginnt und so geführt ist, daß im vierten Takte ein natürlicher Einschnitt entsteht, wodurch der 8-Takter in zwei Teile zu je 4 Takten zerfällt. Diese Bauweise ist eine urdeutsche, denn die Vierzahl der Takte ist die Grundform fast aller deutschen Volkslieder, Märsche und Tänze, im Mittelalter so gut wie heute, der Auftakt in den Betonungsgesetzen unserer Muttersprache begründet.[45])

Die 8-taktige Grundform der Ländlerweise entspricht allen Anforderungen der Ländle.tänze. Jede Figur des Landlas, Schuhplattlers und Steirers füllt nämlich ebenfalls 8 Takte aus, nur der Deutsche als Sechsschrittwalzer besteht aus der ständigen Wiederholung einer 2-taktigen Tanzfigur, fügt sich aber damit auch natürlich in den 8-Takter ein.

Es gibt auch 6-taktige Ländlermelodien. Sie bilden nach Zoder[46]) „eine besondere durch eigenartige Akzentuierung ausgezeichnete Gruppe, die im Volke in früherer Zeit wohl bekannt war." In den ältesten oberösterreichischen Ländlerhandschriften begegnen tatsächlich solche 6-Takter von eigenartigem Bau, die sich bisher nicht als gekürzte Schreibungen für 8-Takter erklären ließen. Da sie mit regelrechten 8-Taktern als zweitem Teil verbunden sind und die Tanzform die 8-Taktigkeit gebieterisch fordert, so handelt es sich vielleicht, ähnlich wie beim Neubayrischen, um Melodien, welche durch Stampftakte oder sonstige Einschübsel ergänzt werden müssen. Heute sind sie anscheinend völlig ausgestorben.

Auch 16-taktige Melodien tauchen unter den Ländlerweisen auf.[47]) Sie sind am häufigsten im Bereiche des Schuhplattlers, vereinzelt auch im Steirer Gebiete zu finden.[48]) In Oberösterreich fehlen sie vollständig, ebenso in älteren niederösterreichischen Handschriften. Bodenständig dürften diese 16-Takter wohl im Bereiche des Schuhplattlers sein, in den übrigen Fällen legen Chromatik in der Stimmführung und Anreihung am Schlusse der Sammlungen den Verdacht nahe, daß es sich um Einflüsse der höher entwickelten Großstadtmusik Wiens handelt.[49])

Ein einziger 8-Takter wäre nun freilich ein gar kurzer Tanz. Eine vollständige Ländlerweise besteht aber auch

gar nicht im einmaligen Herabfideln dieser 8 Takte, sondern verbindet nach bestimmten, örtlich verschiedenen Gesetzen zwei solcher 8-Takter durch Doppelung, Wiederholung, meist auch außerdem noch durch Vor- und Nachspiel zu einem größeren musikalischen Gebilde, das der jeweiligen Länge des Tanzes angepaßt ist.[50]) Die alten Ländlermusikanten, für welche ihre Spielweise eine von Jugend auf selbstverständliche Sache war, haben nun in den Niederschriften möglichst gekürzt. Vor-, Zwischen- und Nachspiele (Eingang; kleiner Schluß, Uebergang; großer Schluß, Ausgang, Kadenz) fehlen daher völlig oder werden nur einmal geschrieben, obwohl sie für alle Ländler gelten. Die alten Handschriften bieten daher fast nur nach Tonarten geordnete Reihen von 8-Taktern, (Serien, Schnoasen), von denen gewöhnlich je zwei für eine vollständige Ländlerweise den Grundstock abgeben müssen.

Die deutsche Tanzmelodie besteht in der Regel aus zwei Teilen (von je 4 oder 8 Takten), die wiederholt werden. So war es schon im Mittelalter.[51]) Beide Teile wurden aber nur selten zu Papier gebracht, da sich die Musiker mit dem Schreiben schwer taten, beim Tanze so wie so auswendig spielten und ihre Aufzeichnungen nur als Gedächtnishilfen, nicht als Vorlagen benützten. Bestand der zweite 8-Takter aus einer bloßen Uebertragung des ersten in die Dominante oder Subdominante[52]) oder aus dessen Melodieteilen, so wurde er überhaupt nicht ausgeschrieben, sondern durch Zeichen am ersten Teile nur angedeutet. Ja selbst der erste 8-Takter wurde möglichst nach überkommenen Regeln in der Schreibung verkürzt. Ländlerhandschriften sind daher immer mit großer Vorsicht zu behandeln, schwer zu entziffern und können nur dem Sachkundigen ein richtiges Bild der Ländlerweise[53]) in ihrer tatsächlichen Spielform geben.

Der Reichtum des bairischen Stammesgebietes an Ländlerweisen ist geradezu unerschöpflich. Tausende und Abertausende von Ländlern sind in Steiermark und Niederösterreich bisher geborgen worden, Oberösterreich steht an Wert und Menge seiner Tanzweisen gewiß hinter diesen Nachbarländern nicht zurück, wenngleich die Aufsammlung noch nicht so weit gediehen ist. Am wenigsten ist über die Schuhplattlerweisen bekannt und doch wäre gerade die Tanzmusik Salzburgs, Bayerns und Tirols als Seitenstück zu Landla und Steirer von höchstem Anreiz. Ländlerhandschriften sind noch heute weit häufiger als man glaubt, werden leider nach dem Tode des Schreibers gewöhnlich achtlos verworfen, würden aber die sorgsamste Beachtung durch alle Heimatfreunde wahrlich verdienen. Unersetzliche Schätze an Volksmusik und damit reine Quellen der Freude für kommende Geschlechter gehen mit jeder solchen alten Handschrift für immer verloren.[54])

Sämtliche bisher bekannten Ländlerhandschriften aus allen Gegenden des bairischen Stammeslandes,[55]) ebenso alle im Drucke getreu nach den Vorlagen veröffentlichten Ländler[56]) stehen im $^3/_4$-Takte. Schuhplattler und Steirer werden auch heute noch ausnahmslos in diesem Takte gespielt. Der Landla wird allerdings in manchen Gegenden Oberösterreichs heute im $^2/_4$-Takte gegeigt. Sein Wesen ist aber solche Geradtaktigkeit beileibe nicht. Diese örtlich begrenzte, auf der Schrittart beruhende, niemals den Handschriften, sondern allein dem Gefühl der Spielleute entstammende Vortragsart wird noch besprochen und begründet werden. Im Grunde ist auch der Landla eine $^3/_4$-taktige Tanzweise und im Bau dem Schuhplattler und Steirer so ähnlich, daß man in den meisten Fällen auf Grund der Niederschrift allein ihn nicht mit Sicherheit erkennen kann.

Die musikalische Ausführung der Ländlermelodie ist durch die strenge Scheidung der Stimmen in Melodie und Begleitgruppe gekennzeichnet. Die Melodiegruppe ist in der Regel zweistimmig, selten einstimmig, ganz selten mehrstimmig und durch sehr geschickte, ja kühne, selbständige Führung der Stimmen bemerkenswert. Die Begleitgruppe hat zunächst bloß die Aufgabe, den Tanzrythmus nachdrücklich zu betonen. Ihre einfachste Form ist ein Brummbaß, der auf dem ersten manchmal auch noch auf dem dritten Viertel den Grundton der Akkorde bringt. Die sonstigen Begleitinstrumente schlagen mehrstimmig im Akkorde auf dem zweiten und dritten Viertel nach, auch ein Flügelhorn, das selbständige Jodlerweisen hineinbläst, kann dazutreten. Trotz aller Einfachheit der Harmoniefolge, Beschränkung auf die bescheidensten Mittel und Verzicht auf jede Künstelei sind manche Ländler wahre Kleinkunstwerke an quellender Erfindung und wirksamem Satze. Die Handschriften zeich-

nen nur die Melodiegruppe auf. Falls nur eine Stimme überliefert ist, so wurde die zweite nach dem Gehör dazugespielt. Die Stimmen der Begleitgruppen wurden ebenso fallweise nach dem Gehör frei erfunden, wobei den Spielern ziemliche Freiheit gegeben war. Da gewöhnlich dieselben Musiker jahrelang zusammenspielten und alles auswendig gebracht wurde, bildete sich in solchen kleinen Kreisen eine Art fester Ueberlieferung. Daher riß das Fehlen eines Musikers stets eine empfindliche, schwer auszufüllende Lücke.

Spielen Mundharmonika, Zither oder Ziehharmonika allein zum Tanze auf, so liegt Melodie und Begleitgruppe im Bereich desselben Instrumentes. Die sogenannte steirische Stimmung dieser Instrumente ist eigens den Ländlerweisen angepaßt. Indes werden alle drei nur als Notbehelf betrachtet. Die richtige Ländlermusik entsteht erst durch das Zusammenwirken mehrerer Instrumente. Im Herzen Oberösterreichs[57]) genügen zwei Geigen völlig. Die Begleitgruppe wird dann durch das Takttreten (Strampfen des ersten und dritten Viertels) der Musikanten ersetzt. Gewöhnlich fällt aber die Begleitrolle der Baßgeige zu, welche in Steiermark noch durch Hackbrett oder Zither ergänzt wird. In diesem Falle können auch Flöten, Schwegelpfeifen und Klarinetten die Geigen ganz oder teilweise aus der Melodiengruppe verdrängen. Die stärkste Besetzung ist Blechmusik allein.[58]) Sie kann aber nur dort verwendet werden, wo zum Ländler nicht mehr gesungen wird. Der starke Klang des Bleches würde jeden Gesang übertönen.

Ueber Alter und Herkunft der Ländlerweisen lassen sich, genau wie bei den Ländlertänzen, ziemlich wahrscheinliche Vermutungen, aber keine sicheren Beweise erbringen.

Der ganze Bau der Ländlerweise spricht, wie schon früher erwähnt, für ihren deutschen Ursprung im frühen Mittelalter. Die Ländlerweise ist aber nun ein ausgesprochener Instrumentaltanz und solche begegnen in Aufzeichnungen frühestens im 16. Jahrhundert, für allerlei Blas- und Streichinstrumente gesetzt, gar erst im 17. Jahrhundert. Wohl mögen die Spielleute schon viel früher Tänze bloß für Instrumente ohne Gesang aufgespielt haben, erhalten ist aber nichts davon. Eine kurze Darlegung der Entwicklung der Tanzmusik kann indes vielleicht auch den Werdegang der Ländlermusik erhellen.

Ursprünglich sind alle Tänze reine Singtänze. Wenn überhaupt ein Instrument zur Begleitung des Gesanges verwendet wurde, etwa die Trommel, so diente es zur bloßen Betonung des Taktes. Bald nach dem geschichtlichen Bekanntwerden unserer Vorfahren werden bereits ihre Tanzlieder erwähnt. Da aber bis ins 13. Jahrhundert jede Aufzeichnung weltlicher Weisen fehlt, so läßt sich über diese Tanzlieder und ihre Begleitung durch Instrumente nichts Sicheres sagen. Immerhin steht fest, daß schon der frühmittelalterliche Spielmann dank der Fortschritte im Instrumentenbau in der Lage war, die Melodie der Tanzgesänge mitzuspielen. Diese Uebertragung der Gesangsweise auf die Instrumente, der Fortschritt der Rhythmik zur Melodik, ist das wichtigste Ereignis in der Geschichte der Tanzmusik. Sinnerlich hat das deutsche Volk bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zu all seinen Tänzen noch gesungen. Die Instrumente begleiteten diesen Gesang anfänglich einstimmig, später zwei- und mehrstimmig. So tritt allmählich zur rhythmisch gestalteten Melodie der Instrumente noch die einfache Harmonie hinzu. Damit ist der letzte entscheidende Schritt in der Entwicklung der Tanzmusik getan. Aus dienender Unterwürfigkeit unter das Tanzlied ringt sie sich empor zur Gleichberechtigung, wechselt mit ihm ab, geht von der Mitte des 17. Jahrhunderts an, losgelöst vom Gesange, eigene Bahnen und trägt schließlich einen vollständigen Sieg über ihn davon. Die Tanzlieder verstummen mehr und mehr. An die Stelle der Gesangtänze sind dadurch die Instrumentaltänze getreten.

Entsprechend dieser allgemeinen Entwicklung der Tanzmusik, die von der Rhythmik zur Melodik und schließlich zur Harmonik fortschreitet, hat gewiß auch die Ländlerweise ihren Ausgang vom Tanzliede genommen. Die uralte[59]), einteilige Liedform von 8 Takten, welche dem noch heute beliebtesten Tanzliede, dem Schnadahüpfl, zu Grunde liegt, darf mit größter Wahrscheinlichkeit als Quelle der Ländlerweisen angesprochen werden. Da die unbekannten Spielleute des Mittelalters schon die Grundformen schufen, die unseren Volkstänzen und Volkstanzliedern bis heute das Gepräge geben, so kann es nicht überraschen, daß die Ländlerweisen im einfachen Bau, Bevorzugung der

Dur-Tonart, höchst sparsamer Modulation, Zweistimmigkeit der Melodiegruppe, die recht bezeichnend bei den Spielleuten auch jetzt noch „s Gsang" heißt, und einfachster Instrumentation das Erbe alter Zeiten wahren. Soviele hochbegabte und hochgebildete Musiker im Laufe der Jahrhunderte bewußt oder unbewußt an der Weiterentwidlung mitgeschaffen haben mögen — auch Anton Bruckner ist, der Not gehorchend. Ländlergeiger gewesen — im Wesen ist die Ländlerweise unverändert geblieben. Die erste bekannte Ländlerweise, von Beethovens Lehrer Albrechtsberger (geb. 1736) aus der Erinnerung der Jugend zu einer Galanteriefuge benutzt, (op. 17)[60]) die ältesten handschriftlichen Ländlersammlungen[55]), zeigen die Ländlerweise in gleicher Form, wie heute. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war daher der Ländler in seiner musikalischen Entwidlung im Wesen abgeschlossen.

Die Mannigfaltigkeit der überlieferten Ländlerweisen fußt genau so wie das Zersingen der Volkslieder auf dem Grundgesetz aller musischen Künste: Veränderung durch stete Wiederholung. Oftmalige Wiedergabe desselben Ton-, Sprach- oder Tanzgebildes ergibt ungewollt und unbemerkt Abweichungen von der Grundform, die sich im Laufe der Zeit steigern und schließlich zu scheinbar ganz Neuem führen.[61]) Der große Reichtum der Ländlerweisen macht ihr hohes Alter ebenfalls wahrscheinlich, denn solche Entwidlung aus den wenigen einfachen 8-taktigen Tanzliedchen braucht ihre Zeit. Wenn oft gleich ein halbes Dutzend Ländler einer Reihe denselben musikalischen Gedanken immer wieder mit kleinen Veränderungen aufgreifen, so zeigt sich hierin ein deutlicher Nachklang der eben geschilderten Weiterentwidlung.

Ganz und gar hat sich übrigens die Ländlerweise noch nicht an allen Orten vom Gesange losgerissen. In Steiermark, wo die Tänze noch „angegeben", d. h. von den Tänzern zuerst in Schnaderhüpflform gesungen, dann von den Spielleuten übernommen und weitergebildet werden, in Oberösterreich, wo das Vierzeilersingen fast überall noch wesentliche Begleitung des Landlatanzes ist, zeigt sich die uralte Verschwisterung von Gesang und Musik noch deutlich. Völlig frei ist die Ländlerweise erst durch ihre Entwidlung zu einer weltbeherrschenden, musikalischen Kunstgattung geworden.

Hiebei hat das sang- und liederfrohe, lebenslustige Wien der Barock-, Rokoko- und Bachendelzeit die Vermittlerrolle gespielt. Bis zum heutigen Tage ist es kulturelle Sendung der uralten Donaustadt geblieben, die verschiedensten Kräfte, welche sich am Fuße des Kahlenberges aus allen Himmelsrichtungen, Völkern und Kulturen wie in einem natürlichen Brennpunkt treffen, zu sammeln, zu verschmelzen und zu veredeln. Der Einfluß des Westens war hiebei bis in die 20er Jahre des 19. Jahrhunderts übermächtig. Ein ununterbrochener Strom von Zuwanderern aus den deutschen Alpenländern flutete, dem Laufe der Flüsse folgend, nach Wien. Besonders Oberösterreich, für das Wien der nächste geistige und wirtschaftliche Knotenpunkt war, sandte beständig einen tüchtigen Schuß alpenländischen Volkstums die Donau hinab in die Residenzstadt. Ein lebhafter Verkehr zu Wasser und zu Lande hielt zudem ununterbrochen die Verbindung aufrecht. Schiffleute und Fuhrleute, die am Ziel der beschwerlichen Reise den guten Verdienst nach ihrer gewohnten, heimischen Art genießen wollten, verpflanzten alpenländische Lieder, Jodler und Ländler in die Wienerstadt.[62]) Die Wiener Musikanten in den Schenken am Donauufer eigneten sich die Weisen des ob.-öst. Landlas an, nannten sich auch geradezu „Linzer Geiger" und so wurde der Landla in allen Weindörfern längs des Flößersteiges von Nußdorf bis Hütteldorf ein beliebtes Tonstück. Er bekam allgemach die weichere Wiener Färbung, gibt aber bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts den meisten Wienerliedern, „Dudlern" und „Tanz", sein Gepräge. Die gründliche Veränderung der Verkehrs-, Wirtschafts- und Staatslage im weiteren Verlaufe des 19. Jahrhunderts hat den Einfluß des alpenländischen Wesens mehr und mehr zurückgedrängt und der Wiener Volksmusik, nicht zu ihrem Besten, andere Bahnen gewiesen.

Im 18. Jahrhundert schon war das wilde, wenngleich bereits etwas verwienerte Ländlerreis aus den deutschen Alpenländern auf dem Umweg über die Wiener Vororte und Hauerdörfer zu einem Liebling der Wiener Gesellschaft geworden. Das spielerische Tändeln mit ländlich einfachen Verhältnissen gehörte ja zum guten Ton, seitdem 1698 Kai-

ser Leopold I. eine große „Wirtschaft", d. h. ein Hoffest im Gewande einer bäuerlichen Gasterei und Hochzeit gegeben hatte. Noch heute zeigt das Hameau in Versailles, daß die unglückliche Maria Antoinette diese ihr und dem gesamten Adel im 18. Jahrhundert liebe Sitte nach Frankreich mitnahm. Bei solchen Hoffesten, wo es zwangloser zuging als sonst, scheinen die deutschen Rundtänze Eingang und Anklang gefunden zu haben.

Jedenfalls ist im letzten Viertel des 18. und im ersten des 19. Jahrhunderts der „Deutsche Tanz" oder „Ländler" bereits eine modische, vielgepflegte, musikalische Kunstgattung, die ihren Siegeszug durch ganz Deutschland hält und als Allemande, Styrienne und Tyrolienne selbst ins Ausland dringt. Unzählige Musiker, darunter Mozart (deutsche Tänze), Beethoven (deutsche Tänze, Allemanden, Ländlerische Tänze, Mödlinger Tänze, Walzer)[63]) und Schubert (deutsche Tänze, Walzer)[64]) haben solche Tanzweisen geschaffen, die entsprechend der Tanzform in diesen Ausführungen fortan „Deutsche"[65]) heißen sollen.

Die musikalische Form der ältesten Deutschen im 18. Jahrhundert ist sehr einfach und knapp. Sie bestehen meist aus zwei Teilen zu je 8 Takten, die wiederholt werden. Eine kurzgegliederte Melodie kennzeichnet die Taktschritte. Die Harmonie beschränkt sich auf Tonika und Dominante derselben Tonart. Moduliert wird überhaupt nicht. Es ist eben noch ganz die Form des Tanzliedes.

Ein Fortschritt war es, als man den zweiten Teil auf der Tonart der Dominante aufbaute und mit der Wiederholung des ersten Teiles den Abschluß machte.[66]) Mozart fügte ein Trio als dritten Teil an.[67]) Auch Walzerketten von zwölf 8-Takten mit einer Coda kommen vor. Alle diese Deutschen, mit ganz wenigen Ausnahmen, erscheinen heute eng an Form, arm an befreiendem Schwung, trocken, schulmeisterlich, schwerfällig, langsam und langweilig. Indes allmählich wurde das Zeitmaß rascher, legte doch die Bewegung auf dem glatten Tanzboden diese Beschleunigung nahe.

Webers Aufforderung zum Tanz (1820) wies durch flotten Rhythmus und Einführung eines getragenen Vorspieles der weiteren Entwidlung die Wege. Einen völligen Umschwung erfuhr aber die Tanzmusik durch Lanner und Strauß, mit denen das goldene Zeitalter des „Wiener Walzers" (1825—1850) anhebt, der fortan als „Walzer" schlechtweg benannt werden soll.[68]) Lanner, welcher dem Ländler noch sehr nahe steht, hat ihm in der Form die klassische Prägung gegeben, indem er fünf schmissige Walzer zu je 2 Teilen von 16 Takten mit Wiederholung zu einem Kranze vereinte, die Melodie auf diese 16 Takte ausdehnte, sowie getragene Einleitung und Nachspiel hinzufügte. Inhaltlich hat er befeuernden Schwung, kühne Synkopen, eingängige Melodie reichere Harmonisierung und glänzende Instrumentation beigesteuert, und jene eigentümliche, aus jauchzender Lebenslust und leiser Wehmut seltsam gewebte Grundstimmung des Walzers geschaffen, die Herz und Füße in gleicher Weise ergreift und so recht dem österreichischen Wesen entspricht.

Strauß vollendete durch reiche und reizende Melodik das Werk. Er goß das Füllhorn seiner schier unerschöpflich quellenden Erfindungsgabe über den Walzer aus, gab auch als erster den prikkelnden Weisen entsprechende Titel[69]) und öffnete ihnen den Weg in die weite Welt. Von beiden Meistern zu klassischer, seither nicht mehr erreichter, geschweige übertroffener Höhe künstlerischer Vollendung in Form und Inhalt emporgerissen, ist der Walzer in einem Siegeszuge ohne Gleichen um die Erde geeilt und hat Wiens Namen weltberühmt gemacht.

Die spätere Entwidlung des Walzers trennte ihn allgemach vom Tanze los und machte ihn entweder zum reinen Konzertstück (Brahms, Chopin, Liszt) oder bildete ihn zum Gesangswalzer um (Wiener Walzeroperette und Walzerlied). Trotz aller äußeren Erfolge wurde dadurch der Walzer, der seinem Wesen nach Tanzbegleitung ist und bleibt, der natürlichen Bestimmung entfremdet, entwurzelt und trat nach meteorgleichem Aufstieg langsam aber unaufhaltsam in das Zeichen des Verfalles.[70])

Die Ländlerweise aber klingt wie vor hundert Jahren noch immer zum taktmäßigen Strampfen der Tänzer in der Dorfschenke. Schon zweimal, als Deutscher und Walzer, hat sie von dort aus den Weg gefunden zur hohen, klassischen Kunst. Vielleicht wird noch ein drittes Mal im Laufe der Zeiten ihre Stunde kommen zu fröhlicher Urständ.

Anmerkungen:

[1]) Vgl. Unser Volkstanz, Heimatgaue 3. Jg., S. 185 ff. — [2]) Landler, Landlerischer, Bauernlandler, Landlertanz, 's landlerische Tanzen, Landlerischer, landlerisch. — [3]) Ländler, Länder, Länderer, ländlerischer Tanz, ländlern, länderlen, länderisch. — [4]) Mautner: Alte Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergute, Wien, o. J., S. 369. — Strnadt: Fadinger oder Fädinger. Unt.-Beil. der Linzer Tages-Post 1902, Nr. 19. — Vgl. Schärding-Schardenberg, Windischgraetz-Graz, Tändler-Tandler. — [5]) Sanders: Wörterbuch der deutschen Sprache, Leipzig 1863, Bd. II, S. 30: Länder, Länderer, länderlen, „ursprünglich ein ländlicher Tanz." — Schilling: Enzyklopädie der gesamten musikalischen Wissenschaften, Stuttgart 1837, Bd. IV, S. 315: Länderisch, Länderer, länderisch, „getanzt vom Landvolke, daher denn auch wohl der Name." — Die neueren Nachschlagewerke, z. B. Riemann, Musiklexikon, Berlin, 1916, 8. Aufl.: „Ländler (Länderer, Dreher), alter Name des im sogenannten Landl (Oesterreich ob der Enns) ursprünglich heimischen langsamen Walzers . . ." oder Meyers Großes Konversationslexikon 1905, Bd. XII, S. 116, geben die Namensableitung schon richtig an. — [6]) Vgl. Menuett, Polka, Walzer, Steirisch u. s. f. — [7]) Der Schnadahüpfl-Rhythmus, Palaestra XC, Berlin, 1920. — [8]) Volkstundliche Studien aus dem n.-ö. Wechselgebiete. Zeitschrift des D. u. Oe. Alpenvereines, Bd. XLV, 1914, S. 102 ff. — [9]) Wenn Hamza, a. a. O., S. 119, schreibt: „Daß einige Paare auf Kommando die gleiche Bewegung ausführen, ist nicht mehr Natur, sondern Tanzverein", so irrt er, indem er die ersichtlich schon arg verfallenen Tanzformen des n.-ö. Wechselgebietes verallgemeinert. Gerade das Gegenteil ist richtig! Allen Tänzern aus dem Volke schwebt genauestes Gleichmaß der Ausführung als Ziel vor. — [10]) Z. B. Böhme, a. a. O.; Rotter, a. a. O. — [11]) Vgl. Heimatgaue, 3. Jg., S. 121. — Böhme, a. a. O., S. 18, 51, 83, 143. — [12]) Im lateinischen Roman Rudlieb VIII. 43—55 (Uebersetzung von Simrock, Amelungenlied III) eines unbekannten Tegernseer Dichters findet sich die Beschreibung eines altsüddeutschen Bauerntanzes, der sehr an den Schuhplattler erinnert. — [13]) Eine Schilderung des deutschen Tanzes (1671) besagt: „Wir Deutsche tanzen gemeiniglich allzeit um einen Kreis herum, Paar um Paar nacheinander." — [14]) Fanny Lewald, Augsburger Allgemeine Zeitung 1859, Beilage 238, gibt eine ausführliche Schilderung des Schuhplattlers und nennt ihn „unseren gestrampften Gebirgsländler". Böhme, a. a. O., S. 188, Hamza, a. a. O., S. 102, sprechen vom „bayerischen Ländler" und meinen ebenfalls den Schuhplattler. — [15]) Rotter, a. a. O., S. 14: irrt daher, wenn er, durch den Namen verführt, meint: „Der Bayerische ist wohl mit dem Schuhplattler identisch." Pierers Universal. Convers.-Lexikon, Leipzig 1879, Walzer: „Man unterscheidet je nach dem Tempo den langsamen Walzer im $^3/_4$ Takt, den Ländler in Bayern und Oesterreich und der Galoppwalzer im $^2/_4$ Takt." — [16]) Böhme, a. a. O., S. 189; Rotter, a. a. O., S. 14; Hamza, a. a. O., S. 102. — [17]) Lucerna, Das deutsche Volkslied, 1909, S. 36 und Kienzl, Alpenlieder aus Deutschösterreich, Wien, 1919, S. 119, 151, 152, 155, veröffentlichen solche über 100 Jahre alte Schuhplattler aus Kastelruth. — [18]) D'Ahnl, Vers 1399 „Awer i kann nix wos landlerisch", soats, „und den boarischen Langaus!" — [19]) A. a. O., S. 187, 188, 190, 228. — [20]) Bayerisches Wörterbuch, München 1872, Bd. I, S. 1489: „Der Langauß (scil. Tanz), ehemals üblichere Art zu tanzen, die durch das erst in den Städten und endlich auch auf dem Lande allgemein in Schwung gekommene Walzen so ziemlich in Abgang geraten ist." — [21]) Der Innkreis. Linz, 1832, S. 104. — „Die Tänze sind größtenteils sogenannte Ländlerische, wenig altbaier'sche oder Auf und Ab." — Ueber „Auf und Ab" vgl. Böhme, a. a. O., S. 189. Es handelt sich um einen salzburgischen Tanz, wobei jedes Paar ein bestimmtes Brett nicht verlassen darf, also um keinen Ländler. — [22]) Altösterreichische Volkstänze, Wien 1922, S. 10, erwähnt eine aus Ob.-Oest. (1819) stammende Aufzeichnung von Weisen, die auch „Tänze zum Salzburgischen und altbayrisch Tanzen" enthält. „Salzburgisch" könnte mit „Auf und Ab" gleichbedeutend sein. — [23]) Zoder ebenda, Nr. 1, gibt genaue Angaben, Schrifttum, 2 Weisen und eine Tanzbeschreibung des Neubayerischen. — [24]) Böhme, a. a. O., S. 190, bringt folgende Beschreibung: „Es ist ein Ländler für

ein Paar, wobei das Mädchen mit sittig gesenkten Augen still sich fortdreht, der Bursch indes, sie umkreisend, auf allerlei Weise seine Freude und Liebe pantomimisch ausdrückt. Dabei stampft er mit den Füßen, klopft mit den Händen nach dem Takte der Musik auf Schenkel, Knie und Fußabsätze, macht auch wohl einen Purzelbaum oder schlägt Räder, springt über das Mädchen hinweg oder läßt sie unter seinem Arm sich drehen und dreht sich wieder unter dem ihrigen durch, nimmt sie aber nur selten, dann aber feurig in die Arme und zuletzt, wenn er die altüberlieferte Kunst ehren will und Kraft genug dazu besitzt, schwingt er sie in die Höhe, hoch über sein Haupt und läßt sie wieder zierlich herunterflattern. Es ist eine Liebeswerbung in Gebärden." — [25]) Plattler, Schuhplattltanz, Schuhplättler, Haxenschlager, Hosennaggler, Hosenlatterer. — [26]) Der Steirer heißt in Wien und Niederösterreich gewöhnlich „Landla" oder „Figurenlandla", im Weinland „Scheiben", im Salzburgischen „Wickeln" usw. — [27]) Rolleder; Heimatkunde von Steyr. Steyr, S. 74. — Mautner, a. a. O., S. 332. — Guppenberger: Oest.-ung. Monarchie, Bd. Oberösterreich, S. 138. — [28]) Kienzl, Alpenlieder aus Deutsch-Oesterreich. Wien 1919, S. 133—138. Waizer-Franziszi, Oest.-ungar. Monarchie, Bd. Kärnten, S. 126. — [29]) Hamza, ebenda, sowie: Eine Bauernhochzeit im n.-ö. Wechselgebiete, Zeitschrift f. öst. Volkskunde, 1912, S. 18. — Halberstadt: Eine originelle Bauernwelt, Wien 1912, S. 42—43. — [30]) Dachler; Die Heanzen. Zeitschrift f. öst. Volkskunde, 1910, S. 33. — [31]) Oest.-ung. Monarchie, Bd. Steiermark, S. 142, 268. — [32]) Krainz: Oest.-ung. Monarchie, Bd. Steiermark, S. 142: „Erst tanzen sie Arm in Arm schön langsam herum, dann legt sie ihr Köpfchen an seine Brust, er wieder seinen Arm um ihren Nacken und hebt mit der anderen Hand die ihre hoch auf, so weit es geht. Durch das Joch, das dadurch entsteht, schlüpfen nun in geschmeidigen Wendungen abwechselnd Tänzerin und Tänzer hindurch; darauf flattert sie, immer noch die Hand hochgehalten, öfter im Kreise rasch und flink sich drehend, um den Tänzer herum, und schließlich „wickeln" oder zwängen sie sich gegenseitig in schalkhafter Anmut unter die Arme hindurch. Hierauf lassen die Tänzer ihre Genossinnen aus der Hand, klatschen mit den Händen und stampfen mit den Füßen den Takt zur Musik; zum Schlusse jodelt einer den letzten „Schleifer" der Kadenz nach, während andere wieder all ihr Entzücken gar in einen hellen Jauchzer ausschreien. Nach einer kaum merkbaren Pause in der Musik fassen sich wieder Tänzer und Tänzerinnen und abermals beginnen die gefälligen Drehungen, Wendungen und Verschlingungen, anscheinend den früheren gleich und doch so verschieden von einander für den Kenner. Aber damit ist's noch nicht genug; was ein echter Steirer ist, muß auch mit mehreren Frauenzimmern zugleich tanzen können! Da gibt es dann Verschlingungen, daß man sich schier nimmer auszukennen vermeint und doch geht alles ganz „gmachla" vom Fleck, lösen sich die schwierigsten Figuren und Wendungen leicht und ungezwungen." — Weitere Schilderungen geben: Strohmeier: Zwölf steirische Tanzfiguren, Südmark (Mürztal). — Mautner: Alte Lieder und Weisen, S. 334 (Gößl). — Rolleder: Heimatkunde von Steyr, Steyr, S. 74 (Ennstal). — Halberstadt: Eine originelle Bauernwelt, Wien 1912, S. 42 (Semmering). — [33]) Zeitschrift des D. u. Oest. Alpenvereines, 1914, S. 118 ff. — [34]) Lenaus Werke, Deutsche National-Literatur, Bd. 154, S. 224. — [35]) Vgl. die Namen der einzelnen Tanzfiguren, z. B. Bankerl, Busseln, Trutzen, Strafen, Fensterln, Einsteigen, Heiraten usw. — [36]) Ueber dieses „Tanzangeben" vgl. Krainz, a. a. O., S. 144; Halberstadt, a. a. O., S. 41, 42; Hamza, a. a. O., S. 113. — [37]) Rolleder, a. a. O., S. 74. — [38]) „Deutscher Tanz", heißt im 16. und 17. Jahrhundert ein Tanz und das dazugehörige Tonstück, dessen 1. Teil im geraden, dessen 2. Teil im Tripeltakte steht. Die Franzosen verstehen zur selben Zeit unter „Allemande" ein aus dem 1. Teil des deutschen Tanzes entstandenes Musikstück im $^4/_4$ Takte und den dazu gehörigen, ernsten und ruhigen Kunsttanz. Beide Worte verschwanden mit den Tänzen. Im 18. Jahrhundert bis nach Mozarts Zeit werden hingegen alle süddeutschen Tänze im $^3/_4$ Takt als „Deutsche Tänze" oder „Allemanden" bezeichnet. Böhme, a. a. O., S. 122. — Hamza, Zeitschrift des D. u. Oe. Alpenvereines, 1914, S. 105, berichtet von einer Tanzmusiksammlung, datiert 1813, in welcher sich Deutsche im $^2/_4$, $^3/_4$, $^4/_4$, $^3/_8$ und $^6/_8$ Takte fin-

den. Deutsche Tänze hießen also auf baierischem Stammesboden im 18. Jahrhundert offenbar alle heimischen Tänze überhaupt und die Ländlertänze im besonderen, da sie die überwiegende Mehrheit der Volkstänze ausmachten. — [39]) Ländler, Landler, Steirisch, Bäuerisch, Schleifer, Walzer, Dreher, Deutsche u. s. f. — [40]) Ob.-Oest.: Guppenberger, a. a. O. N.-Oest.: Oestung. Monarchie, Bd. N.-Oest., S. 236. Salzburg: Hamza, a. a. O., S. 102. Steiermark: Kotek, Das deutsche Volkslied 1914, S. 61. Tirol: Lucerna, Das deutsche Volkslied, 1906, S. 130. Oest.-ung. Mon., Bd. Tirol, S. 262. Kärnten: Kienzl, Alpenlieder aus Deutsch-Oesterreich, Wien 1919, S. 133—138. Bayern: Schilling, a. a. O., S. 315. Böhme, a. a. O., S. 203. Böhmerwald: Blau, Zeitschrift f. öst. Volksk. 1899, S. 78, 1915/16, S. 194. Oest.-ung. Mon., Bd. Böhmen I, S. 571. Egerland: John, Zeitschr. f. öst. Volksk., 1908, S. 100. Iglauer Sprachinsel: Zak, Zeitschr. f. öst. Volksk., 1900, S. 107. Piger, ebenda, 1898, S. 13. Schweiz: Schweizerisches Idiotikon, Frauenfeld, 1895, Bd. 3, S. 1312. — [41]) Halberstadt, a. a. O., S. 42. — [42]) Als 1803 die Stände des Landes ob der Enns das landschaftliche Kasino in Linz als Mittelpunkt des geselligen Lebens erbauten, wurde ein eigener Ländlersaal geschaffen. Er trägt heute noch den Namen. — [43]) Schilling, a. a. O.: „Unsere jetzigen (1837) Tanzkomponisten beschäftigen sich wenig mit Ländlern. Am häufigsten kamen diese und die ländlerischen Tänze zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts vor, wo man noch nicht viel vom Walzer wußte." — [44]) Im Volksmunde Landla, Ertl, Gsetzl oder Stüdl genannt. — [45]) Böhme, a. a. O., S. 123. — [46]) Besprechung von Binder, „Oesterreichische Originalländler aus älterer Zeit". Das deutsche Volkslied, 1910. S. 177. — [47]) Sie heißen nach Hamza, a. a. O., S. 102, in der Oststeiermark „Ländler", in Salzburg „Walzer". Rotter, a. a. O., S. 117, nennt sie „steirische Walzer", Zoder, das deutsche Volkslied, 1914, S. 130, „dipodische Melodien". — [48]) Zoder-Preiß: Bauernmusi, S. 62, Partitur, bringt einen solchen Schuhplatter aus Salzburg. — [49]) Hamza, a. a. O., S. 102. — Zoder, Die melodisch synchisische Anordnung von Ländlermelodien, Das deutsche Volkslied, 1914, S. 87, 130. — [50]) Hamza hat den Ländler des n.-ö. Wechselgebietes erschöpfend geschildert. Zeitschrift des D. u. Oe. Alp.-Ver., 1914, S. 105 ff.; Das deutsche Volkslied, 1911, S. 155; Zeitschr. f. öst. Volksk., 1912, S. 18. Ueber den Steirer vgl. Bischoff, Oest.-ung. Mon., Bd. Steiermark, S. 268. — [51]) Böhme, a. a. O., S. 255. — [52]) Ueber die innerliche Verwandtschaft der beiden 8-Tatter handeln Zoder, Das deutsche Volkslied, 1914, S. 87, und Hamza, Zeitschrift des D. u. Oe. Alpenvereines, 1914, S. 108 ff. Die alten Landlamusiker nannten diese Uebertragung „Uebergeigen auf die nächste Saiten." — [53]) Zoder: Das deutsche Volkslied, 1910, S. 177. Hamza, a. a. O., S. 107. — Die ob.-öst. Landla-Verhältnisse sollen im folgenden Aufsatz „Der Landla" klargelegt werden. — [54]) Der Schreiber dieser Zeilen wäre für jede Mitteilung über schriftliche Aufzeichnungen alter Landlergeiger sehr dankbar. Anschrift: Dr. Hans Commenda, Professor, Linz, Lessingstraße 18/II. — [55]) Die reichste Tanzsammlung dürfte Steiermark besitzen, wo seit den Tagen Erzherzog Johanns zielbewußt gesammelt wurde. Auch Niederösterreich verfügt hauptsächlich durch den Einfluß Zoders über eine ungemein ausgedehnte Ländlersammlung. Ebenso besitzt Hamza eine reiche Sammlung. In Oberösterreich ist durch Dr. Hans Schnopfhagen eine schöne Ländlersammlung aus dem Mühlviertel angelegt worden. Der Schreiber dieser Zeilen besitzt mehrere inhaltsreiche Handschriften aus dem Traun- und Hausruckviertel. Das Linzer Landesmuseum verwahrt eine Reihe von Handschriften, welche die ältesten bekannten Ländlersammlungen darstellen. Es sind das: Viechtwangerische Tanz (1764), 71 Ländler aus Linz (1770—1780), 10 Ländler aus der Gegend von Steyr und Wels (1790—1820), 70 Ländler aus Altmünster (1803), 92 Ländler aus dem Innkreis (1807), 12 Ländler aus Steinbach a. d. Steyr (1833). — [56]) Spann, Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied, 1840, Anhang: Oesterreichische Volksweisen, Wien, 1845. — Zötl-Matosch-Commenda: Aus da Hoamat, Liada und Gsangln, Linz 1881; Volksausgabe, Linz, 1888, Notenbeilage. — Binder, Ob.-Oest. Originalländler aus älterer Zeit, Universal-Edition, Wien, Nr. 2474. — Zo-

der-Preiß, Bauernmusi, Leipzig o. J. — Mautner, Alte Lieder und Weisen aus dem steyermärkischen Salzkammergute, Wien, o. J. — Halberstadt, Eine originelle Bauernwelt, Wien 1912. — Hamza, Zeitschrift des D. u. Oe. Alp.-Ver., 1914, S. 106 ff. — Das deutsche Volkslied, Wien, bringt in allen Jahrgängen zahlreiche Beispiele. — Kienzl, Alpenlieder aus Deutsch-Oesterreich, Wien 1919, S. 118 ff. — Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, Leipzig 1886, Bd. II, Musikbeilagen Nr. 206—235, 243 bis 244. — [57]) Gegend zwischen Traun, Donau, Alpenrand, Enns. — [58]) Hamza, Zeitschrift d. D. u. Oe. Alp.-Ver., 1914, S. 116, bringt dafür ein sehr bezeichnendes Beispiel für 2 Klarinetten, 2 Flügelhörner, 2 Tromben und Baß. — [59]) Vgl. Böhme, S. 256 ff. — [60]) Böhme, Bd., a. a. O., Bd. 2, S. 145; daselbst auch andere Ländler aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. — [61]) Lach, Geschichte des Gesellschaftstanzes im 18. Jahrhundert, Wien, 1920. — [62]) Jäger, Geschichte der Wiener Volksmusik; Festnummer der öst. Musikerzeitung anläßlich des 25-jährigen Verbandsbestandes. Linzer Tages-Post 1921, Nr. 226. — Kremser: Wiener Lieder und Tänze, Wien 1911, Bd. I, Vorwort, S. 5. — [63]) Böhme, a. a. O., S. 264 ff. — [64]) Zoder, Franz Schubert und die Wiener Volksmusik, Das deutsche Volkslied, 1909, S. 5. — [65]) Ueberliefert sind die Namen Deutsche Tänze, Deutsche, Ländlerische Tänze, Ländler, Allemande. Walzer taucht erst später auf. — [66]) Böhme, a. a. O., Bd. II, Musikbeilage Nr. 44, 45, 55, 146—148. — [67]) Böhme, ebenda. Nr. 238—242. — Hamza, a. a. O., S. 105, erwähnt Deutsche und Ländler mit Trio aus einer n.-ö. bäuerlichen Tanzsammlung aus dem Jahre 1813. — [68]) Grimm, Wörterbuch, XIII, S. 1437: Bezeichnung eines Drehtanzes im $^3/_4$ Takt (verwandt mit Dreher, Schleifer, Ländler, Deutscher Tanz). Kommt in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf und verbreitet sich von Oberdeutschland aus (1781 von Schiller, 1784 von Pfeffel gebraucht) rasch. — [69]) op. 1, Täuberl-Walzer, 1827. — [70]) Hamza, a. a. O., S. 103.

Die älteste Ansiedlung in Ried.

Die heutige Pfarre Ried war ursprünglich ein Bestandteil des alten Pfarrsprengels Mehrnbach, so wie einst Braunau zu Ranshofen, Obernberg zu St. Georgen und Schärding zu St. Florian gehört hatten. Die Pfarre zum hl. Martin in Mehrnbach dürfte wie andere Martinskirchen[1]) schon im 8. Jahrhundert bestanden haben, wenn wir auch hierüber kein urkundliches Zeugnis besitzen. Dagegen ist die Kirche zu den heiligen Zwölfboten Peter und Paul in Ried jüngeren Ursprunges und mag wohl in der Mitte des 12. Jahrhunderts, als ein Nebenzweig der Herren von Stein (bei Reichersberg) den Herrenhof auf dem Hof-(Schloß-)Berge zu Ried erworben und in eine Feste umgewandelt hatte, errichtet worden sein.[2])

Sie ist jedoch nicht die älteste Kirche in Ried, so wie auch die älteste Marktanlage nicht im Innern des heutigen Stadtgebietes sich befand. Bisher galt die Meinung als unbestritten, den „Altenmarkt" müsse man jenseits des Bahnhofes „auf den Hofgründen ganz in der Nähe des nachmaligen Schlosses Wegleiten" suchen und die „alte Chirichstatt" am alten Markt.[3])

Die Zeugnisse hiefür boten Belege aus dem 15. Jahrhundert. In dem Stiftbriefe der Benedikt Klöl-Messe in Ried vom 5. Oktober 1465[4]) werden vier Aecker („Land") aufgezählt, die von Rieder Bürgern wie Peter Weber, Ymbseer, Lienhart Satlöder und Tünzel gepachtet waren. Diese „Länder" lagen im Gebiete des „Altenmarktes in Mehrnbacher Pfarre". Im Jahre 1440 werden neben Ländern und Peunten ein Baumgarten und ein Zieglstadl „zum Altenmarkt" genannt, gelegen im Rieder Gerichte, in Mernpecker Pfarre, am Hans Chlöl Graben.

Ein Kaufbrief vom 8. Februar 1427 spricht von einem Haus, einer Hofstatt und einem Garten zu Ried „vor dem Markt in dem Burgfried zwischen Thomann des Vischers Haus und der alten Chirichstatt".

Diese urkundlichen Belege nennen für den alten Markt und für die alte Kirchstätte verschiedene Standorte. Meindl hat sich an die scheinbar genaueste und am leichtesten zu bestimmende Ortsangabe gehalten: Der „Hans Klöl-Graben" ist der Graben beim Schlosse Wegleiten. Dieser Wassergraben, der um das Schloß herumführte, ist heute noch deutlich zu erkennen in einer Bodenvertiefung zwischen dem Bahngeleise und der Schwimmschule zu Wegleiten. Der alte Markt Ried und mithin die älteste Ansiedelung lag in Wegleiten, nahe der römischen Verbindungsstraße, die vom Inn herein über Gurten, Atzing, Abstetten (römische Urne im Erdstall beim Burgstaller), Fritzging, Langstraß und Wegleiten nach Haag am Hausruck geführt hatte.[5])

Meindl geht nun von der richtigen Annahme aus, daß die „alte Kirchstätte" wahrscheinlich am alten Markt, d. i. zu Wegleiten gestanden haben müsse. Doch dem steht entgegen die Bestimmung des Standortes in der Urkunde des Jahres 1427: Die alte Kirche lag innerhalb des Burgfriedens. Die Burgfriedensgrenzen sind neu bestimmt worden durch die Urkunde der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern vom 11. Mai 1536.[6]) Der Burgfriede des Marktes Ried wurde da-

mals nicht verkleinert, sondern an einigen Stellen erweitert; er war daher im Jahre 1427 sicher nicht größer. Wenn wir die Grenzen abgehen, sehen wir sofort, daß Wegleiten und all die Hofgründe, die zum Schloß gehörten, nicht innerhalb des Burgfriedens lagen. Er reichte, im allgemeinen gesagt, bis zur heutigen „Grenzgasse", die die Bahnhofmit der Frankenburgerstraße verbindet.

Die alte Kirchstätte kann man daher unmöglich in Wegleiten suchen. Bleiben wir bei der Annahme, daß die einstige Kirche vom alten Markte nicht weit entfernt gewesen sein kann, so darf man den „Hans Klöl Graben" nicht mit dem Schloßgraben von Wegleiten gleichsetzen.

Die Klöl besaßen im 15. Jahrhundert die Herrschaft Wegleiten. Hans Klöl war 1426—1433 Marktrichter in Ried, sein Sohn Benedikt 1462—1465 Richter im Landgerichte Schärding. Ihnen folgten im 16. und 17. Jahrhundert die Magerl.[7])

Die Lage des Klöl-Grabens können wir aus der Beschreibung der Burgfriedensgrenze und aus zwei Urkunden der Jahre 1453 und 1455 bestimmen:

Die erste Stelle lautet: „Ferner nach demselben Zaun ab bis auf den Stecken oberhalb des Bachs (Breitsach) und alsdann über den Bach auf Hansen Mägerleins G'hag und nach demselben G'hag, so berührts Mägerlein und Hansen Dorfners Wiesmahden, auch sein (Magerls) und des Illinger Grund als nach dem Graben scheidet, hinauf bis auf die Straße, gegen Wegleiten gehend". Der Graben begrenzte daher die Gründe der Herrschaft Wegleiten (Magerl) und führte in der Richtung zur heutigen Bahnhofstraße. Er schied die Marktgründe von denen des Landgerichtes Ried.

Einen weiteren Anhaltspunkt zur Aufhellung der Frage bietet die Angabe in der Urkunde des Jahres 1427, daß die alte Kirchstätte nahe beim Hause des Thomas Fischer lag. Ueber Thomas Fischer berichtet keine andere Urkunde mehr, wohl aber über (seinen Sohn) Hans Fischer, Bürger zu Ried. Er verzinste am 23. Jänner 1455 ein Kapital auf sein „Land innerhalb und außerhalb des Grabens und gelegen in Aichinger Feld."[9]) Dieses Grundstück war, wie die Urkunde vom 29. Jänner 1453 sagt, Erbe des Mathäus Kirichsteiger und lag, wie eine spätere Bemerkung auf der Rückseite der Urkunde mitteilt, „im Marktgrunde und an der Straße zu Ried" (Wegleitner oder Bahnhofstraße).

Heute dürften auf diesem „Feldgrunde" Haus und Garten des D. Mayrhofer und die altkatholische Christuskirche stehen. Wenn wir das Haus des Thomas Fischer als nicht weit davon entfernt gelegen annehmen (das Bild des Marktes Ried von 1790 zeigt dort nur ein einziges Haus), so wäre der Standort der ältesten Kirche von Ried annähernd bestimmt und in Uebereinstimmung gebracht mit den Angaben des Kaufbriefes von 1427: Sie lag im Vormarkte innerhalb des Burgfriedens. Der alte Markt aber begann unmittelbar an der Grenze des Burgfriedens und erstreckte sich etwa südlich vom Gymnasium beiderseits des Verschönerungsweges in der Richtung zum Bahnhof.

Schon im 15. Jahrhundert war jede Spur dieser ältesten Ansiedelung von Ried verschwunden und nur die Namen waren für die Bezeichnung der Grundstücke geblieben.

Dr. Franz Berger, Linz.

Anmerkungen:

[1]) Vgl. Fastlinger im Oberbayrischen Archiv (Die Kirchenpatrozinien in ihrer Bedeutung für Altbayerns ältestes Kirchenwesen) 50. Bd., S. 349 bis 365. — [2]) Vgl. Meindl, Geschichte der Stadt Ried, I. Bd., S. 61—80. — [3]) Diesen Standpunkt hat Meindl, Ried, I., S. 82 f., vertreten. Vgl. auch Rieder Heimatkunde I. (1903), S. 10 ff. — [4]) Die älteste Abschrift hievon enthält das Stiftbuch der Klöl-Messe aus der Zeit um 1490 (F. 1—6). — [5]) Vgl. Rieder Heimatkunde, I. S. 12. — [6]) Abgedruckt im Jahresberichte des Gymnasiums Ried 1910: Das Archiv der Stadt Ried von Dr. Fr. Berger, Nr. 62. — [7]) Vgl. Rieder Heimatkunde, I., S. 74 ff. — [8]) Die Ansicht von Ried aus dem Jahre 1790 zeigt auf der Straße nach Wegleiten etwas außerhalb der Grenzgasse eine Brücke. — [9]) Archiv der Stadt Ried Nr. 18 und 16.

....

Die Reise des Welser Stadtrichters Tobias Lambacher um Acht und Bann im Jahre 1616.

Im Jahre 1615 wurde der Welser Ratsherr Tobias Lambacher neuerlich zum Stadtrichter erwählt, nachdem er

dieses Amt schon einmal in den Jahren 1608—1611 bekleidet hatte.

Er gehörte einem in Wels ansäßigen Patriziergeschlecht an und besaß das in unserer Zeit sogenannte Kerschneranwesen, Westbahnstraße 41, das gegenwärtig im Besitze des Spediteurs Franz Wiesinger steht.

Zur Ausübung der Gerichtsbarkeit, mit der auch der Blutbann, das ist die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, verbunden war, mußte der Stadtrichter die Genehmigung des Landesfürsten einholen.

Im Jahre 1616 trat nun Tobias Lambacher seine Reise nach Wien an, um beim Hofe Bann und Acht zu holen. Er mußte dazu umständliche Vorbereitungen treffen.

Vor allem mußte er sich die Präsente, die unter dem Namen „Verehrungen" bei solchen Anlässen damals allgemein üblich waren, beschaffen. Diese Verehrung bestand aus einer Auswahl kostbarer Traunfische.

In der Abrechnung über die Ausgaben und Einnahmen des Stadtgerichtes für das Jahr 1616 ersehen wir aus den beigelegten Rechnungsbelegen, was Tobias Lambacher für diese „Verehrung" angeschafft hat.

Vom Kirchberger Fischer wurden zu diesem Zwecke nachfolgende Fische geliefert:

60 Aiche zu 20 kr.	20 fl.	
16 kleinere Aiche zu 12 kr.	3 „	12 kr.
60 Fehren (Ferchen = Forellen) zu 20 kr.	20 „	
110 kleinere Fehren zu 10 kr	18 „	20 „
1 Gesetzt Huchen	2 „	
6 Kandl Karpfen	2 „	
10½ Pfund Karpfen	1 „	3 „
2 Kandl Laumb „zur speis" (Laumben sind Weißfische die zur Fütterung der lebenden Fischfracht dienen)		24 „
2 Körbe „mit Steckschlössel" zum Transportieren (11 Schilling 20 Pfennig)	1 „	27 „
Zusammen	68 fl.	26 kr

Auf diese Rechnung wurde dem Kirchberger eine Anzahlung von 20 fl. geleistet, der Rest wurde in zwei Raten erst viel später, im Oktober und nächsten Jänner bezahlt.

Um mit dieser wertvollen lebenden Fracht nach Wien zu reisen, mußte dies auf dem Wasserwege geschehen. Wir ersehen nun aus der Rechnung die Stationen, die der Stadtrichter bei seiner Reise berührt hat.

Er fährt mit dem Ratsfreunde Edlmüller, der sich an der Reise beteiligt, und mit seinem Jungen, das ist also einem Diener, am 21. März nach Ebelsberg, bleibt dort über Nacht und verbraucht dort 2 fl. 6 Sch. und 12 Pf.

Vom Wimpassinger Wirt und Fischer in Ebelsberg kauft er noch drei Kandl Kappen zu seiner Fracht dazu. Die „Schöfleute", die dann die Zille aus der Traun in die Donau brachten, bekommen ein Trinkgeld. Zu Stein an der Donau wird das Frühmal (Mittagessen) eingenommen und hiefür ein Betrag von 2 fl. 4 Sch. ausgegeben.

Zu Aspach wird das zweitemal übernachtet und dabei verzehrt für 2 fl. 6 Sch. In Klosterneuburg wird angehalten und die Reisenden nehmen dort eine Suppe und einen Trunk, zu sich.

Am dritten Tag, also am 23. März kommt Lambacher in Wien an und entlohnt den Schöfmann Neuwirth und seinen „Gespan", den langen Merthen, die die Passagiere nach Wien geführt haben, mit 5 fl. 4 Sch. Für die Zille werden 5 fl. bezahlt.

Den Trägern in Wien, die dem Stadtrichter die Sachen vom Wasser in sein Absteigquartier, in den „Steyrerhof" getragen haben, gibt er ein Trinkgeld von 3 Schilling und 16 Pfennig. Wie die Fische an Ort und Stelle gebracht wurden, ist aus der Darstellung nicht zu ersehen.

Am nächsten Morgen, den 24. März, spricht der Stadtrichter bei der „hochlöblichen Regierung" vor, bereits um 7 Uhr früh. Die Aemter begannen damals, wie auch die gewerblichen Betriebe, um 6 Uhr früh zu arbeiten.

Den zwei Türhütern verehrt er jedem das ansehnliche Trinkgeld von 1 Taler. Dem Protokollisten bei der Hofkanzlei, damit er den „Vokationsbefehl solliciliert", verehrt er einen Dukaten. Dem „Copenschreiber", und dem Kanzlisten, „damit sie den Befehl bald expedieren" verehrt er jedem einen Taler. Als Gebühr für den Bannbrief weist er einen Dukaten aus. Dem Pürkhammer Schreiber, der ihm den Bannbrief zubrachte, gibt er als Trinkgeld einen Taler.

Dem Sekretär des Grafen Trautsamb verehrt er einen Dukaten, damit er das Dekret „vom Hof wieder auf die Regierung" bringt.

Der Herr Stadtrichter gibt aber aus diesem Anlaß Gastereien im Steyrerhof und wird auch seinerseits bei „etlichen Regenten" zu Gaste geladen. Er vermerkt als Trinkgeld bei diesen Einladungen 2 fl. 2 Schilling.

Eine Gesellschaft ladet er auch zu einer Wagenfahrt nach Hernals zum Heurigen ein und verzeichnet als Aus-

gabe für den Fiaker („Guttschi") ½ Taler.

Sein Aufenthalt in Wien dauerte vom 23. bis zum 30. März.

Die Rechnung bei dem Herrn Sixten, dem Wirt im Steyrerhof, fällt sehr hoch aus. Herr Sixt verrechnet dem „edlen und festen" Herrn Tobias Lambacher, für das, was er samt den Gästen und Dienern, verzehrt hat, 30 fl. 10 kr. und für das Zimmer und Holz 1 fl. 36 kr.

Es ist bemerkenswert, daß die Rechnung auf einem Papier mit dem Wasserzeichen des Welser Papiermüllers Hans Eysl ausgestellt ist. Es wird also wohl der Stadtrichter dem Herrn Sixten das Blatt zur Anfertigung der Rechnung übergeben haben, wenn nicht anzunehmen ist, daß in Wien Papier von der Welser Mühle in Verwendung war.

Das Hausgesinde erhält als Trinkgeld einen Gulden.

Nun erfolgt die Rückreise von Wien mit Fuhrwerk über Land.

Lambacher reist mit Edlmüller und dem Diener am 31. März ab und übernachtet zuerst in Tulbing. Sie verzehren dort samt dem „Gutschi" 2 fl. 2 Schill.

Am 1. April nimmt er zu St. Pölten das Frühmal ein und übernachtet sodann in Melk, wo er morgens eine Frühsuppe einnimmt. Zu Blindenmarkt wird mittags Rast gemacht. Er übernachtet dann am 2. April „auf dem Strengberg" bei Enns und kehrt mittags in Ebelsberg bei dem schon erwähnten Wimpassinger Fischer zum Mittagessen ein.

Vor Wels bezahlt er noch in Marchtrenk einen Trunk.

Der Wiener Gutschi wird in Wels entlohnt. Er bekommt 16 Taler, 1½ Metzen Hafer, und 1 Taler Trinkgeld, umgerechnet insgesamt die namhafte Summe von 26 fl.

Lambacher muß ihn aber in Wels noch übernachten lassen und bezahlt hiefür, sowie für das Einstellen der Pferde und für das Frühstück des Gutschi 1 Schilling, 4 Pfennig. Schließlich setzt der Stadtrichter noch 1 fl. 2 Sch. ein als Almosen „für arme Leut zu Wien und auf der Reise".

Die Wiener Reise des Herrn Stadtrichters dauerte also 14 Tage, davon die Wasserfahrt nach Wien 3 Tage, der Aufenthalt in Wien 7 Tage und die Wagenfahrt nach Wels 4 Tage. Die Gesamtkosten einschließlich der Fischerrechnung betrugen die namhafte Summe von 186 fl. 5 Sch. 18 Pf.

Tobias Lambacher blieb als Stadtrichter im Amte bis zum Jahre 1620. Er war einer der führenden Männer in der Stadt, konnte aber sein Ansehen nicht rein erhalten. Die handschriftliche Donbergersche Chronik weiß manches von ihm aus der Zeit der Gegenreformation zu erzählen. Er war ein Mann von wichtigtuender Eitelkeit, dem es schmeichelte, vom Statthalter Grafen Adam Herberstorff emporgehoben zu werden. Er spionierte für diesen unter den Bauern, sandte ihm Berichte und verlor schließlich alle Achtung bei den Evangelischen, aber auch bei den Katholischen der Stadt.

Ferdinand Wiesinger
(Wels).

Im Kammergut.

Man zählte das Jahr 1778, als der weit über die Grenzen seines Vaterlandes berühmte deutsche Mineraloge Herrmann[1]) aus der Steiermark kommend, die Gaue unserer engeren Heimat durchwanderte. Diese Reise, vermutlich im Sommer ausgeführt, galt diesmal nicht dem Suchen und Bestimmen seltener Gesteine, sondern dem Studium der innerösterreichischen Salzbergwerke.

Hofrat Herrmann aus Katherinenburg schrieb die Erfahrungen und Eindrücke, wohl durch die Reichhaltigkeit der ersteren und durch die Schönheit der letzteren veranlaßt, nieder und veröffentlichte die Schrift unter dem Titel: „Nachricht von einer Reise nach den Salzwerken in Oberösterreich".[2])

Läßt schon der Beruf des Verfassers und der Titel der kurzen Schrift leicht den eigentlichen Inhalt derselben vermuten, so ermangelt sie dennoch nicht vieler Stellen, die ein allgemeines heimatgeschichtliches Interesse beanspruchen. Dieserwegen soll im Folgenden Herrmanns Reiseschilderung unter möglichster Außerachtlassung des mineralogisch-chemischen Inhaltes besprochen und der Weg, den er genommen, verfolgt werden.

[1]) In russischen Staatsdiensten stehend.
[2]) Crells chemische Annalen 1.93, Band II. S. 8.

„Ich habe diese Reise von Murau in Obersteyer aus unternommen und meinen Weg über die Hohen Gebirge durch eine fast ganz unbesuchte Gegend zuerst auf das Salzwerk zu Aussee und von da nach Hallstadt und Gmunden gerichtet."

Von Aussee aus geht der Weg durch den tiefeinschneidenden Kulmgraben. Dieser wird von der Kulm, einem ansehnlichen Bache, an dem „einige Eisen- und Stahlwerke angelegt sind", durchflossen. Die Eisenwerke verarbeiten größtenteils Vordernberger Roheisen. Hat man erst das Dorf Schoeder hinter sich gelassen, so kommt man in die gebirgigte Gegend, „welche das Krackau genannt wird". Die mineralogische Zusammensetzung des Gebirgsstockes bespricht Herrmann und berichtet weiter, daß er durch den Schoedergraben zum Sölkgebirge kam. Diese gewaltige Granitkette erweckt nicht nur durch ihre mineralogische Eigenart das besondere Interesse, sondern der Reisende gedenkt auch der schönen, viehreichen Matten, des Enzians und Speiks, der zahlreichen Gemsen und ihrer verwegenen Jäger.

Jenseits des Sölks liegt das Dorf St. Nikolai. Aus dem Tal, in dem dieser Ort gelegen ist, kommt man zu rechter Hand nach Schladming, „allwo ein Kobaltbergwerk, ein Silberbergbau, eine Seigerhütte, eine Vitriol- und Alaunsiederei betrieben werden". In dem in der sogenannten Zinkwand gelegenen Kobaltbergwerk werden jährlich ungefähr 1000 Zentner Kobalterz gewonnen. Der Preis beträgt je nach dem Gehalt an metallischem Kobalt 7 bis 16 Gulden für den Zentner. Das Alaunwerk liegt in einem Graben unterhalb des Ortes. Die Zahl aller in diesen Werken beschäftigten Bergleute beträgt dreihundert.

Von Schladming führt der Weg nach Cröming und dem nahegelegenen Eblern, wo ein Kupferbergwerk betrieben wird; dann weiter nach Aussee. Der Salzstock dortselbst liegt zwei Stunden vom Orte entfernt „zwischen steilen Kalkbergen am sogenannten Grundlsee. Herrmann findet ihn zum Großteil von blauem Ton bedeckt. Das Innere des Berges durchsetzend, enthält dieser wiederum des öfteren Nester von Steinsalz. Das Salz wird durch Einleiten von „süßem Wasser, (wovon auch in der Grube selbst eine natürliche Pfütze vorhanden ist)" in die sogenannten Wöhren oder Sinkwerke, in die eine bestimmte Menge Rohsalz gebracht wurde, zur Sole gelöst. Aus diesem großen, viereckigen, aus Balken gezimmerten Wöhren wird die Sole, hat sie erst eine bestimmte Salzgehaltshöhe erreicht, durch lange hölzerne Röhren in die Pfann- und Sudhäuser geleitet. In den Lab- oder Sülztuben aufbewahrt und zu höherer Konzentration gebracht, wird sie in die Pfanne selbst gelassen. Aussee besitzt zwei Pfannen, von denen die eine im Ort, die andere eine Stunde entfernt ist. Die Schilderung der weiteren Gewinnung, Reinigung und Verpackung des Salzes soll übergangen werden. „Die jährliche Salzerzeugung zu Aussee beträgt ohngefähr 150.000 Zentner, womit Steyermark und Kärnten versehen wird."

Von Aussee führt der nur für Fußgänger benützbare Weg über das Gebirge nach Hallstadt. Vier bis fünf Stunden guten Fußmarsches sind nötig, ehe der Hallstädtersee erreicht ist, der übersetzt werden muß, hat man das Salzbergwerk zum Ziel. Den Eindruck, den Herrmann vom See und seiner Umgebung gewann, schildert er mit folgenden Worten: „Nicht leicht wird man irgendwo eine schönere Wildnis antreffen, als diese Gegenden sind. Steile Klippen, hochstämmige Tannenwälder, nackende, holzlose Wiesen oder Viehweiden (hierorts Alm genannt) auf den höchsten Gebirgen, mit mannigfaltigen Heerden bedeckt, tiefe Thäler mit Wasserfällen und rauschenden Bächen, klare forellenreiche Seen und hundert andere reizende und schaudernde Bilder der kunstlosen Natur wechseln hier auf das wundervollste miteinander ab."

Auf dem Salzberg selbst (die Wiederaufnahme des Bergbaues, 1291, wird der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Albrechts I. zugeschrieben) führt ein steil aufwärtsstrebender Weg. Zur Bequemlichkeit der Bergleute sind im Laufe der Zeit „einige Tausend Stuffen" angelegt worden. Auch hier sind gegen 300 Bergleute beschäftigt. Die Salzgewinnung ist die gleiche wie in Aussee. „Rothes, grünes und blaues Steinsalz kommt hier zwar vor, aber nicht so häufig, wie weißes Krystallsalz, woraus hier Dosen, Paternoster und allerhand andere Sachen gemacht werden." Die auf dem Hohen Salzberge gewonnene Sole wird zum Teil nach Hallstadt und Ischl, zum Teil „vier Meilen weit bis nach Lampad oder Ebensee

geleitet." In Hallstadt ist nur eine Pfanne, die aber mit einem Fassungsraum von 3000 österreichischen Eimern oder 2700 Zentner Sole die größte im Kammergut ist. Im Hallstädter Sudhaus werden jährlich bis 170.000 Zentner Salz gewonnen.

Das schöne Hallstadt ist nach Herrmann „ein sehr pitoresker Ort. Die Häuser sind auf die Felsen gleichsam wie hingehängt, und durch die ganze Stadt ist nicht eine einzige fahrbare Straße". Die Geschichte Hallstadts berührend fährt der Gelehrte fort: „Daß aber dieser Ort schon in sehr alten Zeiten müsse bewohnt worden sein, oder doch wenigstens zum Exilio gedient haben, beweisen unter anderm die römischen Münzen, die man zuweilen jetzt noch daselbst tief aus der Dammerde herausgräbt. Auch hat man im Salzberge einst mitten im Salzstocke verarbeitetes Holz und einen unverwesetten Menschenkörper gefunden".

Der Ebene zu führt der Weg. Ischl ist die nächste Station, „wo sich gleichfalls ein mit dem Hallstädter einerley Streifen haltender Salzberg befindet". In den beiden Ischler Pfannen wird nicht nur die Sole des eigenen Salzberges, sondern, wie schon oben erwähnt wurde, auch ein Teil der Hallstädter Sole, „welche 960 Klafter weit hieher zu laufen hat", verarbeitet.

Die in Hallstadt beginnende „aus 24.000 Stück gebohrten Röhren" bestehende Solenleitung endet in Ebensee oder Lampad. Dieser Ort, ungefähr 4 Meilen vom Ausgangspunkt der Leitung entfernt, besitzt zwei Pfannen, von denen jede 2500 Eimer faßt. Ihre rundliche Gestalt, ihre Verwendung und Leistungsfähigkeit bilden den Inhalt der nächsten Abschnitte. „Bei beyden Pfannen arbeiten ohngefähr 300 Menschen, deren Arbeitslohn wöchentlich 50 Kreuzer bis 3 fl. beträgt." Auch das eine halbe Gehstunde von Ebensee entfernt gelegene Sägewerk oder die Schneidemühle wird erwähnt. Hier werden die zu den Salzfässern nötigen Bretter geschnitten. „Selbst die runden Bretter zu den Böden werden durch Rundsägen aus dem Ganzen geschnitten .... und ein Faß kommt auf vier bis fünf Kreuzer zu stehen."

Voll Entzücken gedenkt Herrmann der herrlichen Ueberfahrt über den Traunsee. Am meisten hat es ihm der vom See bespülte Traunstein angetan. „Gmunden präsentirt sich von der Seeseite ungemein schön." Diese Stadt ist der Mittelpunkt des ganzen Kammergutischen Salzhandels. Das Obersalzamt hat hier seinen Sitz und alles in Hallstadt, Ischl und Ebensee gewonnene Salz kommt nach Gmunden, bevor es den Weg in die österreichischen Provinzen antritt. Die Salzarten, die Verkaufsformen und ihre Preise sind ausführlich besprochen. „Der Transport geschieht auf der Traun über Stadel nach Enghaken. Zu Stadel, einem kleinen Orte, unweit des schönen Klosters Lampach, sind beträchtliche Magazine, und es stehen immer so viele Salzschiffe unter den über dem Fluß gebauten Schuppen an diesem Orte, daß die Einwohner Anlaß genommen haben, ihn das kleine Venedig zu nennen. Zu Enghaken teilt sich der Transport. Was nach Wien geht, wird die Donau hinabgeführt; was aber nach Böhmen und Mähren bestimmt ist, wird auf der Achse weitergebracht."

Ueber das Erträgnis des ganzen oberösterreichischen Salzhandels stellt Herrmann folgende Betrachtung an. Rechnet man jeden von Gmunden weggeschafften Zentner Salz mit 7 fl. Verkaufspreis, so betragen die Einnahmen über 4½ Millionen Gulden. Die Unterhaltung dieser Salzbergwerke kostet ungefähr 1 Million Gulden, also werfen „sie einen Nutzen von mehr als 3½ Millionen ab".

Nach einer genauen Schilderung des Betriebes im Gmundener Obersalzamt fährt Herrmann fort. Gmundens „Lage und die Gegend herum ist zum mahlen schön, auch hat dieser Ort noch sonst einige Sehenswürdigkeiten". Von diesen hebt er das Waisenhaus hervor, denn in ihm werden beständig zwölf Schüler zu Maschinen- und Werkmeistern für die Bergwerke und Sudhäuser ausgebildet.

Von den Beamten im Sprengel des Obersalzamtes Gmunden obliegen einige dem Sammeln schöner Fundstücke aus den Salzbergwerken. Es sind Veit in Gmunden, Kippach in Ischl und von Falkenau in Ebensee als Besitzer besonders schöner und reichhaltiger Sammlungen angeführt.

Zum Schluß dieser Schrift, die uns eine Reise durch das Kammergut im 18. Jahrhundert vor Augen führt, sind

noch das Remmersche Gartenhaus[3]) ob seiner angeblich italischen Frescomalereien und das Stegmannsche Landhaus ob seiner prachtvollen Fernsicht angeführt.

O. F. Zekert (Wien).

Bilder aus dem Leben des Marktes Königswiesen im 17. Jahrhundert.

(Schluß).

10.

1647 ist bei dem markt gericht alhier in bei sein ainer ganz burgerschaft also wegen das, dißmall füer gelegten hofwein und welcher in denen leidtgeben etwas heimblich leidtgeben wierdtet, der selb hat zum pensohl ab straff sovil als 3 emer hoffwein damals füergelegt werth geben solle, und kaines wegs noch gesehen sein.[1])

11.

den 1. April 1651 hat der edel Johann Strauß pfleger der zeit, der herrschaft Greinburg und Ruttenstein, auch landtgerichts verwalter beeder herrschaften uns der ganzen burgerschafft zu Königswisen zu gelassen auf unsern offnen kirchtagen das gebuertliche Standtgelt von denen kramhern handwerchsleutten wie namen haben megen ab zu fodern, und gemainen markt wegen großes anlauffen im besten zu geordtnet haben.

Unterschriften: Johann Strauß, pfleger, Urban Almbeder, marktrichter.

12.

13. Aug. aprilis 1687 hatt sich ain handlung zugetragen, daß ain paur des namen Wolfgang Keplinger ein par oxen einkaufft, pei dem stall, nach dem im der paur Stöckmilchner, in weißenpeker pharr, die oxen auff den markt nit treiben wollen, ist aber durch das gericht Kinnigswisen bevelhen worden, dem Kepling, er soll den paurn mit sich pringen, daß der kauff soll vor gericht geschehen unnd die auszallung. daß ist aber nicht geschehen, ist aber durch den richter und durch die purger dem Keplinger zu straff aufferlögt worden 5 taller.[2])

13.

item mer (1686) ist dem Michell Klaisser unnd Merdi Grabmilner von einem ersamen handwerch der schmid unnd der richter, erkend worden, daß sie am Jartag Lienharde nit zu der möß kumen, ist inen jer peiden aufferlegt worden zur straff 1 fl. 1 Sch. 10 Pf.[3])

14.

23. November 1631 ist bei dem gericht alhir zu Königswisen vor komben Matthias Lechner, noch ledtigers stanot, der sich mit Maria noch ain ledtiges mensch, alß des verstorbenen Hannsen Ernesten gewesenen schneider und burger alhir wol eheleibliche hinderlassene tochter, nach dem er ir außer der ehe ain kindt mit einander erzeuget haben, namens Georg, über dißes hat sich mehr bemelter Lechner mit der Maria wegen der kinß zucht ortentlich verglichen unnd vertragen wie hernach zuvernehmen: und haben mit dißer contition abgemilelt und sich mit derogestalt dahin verainworden, daß offt berierter Lechner, es leb daß kindt lang oder kurz, alß an parem gelt nemblich geben wollt 8 fl. und ainen halben mezen waiz, alß erstlichen soll er dem menschen in vierzehen tagen erlegen in gelt 2 fl. und 2 mezen korn und 1/4 waiz, die überigen 4 fl. auf die 2. mezen korn und noch daß ainige viertel waiz solle er en kombenten ptingsten entrichten und ist das mensch und der Matthias Lechner mit einander in allem alß verglichen und vertragen worden, auß daß mensch velig befriedigt worden. derowegen proticoliert zue keenfftiger nachrichtung, damit daß mensch und der knecht kaines wegs weidters deßtwegen iegen miteinander zu fodern haben.[4])

15.

9. Aprilis 1654 kombt allhero ins gerichtshauß klagweiß Peder Plaimber ain Paumgardenbergischer undertan wider den Steffel Plaimber von wegen aines roß daß er ihm geliehen hat, welches roß aber durch die Reitter genomben ist worden, ist aber solches bey der Herrschaft ist abgehandelt worden, daß der Steffel Plaimber den Peder Plaimber dafür bezallen mueß 15 fl.

*

Wie aus diesen mitgeteilten Berichten des Gerichtsbuches hervorgeht, ging der Wirkungskreis des Marktgerichtes ziemlich weit, jedenfalls überschritt er

[3]) Die Malereien sollen von einem aus Italien geflohenen Meister stammen, der sie als Zeichen seiner Dankbarkeit für die erwiesene Gastfreundschaft schuf Es waren „zwei kleine Säle, jeder mit einem herrlichen Plafond und mit herrlich bemalten Seitenwänden". Herkules, Endymion, Apollo die vier Jahreszeiten und die v er Menschenalter sollen die besten dieser Darstellungen gewesen sein.

in mancher Hinsicht den eines heutigen Bezirksgerichtes, zumal der Vorsitzende des Marktgerichtes, der Marktrichter, neben der richterlichen Gewalt auch die örtliche Polizeigewalt ausübte und großenteils auch die Geschäfte eines Gemeindevorstandes. Weiters gewinnt man auch den Eindruck, daß wenigstens hinsichtlich der einheimischen Bevölkerung eine straffe Handhabung des Rechtes geübt wurde, somit also die manchmal verbreitete Anschauung, als hätte im kriegsdurchwühlten 17. Jahrhundert allenthalben große Rechtsunsicherheit geherrscht, doch irgendwie eingeschränkt werden muß. Insoweit wir aus diesen Aufzeichnungen das Leben und Treiben der Bevölkerung kennen lernen, begegnen wir so manchem Zug, der uns selbst aus den Zeiten vor den letzten Kriegen und aus den Erzählungen der Vorfahren wohlbekannt ist und den überaus konservativen Charakter der Mühlviertler erkennen läßt.

Anmerkungen:

[1]) Es handelt sich hier offenbar um eine Beschauung, Kostprobe, vielleicht auch Preisbegutachtung des von den Wirten „dißmall füer gelegten hofweines", bei welcher Gelegenheit sich die Bürgerschaft vielleicht durch das frühere Verhalten der Wirte oder vielleicht auch durch die Beschaffenheit des diesmal zum Ausschanke kommenden Weines veranlaßt sah, den Wirten neuerdings unter Strafandrohung einzuschränken, sie dürften nichts heimlich ausschenken und so einzelne bevorzugen. Zum besseren Verständnis sei verwiesen auf eine Bestimmung der Marktordnung des Marktes Königswiesen, dort heißt es nämlich (in der Abschrift aus dem Jahre 1554): die leutgeben sollen ainen wein ausrueffen lassen, unnd den jeder man geben, umb sein gellt, von dem ersten zapffen unzt auf den lesten, er wollt dann ime selbst ain behalten, ainen emer oder zwen, und nicht mer. Tat er aber des nicht, sol ime der richter und rath den wein beschawen und den zapffen abschneyden und den zu wandl 72 Pf. — [2]) Ein Beispiel, wie sehr die Bürgerschaft um die Respektierung ihrer Marktrechte besorgt war und den formlosen Handel zum eigenen Wohle, wie auch zu Nutz der Ordnung unterdrückte. Die Strafe von 5 Talern muß verhältnismäßig hoch genannt werden, wenn man damit vergleicht, daß im Jahre 1686 ein kleines Haus im Markte Königswiesen um 36 Gulden, ein weiteres ebenfalls im Markte im selben Jahre um 28 Gulden, wieder ein anderes sogenanntes „Inhäusl", im Markt gelegen, 1692 um 30 Gulden 30 Kreuzer verkauft wurde. — [3]) Ein Bild aus dem zunftmäßigen Handwerksleben. In Königswiesen war seit jeher das Handwerk der Schmiede sehr stark vertreten, wohl infolge der günstigen Lage, die in einem verhältnismäßig engen Umkreis die Anlage zahlreicher Hammerwerke (mit Wasserkraftbetrieb) ermöglichte. Die heute noch bestehenden Hammerwerke reichen alle in ein ganz bedeutendes Alter zurück. Aus einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1672 geht auch hervor, daß der Markt Königswiesen damals schon zu den Orten gehörte, die im Eisenhandel eine bevorzugte Stellung einnahmen. — [4]) Ein Beispiel über Abkommen bezüglich Versorgung unehelicher Kinder; ähnliche Aufzeichnungen aus früheren Zeiten dürften sich ohnehin nur selten finden, wenigstens über derartige Abkommen unter dem Landvolke.

Lambert Stelzmüller,
Zell bei Zellhof.

....

Eine Sebaldi-Kultstätte in Oesterreich ob der Enns.

Es ist merkwürdig, daß noch kein Oberösterreicher auf den Gedanken verfallen ist, sich zu fragen, wie der Kult des Nürnberger Lokalheiligen Sebaldus an den Ufern des Gaflenzbaches sich eingebürgert hat. Ich kann hier nur eine Vermutung aussprechen und eine Anregung zur weiteren Forschung über diese Frage bringen.

Zwischen den Märkten Gaflenz und Weyer in Oesterreich ob der Enns, die ehemals, vor der Josefinischen Zeit, zum Kloster Garsten gehörten, ragt am linken Ufer des Gaflenzbaches ein Berg in der Höhe von 782 Metern auf, der noch heute der „heilige Stein" benannt wird. Auf der Höhe desselben befindet sich eine dreischiffige spätgotische Hallenkirche, die dem heiligen Sebald geweiht ist und eine Filialkirche der Pfarre „Gaflenz" ist. Die Wände der Kirche schmücken Oelgemälde von einem unbekannten Meister, die uns das Leben des Heiligen Sebald und das Wirken desselben vor Augen führen. Das erste zeigt uns den Heiligen im Purpur-Hermelin-

mantel und dessen königliche Braut, die von ihm weinend die Erklärung des Scheidens entgegennimmt; links sieht man das Brautbett mit halbgelüftetem Vorhang, rechts lehnt Pilgerstab und Pilgerhut an der Wand. Das zweite Gemälde zeigt uns Sebald vor dem Papste Benedikt II., die Erlaubnis erbittend, nach Deutschland mit Willibald und Winibald zu ziehen. Das dritte Bild stellt uns den Heiligen bei Regensburg, auf einem Mantel über die Donau fahrend dar. Das vierte Gemälde führt uns Sebald vor, wie er einem Manne die ausgestochenen Augen wieder einsetzt. Das fünfte Bild unterrichtet uns über das Wunder, daß bei der Hebung des Leichnames Sebalds, die 20 Jahre nach dem Tode des Heiligen stattfand, der Körper unversehrt vorgefunden wurde und der Heilige in diesem Zustande eine Ohrfeige austeilt. Ein weiteres Wunder wird im sechsten Bilde zur Darstellung gebracht, auf dem Sebald zwei Kinder zum Leben erweckt.

Wir sehen somit auf diesen Gemälden die Legende des Heiligen Sebald bildlich dargestellt. Sie selbst ist ja allbekannt: Sebald flieht in der Brautnacht von seiner königlichen Gemahlin (der Tochter König Dagoberts III.), erwirkt sich vom Papste die Vollmacht, nach Deutschland ziehen zu dürfen, um das Christentum dort zu verkünden.

Meine Vermutung geht dahin, daß von Nürnberger Kaufleuten im Laufe des XV. Jahrhunderts die Verehrung Sebalds ins Enns- und Ybbstal getragen wurde; die Nürnberger Kauffahrer haben ja schon damals von den Schrotschmieden dieser Gegend Klobeisen sich geholt, wie ich bereits für Waidhofen a. d. Ybbs im Jahrbuche für Landeskunde von Niederösterreich, N. F. 1911, dargetan habe. Schrotschmieden standen im XV. Jahrhunderte nicht nur am Waidhofener Bache, sondern auch in größerer Zahl an den Ufern des Gaflenzbaches, der bei Weyer in die Enns fällt. Sie waren die Vorläufer der Hammerwerke, die im XV. Jahrhunderte bereits dort erstanden und die Wasserkräfte nützten. Auch später noch, im XVI. Jahrhunderte, haben Handelsverbindungen der dortigen Hammerherren mit Nürnberg stattgehabt. Ein Beispiel zeigt uns Sebald Ochs (gestorben 1623), der Besitzer des Harnischblechhammers am Hörhag bei Gaflenz war, und als Hauptabnehmer seiner Waren den Armaturverleger Diener in Nürnberg besessen hat, der die Ausrüstung der kaiserlichen Truppen besorgte.[1]) Leider finden sich zur Bekräftigung meiner Vermutung keine direkten Quellenbelege bisher vor. Wir wissen nur, daß in dieser Gegend der Name Sebald, dessen Kanonisierung im XV. Jahrhunderte erfolgt war, im XVI. Jahrhunderte allgemeine Verbreitung als Taufname fand, daß der Bau der Sebaldikirche in seiner gotischen Architektur wahrscheinlich noch in das XVI. Jahrhundert verlegt werden muß, wenn auch die Nachrichten über dieses Gotteshaus erst im 17. Jahrhundert einsetzen. Im Kirchenrechnungsbuche der Pfarre Gaflenz aus den Jahren 1668 bis 1689 findet sich im Jahre 1672 der Vermerk, daß die Kapuziner zu Waidhofen a. d. Ybbs die Gaflenzer Pfarrkirche und die Kirche „am heiligen Stein" das ganze Jahr hindurch mit großen und kleinen Hostien versehen haben und ob ihrer Mühewaltung vom Gaflenzer Pfarrhofe zwei Metzen Weizen im Werte von 2 fl. erhalten haben.[2]) Wallfahrten nach Sankt Sebald am heiligen Stein haben im XVIII. Jahrhunderte von Gaflenz aus stattgehabt. In einem Briefe des Gaflenzer Pfarrers P. Beda an den Garstener Prior Bieslinger von 1771 werden folgende unternommene Wallfahrten von Gaflenz aus nach dem heiligen Stein angeführt: Am 3. Osterfeiertag, in der Kreuzwoche, am 3. Pfingstfeiertage, 17. und 27. Sonntag nach Pfingsten.[3]) Eigenartig ist jedenfalls die Umbildung der Nürnberger Lokalsage in der Gaflenzer Gegend. Hier ist Sebaldus zum Heiratspatron geworden. Der Volksglaube weiß noch heute zu erzählen, daß diejenige Jungfrau oder Witwe, die imstande ist, die Holzfigur des Heiligen, die ein paar Schritte unterhalb der kleinen Kirche in einer sargähnlichen Grabstätte ruht, emporzuheben, noch im selben Jahre Hochzeit halten würde.

Dr. Edmund Frieß
(Wien).

Anmerkungen:

[1]) Vgl. Anton von Pantz, die Gewerken im Bannkreise des steirischen Erzberges; im Jahrbuche der k. k. herald. Gesellschaft „Adler", N. F. XXVII. XXVIII. Bd. (Wien 1917/18), S. 222. — [2]) Archiv der Pfarre Gaflenz in Oberösterreich. — [3]) Nach gütiger Mitteilung des oberösterr. Landesarchivdirektors Dr. Ignaz Zibermayer in Linz.

Die 1848er Nationalgarde in Hallstatt.

Als der Verfasser vor einigen Jahren gelegentlich von Bestandsaufnahmearbeiten im Hallstätter Museum auch die alten Aufzeichnungen durchzusehen hatte, um die Herkunft von Stücken mit mangelhafter Fundangabe festzustellen, fiel ihm u. a. ein kleiner Pack Schriftstücke in die Hand, die in den 90er Jahren des verstrichenen Jahrhunderts von Obersudmeister Josef Kaiser dem Ortsmuseum gewidmet worden waren und die sich auf die Hallstätter Nationalgarde der Revolutionsjahre 1848/49 beziehen. Nach längerer Ueberlegung glaubte er doch, die wesentlichsten daraus gewonnenen Angaben nicht unveröffentlicht lassen zu dürfen, da der Standliste vom orts- und familiengeschichtlichen Standpunkte aus doch eine gewisse Bedeutung zukommt. Möge also dieser kleine Beitrag zur Ortsgeschichte hier Platz finden.

Die unruhigen Verhältnisse des Jahres 1848 nötigten in vielen Orten, ähnlich wie wir das in jüngster Vergangenheit erlebt haben und noch erleben, die Bürgerschaft, auf den Selbstschutz bedacht zu sein und durch ministeriellen Erlaß waren alle Gemeinden mit über 1000 Einwohnern verpflichtet worden, eine „Nationalgarde" (wir würden heute sagen „Heimwehr") zu bilden. Die obderennsischen Stände hatten zudem durch eine „ständische Sammlung" den Betrag von 5000 fl. Conventionsmünze aufgebracht, aus welchem den unbemittelten Nationalgarden in Oberösterreich Unterstützungen zum Ankaufe von Gewehren verabfolgt werden sollten.

Da Hallstatt damals über 1900 Einwohner zählte, oblag ihm die Pflicht der Errichtung einer Nationalgarde und vom Magistrate wurde „die Gemeinde vorgeladen", um die Errichtung zu besprechen, aber „bey dieser Verhandlung schreckt alle der Umstand hievon ab, daß fast keiner ein Gewehr oder die Mittel zur Anschaffung eines solchen besaß". Auch die Kosten einer allereinfachsten Uniformierung wurden in Betracht gezogen und der errechnete Betrag war nicht darnach angetan, den Gemeinderat unternehmungslustiger zu stimmen. Daher wurde die Errichtung einer Garde verschoben, bis in einigen Wochen darauf vom hohen Regierungspräsidium der Befehl erging, „daß, nachdem in Steyermark vieles schlechtes Gesindel herumzieht, die selbst schon Herrschaftsschlösser mit Raub beunruhigt haben sollten, und es könnte leicht geschehen, daß sie sich auch über die Gebirge nach Hallstatt begeben, und nicht nur die daselbst bedeutende Salinen-Verwaltungs-Kasse, sondern auch das wenige Eigenthum der Bewohner des Ortes unsicher machen könnten, dieserhalb sowohl von dem Salinenamt selbst, sowie von den Bewohnern daselbst strenge Patrollen (!) gehalten werden müßten." Dies gab den Ausschlag. Die treibende Kraft bei der Bildung der Garde muß der Salzfertiger und Bürger Josef Stadler gewesen sein, der dann auch als Oberleutnant der Garde Dienst tat.[1]) In einer von Linz, 5. August 1848 datierten Eingabe[2]) an das obderennsische ständische Komitee schildert der Genannte, der sich als „Josef Stadler, ständischer Landtags-Deputierter von Hallstatt" unterfertigt, die Vorgeschichte der Hallstätter Garde und stellt „die wiederhohlte unterthänige Bitte: Ein hohes ständisches Komitee wolle der so mittellosen Nationalgarde, wie sie in gar keinem Ort in Oberösterreich bestehen wird, eine gnädige Beyhilfe bey den hohen Ständen gütigst erwirken," um mehrere Gewehre anschaffen und die Uniformierungskosten bestreiten zu können. Sollte die obenerwähnte Summe von 5000 fl. bereits zur Gänze vergeben sein, so wird eine directe Beihilfe erbeten.

Diese Eingabe muß Erfolg gehabt haben und Stadler muß die Funktionäre in Hallstatt selbst zu ähnlichen Schritten angeregt haben. Denn auf Grund seines Briefes ddo. Linz, 7. August 1848, worin er wieder von dem 5000 fl.-Fond spricht, wird das k. k. Kreisamt in Steyr vom Bestehen einer Nationalgarde in Hallstatt in Kenntnis gesetzt („aus der anruhenden Standliste wolle ein löbl. k. k. Kreisamt geneigtest ersehen, daß sich im Markt Hallstatt eine Nationalgarde in der Form der Feldjäger gebildet habe . . .") und gebeten, sich für die mittellosen Gardisten bei den Landständen einzusetzen. Die ursprüngliche Standliste weist 118 Namen auf; doch werden unter ihnen 5 wegen Schwäche oder aus anderen Gründen als ungeeignet bezeichnet. Durch Neueintritte wuchs die Zahl noch an. Die Liste trägt den Vermerk: „11. Juli 1848 das erstemal exerciert". Die Bildung der Garde war also ziem-

lich schnell und unabhängig vom Ergebnis der Subventionsansuchen vor sich gegangen.

Den Höchststand scheint diese Hallstätter Ortswehr im November 1848 erreicht zu haben. Die Standliste vom 12. November 1848 nennt folgende Namen:

Kommandant:

Löcker Alois, Wundarzt.

Oberleutnant:

Stadler Josef, Salzfertiger und Bürger.

Leutnants:

Keser Josef, Bäckermeister; Deubler Eduard, Salzfertiger und Bürger.

Rottenführer:

Kogler Johann, k. k. Stremsmeister und Krämer; Seeauer Karl, Bürger; Grill Matthias, k. k. Amtsförster; Deubler Franz, Braumeister; Deubler Bernard, k. k. Schullehrer; Lochmann Stefan, k. k. Amtsverwalter; Soukop Josef, Lehrgehilfe; Ramsauer Johann, k. k. Amtszimmermeister; Moser Matthias, Bergarbeiter; Pfandl Michel (vulgo Toff), Bergarbeiter; Faber Georg, Bergarbeiter; Faber Georg, Bergarbeiter; Steiner Franz, ärar. Zimmerknecht; Wesenauer Johann, ärar. Sagknecht.

Gardisten:

Binder Lukas, Waldamtsarbeiter; Deubler Konrad, Müller; Eder Josef, Fuderwagmeister; Edlinger Georg, Privatarbeiter; Edlinger Josef, Berghutmann; Engl Matthias, Aufsatzmeister; Gapp Matthias, Schlossermeister; Gamsjäger Georg, Waldamtsarbeiter; Gamsjäger Johann, Fleischhauer; Gamsjäger Matthias, Wirtssohn; Gruber Georg, Kastenknecht; Gruber Johann, Pfannmeister; Gruber Josef, Berghutmann; Hemetsberger Laurenz, Bauer; Heuschober Matthias, Webermeister; Heyd Karl, k. k. Wildmeister; Höll Tobias, Bauer; Höplinger Johann, Schneidermeister; Kininger Leopold, Waldamtsarbeiter; Kößler Leopold, Privatarbeiter; Kogler Johann, inter. Arbeiter; Kogler Johann, Forstzögling; Kogler Josef, Krämersohn; Kogler Martin, k. k. Distriktförster; Krusche Paul, Schuster; Ladner August, Maler; Lang Eduard, k. k. Hüttenmeister; Löcker Matthias, chirurg. Subjekt; Mistlberger Karl, Schmiedmeisterknecht; Pernkopf Josef, Bauernsohn; Peter Ferdinand, Schneidermeister; Pogner Alois, Bürgersohn; Ramsauer Franz, Bergzugeher; Reisenbichler Matthias, Bergschmiedmeister; Rettenbacher Karl, Praktikant; v. Sattler Konrad, Privat; Schilcher Josef, Privatarbeiter; Stieger Josef, M(ilitär?)-Zögling; Strimitzer Johann, k. k. Rechnungsführer; Wallmann Franz, Forstzögling; Wallner Johann, Müllner; Wolf Josef, Bürgersohn; Wolfsgruber Josef, Schneider; Zauner Johann, Fleischhauer.

Bergarbeiter:

Binder Johann (vulgo Koller); Binder Johann (vulgo Straßmair); Binder Josef; Binder Karl; Binder Leopold; Binder Matthias; Binder Paul; Binder Tobias.

Ebner Johann, Eder Johann Georg; Edlinger Matthias; Eggel Matthias; Eggenreiter Karl; Englachner Josef.

Faber Dominikus; Fechter Franz; Fischer Leopold.

Hinterer Johann; Hinterer Leopold; Hinterer Matthias; Höll J(ohann?) G(eorg?); Höll Johann; Höll Josef; Hofer Jakob; Hofer Johann; Hofer Karl.

Kaiser Josef; Kaiser Leopold; Kaiser Tobias; Kirchschlager Jakob.

Nef Georg.

Pernkopf Josef; Pfandl Ferdinand (vulgo Stidl); Pfandl Franz; Pfanol Josef; Pfandl Josef (vulgo Stidl); Pfandl Karl; Pilz Johann; Pilz Leopold; Pilz Michl; Pirglechner Gottlieb; Preimesberger Jakob; Preimesberger Karl; Putz Josef.

Reisenbichler Matthias; Reiter Johann;

Schenner Michl; Schilcher Leopold.

Thalhammer Johann; Thalhammer Michl.

Wesenauer Franz; Wesenauer Johann.

Zauner Paul; Zierler Johann.

Hüttenamtsarbeiter:

Baumgartner Titus; Binder Gottlieb; Binder Gustav; Binder Josef; Brandner Johann.

Dölzer Karl.
Egger Michl.
Fischer Karl.
Gamsjäger Johann, Gamsjäger Josef; Gruber Johann.
Hemetsberger Josef; Höll Johann; Höll Matthias.
Kirchschlager Josef; Kößler Franz.
Lackner Franz; Lackner Josef; Laimereiner Leopold.
Oberleithner Raimund.
Percht Gottlieb; Pfandl Johann (vulgo Stindl); Pfandl Johann (vulgo Toff); Prandmüller Josef Georg; Pfandl Karl (vulgo Stindl); Pfandl Karl (vulgo Triemer); Pilz Josef.
Ramsauer Anton; Ramsauer Karl; Reitter Josef; Reitter Karl; Reitter Paul; Riezinger Franz; Riezinger Leopold.
Schenner Franz; Scheutz Johann; Scheutz Josef, Schupfer Ignaz; Sidler Franz; Spitzer Christoph; Spitzer Josef; Stocker Matthias; Stucker Franz.
Thalhammer Josef.
Wallner Johann; Webinger Ignaz.
Zauner Franz; Zauner Gottlieb; Zauner Josef; Zauner Josef; Zauner Leopold.

Später kamen noch dazu:
Engl Joseph, Privat;
Hemetsberger Jakob, Privat;
Hemetsberger Matthias, Bergarbeiter;
Lackner Franz, Privat;
Madlberger Johann, Schmied;
Viertbauer Bernhard, Schneidermeister;
Wesenauer Franz, Bergarbeiter.

Zusammen waren es 173 Mann. Die Standliste teilt sie für damalige Betrachtungsweise sehr bezeichnend, in:

Beamte und niedere Diener	22
Bürger und Bürgersöhne	25
Bergleute	59
Hüttenarbeiter	53
Holzarbeiter	3
Private	11
	173

Im Anfange scheint man die Sache ziemlich ernsthaft betrieben zu haben. Die 166 Mann bildeten eine Kompanie, die in 4 Züge abgeteilt war; der Salzfordorist Thalhammer leitete den Exerzierunterricht und der Rückhalt, den die Garde an dem Salinenpersonal und an seiner seit alters fest organisierten Behörde hatte, gab ihr auch eine gewisse innere Festigkeit. Dies erhellt aus dem Dienststück Nr. 3 vom 11. September 1848, einer Anfrage an das National-Garde-Commando Aussee, welche folgenderweise beantwortet wurde: „Die hiesige k. k. Salinenverwaltung hat einen vom k. k. Salinenoberamt Gmun-

den am 9. Juny l. J., Z. 5135, erhaltenen Erlaß des hohen Ministerium der öffentlichen Arbeiten dahin hieher mitgeteilt, daß während der Verwendung im Nationalgardedienste jeder Arbeiter den kategoriemäßigen Tag- oder Wochenlohn, jedoch nur für die Zeit zu beziehen habe, während welcher er an der Leistung seiner Arbeit, somit am Verdienen, gehindert ist. Pollhammer, Garde-Commandant." Die Staatsgewalt handelte im wohlverstandenen eigenen Interesse, wenn sie ihr ärarisches Personal, wie man sieht, gewissermaßen zur

Hilfsgendarmerie werden ließ. Tatsächlich scheint es auch in keinem der Salinenorte zu nennenswerten Störungen der öffentlichen Ordnung gekommen zu sein.[3])

Die Kassaführung oblag dem k. k. Rechnungsführer und Gardisten Johann Strimitzer, der sie am 13. April 1850 an Franz Ramsauer übergab. Das Kassajournal von 1848 erliegt im Museum; seine erste Eintragung datiert vom 6. August 1848.

Im Jahre 1849 blieb die Garde noch rüstig in Tätigkeit, auch 1850 und 1851 hat sie noch bestanden; der Ausschuß bestand 1850 aus Alois Löcker, Johann Ramsauer, Leopold Riezinger, Karl Pfandl und Matthias Erill; doch beschränken sich ihre Lebenszeichen auf sehr summarische Angaben über Einlagen und Ausgaben im Verzeichnis über die achtwöchentlichen Einlagen der bestehenden Nationalgarde Markt Hallstatt" und im „Journal der Compagnie-Cassa", deren durchschnittlicher Kassastand nur etwa 65 Gulden betrug. Die letzte Eintragung stammt vom Juli 1851. Um diese Zeit muß die Einrichtung der Nationalgarde also allmählich eingeschlafen sein. Die wiedererstarkte Staatsgewalt bedurfte dieser Hilfsmittel nicht mehr.

Noch einige Reliquien aus dieser Zeit besitzt das Hallstätter Museum: ein Secauer (wohl der letztgenannte Johann dieses Namens) übergab dem Museum am 29. Juli 1899 2 Säbel mit Scheide und Riemen (nachdem einer schon unter Nr. 22 aus 1896 erworben worden war) und am 5. September 1900 spendete der pensionierte Obersteiger Josef Gruber eine „Spießwaffe aus Eisen, mit hölzerner Stange, welche bei der Patrouillierung von der Nationalgarde in Hallstatt in Gebrauch stand in den Jahren 1848 und 1849." Also eine Art Nachtwächterspieß.

Das ist alles, was von damals übrig geblieben ist und auch die lebende Erinnerung an „das Sturmjahr 1848" ist seither eingeschlafen. Die Länge der Zeit — es weilt wohl kein Gardist mehr am Leben — und andere welterschütternde Ereignisse ließen die damaligen Begebenheiten ziemlich in Vergessenheit geraten.

Dr. Adolf Mahr
(Wien).

Anmerkungen:

[1]) Falls er, wie wahrscheinlich, mit dem in der weiter unten folgenden Standliste genannten Josef Stadler ein und derselbe ist. — [2]) Dieser sind auch die voranstehenden Angaben größtenteils entnommen. — [3]) Das kulturhistorische Museum in Eisenerz bewahrt je einen Offiziers- und Mannschaftszako der 1848er Nationalgarde dieser Bergstadt. Solche Garden scheinen in allen größeren Bergwerksorten bestanden zu haben.

....

Das Florianispiel zu Schlägl 1770.

Kaiser und Aquilino sitzt. Muffte kommt.

Kaiser spricht:

Aquilino, Landpfleger getreu,
Wir sein kommen in Oesterreich,
Zu sehen, ob unseren Befehl
Ist nachgelebet worden schnell.
Auch was sich Neues ereignet hat,
Von allem uns Raport abstatt.

Aquilino:

Eur kaiserlicher Majestät Befehl
Ist nachgelebet worden schnell,
Hab die Soldaten ausgesandt,
Sollen durchstreifen das ganze Land.
Wer sich ein Christ zeigt und bekennt
Und unsere Götter nicht erkennt,
Den sollen sie bringen hieher,
Daß man mit Guetem sie verhör,
Und sich zu unsern Göttern neigen,
So wird man Ehr wissen erzeigen.
Im widrigen tun sie dieses nicht,
So sollens werden hingericht.
Das haben die Soldaten verrichtet recht,
Eur Majestät nur nicht erschreckt,
Floriano, der war auch ein Christ,
Auf der Bruck ihnen begegnet ist.
Gibt sich selbst an und sagt dabei,
Sie sollen ihn nur führen gleich
Zu dem Landpfleger. Er sei ein Christ,
Bei mir auch nicht abgewichen ist.
Diese Ursach hat mich vermöget,
Ihn gleich mit Hausarrest beleget.
Auch in den Tempel führen tät,
Daß er Gott Jupiter anbet,
Dem Muffte ich den Befehl gabe,
Daß er genaue Obsorg trage
Auf Floriano, wie er sich stell,
Ob er vollzieht Kaisers Befehl.
Wie es aber geloffen ab,
Zu Dato keine Nachricht hab.
Eur Majestät nichts sagen kann,
Hier kommt der Muffte selbsten an.

Kaiser:

Muffte, sag mir die Wahrheit an,
Was hat der gemeine Pöbel getan.

Ob es den Göttern die Ehr abstatt,
Wie man zu tun befohlen hat.

Muffte:

Das Volk zwar in dem Tempel hat
Den Göttern das Opfer abgestatt,
Aber ein Aufruhr sich heben tät,
Mitten unter währendem Gebet.

Kaiser:

Wie, ein Aufruhr hat sich erwogen,
Mitten unter dem Gebet?
Sag an, Muffte, an was es besteht.

Muffte:

Eur getreue Ritter Florian
Ist in den Tempel kommen,
Unseren Gott Jupiter von seinem Thron
Sträflich herabgenommen,
Und ihme zu Boden geworfen hat,
Mit Füeßen ihn zertrate,
Daß er in sehr viel Staub zerbrach,
Sich auch verschworen hatte,
Daß er nicht mehr bereitet sei,
Unsere Götter anzubeten,
Sondern hiefür ohne Scheu,
Sie will mit Füßen treten.

Kaiser:

Aber Muffte, man wird nicht
Bei mir eingeben falschen Bericht,
Indeme ihr wißt. daß Florian
Jederzeit der getreueste Mann
Bei unserm Hof gewesen sei.

Muffte:

Die größte Straf tät schätzen mir,
Von denen allgüetigen Göttern hier,
Wie auch vor ihro Majestät,
Wann ich nicht recht berichten tät.

Kaiser:

Muffte, wann dies die Wahrheit sei,
So tuet die Sach uns zwingen,
Mit Befehl Floriano gleich
Gefesselt herzubringen.
Damit man ihn vernehmen kann,
Ob ers verifizieret,
Alsdann wiro man schon greifen an,
Was sich auf ihn gebühret.
Muffte (bringt Floriano und spricht):
Hier bringen wir Florianum,
Vor Ihro Majestät,
Der unsere Götter tät stürzen um
Und sie mit Füßen tret.

Kaiser:

Höre, Floriane, was hat man
Vernommen von deiner Person.
Wie daß du seist in Tempel kommen,
Gott Jupiter vom Thron genommen,
Ihme zu Boden geworfen alldort,
Mit Füeßen getreten an jenem Ort,
Daß er in viel Stück zersprungen ist.
Du auch nicht mehr bereitet bist
Unsere Götter zu beten an,
Wie vorhin ist geschehen schon.
Sag an die Wahrheit auf diesen Bricht,
Ob es geschehen oder nicht.

Floriano:

Ja, ja, mein Kaiser, ich sag es gleich,
Mit unerschrockenem Herzen,
Daß ich derjenige bin und bleib,
Mit euern Göttern zu scherzen.
Ich nahme ihn vom Thron herab,
Und hat mir wohl gelungen,
Ihn auch zu Boden geworfen hab,
Daß er zu viel Stück zersprungen.
Weil eure Götter nichts anders seind,
Als abenteurische Götzen,
Auf welche ihr alle insgemein
Tuet nur Vertrauen setzen.
Vom wahren Gott ist das Gebot,
An ihn allein zu glauben,
Zu ehren euren Aftergott
Tuet er uns nicht erlauben.

Kaiser:

Sag an, Floriane, wie lang es ist,
Daß du bist ein geheimer Christ.

Floriano:

Eur kaiserliche Majestät
Wird noch beiwohnet sein,
Vor siebenzehen Jahren schaffen tät,
In Krieg zu gehen ein,
Wider den stolzen Mezium,
Mit seinen Illiern,
Der uns wollte stürzen um,
Mit den Andalusiern.
Ich täte also sehen,
Daß ich ein Vortl erwisch,
Daß man uns nicht zerstören,
Wiche in ein Gebüsch.
Dort, unerachtend des,
Trat ein alter Waldbrueder herfür,
Mit Namen Origines.
Täte entdecken mir
Der Heidengötzen Dummheit,
Gab er mir zu verstehn,
Und von der christlichen Weisheit
Laßt er Exempel sehen.
Befohle mir allermaßen,
Ich soll die Fahnen mein
Mit Kreuz bezeichen lassen,
Welches der Sieg wird sein.
Von einem Priester ich mich soll
Der Christen taufen lassen,
Alsdann werd ich kriegen wohl
Uno siegen gleichermaßen.
Das alles hab ich nun getan,
Hab lassen taufen mich.
Desgleichen auch alle Fahn
Hab lassen zeichen ich.

Mit vorbemeldtem Kreuzzeichen
Tät ich viktorisiern,
Von dem will ich nicht weichen,
Laß Gott allein regiern.

Kaiser:

Also man mehrmal merkt und gspürt,
Daß Origines das Volk verführt,
Weil wir schon oft bedeutermaßen,
Viel Christenhund hinrichten lassen,
Welche auch haben bestanden frei,
Daß Origines der Verführer sei.
Also wird man zu diesen Enden
Auf alle Weg und Straß aussenden,
Bis sie den Verführer treffen an,
Daß man denselben verbrennen kann.
Dir aber, treuloser Florian,
Solle zu Diensten sein alsdann,
Ein stinkender, finsterer Kerker bereit,
Wir wollen erwarten gewiß die Zeit,
Daß du bei Kroten, Nattern und Schlangen,
Dein Blindheit wirst zu verlassen anfangen.
Führt fort den unghorsamen Florian,
Den ich nicht mehr ansehen kann.
Dem Kerkermeister tuet übergebn,
Ihn in ein finstern Kerker legn.
Ihr alsobald ihn hinführt,
Bis etwas anders verordnet wird.

Wachtmeister (führt Florian heraus und spricht):

Komm her, o Ritter Florian,
Zuvor warn wir all untertan,
Jetzt bist in unseren Händen,
Du kunst dirs aber selber wenden. (Ab.)

Kaiser:

Muffte, ihr habt mit Wahrheit schon
Berichtet allermaßen,
Demnach hat man den Florian
In Kerker werfen lassen.
Allwo er muß verharren schon.
Hiemit mach dir zu wissen,
Geht hin in Kerker zu Florian,
Seid eifrig und beflissen.
Führt mit ihm ein ernsthaften Streit,
Ob ihr ihn möchtet bereden,
Daß er die Götter künftiger Zeit
Sollt ehren und anbeten.
Versprecht ihm dort in unserem Nam,
Was sein Herz mag ergötzen
Von Silber und Gold und Edlstein,
Tuet ernstlich an ihn setzen.
Ueber Land und Leut bis an sein End
Sollt herrschen und regieren,
Und neben meiner als ein Regent
Den Ehrentitel führen.

Muffte:

Eur Majestät nach dero Befehl
Werd ich in Kerker gehen schnell,
Will allen Fleiß dort wenden an,
Ob ich Floriano bewegen kann.

Kaiser:

Gehet hin, Florian ist schon bekannt,
Die Götter verleihen euch Sinn und Verstand.

*

Muffte zu Floriano im Kerker:

Höre, Floriane meine Red,
Ihro kaiserliche Majestät
Schicken mich her, daß dieses bedeut,
Daß du alsbald sollst sein bereit,
Unsere unsterbliche Götter zu ehren,
Mit sein Rauchopfer nach sein Begehren.
Der Kaiser laßt dir auch bieten an
Alls, was dein Herz vergnüegen kann,
Gold, Silber, Perl und Diemant,
Sollst herrschen über Leut und Land.
Und mitregiern als ein Regent,
Allein zu diesem Ziel und End,
Wann du jetzund willst sein bereit,
Den Göttern dienen künftiger Zeit.

Floriano:

Ach mein Muffte, schweig nur still
Mit deinem Silber und Gold.
Zu diesem meinem End und Ziel
Bin ich des keinem hold.
Was du mir vorgetragen,
Ist lauter Eitlkeit,
Nach dem tue ich nicht fragen,
Ich hoff die Himmelsfreud.
Daß ich Mit-Herrscher und -Regent
Des Kaisers solle werden,
Das ist kein guetes Fundament
Vor mich allhier auf Erden.
Soll ich deswegen den wahren Gott
Vertreiben aus meinem Herzen
Und durch ein leeren Aftergott
Die Himmelsfreud verscherzen!

Muffte:

Ach, lieber Floriane, sage an,
Tust du dich nicht besorgen dann,
Des Kaisers Ungnad ist dir bewißt,
Daß er sehr groß und mächtig ist,
Dich zu strafen nach Härtigkeit.
Mein lieber Florian, dich bereit,
Unsere Götter zu beten an.

Floriano:

Was hat der assyrische König getan,
Nabuchodonosor war sein Nam.
Er tät das Volk hierzue verpflichten,
Laßt eine goldene Sauln aufrichten,
Laßt sich als einen Gott verehrn;
Ist aber von unserem Gott und Herrn,
Dem König zu verstehen geben,
Daß er kann retten bei dem Leben,
Wie er dem König allermaßen,
Bei den drei Knaben hat sehen lassen,

Die man in feurigen Ofen tät stürzen,
Darin ihr Leben abzukürzen.
Die siebenfaltige Feuersflammen
Schluegen über die Knaben zusammen,
Die Zueschierer die Hitz täten erben,
Von den Flammen müßten verderben.
Der König hat sich selber entsetzt,
Indem er vier Knaben ganz unverletzt
Im feurigen Ofen sieht gehen um,
Der Viert gleicht einem Göttersohn.
Sag an, mein Muffte, was bildst dir ein,
Wer mag der viert gewesen sein?
Ohne Zweifel ein Engel Gottes rein,
Das kann kein Göttersohn nicht sein,
Weil Nabuchodonosor selbst bekennt,
Daß unser Gott sein Engel gesendt.
Und laßt ausgehen dies Gebot,
Wer lästern wurde unsern Gott,
Der sollt umkommen hier auf Erden,
Sein Haus schändlich zerstöret werden,
Weil keiner ist als unser Gott,
Der kann erretten von dem Tod.

Muffte:

Nunmehro wird ich gehen,
Dem Kaiser zu berichten,
Floriane du wirst sehen,
Daß er dich wird vernichten. (Ab.)

Floriano:

O höchst beglückte Ewigkeit,
Wer soll dich dann nicht lieben,
An dir ist lauter Seligkeit,
Du weißt von kein Betrieben.
Die falsche Freuden dieser Welt
Hingegen nicht bestehen,
Seind nur ein Traum, ihr Gut und Geld,
Mueß letzlich untergehen.
Gold, Geld und aller Ehren
Als faules Kot veracht,
Wann ich die schönen Sternen
Am Firmament betracht.
Adie, o Welt, ich sage
Dir eine guete Nacht.

*

Muffte zum Kaiser.

Eur kaiserliche Majestat
Aufs höchst man sich beflissen hat,
Mit Floriano zu führen ein Streit,
Florianus aber ist nicht bereit,
Unsern Göttern zu geben die Ehr,
Will sie anbeten nimmermehr.
Sondern mit einem fröhlichen Muet
Dieselbe verachten und lästern tuet.
Sagt auch, man sollte allermaßen
Alle Peinen über ihn ergehen lassen,
So wurde dem noch nicht bereit,
Die Götter zu ehren künftiger Zeit.

Kaiser:

Wohlan, Muffte, so sollt man wissen,
Indem man sich höchst beflissen,
Weil an Floriano nichts helfen will,
Mueß man schon zu dem End und Ziel
Die Schärfe anzugreifen wissen.
Demnach geht hin und seid beflissen,
Befehlt, daß man den Florianum
Sollt führen in die Marterstumb,
Ihn zu entblößen auf halben Leib,
Nacket und bloß zur Folter treib,
Aufziehn, mit Pech und Fackeln brenne,
Bis er sich zu unsern Göttern bequeme,
Bis er ganz laut aufschreien wird,
Die Götter zu ehren, wie sichs gebührt.
Gehet hin, vollziehet den Befehl.

Muffte:

Elends und schnell nach dero Befehl
Will alles wohl ausrichten.
Nach Möglichkeit, zu jeder Zeit
Zum Ghorsamb mich verpflichten.
Auf alle Weis, mit ganzem Fleiß,
Werd mich alldort bemühen,
Ob ich nicht kann den Florian
Denen Christen wieder entziehen. (Ab.)

*

Muffte, Freimann mit seinen Knechten zu Floriano, foltern ihme; wann das gar sei, kommt Lieb, Glaub, Hoffnung und Heldenmut.

Muffte zum Freimann spricht:

Freimann, ich hab vom Kaiser Befehl,
Ihr sollt Florianum nehmen schnell,
Und ihn zur Marterstumb hinführn,
Sollt ihn alldorten tormentiern.
Bis auf halben Leib entblößen ihn,
Und führen zu der Folter hin.
Aufziehen, mit Pech und Fadeln brennen,
Er soll sich zu unsern Göttern bequemen.
Bis er ganz laut aufschreien wird,
Die Götter zu ehren, wie sichs gebührt.

Freimann:

Ja, ja ich bin schon bereit,
Werde gleich ruefen meine Leut.
Heraus, ihr Bursch, tuet mich verstehn,
Tuet gschwind mit mir in Kerker gehn.
Den Florianum herausführn,
Den müssen wir heunt tormentieren.

1. Knecht:

Ich schon darzue bereitet bin,
Werde auch gleich mitgehen hin.

2. Knecht:

Ich bin zu diesem schon gefaßt,
Dieweil ich hab guet ausgerast. (Gehen ab.)

*

Freimann zum Kerkermeister:

Höre, Kerkermeister, des Muffte Befehl,
Den Kerker tue aufschließen schnell.
Ich mueß den gefangenen Florianum
hinführen in die Marterstumb.
Soll ihn alldorten tormentieren,
Weil er mit Guetem nicht will pariern.

Kerkermeister:

Gleich, gleich, auf Obrigkeitsbefehl
Den Kerker will aufschließen schnell.
Floriane, ich bin hierher bescheidt,
Von unser hoher Obrigkeit,
Daß ich zu diesem Ziel und End
Dich soll hingeben in Freimanns Händ.
Wann du dich dann nicht willst befleißen,
Dem Kaiser Lieb und Dienst erweisen,
Den Ehrngipfl zu ersteigen,
Mueß sich der Kaiser unfreundlich zeigen.
Wie viel seind deinesgleichen mehr
Betrogen worden hin und her.
Wie viel seind aller End und Orten
In das Elend verstoßen worden.
Wie viel dergleichen überall
Haben leiden müssen Pein und Qual
Von denen Menschen und wilden Tiern,
Uno letzlich gar das Leben verliern.

Floriano:

Der gilt mehr als ein starker Mann,
Der alls geduldig leiden kann,
Und sein Gemüt in Zaum erhält,
Als, der bezwingt viel Städt der Welt.

Freimann zu seinen Knechten:

Kommt her, ihr Bursch, seids hergericht,
Zu tun nach eurer Treuenpflicht.
Dem Floriano die Händ anlegt,
Weil er nicht kann werden bewegt,
So laßt ihm weder Rast noch Ruch
Und fahrt mit ihm der Marterstum zue.

*

Freimann in der Marterstumb spricht:

Weil sich dann Florian nicht befleißt,
Daß er dem Kaiser Dienst erweist,
So bindt ihm Händ und Füeß zusamb,
Und hängt ihn an die Folter an.
Und bringts herzue, was sich gebührt,
Daß Tortur vollzogen wird.

Die Knecht:

Wir keineswegs uns saumen wollen,
Zu bringen, was wir brauchen sollen.

Freimann zu Floriano:

Hör mich doch an, o Florian,
Ich rat, was ich Guets raten kann,
An die vorige Gnad gedenke noch,
Folge des Kaisers Majstet doch.

Die Knecht:

Hier bringen wir die Zuegehör,
Eisen und steinerne Gwichter schwer.
Jetzund ist alles bereitet schon,
Daß man ihn recht aufziehen kann.

Freimann:

Bringt mir bald Feur und Haken herein,
Daß man ihn plagt mit Marter und Pein.

Floriano:

O heilige Dreifaltigkeit,
Dieser Tag sei gebenedeit.
Vor alles mich bedanken tue,
Was mir hier wird bereitet zue.

Die Knecht:

Allhier wir Feuer und Fackeln bringen,
Die Götter zu ehren, ihn bezwingen.

Freimann:

Weiser, klug verständiger Mann,
Was nimmst um einen Glauben dich an,
Den du nicht zu verantworten weißt,
Uns zu verführen dich befleißt,
Uns durch dein Glauben zu verblenden,
Von wahren Göttern abzuwenden.

Floriano:

Die heilig Schrift lehrt klar und rein,
Zu glauben an einen Gott allein,
Man sollt nur einen Gott bekennen,
Und dreifach in Personen nennen.
Gott selbst durch die Schrift tuet reden,
Man sollt kein andern Gott anbeten.
Die Schrift uns ganz bedeut, tuet sagen,
Man sollt den Göttern nicht nachfragen.
Kein anderer Gott ist mir bewißt,
Darum bleib ich beständig ein Christ.

Freimann:

Verblendt, verstockt, verfluchter Mann,
Weil man mit dir nichts richten kann.
So unghorsamb tuest stellen dich,
Indeme so sehr beflissen mich,
Zu bringen dich auf guete Bahn.
Weil aber nichts ausrichten kann,
So werd ich zu der Schärfe schreiten,
Dir Pein und Marter zu bereiten,
Die mir vom Kaiser aufgetragen.
Mit Recken und Strecken plagen.
Zieht auf mit Gwalt ihr Diener all,
Daß er leidt Schmerzen, Pein und Qual.

Muffte:

Siehe Florian, wie du allhier
Zu Folter, Pranger, sage mir,
Ob du noch nicht bereiter seist,
Unsern Göttern die Ehr beweist,
Sie anzubeten, wie vorhin,

Wo nicht, ich schon befehlet bin,
Daß man dich, schon verstandnermaßen
Mit Pech und Fackeln wird brennen lassen.
Ohn Unterlaß, bis kommt die Zeit,
Daß du wirst schreien, du seist bereit,
Unsere unsterblichen Göttern hier,
Ihr Ehr zu geben nach Gebühr.
Wo nicht, so hast du Pein, Marter und Not,
Laß hernach kommen dein Christengott.
Lasse dir helfen, wann er allhier
So mächtig ist, zu helfen dir.

Floriano:

Der Mensch so Vernunft hat,
Begabte Kreatur,
Wann man ihn recht betracht,
So gleicht er einer Uhr.
Die Räder seind das Herz,
Der Zeiger ist die Zung,
Ob ich schon leid groß Schmerz,
So kehr ich doch nicht umb.
Mein Leib gehört der Erden,
Weil er von ihr genommen,
Die Seel Gott meinem Herrn,
Weil sie von ihm ist kommen.

Muffte:

Floriano man wird sehen,
Wie stark sei dein Christengott.
Ob er dir wird beistehen
In der Marter, Pein und Not.
Ihr Züchtiger und Henkersknecht,
Brennt obverstandnermaß
Den verstockten Florianum recht,
Ohne alle Unterlaß.

Freimann:

Siehe an, Floriane, dieses Feur,
Mit dem ich dich werd brennen,
Das wird dich unsere Götter teur
Wohl lernen zu erkennen.
Sie anzubeten allermaßen,
Wie es ihnen tuet gebühren,
Mit Füßen zu treten unterlaß,
Das Volk nicht mehr verwirren.

Floriano:

Gelobt seid ihr in Feuersflammen,
Jesus Maria beidesammen.

Freimann:

Siehe an, du Böswicht, dieses Feur,
Wann dich das Reden noch so teur
Sollt kommen an, so wirst du doch
Unsere Götter anbeten noch.

Floriano:

In dieser heißen Feuersflamm
Ruef ich Jesum Christum an,
In dieser heißen Feuersnöten
Jesus, Maria tuet mich erretten.
Ich bitt um eure Gnad und Huld,
Wollt mir verleihen die Geduld.

Freimann:

Tue auf dein Schlung, red anders drauf,
Sonst hör ich nicht zu brennen auf.
Und tue verlaugnen deinen Gott,
Und sei gehorsamb des Kaisers Gebot.

Floriano:

Jesus Maria ohne Zahl,
Gelobt seid ihr in dieser Qual,
Ihr seid allzeit gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Muffte:

Bete an die Götter insgemein,
So kannst du los und ledig sein.
Erwart doch keine größere Pein
Oder das Leben zu büeßen ein.

Freimann:

Dieweil der Muffte selbst nicht kann
Mit Floriano was fangen an,
So geben wir uns auch zur Rueh,
Schau deinem Unglück selber zue.
Nun löst ihn von der Folter ab,
Nichts mehr mit ihm zu schaffen hab.
(Geht ab.)

Die Knechte (lösen Floriano ab, sprechen):

Jetzt bist du von der Folter los,
Tätst uns genug sträblizieren,
Zur gueter Letz dir geben ein Stoß,
Und von dir weg marschieren. (Gehen ab.)

Floriano:

O liebster Gott, Herr Jesu Christ,
Der du mein süeßer Tröster bist,
Wie freut es mich von Herzengrund,
Daß ich so glücklich diese Stund
Durch deine Gnad in Schmerz und Pein
Hab zugebracht aus Liebe dein.
Tausendmal lieber will sterben ich,
Als etwas handeln wider dich.

Muffte:

Er sinkt gleichsam in Anmacht hin,
Mithin bild er ihm ein,
Er will uns fahren durch den Sinn
Mit solchem falschem Schein.
Ich will gleich zu dem Kaiser gehen
Solches zu unterbringen,
Es muß dir noch viel mehr geschehen,
Was gilts, man wird dich zwingen. (Ab.)

Glaub:

Kein Kirchen und Glauben auf der Welt,
Ist auf so harten Felsen gestellt
Als die christliche Kirchen allein
Und der katholische Glauben rein,

Weil diese allein hat und behalt
Den Lehrstuhl Petri und sein Gwalt.

Lieb:

Die Kirchen rein hört und verehrt
Petrum den harten Felsen wert.
Und ordentliche Succesorn,
Die seind hero verordnet wordn
Für ein sichtbarliches Kirchenhaupt
Als ein Regierer dieses Glaub
Ein Statthalter Christi ihn erkennt.

Hoffnung:

Und andere Kirchen seind zertrennt,
Allein die christlich in allen Landen
Ist allzeit stark und fest gestanden.
Ganz unbeweglich aller Orten,
Ist niemals überwältigt worden,
Bis auf den heintigen Tag sag ich,
Hat ritterlich gehalten sich
Wider die Feind der Ketzerei
Grausame gewaltige Tyrannei.

Lieb:

Diese Kirchen der Schlangen wie bewißt,
Der eingeschlichenen Teufelslist,
Der Ketzerei und Tyrannei
Zerquetscht mit Gwalt den Kopf entzwei.

Glaub:

Die christliche Kirch laßt sich nicht sperren,
Ist bei Gott in höchsten Ehren,
Da selbst Petro und Paulo seind
Samt vielen Papsten insgemein,
Viel tausend Marterer als Mitgenossen,
Um Christi willen ihr Bluet vergossen.
Höll und Welt überwunden schon,
Daß man gar wohl begreifen kann,
Wie Gott ein sonderen Augenschein
Wirft auf die christliche Kirchen sein.

Hoffnung:

Es ist, noch mag auf dieser Erden
Kein so große Ursach gefunden werden,
Daß man von dieser Kirchen guet,
Sich scheiden oder entreißen tuet,
Dem heiligen, römischen Stuehl allein
Sollt man in allem folgsam sein.

Heldenmut:

Wer standhaft bei der Kirchen bleibt,
Und von derselben nicht abweicht,
Um Christi willen alls leiden tuet,
Es geht ihm übel oder guet,
Alle Verfolgung geduldig leidt,
Wider Welt, Fleisch und Teufel streit,
Der hat den Himmel gewiß zu hoffen,
Den allerbesten Teil getroffen,
Mit Gott die Freud in Ewigkeit.
Darum nur heldenmäßig streit.

*

Muffte berichtet dem Kaiser:

Großmächtigster Kaiser, befehltermaßen
Hat man Florianum peinigen lassen,
Mit Pech und Fackeln ihn gebrennt,
Jedoch sich nicht zun Göttern wendt.
Sondern zu seinem Gott tät flehen,
In dieser Marter ihm beizustehen.
Sobald nur Pech und Fackeln hinweg,
Wurde er gleich wiederum frisch und keck,
Verzogen sich auch seine Wunden,
Mit ihme nichts anfangen kunten.
Eur Majestät befehlen nun,
Was ist in dieser Sach zu tun.

Kaiser:

Weil diese Marter nichts verfangen,
So muß man ihm mit glühenden Zangen
Beide Brüst zwicken ohne End und Ziel,
Bis er denen Göttern opfern will.
Und sie anbeten wie sichs gebührt,
Diesen Befehl bald exsequiert.

Muffte:

Eur kaiserliche Majstät ich
Werde eifrigst befleißen mich
Nach dero Befehl verstandnermaßen
Werd ihn tormentieren lassen.
Eur Majestät mich befehlen tue. (Ab.)

Kaiser:

Geht hin, ich wünsch euch Glück dazue.

*

Muffte, Freimann, kommen zu Floriano, zwicken ihn mit Zangen. Wann sie hinweg, kommt Heldenmut, Lieb, Glaub, Hoffnung.

Muffte:

Floriane, der Kaiser will sein vergwißt,
Ob du noch nicht bereitet bist,
In Tempel zu gehen wie vorhin,
Denen Göttern geben ihre Ehr.
Wo aber dies nicht werd geschehen,
Wirst müssen größere Pein ausstehen.
Man wird dich schmerzlichstermaßen
An deinen Brüsten so beiderseit,
Mit glühenden Zangen zwicken lassen,
Sage bald zu, was du bist bereit.
Oder willst diese Pein ausstehen,
Oder willst in den Tempel gehen,
Den Göttern abstatten gebührende Ehr?

Floriano:

Eure Götter weder sehen noch hören,
Ich laß mich zu diesem nicht betören.
Dann dies der wahre Herr und Gott
Schon alles vorgesehen hat.
Und uns ermahnet, da er spricht,
Wir sollen diejenige förchten nicht,

Welche die menschliche Blödigkeit
Plagen und peinigen dieserzeit,
Sondern den, der unser Leib und Seel,
Kann ewig peinigen in der Höll.
Derohalben weil wir wissen schon
Daß keiner gekrönet werden kann,
Der nicht tuet bis ans End verharren,
Nur nach Belieben tuet fortfahren.
Mein Gott stärk mich in dieser Pein,
Eure Götter aber hilflos sein.

Muffte:

Du Götterschänder, halt ihn jetzunder
Deiner Bosheit nach wär es kein Wunder,
Daß der Erdboden tät klieben sich,
Und augenblicklich verschlucken dich.
Daß nicht die Götter zu diesen Enden
Die Dunnerpfähl von oben senden
Und dir dein Herz auf solche Weis
In so viel tausend Stuck zerreißt.
Freimann, tue mit dein Knechten anfangen,
Den Böswicht zu zwicken mit glühenden Zangen.
Bis daß er aufschreie, er sei bereit,
Den Göttern zu opfern allezeit.

Freimann:

Bringet bald Feuer und Zangen herein,
Damit man ihn kann zwicken,
Zu beiderseits beim Herzen sein
Von seinem Gott abzustricken.

Floriano:

Ich laß mich nicht entwenden,
Von meinem lieben Gott,
Ich förcht nicht eur Tormenten,
Bin auch bereit zum Tod.

2. Knecht:

Hier bringen wir Feur und Zangen,
Damit man kann anfangen
Florian zu zwicken ohne End,
Bis er sich zu den Göttern wendt.

Floriano:

Zu euren Göttern mich nicht wendt,
Mein Gott wird mich bewahren,
Daß ich zu seinem Ziel und End
Beständig kann verharren.

Freimann:

Nun zwickts ihn ohne End und Ziel,
Bis daß er laut aufschreit,
Bis er den Göttern opfern will,
Nach Pflicht und Schuldigkeit.

Floriano:

Mein Herr und Gott, verlaß mich nicht
In Marter, Pein und Schmerzen,
Zu dir setz ich mein Zuversicht,
Aus ganzen meinem Herzen.

Muffte:

Halt ein, er fallet abermal,
Schon in die Anmacht hin,
Viel größere Schmerzen, Pein und Qual
Muß kommen über ihn.
Dem Kaiser will andeuten
Die große Falschheit dein,
Der wird dir schon bereiten
Viel größere Marter und Pein.

Freimann:

Dieweil der Muffte selbst nichts kann,
Mit Florian fangen an,
Wollen wir uns auch zur Rueh begeben,
Es wird wohl kosten auch dein Leben.
(Ab.)

1. Knecht:

Du plagst uns, o mein Florian,
Nun wär es einmal Zeit.

2. Knecht:

Daß du tätest fangen an
Zum Opfer sein bereit. (Ab.)

Heldenmut:

Nur nicht verzagt, Floriane mein,
Du sollst ein Tisch Gottes sein,
Wenn dich tuest bständig Gott ergeben,
Wanns auch wird kosten gar dein Leben.
Denn um des Namen Christi sterben,
Ist um den Himmel sich bewerben,
Was man für Pein hier zeitlich leidt,
Das kommt alldort zur ewigen Freud.
Dann Gott belohnet Lieb und Leid,
Wann man nur bleibt in Bständigkeit.

Lieb:

Jesus dein Heiland, Gott und Herr,
Am Oelberg täte trauren sehr.
Er sprach in Trübsal, Angst und Not:
Mein Seel ist betrübt bis in den Tod.
Dies alles tue betrachten recht,
Ist geschehen vor das menschlich Gschlecht,
Den bluetigen Schweiß geschwitzet hat
Vor aller Menschen Missetat,
Darumb sollst du in Leiden dein
Geduldig und nicht zaghaft sein.

Floriano:

Der Jünger nicht über dem Meister ist,
Dieses ist mir gar wohl bewißt.
Der Knecht nicht über seinem Herrn,
Zu Gottes Ehr will leiden gern.
Ja mit dem Kreuz und Leiden mein,
Will gern des Herrn Nachfolger sein.

Hoffnung:

Geduld in Trübsal zu erwählen
Alles in Gottes Willn zu stellen,

Weil dies allein reinigen kann
Die größten Sünden der Menschen dann,
Der alle Trübsal geduldig leidt,
Wird Trost empfangen zu seiner Zeit.

Glaub:

Die Betrübnis zu iederzeit
Umb Gottes Willen geduldig leid!
Tue dich darum betrüben nicht,
Ob dir alhier viel Leids geschicht,
Sondern vielmehr tue ich dir sagen
Mit den Feinden mit Leiden tragen,
Um Gottes Willen bereite dich,
Alles zu leiden geduldiglich.

Floriano:

Das Leben von Gott hab bekommen,
Sollts mir auch wiederum werden benommen.
Braucht kein Bedenken, bin schon bereit,
Der Namen des Herrn sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

*

Kaiser, Aquilino. Muffte spricht:

Eur Majestät, man hat befehltermaßen
Florianum mit glühenden Zangen
Zwicken und tormentieren lassen,
Ist doch fruchtlos abgangen.
Floriane ist gar nicht bereit
Die allgütige Götter zu ehren,
Sondern sie noch vermaledeit,
Wie man von ihm tuet hören.
Ingleichen auch die Wunden
Ihme wiederum zugeheilt.
Kein Ghorsamb ward gefunden.
Ferner Befehl erteilet,
Was man mit ihm anfangen tuet.

Kaiser zu Aquilino:

Ich stell euch diesen Rebeller zue,
Aquilinus getreuer Freund,
Ihr sollet rächen unsern Feind;
Euch tuen wir ernstlich anbefehlen,
Gnueg abzustrafen diesen Rebeller,
Den ungehorsamen Offizier
Euch tue überantworten hier,
Ihn abzustrafen mit Marter und Pein,
Aber nicht nehmen das Leben sein.
Mit schwerister Marter ihn tormentiert,
Weil er dem Kaiser die Ehr entführt.
Die große Schmach, so uns bewiesen,
Gnueg abzustrafen seid beflissen.

Aquilinus:

Eur kaiserliche Majestät,
Dero Befehl vollziehen werd.
In aller Untertänigkeit
Zu exsequieren bin bereit,
Als ein untreuen Offizier
Ihn abzustrafen nach Gebühr.
Und auf soldatisch allermaßen
Mit eiser(n)en Kolben zerprügeln lassen,
Bis Haut und Fleisch von ihm wird henken,
Er wird sich wohl ferner bedenken,
Zu hüeten sich vor Uebermuet,
Wann man dergstalten strafen tuet.

(Kaiser geht ab.)

Aquilino zu Muffte:

Muffte, geht in den Kerker hin,
Tuet ihme dies bedeuten,
Wann er nicht endet seinen Sinn,
Und will sich nicht bereiten,
Unsere Götter zu beten an,
Ist wider ihm beschlossen,
Wie ihr nun habt verstanden schon,
Schmerzlich auf ihn wird stoßen.

Muffte:

In aller Untertänigkeit
Zu dero Befehl bin bereit
Zu einem gueten End und Ziel
Ihm alles reiflich erklären will. (Ab.)

*

Freimann mit seinen Knechten schlagen Floriano mit Bleikolben.

Muffte spricht zu dem Freimann, ist herauft:

Freimann geschwind und sei bereit,
Nimm mit dir auch deine Leut
Zu Floriano in Kerker hin,
Eisen und bleierne Kolben nimm,
Ihme darmit zu tormentieren,
Dieses in Eil zu exsequiern.

Freimann:

Zu diesem ich bin schon bereit,
Guet ausgeraft seind meine Leut.

1. Knecht:

Ja, ja, ich ihms saur gnug machen,
Er wird zu diesem gwiß nicht lachen.

2. Knecht:

Ich wird kein Mitleiden mit ihm habn,
Will ihm das Fleisch von Beinern schlagn.

Muffte mit Freimann und Knecht gehen zu Florianum:

Floriane, höre an den letzten Befehl,
Du sollst dich resolvieren schnell,
Ob du den Göttern opfern willst,
Oder auf größere Marter zielst,
So wider dich beschlossen ist,
Welches dir aber unbewißt.

Ich aber bin von hohen Orten
Zu dir hierher verordnet worden,
Dir anzudeuten all Marter und Pein,
Welche ganz unerträglich sein.
Wird über deinen Leib ergehen,
Welche unmöglich auszustehen.
Man wird mit eiser(n)en Kolben dich
Zerfleischen, wie verstanden ich,
Daß Haut und Fleisch, versteh ich wohl,
Von deinem Leib abhenken soll.
Man wird dich solchermaßen zwingen,
Das March aus deinen Beinern rinnen.
Ja, das Geblüet in Ueberfluß,
Von dir zur Erden rinnen muß.
Wo aber dieses alles nicht
Sollte dahin bezwingen dich,
Die Götter zu ehren nach Gebühr,
Sollst du nichts anders denken dir,
Als daß du in Schmerz, Pein und Not
Mueßt sterben eines grausamen Tod.
Also Floriane, tue mich verstehen,
Bequeme dich in den Tempel zu gehen.
Tue doch deiner zarten Jugend verschon
Bet unser unsterbliche Götter an.
So wirst ein gefälliger Diener sein
Der unsterblichen Götter insgemein.
Zugleich ein Herrscher und Mitregent
Des Kaisers sollst du werden genennt.

Floriano:

Mein Mufftc geh und schweige still,
Man mag mich peinigen wie man will.
Mit Instrumenten tormentieren,
Laß mich von mein Gott nicht entführn.
Werde auch in alle Ewigkeit
Euren Göttern zu opfern nicht sein bereit.
Vermaledeit seind eure Götzen,
Auch jene, so ihr Vertrauen setzen
Auf eure Götzen all insgemein,
Dann diese blind, stumm und ghörlos sein.
Mein Hilf steht im Namen des Herrn,
Eure Götter können kein Hilf beschern.
Darumen, Mufte, bilde dir ein,
Daß diese höllische Götzen seind
Ein Entwurf, der Teufel in der Höll
Bringen den Menschen um Leib und Seel.
Wer an eure falschen Götzen tuet glauben,
Tuet sich des ewigen Lebens berauben.

Muffte:

Weil Bös oder Guets nicht helfen will,
So greifet zu dem End und Ziel,
Die Eisen und bleiene Kolben bald
Und schlaget ihn mit solchem Gwalt,
Daß Haut und Fleisch vom Leib tuet kenken,
Weil sich nicht will zun Göttern lenken.

Freimann zu denen Knechten:

Schlagt zu, greift eure Kräfte an!
Weil er dem Kaiser nicht untertan,
Sondern sich ganz hartnädigt stellt,
Ist von Aquilino das Urteil gefällt.

1. Knecht:

Komme nur her, du Christenhund
Wir wollen dich richten zugrund,
Führen den Kolben mit solchem Gwalt,
Daß Fleisch von deinen Beinern fallt.

2. Knecht:

Weil kein Ermahnung an dir hilft,
So bin ich nun schon voller Gift.
Ich dich also zerschlagen werd,
Daß Fleisch von dir fallt auf die Erd.

Floriano:

Ich leide von Herzen mein Jesu zu Gfallen,
Noch größere Schmerzen geduldig in allem.
So sei es! Gelitten, gestritten muß sein
Damit ich darum komm in Himmel hinein.

Muffte zum Knecht:

Halt ein, er fallet abermal
Schon mehr in Anmacht hin,
Er selbst kunt wenden Pein und Qual,
Anjetzo und vorhin.
So sieht man ja schon abermal,
Daß bei Floriano sei
In aller seiner Pein und Qual
Nur verfluchte Zauberei.
Nun will ich unterbringen,
Die Sach an ghörigen Ort,
Wie man ihn kann bezwingen,
Werd schon vernehmen dort.

Floriano:

Ach, mein Muffte, tue nur gehen,
Schweige, ich bin schon bereit,
Den Tod selbsten auszustehen.
Mein Gott sei gebenedeit. (Ab.)

*

Kaiser, Aquilino, Muffte:

Der Freimann muß mit Floriano bei der Tür gefaßt sein.

Muffte:

Herr Landpfleger, man hat allermaßen
Floriano tormentieren lassen,
So bald man aber von ihme gangen,
Die bleiene Kolben aufgehangen,
So seind seine verfluchte Wunden
Wiederum gheilt und verschwunden.
Es ist nichts anders zu bilden ein,
Als daß er muß ein Zauberer sein.

Aquilino:

Soll dann gar keine Pein,
Nicht zu erdenken sein,
Die den verhexten Florianum,
Abzwingen sollte von sein Irrtum,
Daß er gleich wie vorige Zeit
Den Göttern zu dienen sei bereit?

Kaiser zu Muffte:

Also mein Muffte, habt schon Befehl,
Geht hin, daß man Florianum schnell
Den verdammten Hexenmeister nunmehr
Gefeßlet zu uns bringet her.

Muffte:

Eur Majestät nach dero Befehl
Werde vollziehen also schnell.

(Geht nach dem Freimann.)

Muffte zu dem Freimann:

Freimann, nur gschwind in schneller Eil
Mit Floriane dich nicht verweil.
Gefeßlet und gebundner wohl
Dem Kaiser überbringen soll.

Freimann mit Floriano:

Brauch kein Ruefen, bin auf dem Weg,
Ihn bringen vor ihr Majestät.
Floriano zu bezwingen,
Gefesslet tue anhero bringen.

Kaiser:

Höre verfluchter Weltzauberer hier,
Was Teufelskünsten ist an dir?
Indeme man dich verstandnermaßen
Zur Folter hat aufziehen lassen.
Dich auch zu solchem Ziel und End
Mit Pech und Fackten hat gebrennt,
An beiden Brüsten allermaßen
Mit glühenden Zangen zwicken lassen,
Mit eisenen und bleienen Kolben bist
Zerschlagen worden wie bewißt.
Doch siehet man, daß du jetzund
Vor uns tuest stehn frisch und gsund.
Wer hat dir Speis und Trank erteilt,
Wer hat dir deine Wunden gheilt?

Floriano:

Mein Gott, den wir anbeten,
Hat Speis und Trank erteilt.
Beim Leben mich tät erretten,
Hat auch meine Wunden gheilt.

Aquilino:

Unsere Götter dich bescheinen,
Dies aus Liebe und Treu getan,
Daß sie einstens doch vermeinen,
Du werdest sie beten an.

Kaiser:

Von Blindheit tue abstehen,
Sollst einstens fangen an,
Den rechten Weg zu gehen,
Also mein Florian,
Fang an, tue dich bequemen,
Geh in Tempel fort,
Denen unsterblichen Göttern
Das Opfer richt alldort.

Floriano:

Eur kaiserliche Majestät,
Die Götter, welche ihr anbet,
Nicht recht und wahre Götter seind,
Meinem Gott gebührt die Ehr allein.
Der hat erschaffen Himmel und Erd.
Eure Götter seind nicht ehrenwert.
Ich will dieselbe nicht anbeten,
Sondern wie vorhin mit Füeßen treten.
Ich sags eur Majestät ins Angesicht:
Eure Götter seind zum Helfen nicht,
Weil sie nicht hören und nicht sehen.
In was soll dann ihr Hilf bestehen?
Meine Hülf steht im Namen des Herrn
Diesen allein muß man verehrn.
Der Namen des Herrn sei gebenedeit,
Von nun an bis in Ewigkeit.

Kaiser:

Man kann nicht bleiben vor großem Zorn,
Diesen Böswicht nicht mehr verschon,
Aquilino Landpfleger getreu,
Wir solchen übergeben euch.
Ihn hinzurichten nach eurn Belieben,
Das Urtl nicht lang tuet verschieben.
Nicht länger er mehr leben sollt,
Habt allen Gwalt, macht was ihr wollt.

(Ab.)

Aquilino:

Wie Blitz und Ungewitter allhier
Bricht Florian wider die Götter herfür.
So siecht man, daß dies verzaubert Herz
Ist härter als Eisen und Erz.
Es mueß ja noch weit härter sein,
Als allerharter Marbelstein.
Also Weltzauberer, sei vergwißt,
Weil du so halsstärrig bist,
In Ungehorsam tuest verharren,
So muß man mit dir anders verfahren.
Wirst müessen auf die Ennser Bruck,
Alldort zu machen dein Meisterstuck.
Dort wird man dich hinunterstürzen,
Im Ensfluß dir dein Leben abzukürzen.
Deine Hend und Füeß will allermaßen
Mit schweren Ketten binden lassen.
An dein verdammten Hals alsdann,
Wird man ein Mühlstein henken an,
Daß du mit List nicht kannst entlaufen,
Im Ensfluß, Hund, kannst Wasser saufen.

Floriano:

Du hast nunmehro Gwalt
Ueber mein ganzen Leib,
Ueber die Seel aber keinergstalt,
Du nur das Urtl schreib.

Derowegen rase nur,
Tobe und wüte,
Schide mir keinen zue,
Gott mich behüete.
Jener so führt mein Herz,
Ich ohne Forcht stehen;
Damit du aber selbst
Im Werk mögest sehen.
Daß all meine Marter
Und peinliche Schmerzen
Die ich nur verachte,
Verachte von Herzen,
So lasse auch ganze
Scheiterhaufen anzünden,
Werd um Christi willen
Mit Geduld überwinden.
Durch dero gewaltige Hitze soll mir,
Früehzeitig der Palmenzwei grünen allhier.
Durch dero mächtiges Feur allhier auf Erden
Wird mir die Marterkron zuebereitet werden.

Aquilino:

Floriane, vollziehet mein Befehl,
Verehre unsere Götter schnell,
So will ich dich nicht nur allein
Erledigen von aller Pein,
Sondern darzue nach deinem Begehren
Mit Schenkungen überflüssig verehren,
Zu einem der vornehmsten Fürsten machen.

Floriano lachend:

Dies alles tue ich nur auslachen,
Wannst etwas wirst befehlen mir,
Das nicht wider meines Gott gebührt,
Werd ichs vollziehen mit ganzem Fleiß,
Nicht widerstreben auf keine Weis.
Daß ich aber denen Göttern dem
Die Ehr soll geben, das kann nicht sein.
Dasselbe das sei fern von mir.
Mein wahren Gott bleib bständig hier,
Der Himmel und Erden, wie mir bewißt,
Und alles was darinnen ist,
Aus nichts erschaffen, ewiglich,
Ihn anzubeten, entschlossen mich.

Aquilino:

Freimann, greif an mit gsamter Hand,
Vollziehet unsern Befehl.
Er tät verführen Leut und Land,
schleppt ihn hinweg fein schnell.
Ich mag ihn nicht mehr sehen an,
Weil er die Götter veracht,
In Ensfluß werfet ihn alsdann,
Wie schon vernommen habt.

Freimann führt Florino heraus:

Florian komb her in unsere Händ,
Weil du die Götter hast geschändt,
Bist dem Kaiser nicht ghorsamb gwesen,
So laß dich deinen Gott erlösen.
Dein Gott mueß haben ein Verdruß,
Komm her mit uns zum Enserfluß.
Wann dein Gott dort nicht helfen will,
Zu einem gueten End und Ziel,
Und unsere Götter hast geschändt,
Wirst haben ein miserables End.

Floriano tröst sich selbst:

Wohlan Floriane, sei bereit
Und richte dich zum Sterben,
Du kannst durch des Tods Bitterkeit
Die Himmelsfreud erwerben.
Warumb soll ich, Floriano, mich
Vor dem zeitlichen Tod entsetzen,
Dardurch zum Himmel gführt werd ich,
Alldort mich zu ergötzen.
O liebes Enns, bewahr dich Gott,
Du wirst mich nicht mehr sehen,
Euch Christen, die ihr wohnet dort,
Zum Tod muß ich nun gehen.
Der Enserfluß wird sein mein Grab,
Mein Gott, ich bitte dich,
Weil dir zu lieb gelitten hab,
Im Himmel kröne mich.

*

Freimann führt Floriano auf die Brud.
Lieb, Glaub, Hoffnung und Heldenmut stehen in den Gewässern.

Glaub spricht:

So wird dann Trübsal, Angst und Not,
Ja auch nicht Leben oder Tod
Mit Drohen oder viel Versprechen
Floriano Heldenseel zerbrechen.

Lieb:

Nein, nein, die Lieb zu Gott
Ist stärker als der Tod,
Wird stets bei ihm verbleiben
Wird alle Forcht vertreiben.

Hoffnung:

Durch meinen Beistand sieget
Florian, ob er auch lieget,
In der Verlassenheit und Ruch
Wird er ihm selber sprechen zue.

Heldenmut:

Durch mich wird diesem starken Held
Allhier verbleiben das Ehrenfeld.
Dann in dem Anfang seines Streit
War ihm der Heldenmut bereit.

Freimann:

Siehe an dieses Wassergrab,
Wirst du nunmehr bald springen ab.

Floriano:

Diese Gewässer all zusammen
Werden die Liebe Gottesflammen
Ganz mit nichten löschen aus,

Machen mir auch keinen Graus.
Gelobt sei Jesus und Maria Nam.

Freimann:

Nun binds ihm Händ und Füeß zusamm,
Den Mühlstein an den Hals,
Damit er nicht ausschwimmen kann,
Zu Ende dieses Falls.

Floriano:

Ich bitte diemütig, liebe Freund,
Daß mich kann vereinbaren heunt
Mit meinem Gott eine kleine Zeit
Mit kurzem Gebet zum Tod bereit.

Freimann:

Zu diesem kurzen End und Ziel
Ich deine Bitt gewähren will.
Magst kurz und guet mit deinem Gott,
Vielleicht erlöst er dich vom Tod.

Floriano:

Allmächtiger Schöpfer, dir zu Ehrn,
Du einiger wahrer Gott und Herr.
Ich danke dir, allmächtiger Gott,
Daß mich erhörst in meiner Not.
Du hast mir schwache Kraft gegeben,
Und Stärk genug in meinem Leben,
In Pein und Marter mir vorgesehen,
Alles geduldig auszustehen.
Nun ich auch gar zu sterben begehr,
Dahero liebster Gott und Herr,
Befehl ich an meinem End
Mein Geist in deine göttlichen Händ.
Jedoch nicht nach meinem Willn zu gehen,
Sondern dein göttlicher Willn soll geschehen.
Willst, daß ich länger leiden soll,
So bin ichs auch zufrieden wohl.
Mein Herz zu allem ist bereit,
Der Namen des Herrn sei gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit.

Freimann:

Nun legt ihn her auf diesen Stein,
Daß man ihn leichter stoßt hinein.

Floriano:

Gottlob, ich bin erlöst,
Darum stirb ich getröst,
Ich werd im Fallen siegen,
Wann gleich der Leib wird liegen
Und in dem Enserfluß
Sein Geist aufgeben mueß.

Böswicht:

Was steht ihr hier verwirrtermaßen,
Als hätten euch die Götter verlassen,
Hat keiner so viel Herz und Muet,
Der ihn hinunterstoßen tuet.
Greift an, vollzieht geschwind und schnell
Aquilino des Landpfleger Befehl.
Seid voller Verwirrung, Angst und Not,
Ich mein, ihr förchtet den Christengott.
Seid nicht so forchtsamb, greifet an,
Nun ist die Sach geschehen schon.
Die Haupttugenden alle zugleich:
Durch unsern Beistand tät Florian siegen,
Ob er gleich tuet im Ensfluß liegen.
(Wird zugemacht.)

Böswicht voller Verwirrung heraust:

Ach weh, ach weh, der Augen mein,
Sie rinnen mir aus dem Kopf,
Mueß lebenszeit ein Bettler sein,
Ach weh, mir armen Tropf.
Ach weh, man mueß führen
Bis in die Stadt hinein,
Kein Liecht tue ich gespüren,
Ach weh, der Augen mein.

Stadt-Mann:

Wirst freilich müessen ein Bettler bleiben,
Weil du bist gwesen so unbedacht,
Warum tuest mit ihm so eilen,
Komm mit mir bis in die Stadt. (Gehen ab.)

*

Aquilino:

Nunmehro wird man sehen dann,
Ob der Befehl vollzogen schon.
Will schon erfahren was passiert,
Wann der Freimann ankommen wird.
Freimann, hast du verstandnermaßen
Meinen Befehl vollziehen lassen?

Freimann:

Wir haben vollzogen den Befehl,
Florian in den Ensfluß schnell
Ueber die Brucken gestürzt hinab,
Als in ein tiefes Wassergrab.
Sobald Floriano ward überwunden
Hat sich alsdann ein Christin befunden,
Welche Floriano allermaßen
Erheben und christlich begraben lassen.

Aquilino:

Und wie, ein so verdammtes Weib
Sollt sich befunden haben,
Die des Floriano Leib
Erhöben und begraben.
Sag an wie sie mit Namen heißt,
Damit man sie zu suechen weiß.

Freimann:

Valeria soll ihr Namen sein.

Aquilino:

So gehet hin und bringts bald her,
Die Weltzauberin nach mein Begehrn.

*

Valeria:

Weil ich nur habe Floriano
Glücklich begraben lassen,
Wie werde aber Aquilino
Mich schmähen und verhassen.
Ich förchte auch nicht den Tod.
Tue mich daran nicht kehren,
Weil mich verlaß auf meinen Gott,
Will ihn noch mehr verehren.

Freimannn zu Valeria:

Valeria ich bin hierher bescheidt,
Von meiner hohen Obrigkeit.
Sollt sie gefänglich führen ein,
Weiß nicht, was mag die Ursach sein.

Valeria:

Leichtlich kann ich mir bilden ein
Was es mag für ein Ursach sein.
Dieweil ein Christin ich mich nenn,
Auch vor der ganzen Welt bekenn,
Florianum hab ich begraben lassen,
Deßwegen man mich wird fangen lassen,
Schreck mich nicht dran, stehe schon hier.
Obschon dardurch das Leben verlier.
Mein Gott, tue mir nur stehen bei,
Daß ich im Tod standhaftig sei.
Von mir nicht weich, o großer Gott,
In aller Marter, Pein und Tod.
So über mich werdn ergehen,
Allda, o Gott, tue mir beistehen,
Daß nicht vom Glauben abweiche ich,
O großer Gott, tue stärken mich.
Führt mich nur zu Aquilino hin,
Zu sterben schon entschlossen bin.
Ihr meint, ich trag darob ein Scheu,
Weiß schon, was es die Ursach sei. (Gehen ab.)

Freimann führt Valeria zu Aquilino, spricht:

Herr Landpfleger, befehltermaßen
Habe Valeria fangen lassen.
Mithin zu diesem End und Ziel
Diejenige hier vorstellen will.

Aquilino:

Sag an, bist du das verdammte Weib,
Das des ertränkten Floriane Leib
Erhebet hast solchermaßen
Zu geweihten Erd bestätigen lassen?

Valeria:

Ja, ja, Herr Landpfleger, ich sag es frei,
Mit unerschrockenem Herzen,
Daß ich diejenige Christin sei;
Mit innerlichen Schmerzen.
Habe Florianum den frommen Mann
Nach christlicher Gwanheit begraben,
Wie es uns Christen wohl stehet an,
Zur Erden bestattiget haben.
Weil Floriano getötet worden
Wegen seiner Religion,
Mein Leben zu lassen dieserorten
Bin auch ich bereitet schon.

Aquilino zum Freimann:

Nehmet sie hin und führet sie
Dieweil sie ist so keck,
Auf den Richtplatz und schlaget ihr
Verdammtes Haupt hinweg.
Damit alles getötet ist,
Zu diesem Ziel und End,
Wo immer jemand wird erwischt,
Der sich ein Christen nennt.

Freimann:

So komm mit mir, verdammtes Weib,
Will schlagen dir den Kopf vom Leib.

Aquilino:

Fort, fort, mit solchen Christenhund,
Welches des Kaisers Herz jetzund
Beleidigt hat, nach meinem Absterben
Werd einen gueten Nachruef erben.
Ich werd nach Abreis von der Erden
Mit Lorbeerkränz gekrönet werden.

Der Vorhang wird geschlossen. Valeria und Freimann herauft:

Valeria:

Gelobt sei Gott, der Vater wert,
Ein Schöpfer Himmels und der Erd.
Ein Vater Jesu Christi des Herrn,
Wie uns der christlich Glaub tuet lehren.
Ein Vater der Barmherzigkeit,
Gott alles tröst zu ieder Zeit.
Du höchstes Heil derjenigen bist,
Die an dich glauben, Jesu Christ.
Vertrau auf dich, allhier auf Erden,
Laß mich doch nicht zuschanden werden.
Komm mir zu Hilf in diesem Stand,
Hilf mir mit deiner starken Hand.
Zu leiden übergib mich dir
Nochmals zu einem Opfer hier,
Zu einem Opfer des Lobs allzeit,
Zum lebendigen Schlachtopfer bereit.
Der du gelobt und gebenedeit
Von nun an bis in die Ewigkeit. (Ab.)

*

Nach diesem kommt Floriano in der Glori. Arien.

*

Kaisers Verzweiflung:

Glückselig kann man schätzen sich,
Da wir die Christenhund
All ermordet grausamlich,
Vertilget in den Grund.
Fort, fort, seind nicht mehr wert,
Das verdammte Hexenvolk,
Das den Kaiser so nicht ehrt,
Ja auch nicht gehorchen wollt.

Die verdammten Hund getrauten sich
Mit uns nur Scherz zu treiben.
Man hats gepeinigt jämmerlich,
Sie doch em Christ verbleiben.
Allein man weiß in diesem schon,
Wie man sich solle rächen,
Nach unserm Tod alls Volk zusamm
Einhellig werde sprechen,
Ach lebet unser Kaiser nun,
Derfen wir nicht so leiden,
Der ein Vertilger des Christentum,
Ein Vermehrer der Heiden
In seinem Leben allzeit sei,
So wird man von uns sagen.
Allein wir hoffen auch darbei
Lorbeer darvon zu tragen.
Ach weh, was muß man fangen an.
Das Herz bricht uns entzwei.
Der Leib, der fangt zu toben an,
Ihr Götter, steht uns bei.
Ach, was große Angst und Schreden
Ueber uns nun kommet an,
Daß wir die blaue Himmelsdecken
Nicht mehr können sehen an.
Wo ist das ganze Firmament,
Daß wir nichts können sehen,
Hat doch schon Sonn und Mond ein End,
Die Sternen auch vergehen.
Die ihr habt alle Häuser
Beleuchtet immerher,
Wollt ihr doch euren Kaiser
Beleuchten nimmermehr.
Ach was Blitz und Donnerknallen
Kommen über uns alsdann,
Daß man mecht zusammenfallen,
Niemand uns doch helfen kann.
Wo seind dann jetzt die Hofrat mein,
Und die Bedienten all,
Daß sie uns lassen ganz allein
Allhier in dieser Qual.
Ihr verfluchte Hund, kommt zu uns her,
Steht eurem Kaiser bei,
Der euch hat bracht zu hoher Ehr,
Ist das der Dank von euch?
Ach Jupiter, du großer Gott,
Tue uns jetzund beistehen,
Wir haben die Christen all ermordt,
So dir zur Ehr geschehen.
Wir haben darvon jetzund,
Daß Erd und Himmel bebet,
Uns wollst zernichten in den Grund,
Wie es vor Augen schwebet.
Verfluchet und vermaledeit
Seind unsere Götter all
Weils uns nicht helfen in dem Streit.
Kommt her ihr Teufln all.
Ihr Himmeln auch des desgleichen
Laßt über uns eur Wüten aus.
Wir werden doch nicht weichen.
Nur her mit Donner und Blitz,
Wir schreden uns nicht daran,
Ach weh, was ist das vor ein Hitz,
Nun ist es geschehen schon.

(Ab. Wird der Vorhang geschlossen.

*

Dieses Florianispiel wurde mit einem Passionsspiel, über das wir im nächsten Jahrgang der Heimatgaue berichten wollen, zu einem umfangreichen Spiel vermengt. Erhalten ist uns der Text in der Handschrift 435 a 47/III des Stiftes Schlägl unter dem Titel: „Action von H. Floriano mitt Sambt dem Passion vermengt. pro Anno 1770. Die Schlußseite (S. 190) bringt den Vermerk: „Disse Comedy ist gehalten worden den 12. Aprill. In Jahr Christi Anno 1770 und von Mirr auf daß Neu zusammen geschriben worden. Johann Aoam Pödenhoffer." Der Verfasser fügt noch hinzu:

„Ist aber wohl zu merken, daß es schleinig umgehet, und die Cennen nicht viel verwexlet werden. Allein der Kerker ist zu beobachten, dan es hat getauret bis nach Siben Uhr. Weil man sich zu lang verweillen hat müssen wegen der Menge Leuth.

So vil zur Nachricht.

N. P.

Von disser Comedi ist die Arien bey Herrn Schulmeister zu suechen."

Um die Lesbarkeit nicht übermäßig zu schmälern, ist die schnörkelhafte Rechtschreibung der Handschrift nur insoweit festgehalten, als sie auch sprachlich wesentlich ist. Dy.

****

Ein Adam und Evaspiel.

Das Paradiesspiel, das wir im Mittelalter im Zusammenhang mit den Nikolaus-, Weihnachts- und Osterspielen und allgemach selbständig finden, hat über Hans Sachs und Pater Kochem sich zum volkstümlichen Spiel der neueren Zeit entwickelt[1]) und auch in unserem Lande Blüten getrieben.[2])

Ein Spiel ganz anderer Art besitzt das Linzer Landesmuseum in einem 1783 ohne Verfasser- und Ortsangabe erschienenen Büchlein:

„Adams und Evens / Erschaffung, / und ihr / Sündenfall. / Ein / geistlich Fastnachtspiel / mit / Sang und Klang: / aus / dem Schwäbischen ins Oesterreichische versetzt." o. O. 1783, 87. S.

Es ist ein dreiaktiges Singspiel, zu einem Teil der Arien sind auch die Weisen angegeben. Linksseitig steht der schwäbische Text, rechts eine Uebertragung. Nach einem lateinisch-deutschen Prologus bringt der erste Akt Adams, der zweite Evas Erschaffung und Gottvaters Verbot: „I bitt di, thue alles, den Apfel land stan!" Der 3. Akt enthält Sündenfall und Strafe. Es fehlt die Verführung durch den Teufel und der in vielen Spielen enthaltene Streit zwischen der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit vor Gott. Der Ton ist derbkomisch und urwüchsig, es klingt ein stark persönlicher Stil durch, nicht die unendlich naive Komik unserer alten Spiele, die mitten in den weihevollen Ernst die lustigsten Purzelbäume schlägt, ohne — wenigstens in alter Zeit — Spielern und Hörern den ethischen Gesamteindruck zu verwirren. Daß im traulichen Schwabenland des Verfassers Wiege stand, spricht aus jedem Vers. Arg mitgenommen werden die schwäbischen Kreissoldaten:

„Die Kreissoldaten sind hungrige Gesellen,
Sie stiegen auch selbst den Zaun hinan
Und fräßen, was der Adam hat überlan".

heißt es in der österreichischen Uebertragung.

Das Stück ist keine Volksdichtung, der Text geht auf des schwäbischen Mundartdichters Sebastian Sailer Spiel „Die Schöpfung des ersten Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe" zurück.[3]) Sailer (1714—1777) steht genau so am Eingang der schwäbischen Mundartdichtung, wie bei uns Lindemayr, dessen zweihundertjährigen Geburtstag wir 1923 feiern, die Reihe der oberösterreichischen Mundartdichter eröffnet. Auch Sailer war Ordenspriester, er gehörte dem Stifte Obermarchtal an der Donau an. In denselben Jahrzehnten, in denen Lindemayr Pfarrer zu Neukirchen war, betreute Sailer die Stiftspfarre Dietenkirch im Oberamte Riedlingen. Auch er verfaßt theologische Schriften, die Mundartdichtung ist ihm die Erholung froher Mußestunden.[4]) Seine Mundartstücke zeigen wie Lindemayrs Muse genaue Kenntnis des Volkes und der Volksüberlieferung und sprudeln über von Humor und unbekümmerter Satire. Sie hatten einen weiten Kreis von Verehrern, erschienen aber lange nach des Dichters Tod, gesammelt erst 1819 durch Sailers Ordensbruder Sixt Bachmann. Ebenso wurden Lindemayrs Dichtungen, kurz vor seinem hundertjährigen Geburtstag 1822 von Verehrern seiner Muse herausgegeben, zu einer Zeit, in der eine Reihe seiner Lieder den Weg ins Volk längst gefunden hatten, als Volkslieder gesungen und in handschriftlichen Liedersammlungen überliefert wurden.

Sailer war als Kanzelredner berühmt und gesucht. So kam er 1767 als Festprediger auch zum Gedächtnisfest der schwäbischen Landesgenossenschaft nach Wien und wurde als „Cicero suevicus" gefeiert. Er brachte aber auch seinen erquicklichen Humor und seine entwickelte Stegreifgabe mit. Einem engeren Kreis von Heimatfreunden mag er seine schwäbischen Singspiele vorgetragen haben, dabei nach seiner Art die eingestreuten Lieder auf der Geige selbst begleitend. Sicherlich war „Die Schöpfung" darunter und muß solchen Beifall gefunden haben, daß das Werk, als Sailer wieder Oesterreich verließ, in Abschriften zurückblieb. Und so erschien 16 Jahre später, 1783, als der Dichter längst des Lebens Mühen in der stillen Klostergruft zu Obermarchtal verschlief, „Die Schöpfung" im schwäbischen Urtext und im bairischen Uebertragungsdeutsch, in der verschollenen Ausgabe „Adams und Evas Erschaffung . . .", von der das Stück des Linzer Landesmuseums der einzige erhaltene Beleg zu sein scheint.

Die Uebersetzung schließt sich eng, oft recht unbeholfen an die schwäbische Fassung an, die sich mit den sonstigen Ausgaben nicht völlig deckt, was durch die Ueberlieferungsart begreiflich ist. Die Handlung geht tatsächlich „in Schwaben vor", wie das Personenverzeichnis vermerkt. So behält Eva auch in der Uebertragung ihre Tracht (S. 35):

Mein Adam, du wirst es wohl redlich noch büssen,
Wenn du soviel kaufen und zahlen wirst müssen:
Mieder, Joppen, Tuch und Bey,
Spitz' und Bänder allerley,
Schürz', Halstücher, Hauben, Kappen,
Börtel, Gürtel, Ohrenlappen,
Reisrod wie
Dide, breite Schweizerlüh.

Und Adam verwundert sich über das Paradies (S. 21):

Wie komm ich daher mit so hurtiger Reis,
Der Ort liegt nimmer im schwäbischen Kreis.

Die Uebertragung in bairisches Umgangsdeutsch ist oberflächlich; schwäbische Reime bleiben stehen (schneit: geit), oft werden sie ins hochdeutsche Schriftbild übertragen (Trui : Hui — Treu : Hui). Flüchtige, vielleicht gehörsmäßige Ueberlieferung zeigt der Schöpfungsruf Gottvaters: „Vivat, vivat! Es soll geschehen!" „Fiat, es soll g'schea!" druckt die Gesamtausgabe. Zu einigen der eingestreuten Arien sind auch die Weisen beigefügt, die den sonstigen Ausgaben fehlen. Die Landesbibliothek zu Karlsruhe enthält eine Notenhandschrift zu Sailers Schöpfung, Owlglaß bringt in der Ausgabe von Sailers Komödien daraus Proben. Einige Arien decken sich mit den Vertonungen des Linzer Büchleins und zeigen denselben Ursprung. Man kann also die Linzer und Karlsruher Melodien Sailer zuschreiben.

1784 erschien eine 2. Uebertragung ins Oesterreichische, diesmal ohne Beigabe des schwäbischen Textes und ohne Melodien, aber mit verdeckter Nennung Sailers: Melodrama / Adam und Eva / im / Paradeiß. / Ein musikalisches Bauernspiel / vom Jahre 1250 / in / vier Aufzügen, / verfasset / von Sebastian Relies O. S. B. / verbessert und vermehret / von / M. H. und A. M. / zur privat Unterhaltung, / musikalischer Dilettanten, / aus / dem Schwäbischen in die Oesterreichische / Bauernsprache übersetzet./ 1784." o. O.[5])

Die Bearbeitung ist freier; schon äußerlich, es sind 4 Akte, indem eine eingeschobene Szene, in der sich Gott Vater versteckt, um das Menschenpaar zu belauschen, und der Sündenfall den 3. Akt bilden, während die Vertreibung aus dem Paradiese als 4. Akt das Stück beschließt. Die schwäbische Färbung tritt stärker zurück, es fehlt z. B. der Bezug auf die schwäbischen Kreissoldaten und sonst auf Landschaft und Leute; meistern konnten jedoch auch die beiden unbekannten Bearbeiter in ihrer Uebersetzung den schwäbischen Urtext nicht. Der Ausdruck „Bauernsprache" des Titels ist nicht wörtlich zu nehmen.

Es sind aber die beiden Uebertragungen ein Bindeglied zwischen österreichischer und schwäbischer Dichtung in den Tagen, da man hier wie drüben ganz leise in der Heimatdichtung den Sinn für die Mundart und Bodenständigkeit zu erschließen begann.

Dy.

Anmerkungen:

[1]) Vgl. E. Klimke, Das volkstümliche Paradiesspiel und seine mittelalterlichen Grundlagen. Germanistische Abhandlungen, 19. Heft 1902. — [2]) Die oberösterreichische Fassung veröffentlichte Fritz Holzinger im Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1910, S. 47 ff. Auch im Nachlasse Baumgartens findet sie sich. — [3]) Sailers Schriften sind jetzt bequem zugänglich: Dr. Owlglaß, Die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer, weiland Kapitulars im Kloster zu Obermarchthal. München (1913). S. V ff. bringt ein Lebensbild Sailers, S. 1 ff. die Schöpfung. Vgl. zu Sailer: Rudolf Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte in zwei Bänden. 1. Band. Freiburg i. B. 1897, S. 383 ff., 418. — Nagl und Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Hauptband. Wien 1899, S. 766. — [4]) Zur Brautfahrt Maria Antoinettens, die dabei in Lambach und Obermarchthal Aufenthalt nahm, verfaßte Lindemayr seinen „Kurzweiligen Hochzeitsvertrag", Sailer das Singspiel „Beste Gesinnungen schwäbischer Herzen". Nagl und Zeidler, a. a. O., S. 683. — [5]) Erwähnt bei Nagl und Zeidler, a. a. O., S. 766.

Rauhnächte.

Aus der Laakirchner Gegend.[1])

Die langen Nächte zur Zeit der Wintersonnenwende waren schon dem heidnischen Germanen geheiligt und gefürchtet. In ihnen suchte er durch allerlei Brauch die höheren Gewalten für sich zu gewinnen, Böses von sich und den Seinen, von Haus und Besitz abzuwenden. Wer zu hören verstand, dem offenbarte sich auch die Zukunft. Von diesem heidnischen Winterbrauch sind dem Deutschen die Sitten und Gebräuche der „Rauhnächte" geblieben, die unter den zwölf Nächten der Wintersonnenwende besonders stark hervortreten. Für Laakirchen läßt sich die Ueberlieferung in folgenden Zügen zusammenfassen:

Die Thomasnacht.

Die Mädchen setzen sich auf den Stubenboden, den Rücken zur Türe gewendet. An den Füßen haben sie „Trittlinge" (Lederpantoffeln). Ein Mädchen nach dem anderen schnellt einen „Trittling" gegen die Tür zurück.

Schaut der „Trittling" herein, bleibt die Dirne daheim.
Schaut der „Trittling" hinaus, kommt sie aus dem Haus.

(„Trittlingwerfen".)

In jeder Bauernstube gibt es einen breiten, mächtigen Kachelofen mit der Ofenbank. Auf dem Gesimse des Ofens liegen jederzeit Späne bereit, zu einem schnellen Leuchten, „Ankentn" und „Unterkentn".

Bursch und Dirne nimmt einen Buschen Späne herunter und zählt sie zu zwei und zwei aus. Geht es zu Paaren aus, kommt man zum Heiraten: bleibt ein Span übrig, ists mit dem Ehrentag fürs nächste Jahr vorbei.

(„Spanzähln".)

Die Mädchen laufen zum Hühnerstall hinaus und greifen einzeln hinein in die Schar des schlafenden Geflügels. Wer den Hahn erwischt, bekommt einen Mann, wer die Henne, bleibt im nächsten Jahr allein. („Hehnerfanga".)

Es ist Sitte, beim geselligen Zusammensein in der Thomasnacht Aepfel, Nüsse und Kletzen zu essen und Schnaps zu trinken.

Jedes Mädchen schält sehr sorgfältig seinen Apfel und achtet darauf, daß die Schale niemals abreißt. Es nimmt die lange Schale und wirft sie über den Kopf auf den Boden. Der Buchstabe, den die geringelte Schale bildet, ist der Anfangsbuchstabe des Mannes den man bekommt.

(„Apfelschalnwerfn".)

Es werden drei gleiche Schalen genommen, in jede kommt ein „Binkerl". In die erste Schale ein Rosenkranz, in die zweite ein „Kindersuzerl", in die dritte ein Ring und die Schalen werden zugedeckt. Während das hergerichtet wird, steht das Mädchen draußen. Es wird hereingeholt und nimmt eine Schale. Erwischt es den Rosenkranz, muß es im nächsten Jahre sterben. Erwischt die Dirne den „Kindersuzler", so kriegt sie ein Kind, — den Ring, bekommt sie im nächsten Jahre einen Mann. („Binkerlheben".)

Während des Gebetläutens laufen die ledigen Weibsleute im Bauernhause mit ihren Aepfel- und Nußschalen ins Freie, werfen alles weg und horchen. Aus der Gegend, wo ein Hund bellt, bekommen sie im nächsten Jahre einen Mann. („Hunderlanmeldn".)

Auf dem Boden der Bauernstube wird mit weißer Kreide ein Kreis gezogen. Wer sich hinein sitzt, ein Urei (Ei ohne Dotter) unter die Achsel nimmt, kann den Teufel ausbrüten.

Wenn man in der Thomasnacht seinen Schatten nicht an der Wand sieht, stirbt man nächstes Jahr.

Die Christnacht.

Einer der feierlichsten Tage im deutschen Bauernhause ist der „hl. Abend". In den Tagen vorher wird das Haus von oben bis unten geputzt. Stall, Hof und Scheune sauber aufgeräumt. Die

[1]) Lit.: Heimatgaue, 1. Jg. 116 f.

Bäuerin und ihre Dirnen machen unter viel Freud, Scherz und erwartungsfrohem Sinn das Kletzenbrot und die Steri, d. i. weißes Brot, stark gewürzt mit Fenchel, Anis und Marander. Am „hl. Abend" (so wird der ganze Tag genannt) ist vormittag Kirchgang. Mittags wird nur „Schnidlsuppe", Steri, Kletzenbrot, Aepfel und Nüsse gegessen. Nach dem Mittagessen ruht die Arbeit. Abends setzen sich alle um den schweren Tisch, trinken Schnaps, essen dazu Nüsse und Aepfel. Dann wird laut der Rosenkranz gebetet. Der Bauer nimmt vom Mauerschrank die große Heiligenlegende heraus und liest vor bis zum mitternächtlichen Gang in die Christmette. Eine von den „Weibsbildern" bleibt daheim und richtet einen guten Schmaus, Blunzen und Braten für die Kirchgänger.

Während des Ganges in die Mette soll man nicht sprechen, auch in der Kirche und beim Nachhausegehen nicht. Wer dies befolgt und beim Heimkommen schnell durchs Fenster in die Stube hineinschaut, sieht die Toten des Jahres voraus.

Wer am ersten von der Mette heimkam, stellte sich auf einen Wäschplätterer, sah beim Fenster hinein und was das nächste Jahr brachte, wurde ihm offenbar.

Nach der Mette eilten die Weiber heim, denn kamen sie zuerst nach Hause, gabs im nächsten Jahre Kuhkälber; wenn die Männer zuerst heimkamen, gab's Stierkälber.

Beim Herausnehmen des „Steribrotes" aus dem Backofen, darf man nicht mehr in den Backofen hineinsehen, wenn man den letzten Leib heraus-langt. Man greift um diesen mit abgewendeten Augen hinein. Erst in der Mettennacht schaut man in den Ofen hinein und sieht den Mann, den man heiratet; erblickt man aber eine Totenbahre, muß man im nächsten Jahre sterben.

Vor dem Gang in die Mette schlägt man ein Ei in das Wasser und stellt es unter sein Bett. Kommt man von der Kirche heim, so zeigen einem die Figuren, die das Ei im Wasser gebildet hat, die Zukunft an.

Wenn man sich zur Zeit der Mette auf den Friedhof begibt, während der Wandlung ein Grabkreuz ausreißt und sich dieses auf den Fuß stellt, ist man tot. Fällt man in der Mettennacht, so stirbt man das andere Jahr. Fällt man beim Gang in die Mette, so „schüttet man die Mette aus".

Um die Mitternachtsstunde der Mettennacht beginnen die Ochsen zu reden. Da soll der Bauer losen gehn, denn er kann erfahren, ob er nächstes Jahr in den Friedhof getragen wird oder nicht. („Losenstehn".) — Ein Bauer aus der Ortschaft Oberweis versteckte sich in einer Mettennacht im Ochsenstall und „loste". Richtig, um 12 Uhr Mitternacht begannen die Ochsen zu reden und sagten: „Nächstes Jahr tragn man aui". Der Bauer erschrak und verkaufte seine Ochsen dem Nachbarn. Der Bauer starb wirklich nächstes Jahr — und vom Nachbarn mußten die Ochsen ausgeliehen werden, um den Toten auf den Friedhof zu führen.

In der Mettennacht beim Losenstehn soll man sich zu einem Hauseck stellen, nicht reden und lachen, sondern nur losen, dann hört man, was das nächste Jahr bringt. Man soll beim Losenstehn zuerst einen Kreis um das Haus gehen. Dann kommt der Teufel, wenn er einem aus dem Kreis bringt, gehört man ihm.

Wer sich in der Mettennacht auf eine Kreuzstraße stellt, sieht den Teufel mit einem brennenden Heufatl kommen. Geht man vor der Zeit aus dem Kreuzungspunkte, so gehört man dem Teufel, bleibt man aber, so sieht man in die Zukunft und „hört, wo die Leiche ist". Will man in der Mettennacht Kreisstehen, so darf man sich drei Tage vorher nicht waschen, keinen Weihbrunn nehmen und auch nicht beten. So vorbereitet macht man in der Mettennacht um 12 Uhr einen Kreis und stellt sich hinein. Wer heraustritt, den holt der Teufel; wer drinnen bleibt, der sieht in die Zukunft und „hört die Leiche". — Drei Bauernburschen von Fraunberg versuchten diesen Brauch, ob er wahr sei — und zwar machten sie diesen Versuch im Freien. Da hörten sie von Ferne den Sarg zunageln und das Gebet des Leichenzuges: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe —" Richtig wurde im nächsten Jahre ein Mädchen aus ihrer Ortschaft begraben.

Wenn man in der Mettennacht spielt, schlägt der Teufel in die Bank ein.

In der Mettennacht krachte und blitzte es beim Ganglbauer recht, denn dieser glaubte an keinen Gott. In früheren Zeiten gingen die Hexen in der

Mettennacht um 12 Uhr in die Kirche opfern.

Jedes Mädchen im Bauernhause, gleichviel, ob Magd oder Tochter, bekam von der Bäuerin einen großen Laib „Steri". Am Nachmittag wurde dieser angeschnitten, das durfte der Bursche tun, dem das Mädchen seine Gunst geschenkt.

Die Neujahrsnacht.

Ein schöner Brauch unserer Gegend ist das Neujahranschießen. Eine Schar Burschen geht mit ihren Gewehren zu einem befreundeten Bauernhause. Der Anführer „von der Gsellschaft" (Zeche) gibt den Meldeschuß ab. (Er macht den Sprung ins neue Jahr). Die Leute im Hause erwachen. Nun wird dem Bauern und der Bäuerin folgendes Glückwunschsprüchlein gesprochen:

‚Wir wünschen a glückseliges Neujahr,
Christkindl im krausten Haar.
Gsundheit und langes Leben,
Das wird eng der liebe Gott geben.
I wünsch euch an goldenen Tisch,
In an jeden Eck an bratner Fisch,
Und in da Mitt ar Kandl Wein,
Das ma könnan recht lusti sein.
Af Löst an goldenen Wagen,
Daß ma können in Himmel fahrn."

Nun schießt ein Bursche nach dem andern sein Gewehr ab. Während des Schießens steht schon der Bauer unter der offenen Haustüre, ladet die Burschen ins Haus — und holt Schnaps. Während der Bauer den Schnaps holt, laden die Burschen im Zimmer ihre Gewehre und schießen hier den „Weibsbildern" das Neujahr an. Die Stube qualmt und stinkt vor Pulverdampf. — Die Mädchen bringen Steri. Dann setzt sich alles zum Tisch, es beginnt ein heiteres Lachen, Fragen und Erzählen — auch erschallen Hirten- und Krippenlieder. In der Küche wird gesotten, gebraten und gebacken — und es wird geschmaust und gescherzt bis zum frühen Morgen.

Oftmals gehen die Burschen aber von Bauernhaus zu Bauernhaus und schießen das Neujahr an. Beim Neujahranschießen ist auch folgendes Sprüchlein im Brauch:

„Sei gegrüßt, mein lieber Bauer.
Ich wünsche dir ein glückliches Neujahr.
Ich wünsche dir eine Samthose, der Bäuerin einen Samtrock. Wir werden jetzt unsere Schüsse nach der Reihe abschießen!"

Nun folgen die Schüsse.

„Amen!"

Nach einem anderen Brauche geben die Burschen vor dem Hause in die nächtliche Stille zuerst ihre Schüsse ab und singen dann im Chor ein Lied. Die Hausbewohner laden hierauf die Sänger ein, sich durch ein Gläslein Schnaps, Brot und Fleisch für die Glückwünsche bedankt zu machen. So ein Lied lautet:

„Erfreut euch, ihr Christen all,
Eröffnet ist der Himmelssaal.
Die Engelein florieren rein,
Josef und Marielein,
Sie stünden beim Christkindlein,
Ochs und Esel dabei.
Die Hirten auf dem Felde stund,
Die Lämpelein ganz unverwundt,
Der Stern da droben gibt seinen Schein;
Es bricht schon der hellichte Tag herein.
Er geht über Berg und tiefes Tal,
Ueber Laub und grünes Gras,
Ueber alles das,
Alles, was lebt und schwebt und regiert
im Himmel und auf Erden.
Drum wünschen wir euch, glückselig zu werden.
Vergangen ist das alte Jahr,
Drum wünschen wir N. N. (es werden alle Hausleute nach der Reihe genannt)
Ein glückseliges, freudenreiches Neujahr.
Daß euch in diesem Jahr kein Angst, kein Leid nicht widerfahr.
Wir wünschen euch zu jeder Frist den neugebornen Christ.
Den neugebornen Herrn Jesus Christ
Wünschen wir euch jeder Zeit;
Gelobt sei die heiligste Dreifaltigkeit.
Gelobt sei Jesus Christ!"

*

Am Neujahrstag hebt ein allgemeines Glückwünschen im Hause und von Haus zu Haus an. Der Dienstbote, der an diesem Tage seinen ausbedungenen Lohn bekommt, stellt sich am Morgen mit frohem Sprüchlein beim Bauern ein:

„I wünsch euch a glücklichs Neujahr,
Das alte is gar,
Das neue fangt an
I bitt um mein Lohn."

Lustige Gestalten rufen sich zu:

„I wünsch a glückseligs Neujahr,
Und wannst nit gscheidter wirst, bleibst da alt Narr."

Rauhnacht hl. 3 König.

Am Abende vor dem Feste der hl. 3 Könige räuchert der Bauer die Räume von Haus und Stall aus. In

eine Glutpfanne kommen glühende Kohlen, auf diese wird Weihrauch gestreut. Ein Weihbrunnkessel mit einem Buxbaumsträußchen darf auch nicht fehlen. Mit feierlichen Schritten geht der Bauer von Stube zu Stube, räuchert aus, sprengt Weihwasser und schreibt mit geweihter Kreide an den oberen Türpfosten

19 C † M † B 23

Laut betend folgt ihm die ganze Schar der Hausgenossen. Auch der Stall wird ausgeräuchert und die Tür beschrieben. So bannt der Hausvater das Unheil von Haus und Stall und ruft Gottes Segen und ein glückliches Gedeihen auf diese herab.

An diesem Tage hält die Bäuerin große Schüsseln Krapfen für die „Glöckler" bereit. Die Glöckler sind Kinder und auch Erwachsene aus den ärmeren Schichten der Bevölkerung. Sie kommen ausgerüstet mit Körben und Säcken in Gruppen vor das Haus „maskeriert" mit weißer Hose und weißem Hemd. Um die Taille tragen sie einen Gürtel mit einer Kuhglocke. Im Leierton sprechen sie die verschiedensten Bittsprüchlein um Krapfen.

Bitt gar schen um an Glöcklerkrapfn,
Laßt mi net so lang im Schnee umtapfen!
Gebts ma weng an warma,
Tats eng schen dabarma.
Gebts ma weng an weißn,
Koan schwarzn kann i net dabeißn.

*

Bitt gar schen um an Glöcklerkrapfn,
Laßt's mi net so lang im Dreck umtapfn!
Gebts ma an oder zwen,
I wir glei wieder gehn.

*

Heut is d' Rauhnacht,
Wer hats denn aufbracht?
A alter Mann is über Stiag abigfalln,
Hat sie Hand und Füaß abbrocha.
Wer muß denn büaßn?
Die Bäuerin in die Füaßn.
's Schmalz her i kracha,
Krapfn san scho bacha.
Gebts man oan oder zwen,
Kann e glei wieder gehn.

*

Dö hl. drei König dö ham uns heut gsagt,
Daß heut in da Glöcklernacht Krapfn wern bacht.
Mir tatn halt bittn,
Teilts a a weng mit,
Mir sand guate Kinder
Und danken euchs gwiß.

*

Dö hl. drei König mit ihren Stern.
Gehts, gebts ma an Krapfn, weil ös iß gar so gern
Und wanns ma oan gebts, so gebts man na bal,
Denkts eng na glei, i kimm e 's Jahr amal.

*

Kaspar, Melchior, Balthauser,
Gehts, gebts ma a paar Krapfn außa.

*

Bitt gar schön um an Glöcklerkrapfn,
Laßt's mi net lang in Schnee umtapfn.
Gebts ma koan weißn,
Sonst mag in net dabeißn.
Gebts ma koan langa,
Sunst mag in net daglanga.
Gebts ma koan schmiering,
Sunst muß i mi dawüring.
Gebts ma oan oder zwen,
Kann e glei wieder gehn.

Selbst von der fernen Viechtau kamen die „Glöckler", diese riefen:

„Krupf, krupf
Muatta krupf — — hui!
An Krapfn außa."

Am hl. Dreikönigtage ziehen erwachsene Leute als „Sternsänger" von Haus zu Haus. Sie sind verkleidet als hl. drei Könige, jeder hat eine papierene Goldkrone auf dem Kopfe, der Mohrenkönig hat sein Gesicht gerußt, die Kleidung ist weiß. Der Anführer trägt einen langen Stock mit einem Stern. Sie stellen sich auf, singen ihre hübschen, altüberlieferten Lieder und bitten um eine Gabe. Viel alte, wunderliche Hirten- und Dreikönigslieder sind durch diesen Brauch erhalten geblieben.

Buben und Mädel laufen den „Sternsingern" nach und rufen:
„Die hl. drei König mit ihren Stern,
Dö essn und trinkn, aber zahln tans net gern."

Ein schöner Brauch um diese Zeit, der aber vollständig verschwunden und von dem nur die ältesten Leute noch wissen, ist das Sprechen des „Hoaldersegens" (Hirtensegen). Es kamen Hoalder aus der Umgebung, gingen von Haus zu Haus, hatten einen langen Stock, an dem viele Ringe angeschraubt waren. Diesen stießen sie auf die Erde, daß es weithin klirrte und sprachen ihr Sprüchlein:

„Glück herein! Unglück hinaus!
Es tritt a fremda Hoalda in das Haus.

I tritt herein ganz edel und fest
I grüaß den Herrn und seine Göst,
Und wann i den oan grüaß und den andern net,
Aft sagns, i bin koa richtiga Hoalda net.

A richtiger Hoalda bi i genannt,
I hab fünf Finger in meiner Hand
Und hab fünf Finger in der Seiten,
Will auch mit dem böhmischen König streiten.

Wann mei Hoaldasegn wird gsprochn,
Wird koa Jungfrau net dastochn.
Wird oaner daschlagn,
Wird mei Hoaldasegn koa Schuld net habn.

Da Hoaldasegn is gsprochn
Auf a Jahr und 52 Wochn.

Gelobt sei Jesus Christus. In Ewigkeit Amen!"

Ein ähnlicher, längerer Halderſegen, der auch „af 52 Wochn und afs ganze Jahr" gesprochen wird, fügt die Forderung an:

Itzt tat i halt die Bäurin recht schen bitten
Um a kloans Schuberl Woll und a Bröckerl Speck.
Aft war da Halda glei wieder weg.

Der Hoalder galt als besonderer Glücksbringer, „weil er oans für's ganze Haus sagt" und er wurde deshalb mehr beschenkt, denn wer anderer.

Von altersher sind noch zahlreiche Hirten- und Krippenlieder im Salzwange, die an den langen Abenden der Rauhnächte gesungen werden. Sie sind sehr volkstümlich und entsprechen ganz der bäuerlichen Denkart.

Auch dramatische Gesangsszenen waren beliebt, eine alte Handschrift überträgt die Hirtennamen der kunstmäßigen Schäferpoesie des 18. Jahrhunderts in die Volksüberlieferung. Mit Satzzeichen versehen und nach Versen geteilt, lautet der Text:

Titus und Melibeus.

Titus:

Potz tausend, was ist das scha mehr,
Was hat sie Nois zuatragn.
Wer stöllt den Ochs und Oesel her
Und tut mi nöt drum fragn.
Der Stall ghört meinan Schaffan zua
Und i a sinst drin schlaffa tua.
Wer ist so verwögn,
Der si herein tut lögn?

Melibeus:

Mein Jodl, was hast für a Gschai
Und für a Plärament,
Wer wird denn in den Stall drin sei,
I mei, du bist a brennt.
Oda hast kein Kopf und Hirn,
Sinst wißt i nöt, was di dät irrn.
Du bist ma wohl a Kundt,
Mei Veit, i sagt das rundt!

Titus:

O Melibe. Siehst du denn nicht,
Daß wer in Stall drinn liegt?
So hast maitreu a blendes Gsicht,
Wan das nit hast dablickt.
Geh nimb die glösern Augen in d' Handt
Und schau hinei dort bei der Wandt,
So wirst es schon passirn,
Daß sei thut öppas riern.

Melibeus:

Die glösern Augn, die hon i scho fast gnoma in die Handt,
Da i nix drinna seha ka.

Titus:

Hast nöt so viel Verstandt, reiß auf Aung und nimb das Glas
Und klemb damit dei dickhe Nas,
So wirst es sehn gwiß,
Da dort was drina ist.

Melibeus:

Jetzt sieh i wohl a kleines Kindt
Dort drina in dem Stall,
Geh Bruada wöll mas nehma gschwind
Und tragen ins Spital,
Damit es hat a guate Wart.
Da in der Krippen liegts gar hart.
I bi, daß Gott derbarm,
Ja selba bettelarm.
Du hast ja Kas und Buttamill
Und a a gerstas Brod.
Das klaini Kind, das ißt nöt viel,
Wans nur a Köcherl hat,
So nimbt es scho valieb damit,
Kai schweinas Bratl ißt's a nöt,
Kai Nudl und kein Sterz.
Brings a nöt ibas Herz.

Titus:

Mein Melibe, du sagst scha recht,
Daß das Kindl nit viel mag,
Bei mir ist halt die Herwerg schlecht,
Das ist mai größte Klag.
Es muß da liegen auf den Heu;
Kain Kindtswei hawi a dabei.
Koi Mensch ka i nöt kriegn,
Do mir das Kind tät wiegn.

Melibeus:

Was willst den du a Kindswei no,
Ist do a Frau a drin!

Titus:

O Melibe, o schweige still,
Du bringst mi no von Sinn,
Mei Stall ghört ja vor d' Weiber nit,
Dö hamb von mir an guaten Fried.
Main treu, i thua mi wang —
I wills gschwind auhi jang.

Melibeus:

O Jodl haldt a Bisserl ein,
I muaß da no was sagn,
Dö Frau, dö muaß a Gräfin sei,
Dös Kindl hat ahi drang,
Den mir hat heut um Mitternacht
An Engel Bua do Botschaft bracht,
Das ha geborn im Stall,
Der uns erlöset all.
Und wan halt das sa Muada wär,
So daßt du nämbla fehln.

Titus:

Das ist ma a seltsame Mär!
Muß mi nöt über eiln.
Wan i sie dät anfahrn saur,
Mechts main, i war a groba Baur.
Na, na i laß scho blaimb,
I wills nöt auhi treimb.

Engel:

Eilet ihr Hirten von den Herden,
Eilet zu den Kindlein her!
Dieses lindert die Beschwerden
Und ist euer Gott und Herr.

Melibeus:

Jetzt geh i flux in d' Stadt hinein
Und wills den Leuten sagn.

Titus:

Und i will a da lözt nöt sai,
Und thua mi mit dir wagn.
Spring nur davan,
I folgt da na,
So laff halt gschwindt
Und geh nöt gmach.

Chor (Titus und Melibeus):

Das Ding das muaß ma sagn,
Was sie hat Nois zur tragn:

Auf, auf ihr Hirten gschwind!
Was neues sich befind,
Zu Bethlehem ist heut zumal
Ein Kind geboren in den Stall.

Von einer Jungfrau rein und zart,
Liegt auf den Stroh ganz blos und hart.

Drum eilet nur geschwindt,
Beschauet dieses Kind.

Es hat der ewig Gottes Sohn
Verlassen seinen Himmels Thron,
Kommt a ganz spat zur Nacht
Ohn Zepter, Kron und Pracht.

Es hat der ewig Gottes Sohn
Verlassen seinen Himmelsthron.
Liegt hier als ein Kind,
Will büßen unsre Sünd.

Ei so kommt geschwind und eilet,
Thut anbeten dieses Kind,
Weil es unsre Sünden heilet
Und erlost von unser Sünd.

Thut des büssen, lasset fließen
Aus den Augen Zähren viel,
Thut vertrauen, auf ihn bauen,
Weil er uns verzeihen will.

Schluß des Spieles.

So erlebt der hiesige Bauer die Rauhnächte. Es ist in ihnen etwas Geheimnisvolles und Schicksalkündendes, sie bringen Anzeichen von Glück und Unglück im kommenden Jahr. Lieder, Verse, abergläubischer Brauch und feierlich fromme Sitte umgeben sie. Es sind Nächte, die leben, in denen alles laut ist in ihrem Dunkel. Sie umschließen, wie vielleicht keine zweite Zeit des Jahres in engster Verschmelzung die Ueberlieferung von Jahrtausenden.

Franz Prillinger,
(Laakirchen).

....

Sagen aus Oberösterreich.

Vgl. 3. Jg. S 35 ff.

17.) **Die Schatzgräber.** In Niederwaldkirchen wohnten 3 Weber, die aber nebenbei noch ein Handwerk konnten. Unter ihnen war der Pap Michel, der auch als Musiker ging und der Tischler Sepp. Allen dreien ging es ziemlich schlecht. Da hörten sie von einem vergrabenen Schatz bei einem Steinbruch im Aeglasberger Wald — im Eiglasberger Wald soll einmal ein Schloß gestanden sein —. Aber der Schatz wurde vom Teufel bewacht und nur in der Mettennacht sollte man nach ihm graben. Um gegen jede Gefahr sicher zu sein, mußten sie ein Totenbein unter die Altarpolster legen und es während der Messe liegen lassen, ohne daß der Pfarrer was wußte. Dieses Gebeine nahmen sie zu sich und machten sich in der Mettennacht mit Krampen und Schaufeln auf in den Wald. Als sie „a Eicht" gruben, hörten sie von Ferne das Bellen vieler Hunde, das immer näher kam. Auf einmal rannten 5 Hasen vorbei und hinter ihnen die Hunde mit leuchtenden Augen. Hart an den Schatzgräbern ging die wilde Jagd vorbei.

Doch die drei Männer fürchteten sich nicht leicht. Bald darauf kamen heulende Wölfe an ihnen vorbei und da fingen sie an, sich etwas zu fürchten. Doch gruben sie dennoch weiter. Da hörten sie von weitem ein Fuhrwerk poltern und das Fluchen und Schnalzen der Fuhrleute und plötzlich stand über ihnen auf der Leiten eine feurige Fuhre, Teufel sprangen ab und stürzten die Fuhre die Leiten hinunter. Vom Schrecken erfaßt, ließen die drei alles Werkzeug liegen und nahmen Reißaus. Der Schatz aber ist bis heute nicht gehoben.

Oberlehrer Otto Klinger
(Eidenberg).

18.) **Die unerlöste Schlange.** In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wollte ein beherzter Mann bei Nacht auf die Ruine Wildenstein, um Geld zu heben. Nach Meinung alter Leute dieser Gegend soll nämlich in den verborgenen unterirdischen Gewölben und Gängen dieses verfallenen Felsenschlosses ein großer Geldschatz liegen. Auf dem Wege begegnete ihm ein Zweispänner, hinter welchem ein altes Weiblein einherhumpelte. „Jatzt hättn ma dö bald dafahrn!" rief es dem Ueberraschten zu und teilte ihm nun, während es sich umwandte und ihn auf die Burg begleitete, mit, daß es verzaubert sei, durch ihn aber erlöst werden könne. Drei volle Goldfässer erhalte er als Lohn. Bevor er jedoch an das Erlösungswerk schreiten könne, müsse er einem Priester seine Sünden reumütig beichten. Auf der Felsenburg werde sie ihm dann als zischende und züngelnde Schlange, mit einem Schlüssel im Maule um Mitternacht wieder erscheinen, ihm aber dabei kein Haar krümmen. Er müsse nur den Mut aufbringen, diesen Schlüssel aus dem Maule zu nehmen, wobei er ein schreckliches Sausen und Brausen, dem Jüngsten Tage gleich, hören werde. Mittlerweile waren die Sprechenden auf der Burg angekommen, wo ihm das Weiblein den in Aussicht gestellten Lohn und die Erscheinungsstelle zeigte. Vom Anblick des Geldes ganz berauscht, war der Mann bereit, dieses Wagnis zu unternehmen. Er besuchte nun in den folgenden Tagen unter anderen den Vater der Erzählerin, eines 75jährigen, redseligen Mütterleins aus Lauffen, um ihn zu überreden, mit ihm zu gehen. Dieser jedoch weigerte sich, von Furcht ergriffen, ihn zu begleiten. Allein machte sich nun der Mann nach Salzburg auf, um beim dortigen Kardinal seine Beichte abzulegen. Eines Tages, um Mitternacht fand er sich auf der Ruine ein. Als ihm aber die Schlange erschien, floh er, von Angst und Schrecken überwältigt, ohne sein Versprechen erfüllt und sein Ziel erreicht zu haben. Schreckliche Schreie, von der verzweifelnden Schlange ausgestoßen, tönten dem Flüchtlinge nach.

Lehrer Franz Gößner
(St. Georgen im Attergau).

19.) **Das Weiblein im Schlatterholz.** Im Schlatterholz, auf dem Wege von Meggenhofen nach Gallspach befindet sich eine kreisförmige Grube von gut 100 Schritt Weite und etwa 10 Meter an Tiefe. Früher soll sie, wie noch viele Einwohner Meggenhofens bezeugen, bedeutend tiefer gewesen sein. Wenn nicht gerade Trockenheit herrscht, steht am Grunde Wasser. Der Weg führt im Walde ein Stück die Grube entlang. Unweit dieser Grube, dort, wo der Weg aus dem Walde zur Ortschaft Schlatt führt, ist am Stamme einer hohen Fichte ein schlichtes Marterl. An dieser Stelle erschien oft in der Nacht, meist um die Mitternachtszeit von der Grube kommend ein altes Weiblein mit einem Henkelkorb am Arme. Den zufällig nachts vorübergehenden Leuten hat nun dieses Weiblein, ohne ein Wort zu sprechen stets den Korb angeboten, aber keiner hat ihn genommen, alle liefen erschreckt davon. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verunglückte ein Schmiedgeselle durch Absturz in die Grube tötlich. Von diesem Tage an war das Weiblein nicht mehr zu sehen. Man sagte, daß es nun sein Opfer habe. Damals wurde an jener Stelle das Marterl errichtet. Aengstliche Gemüter behaupten, man höre heute noch, wenn man um die Mitternachtsstunde dort vorbei geht, in der Grube den verunglückten Schmied hämmern.

Lehrer Eduard Hofbauer
(Meggenhofen).

20.) **Der Schnaps, ein Teufelsgetränk.** Ein junger Teufel ließ sich bei einem Bauern als Knecht verdingen. Er verriet seinem Dienstgeber einen fruchtbaren Grund, um darauf Korn zu bauen. Nach der überaus reichen Ernte wußte der Bauer nicht, was mit dem vielen Korn anzufangen sei. Der Teufel aber braute ein Getränk daraus und alle Nachbarn wurden eingeladen, es zu

versuchen. Es mundete allen und sie tranken viel davon und begannen bald zu fluchen und zu schelten. Der Teufel lachte bei sich: „Die gehören alle mir." Im nächsten Jahre sorgte er dafür, daß noch mehr Korn eingebracht werden konnte und das neue Getränk, der Schnaps, verfehlte wieder seine Wirkung nicht, die Bauern wurden noch „damischer". Nun kehrte der Teufel in die Hölle zurück, wo ihn Luzifer, hocherfreut über den reichen Fang, sehr freundlich empfing.

Aus Haslach.

Anna Anreiter (Aurach).

21.) **Der Teufel in der Mettennacht.** Am heiligen Abend waren einst alle Bewohner einer Mühle zur Mette gegangen. Nur die älteste Tochter hütete das Haus. Draußen ging ein scharfer Schneewind. Da klopfte jemand an das Fenster und bat um Einlaß. Das Mädchen nahm die Lampe vom Tisch, ging zur Haustüre und machte auf. Ein Mann im grünen Jägerkleide trat ein und bat, ob er nicht bei dem argen Wetter hier bleiben könnte. Freundlich wurde er in die Stube geführt, setzte sich dem Mädchen gegenüber behaglich zum Tische, und begann ein lebhaftes Gespräch. Da fiel der Wollknäuel unter den Tisch. Die Müllerstochter bückte sich, um ihn aufzuheben. Zwar zog der fremde Jäger rasch den einen Fuß zurück, allein das Mädchen sah doch, daß dieser Fuß ein — Pferdehuf war. Nun wußte es, mit wem sie es zu tun hatte, und voll Entsetzen auf den Mann blickend, sprach es den Namen des Erlösers aus. Der Fremde, der sich erkannt sah, sprang auf, ballte drohend die Faust gegen das Bild des Gekreuzigten und verschwand mit einem Fluche auf den Lippen.

22.) **Die redenden Tiere.** Ein Bauer aus der Umgebung von Wels hatte zwei junge Hengste. Neugierig, was die Tiere in der Mettennacht reden würden, legte er sich unter den Barren hinein. Auf einmal fingen die Hengste zu reden an. Der eine sagte: „Heuer kriegen wir noch ein Amtl." „So?" sagte der andere. „Ja", erwiderte der erste, „wir müssen unseren Herrn noch auf den Friedhof führen." Da schlug es eins und es ward stille. Der Bauer verkaufte nun beide Hengste einem Händler nach Wien. Dieser brachte sie nun nach einiger Zeit wieder auf den Welser Markt, wo sie ahnungslos der Nachbar des Bauers kaufte. Im selben Jahre wurde der erste Besitzer vom Schlage getroffen und des Nachbars Pferde führten ihn wirklich auf den Friedhof.

Pfarrer Franz Kreuzer (St. Georgen bei Tollet).

23.) **Die Gründung von Gramastetten.** Wandert man auf der Straße nach Gramastetten, so erblickt man, ehe man zum „Holzpolti" kommt, links auf einer Anhöhe einen Bauernhof, „der große Dagner" genannt (Großamberg 16). Zwei zu diesem Hause gehörige Felder führen den Namen „Freidhof" und „Kanzl". An dieser Stelle sollte einst Gramastetten erbaut werden, schon war der Friedhof und ein Großteil der Kirche fertig, aber zu Ende kam man nicht. Denn was man tagsüber herbeischaffte und dazubaute, verschwand bei Nacht wieder. Da erkannte man eine Fügung des Himmels. Nach äußerster Ratlosigkeit kam man plötzlich zu dem Entschlusse, 2 Ochsen auszulassen und die Kirche dorthin zu bauen, wo sie stehen bleiben würden. Und so geschah es auch. Die Ochsen liefen immer weiter, bis sie zu einer „Bramagstetten" (Abhang mit Brombeerstauden) kamen. da konnten sie nicht mehr weiter. Hier begann man nun zu bauen und der Ort bekam den Namen Bramastetten, der später zu Gramastetten wurde.

Oberlehrer Otto Klinger (Eidenberg).

24.) **Von der Kirche Helfenberg.** Vor alten Zeiten wollte man auf dem Berghügel in Helfenberg, wo heute die Linde steht, eine Kirche bauen. Aber Gott wollte es anders. Jedesmal, wenn man die Steine und Hölzer zum Baue zusammengebracht hatte, fielen und rutschten sie über Nacht den Hügel hinab, an die Stelle, wo heute die Pfarrkirche steht. So gab man es auf, oben zu bauen und fing unten an.

J. Aschauer (Helfenberg).

25.) **Die versunkene Stadt.** An der Stelle der heutigen Ortschaft Pernau stand einst eine Stadt, deren Einwohner aber Sünde auf Sünde häuften. Eines Tages erschien einem von ihnen der Teufel und sagte: „Wenn ihr es noch lange so treibt, werdet ihr alle mein Eigentum." Der Mann sagte es den Leuten, aber sie bekehrten sich nicht. Zur Strafe versank eines Tages der ganze Ort; nur der Stein blieb stehen, auf dem der Teufel bei seinem Erscheinen gesessen

war. In der heiligen Nacht aber — so erzählten die Alten — hört man immer noch die Kirchenuhr des untergegangenen Marktes schlagen.

Trude Ruhsam (Freistadt).

26.) **Die Unglücksbraut.** An der Gmundner Pfarrkirche befindet sich folgende Platteninschrift:

„Hie ruhet in Gott die edle Fraw Maria Regina Zeylin gebohrne Schmidin von Schmidberg, Verschiden den 14. Aprilis 1677.
Leser löse auf die Worth:
Halb an ein halb andern orth
Mutter, Tochter und ihr Mann,
Drey und eins man finden kan.
Wan das ein zu drey wird genommen
Werden erst drey ganz vollkommen."

Der Erzählung des Mesners nach, schließt sich an diese Inschrift folgende Sage oder Begebenheit: Die Frau M. Zeylin starb schon im 2. Jahre ihrer glücklichen Ehe bei der Geburt eines Mädchens. Aus Verzweiflung darüber wollte ihr Mann auch vom Kinde nichts mehr wissen, gab es zu einer Frau in Pflege und wanderte nach Amerika aus. Für die Heimat war er von nun an verschollen. Sein Töchterlein aber wuchs heran und wurde ebenso schön und tugendhaft wie die tote Mutter. Mit 17 Jahren kam es in ein Gmundner Gasthaus in den Dienst. Eines Tages kehrte ein Landfremder ein, der für das schöne Mädchen eine starke Neigung empfand, die auch erwidert wurde. Man bereitete schon alles für die Hochzeit vor, als eines Tages das Mädchen seinem Verlobten ihr trauriges Geschick erzählte. Dem Vater, denn das war der Fremde, stieg eine furchtbare Ahnung auf, wen er vor sich hatte. Ein kleines Mal, das auch die Mutter des Kindes getragen hatte, brachte ihm die Gewißheit, daß seine Braut, seine eigene Tochter war. Und in zwei Tagen sollte Hochzeit sein. Da lud er sie für den letzten Abend vor der Hochzeit zu einer Zusammenkunft beim Schlosse Ort ein. Als die Ahnungslose kam, stürzte er sich mit ihr in den See. Am anderen Morgen fanden Fischer bei der Arbeit die Leichen und im Friedhofe von Altmünster wurden die beiden zur letzten Ruhe bestattet.

Hilde Wittmann (Linz).

Anmerkungen:

1.) Natursage und Motiv vom geprellten Teufel; erzählt auch von Baumgarten, Aus der volksmäßigen Ueberlieferung der Heimat I, 1862, S. 130. Ebenda der anschließende Volksglaube: „Eichenlaub schützt gegen den Bösen und gegen die Zauberei." Vgl. zur Sagengruppe: Dähnhardt, Natursagen, I, S. 178 ff. Literatur vgl. auch bei Bolte-Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. III, S. 200. — 2.) Bei Baumgarten, a. a. O., S. 108, schafft der Heiland die Biene, Petrus dagegen bringt nur Wespen zustande; vgl. Dähnhardt, a. a. O., S. 167. — 3.) Baumgarten, S. 135 f., vgl. Dähnhardt, II, S. 43 f. Heimatgaue, 1. Jg., S. 23. — 4.) Wegen ihrer Verfolgung Mariens und Christus: Dähnhardt, II, S. 7, 84, 263. Vgl. auch III, S. 19 ff. Von der Giftigkeit der Blindschleiche berichtet Baumgarten, a. a. O., S. 120. Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, I, S. 78 f. — 5.) In Verbindung mit der Natursage vom Gimpel: Baumgarten, S. 91. Vgl. Dähnhardt, II, S. 218. — 6.) Dem Hahnenfuß mit einer Reihe von Pflanzen gemeinsame Sage. Vgl. Dähnhardt, II., S. 228 ff. — 7.) Teufel im naturdeutenden Zusammenhang mit Felsen und steinigen Oertlichkeiten. Heimatgaue, 1. Jg., S. 182, zu Nr. 7. — 9.) Die Peuerbacher Urteln: Entstehungssage bei Gloning, Oberösterreichische Volks-Sagen. S. 65 f. — 10.) Gloning, S. 63 f. Heimatgaue, 2. Jg., S. 181 f. (Lit.). — 11.) Sieß, Sagen aus dem oberen Mühlviertel. I, 31 f. Dieselbe Sage. Es muß ein Schimmel sein. Gloning, S. 19, mit glücklichem Ausgang, ebenso Baumgarten, a. a. O., S. 118 (vgl. 117 ff). Der Natternkönig fährt nach einer mißglückten Beschwörung dem Schlangenbanner mitten durchs Herz: Sieß, I, S. 1. Fährt durch 3 oder 9 Türen, bleibt aber in der letzten stekken: Sieß, IV, S. 13, Baumgarten, S. 118. Durchs Herz fahren auch die Bergstutzen: Gloning, S. 55. Die Natternkönigin erscheint auch als zu erlösende Totenseele: Sieß, IV, S. 11, 12. — 12.) Baumgarten, a. a. O., 1864, S. 153. — 13.) Ferkeln, ursprünglich Raben: Gloning, S. 55 f.; Sieß, II, S. 34. Das Zurücklesen auch bei Totenbeschwörung: Sieß, IV, 2 f. — 14.) Schuß auf die Hexe mit geweihter Kugel: Sieß, II, S. 25. Die Hexe streift wohl ursprünglich die Grashalme

ab, um dadurch Kühe auf Hexenweise zu melken. Sieß, III, S. 26. — 15.) Vgl. Heimatgaue, 1. Jg., S. 180, Nr. 12. Neben der Mettennacht (Kreisstehen!) auch die Nacht nach Sonnenwende, die Nacht vor St. Thomas und der 29. Februar eines Schaltjahres: Gloning, S. 41. — 18.) Vgl. Baumgarten, a. a. O., 1864, S. 155 ff., Gloning, S. 45, Sieß, II, S. 14 f. — 21.) Vgl. Baumgarten 1864, S. 100 ff. Teufel als Fuhrmann: Gloning, S. 56 f.; als Jäger: Sieß, II, 29, 30 f., 43 f. — 22.) Das Reden der Tiere in der Mettennacht. Baumgarten, Das Jahr und seine Tage, S. 10. Gloning, S. 38 f. — 23.) 24.) Gloning, S. 25. Sieß, III, S. 6. Verbindung mit dem Wolfgangmotiv: Sieß, I, S. 3. — 25.) Vinetasagen: Gloning, S. 1—7. Sieß, IV, S. 14.

Die mitgeteilten Sagen sind Proben aus der Sammlung für das oberösterreichische Sagenbuch, für das Einsendungen, auch Ueberlieferungsbelege bekannter Sagen und Volkserzählungen herzlich erbeten werden. (Dr. A. Depiny, Linz, Wurmstraße 15 a).

Dy.

Die Neuaufstellung des städtischen Museums in Wels.

1. Allgemeines über die Aufstellung von Lokalmuseen.

Der Entschluß des städtischen Museumskomitees, die Sammlungen in Wels neu aufzustellen und die Art der Aufstellung ist auf nachfolgende Erwägungen allgemeiner Art zurückzuführen: Die historischen Museen verfolgen den Zweck wertvolles, altes Kulturgut zu sammeln (Schöpfungen der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes oder alltägliche Erzeugnisse zum Gebrauche, reine Zweck- oder Erinnerungsgegenstände), diese systematisch nach Kulturkreisen (Tafelbilder, Skulpturen) oder nach Material, Technik oder Gebrauchszweck (Glas-, Ton-, Metall- und Webwaren, Waffen, Möbel usw.) in historisch oder sonstwie geschlossene Gruppen zu bringen und sie vornehmlich für die wissenschaftliche Forschung bereit zu halten. Dazu sind aber große Sammelbestände nötig, wie sie nur Reichs- oder größere Provinzmuseen aufbringen, also solche Anstalten, die sich auf ein ausgedehntes Gebiet erstrecken.

In diesem Sinne können wohl auch bloß örtliche Spezialsammlungen, beispielsweise das Pfahlbaumuseum, wie es in Kammer entstanden ist, oder durch besondere Umstände reich angewachsene Zweige von Lokalmuseen, beispielsweise die ausgegrabenen Reste des römischen Kulturgutes im Welser und Ennser Museum, aufgestellt werden.

Sonst aber werden die rein lokalen Sammlungen wohl für die Ortsgeschichte bedeutsame oder einige sogar allgemein zeit- oder kulturgeschichtlich wichtige Stücke enthalten, aber nicht in der Lage sein, Typenreihen nach Kulturkreisen, Stoff, Technik oder Gebrauchszweck, zur Schau zu bringen.

Solche Museen werden in dem ungeregelten und unübersichtlichen Durcheinander meist weder den Forscher, noch den Bildung und Anregung suchenden Heimatfreund voll befriedigen. Es wird auch gerade in solchen Museen schwer fallen, sie bei systematischen Vorträgen zu Bildungszwecken zu benützen. — Der Umsturz hat hinsichtlich der Auswertung der Museen für Bildungszwecke wertvolle Vorschläge, sogar eine Literatur zu Tage gefördert. Darunter bringt die Schrift: „Umgestaltung der Museen im Sinne der neuen Zeit" von Wilhelm R. Valentiner (Berlin 1919, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) in einem schlanken Bändchen eine Fülle von Anregungen zur Nutzbarmachung, allerdings in erster Linie der Kunstmuseen der deutschen Großstädte und druckt im Anhange einige dem Berliner amtlichen Arbeitsrate für Kunst erstattete fachmännische Gutachten, darunter auch des Direktors des Folkwang-Museums in Hagen i. W., Karl Ernst Osthaus, ab. Für die Provinzmuseen wird dort im Texte (S. 39) die Forderung aufgestellt, „Zusammenhänge in die Folge ihrer Sammlungen zu bringen". Wie aber die Lücken bei bescheidenen Mitteln auszufüllen wären, wird nicht erwähnt.

Das Museumkomitee empfing auch einen ausführlichen Plan durch den damaligen Assistenten des Heeresmuseums, Dr. König, der eine historische Gliederung bei der Aufstellung der gesamten

Stücke empfahl. Anregung gab auch das Museum der Nikolai-Schule in Passau, das fast ohne historische Sammelstücke sich mit bloß bild- und tabellenmäßigen Darstellungen behilft, aber neben der geschichtlichen Darstellung auch auf die Bodenbeschaffenheit des Gebietes, die Bodenprodukte und ihre technische Verarbeitung Bedacht nimmt.

Das Braunauer Museum machte seinen Einfluß geltend insoferne, als es ganz besonders durch die künstlerische, stimmungsvolle Innenausstattung wirkt.

Von namhaften Museumsleitern, dem Direktor der Wilczekschen Sammlungen, Alfred Walcher-Molthein und dem Direktor des Landesmuseums Dr. Hermann Ubell, wurden Ratschläge in freundlichster Weise erteilt.

So entstanden die nachfolgenden Grundsätze:

Die einzelnen lokalgeschichtlichen Erinnerungszeichen im Vereine mit den Stücken größerer kulturgeschichtlicher Bedeutung in den Lokalmuseen sind, wenn ihre Gesamtanzahl nicht gar zu dürftig ist, historisch geordnet in der Lage, ein Gerüst zu bilden, das sich mit bildmäßigen textlichen und graphischen Hinweisen aus der allgemeinen Zeit- und Kulturgeschichte, auch mit Kopien bezeichnender wertvoller Stücke ergänzen und vom Orte ausgehend, zu einem streng chronologischen Lehrgange der Zeit- und Kulturgeschichte unseres Volkes ausbauen läßt. Es ist wünschenswert, eine Ermüdung am trockenen Lehrstoff durch zeitgerechte Einschiebung gefühlsmäßig wirkender, aber stilgerechter Interieure hintanzuhalten, wobei jedoch ein Panoptikum-Eindruck vermieden werden soll.

Zu dieser rein historischen, sollte in jedem Lokalmuseum, wenn möglich räumlich geschieden, eine zweite, in ähnlicher Weise durch Präparate, sonstige Sammelstücke und bildmäßige Darstellungen, ausgestattete Sammlung hinsichtlich der naturkundlichen und wirtschaftlichen Bedeutung des Ortes treten. — Hier finden auch Modelle, die Geräte und Erzeugnisse der einheimischen oder benachbarten Gewerbe gruppenweise Aufstellung. Bei der zuerst erwähnten historischen Einreihung erübrigt, wie jeder Museumsleiter erfahren muß, eine überraschend große Anzahl von Sammelstücken, volkskundlicher und rein technologischer Art, die auf diese Weise zu Wert gebracht werden.

In der Vereinigung dieser beiden Seiten entsteht nun eine völlig neue Art des Kleinmuseums. Ausgehend vom Aufbau der Landschaft und ihren Erscheinungsformen in der Gesteins-, Pflanzen- und Tierwelt und von dem dadurch und durch andere Umstände bedingten wirtschaftlichen Leben wird ein solches Museum den Beschauer in die Ereignisse, in den Personenkreis und in den Kulturzustand der einzelnen Abschnitte der lokalen Geschichte einführen, ihn mit dem Leben der Oertlichkeit in Vergangenheit und Gegenwart erfüllen und ihn von der Oertlichkeit weg durch angefügte Hinweise auf das große, gemeinsame Kulturgebiet in den Kreis der Geschichte und der Lebensverhältnisse des ganzen Volkes einführen. — Ein Museum der geschilderten Art ist nur mehr nebenbei in den Dienst des Forschers gestellt. — Ein solches Museum steht in erster Linie in einem anderen Dienste, im Dienste der allgemeinen Volksbildung. Es ist für die Jugend und für die Erwachsenen kein stummes mehr, denn dem einzelnen, der aufmerksam durch dasselbe schreitet und bei Führungen, Vorträgen, sowie Arbeitsgemeinschaften spricht es eine eindringliche Sprache und von der dem Besucher durch deren Erkenntnis lieb gewordenen einheimischen Oertlichkeit, führt es ihn auf den hochgelegenen Ausblid, der ihm Vaterland und Volkstum nahe bringt.

Dahin geht nun die Absicht der Neuaufstellung des Museums in Wels. Mit dieser Ausgestaltung verzichtet es auf anmaßende Ansprüche. Es wird dadurch eine Lehrmittelsammlung, allerdings großartigen Umfanges und öffnet sich als Schul- und Heimatmuseum unserer Schuljugend und Bevölkerung.

Der historische Teil des Museums, der die Säle II und III erfüllt, ist zum Besuche seit Mitte Juli 1922 fertig gestellt. Die Neuordnung der naturkundlichen und technologischen Sammlung wurde Mitte Dezember 1922 beendet. Ueber die Einzelheiten der Aufstellung der Sammlung gibt der nachfolgende übersichtliche Führer Aufschluß.

2. Führer durch das Schul- und Heimatmuseum der Stadt Wels.

Im Vorraum: Römische Inschriftsteine aus dem Stadtgebiete, in der Ecke ein römischer Meilenstein, die erste Meile vom Forum der römischen Kolonialstadt anzeigend.

Vorzimmer: Als Sitzungszimmer für das Museumkomitee und für die Arbeitgemeinschaft des Museums verwendet, enthält die Bücherei und an den Wänden Stadtbilder.

Saal I. Der Rundgang beginnt in der der Eingangstüre gegenüberliegenden Abteilung: Raum 1, zur linken Hand.

I. Die naturkundliche und wirtschaftliche Bedeutung des Ortes.

A. Der Aufbau der Landschaft.

Schaukasten Nr. 7: Geologische Handstücke (Granit, tertiärer Schlier, Deckenschotter, Lehm, Alluvium) und Transportstücke der Traun. Darüber: Malerisches Bild (Frank) der Traunfurche von der Würzburger'schen Ziegelei aus gesehen. Schnitt durch die Landschaft, geologische Karte des Gebietes.

Darüber und an dem Fensterpfeiler: Darstellung der Erdgasgewinnung in Wels, Bilder von Bohrtürmen und Easometern.

An der Fensterseite, Schaukasten Nr. 6: Geologische Fundstücke aus dem Salzkammergute, kleine Sammlung einheimischer Insekten und Insekten-Fraßstücke.

Dazugehörig an der Längswand des Saales in der Ecke rückwärts: Vogelleben an der Traun, heimische und Durchzugvögel (Stopfpräparate), ein Spechtbaum mit den heimischen Spechtarten.

B. Die Landwirtschaft.

Zwischen Mittelpfeiler und Wand: Bildliche Darstellung von Bauernhaustypen in Oberösterreich. Bild: Der Welser Scheck (aus der Mode gekommene Rinderrasse).

C. Volkskundliches.

Anschließend an der Längswand im Schaukasten 2: Totenkronen, wie sie bei Begräbnissen auf den Särgen verwendet wurden. Grableuchter, heimische Gold-, Spitzen- und Perlenhauben, gestickte Ranzen und dergleichen.

Unten im Schaukasten: Prunkgeschirr eines Welser Traunpferdes.

D. Das Handwerk.

Raum 2, rechts im Schaukasten 10—13 und oberhalb desselben: Erzeugnisse der mittelalterlichen bis neuzeitlichen Schwarzhafnerei.

In der linken oberen Ecke des Schaukastens: Einige Welser Fayence-Waren.

An der Wand gegenüber, oberhalb des Schaukastens 14: Erinnerungsstücke der Welser Handwerksinnungen, zum Teile Leihgaben der einzelnen Korporationen.

Rechts am Fenster beginnend in vertikalen Gruppen:

1. Herbergs-Zeichen der Schneider (plastischer Adler mit Schere im Wappen). Darunter unter Glas: Willkomm der Lederer, Silberpokal, vergoldet, vom Jahre 1738 und Willkomm der Schneider, prächtige Welser Fayence-Ware vom Jahre 1772. Darunter kleines Turmuhrwerk.

2. Herbergszeichen der Schuhmacher (ein Schuh, „Stieflette", aus Zinn vom Jahre 1874. Darunter eine Schuhmacher- und Handschuhmacher-Lampe. Darunter Grießlermassel mit Welser Eichzeichen. Darunter im Schaukasten eine Sammlung von Frauenschuhen aus Seide und Stoff aus den 50iger Jahren des vorigen Jahrhundertes.

3. Herbergszeichen der Binder (ein Binderschlägel aus Zinn vom Jahre 1726). Darunter Faßmaß und Binderzirkel. Darunter Gewichtssätze aus Messing, der älteste vom Jahre 1665. Ein Steingewicht 3 Pfund. Darunter im Schaukasten: Gürtlerware: Messingbeschläge.

4. Herbergszeichen der Rauchfangkehrer (Dedeleisen aus Zinn vom Jahre 1713).

5. Herbergszeichen der Maurer (Bild auf Blech vom Jahre 1821, der babylonische Turm). Darunter: Herbergszeichen der Hutmacher (Figurinen: Hutmachergesellen an der Arbeit) und Ständer mit Miniaturkopfbedeckungen des 18. und 19. Jahrhundertes. Darunter ein „Richtscheit", Ellenmaß, vom Jahre 1755 unbekannter Verwendung. Daneben rechts Willkomm der Hutmacher (Zinnpokal), links: Steinkrug der Hutmacher vom Jahre 1836.

Darunter im Schaukasten: Wachszieher-Holzmodel für wächserne Votivgaben.

6. Herbergszeichen der Hafner (eine altertümliche „Spritzelscheibe" mit Rokoko-Vase aus Zinn). Darunter Herbergszeichen der Schlosser (Großer Schlüssel aus Zinn). Darunter Will-

komm der Schlosser (Zinnpokal vom Jahre 1802). Darunter eine Sammlung alter Türschlösser und Schlüssel. Darunter im Schaukasten: Das ehrsame Handwerk der Bader. Verschiedenes Arbeitsgerät.

7. Herbergszeichen der Bäcker (Ausgeschnittener Adler mit Bretzel im Wappen). Darunter verschiedene Beleuchtungskörper: Fettlampe, Moderateurlampe. An der Wand: Fackeleisen, zum Ziehen der Pechfackeln vom Jahre 1699.

8. Oberhalb der Querwand: Lebzelter Hauszeichen (Haus Urbann, Schmidtgasse). Darunter Herbergszeichen der Zimmerleute (Malerei auf Blech unter Glas) vom Jahre 1831. Darunter Herbergszeichen der Leineweber (Malerei auf Papier unter Glas, Trachtenbild).

Im Schaukasten unten: Zunfttruhen (Maurer und Lederer). Dabei: Schmiedearbeiten. Am Fenster Zunfttruhe der Maurer.

In der Mitte des Raumes: Eine Draisine, Holz, wie sie im Jahre 1817 vom badischen Forstmeister von Draise konstruiert wurde, die Urform des Fahrrades.

An der Querwwand außen: Zunfttafel der Lederer aus dem 17. Jahrhundert mit späterer Renovierung. Darunter geschnitzter Faßboden.

Im Schaukasten 3—5 gegenüber an der Längswand des Saales. Reiche Sammlung von Handwerksordnungen, Meister- und Gesellenbüchern, zum Teile in wertvoller Ausstattung.

Raum 3, rechts vom Eingang: Druckstöcke für die Kattundruckerei aus Traun und Lambach und Musterbuch für Entwürfe aus Traun.

Beim Fenster: Ein alter Handwebstuhl.

An der Wand links vom Fenster: Eine Sammlung von Lebkuchenmodeln in Holz geschnitzt. Links davon: Alte Hutmachergeräte, insbesonders der große Fachbogen zur feinen Verteilung der Haare.

An der Querwand außen: Muster der während des Krieges eingeführten Verarbeitung der Nesselfaser.

Raum 4, rechts vom Eingange: Druckstöcke und Muster der alten Spielkartenerzeugung in Wels.

Im Schaukasten 17 und darüber: Darstellung der graphischen Kunst. Hochdruck (Holzschnitt, Buchdruck, Autotypie); Tiefdruck (Stahlstich, Radierung und Heliogravüre), Flachdruck (Lichtdruck, Lithographie); Druckverfahren und Muster.

Am Fenster: Papiermuster und Wasserzeichen der Welser Papiermühle, gegründet im Jahre 1553.

Links vom Fenster: Beschreibung der alten Papiererzeugung, eine Sammlung von Wasserzeichen aus dem Stadtarchiv, alter Holländer (Modell) aus der Welser Papiermühle. Erinnerungen an den Sohn der Stadt, Alois Auer, Ritter von Welsbach, der vom Welser Buchdruckerlehrling zum Direktor der Hof- und Staatsdruckerei in Wien aufstieg.

*

Saal II. Der Rundgang beginnt an der Verbindungstüre zwischen Saal I und II. Immer links gehen, bis zurück zum Ausgangspunkt.

Außer den beschreibenden Texten bei den Sammelgegenständen sind für die einzelnen Zeitabschnitte fortlaufend angebracht: Texte mit Leitsätzen zu den Wissensgebieten mit folgenden, sich wiederholenden Signaturen:

Schwert:	Staatsgewalt, Geschichte.
Stadtwappen:	Stadtgewalt.
Hammer:	Das wirtschaftliche Leben.
Auge:	Die geistigen Triebkräfte.
Mund:	Sprache.
Lyra:	Musik.
Lorbeerkranz:	Dichtkunst.
Palette:	Malerei.
Zirkel:	Baukunst.
Schere:	Tracht.
Spiegel:	Frauenideal.

II. Die Stadt im Spiegel der Geschichte des deutschen Volkes.

A. Das Mittelalter.

Schaukasten 18: Germanische Waffenstücke aus spätrömischer und Völkerwanderungs-Zeit, Schwerter, ein Dolch, ein Schildbuckel, Gürtelbeschläge, Bruchstücke eines großen, schwarzen Tongefäßes. Darüber: Sprachmuster der ostgermanischen (gotischen) Sprache, die Gaugrenzen von Ostbaiern, Umgebungskarte von Wels (Besiedlung des Gebietes), Bildnis Karls des Großen, der Basilika-Baustil, der romanische Baustil, Sprachmuster der althochdeutschen Sprache. Stadtplan: Die Entwicklung der Stadt (Burg 776, Ort 943, Markt 1061, Stadt 1222). Im

Schaukasten: Druck des Traunbrückenprivilegiums vom Jahre 1138, Original der Wochenmarktsurkunde vom Jahre 1328, ein Früh-Buchdruck aus dem Jahre 1475 mit Miniaturmalerei, Mittelalterliches Schwert.

1. Raum, links: Der gotische Baustil: Abbildungen von gotischen Musterbauten, Bilder gotischer Bauten in Wels, die alten Tortürme. Gegenüber an der Wand zwischen den Fenstern, bildmäßige Darstellung: Das Rittertum, Burgen (die Wartburg, die Schaunburg), der Kürnberger, Reidhart von Reuenthal (Trachtenbilder, beachte Gebärdensprache!), Sprachmuster aus dem Nibelungenlied.

Im Hintergrunde dargestellt: **Mönchszelle aus dem Minoritenkloster** um das Jahr 1400. Gotischer Cruzifixus (Original!) provinziale Arbeit. Betschemel und Truhenbank, Ofen (Kopien). Tisch (Original). Rechts: Eiserne Truhe aus dem Rathause, Turmfahne des abgebrochenen Schmiedturmes, Kreuz der Katharinenkapelle.

B. Das Zeitalter der Renaissance.

Im Raume 1, rechts: Darstellung der Entwicklung des Baustiles der Renaissance in Abbildungen, das Heidelberger Schloß, Renaissance-Baudenkmäler aus Wels, Plastik.

An der Querwand außen: Darstellung der italienischen und deutschen Malerei der Renaissance-Zeit. Reproduktionen nach Raffael, Tizian, Lionardo da Vinci, Dürer, Holbein dem älteren und dem jüngeren, Schongauer. Grünewald, Albrecht, Altdorfer, Lukas Cranach.

2. Raum links: Ein Hinweis auf die Zeit der Reformation. Ablaßbrief vom Jahre 1490, Bilder von Martin Luther, Willibald Pirkheimer, Philipp Melanchton, Selbstbildnis Albrecht Dürers, Bilder des Grabmales des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck, Abbildung aus dem Gebetbuche Kaiser Maximilians I. In der Ecke: Hornlaterne, angeblich aus dem Sterbezimmer Maximilians in Wels. Erinnerungen an den „Herzogsbrunnen" in Wels, zwei Blechfiguren (Dudelsackpfeifer und Dukatenmännchen). Hinweis auf den Meistersang: Bildnisse Hans Sachsens, Sprachmuster (seine Weihe zum Dichter in Wels). Hinweis auf die Entwicklung des kaufmännischen Betriebes durch Reproduktionen von Flugblättern.

Im Hintergrunde dargestellt: **Amtsstube des Stadtrichters Balthasar Vogelsanger um 1590.** Stuhl und Tisch, auf demselben eine Lutherbibel, eine sog. Turmuhr (vergoldet), im Hintergrund eine Truhe mit dem Stadtrichterschwert und dem Stadtrichterstabe, Samtpolster mit den Stadttorschlüsseln (sämtlich Originale).

An der rechten Seitenwand: Eine geätzte Solenhoferplatte mit einem Lobspruch auf den Rat der Stadt Wels von 1572. Weiterhin rechts ein Renaissance-Schrank.

C. Das Zeitalter der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges.

Der Absolutismus.

Querwand außen: Die Porträts der habsburgischen Herrscher, Matthias und Ferdinand II. mit ihren Gemahlinnen (Trachtenbilder). Späte Renaissancebauten aus Wels, darunter die beiden Stadtbrunnen. Stiftungstafel des Christof Weiß und seiner Gemahlin Felicitas, geborenen Alt von Altenau (Tochter des Salzburger Erzbischofs Wolf Dietrich). Darstellung der niederländischen Malerei, Bilderkopien nach Rubens und Rembrandt, zugleich Trachtenbilder. Die Entwicklung der Barocke, Muster früher Barockbauten von auswärts und von Wels.

3. Raum: Dargestellt: **Rüstkammer im Rathause um 1626.** Schwingfahne der Welser Bürgerschaft zur Huldigung des Kaisers Mathias vom Jahre 1609. Darunter: Waffen, Hellebarden, Morgensterne aus dem Bauernkriege, Steinbombarde (besonders wertvoll), Geschenk des Kaisers Maximilian I. an die Stadt, Wallbüchsen. Rechts vom Fahnenkasten: ein Zweihänder (Flammberg), ein Luntengewehr; an der rechten Ecke beim Fenster: Werkzeuge für die Rechtspflege, Halseisen, Fußeisen, „der Bock", daneben Hellebarden, wie sie später zum Nachtwächterdienste verwendet wurden. Darüber ein Nachtwächterluthorn.

Links an der Wand: Eine Armbrust mit Pfeilen; in der linken Ecke: Darstellung: **Bürgerliche Küche um 1650** mit Einrichtung, Dreifüße, Spanleuchter u. s. w. An der Wand: Eine alte, „r[illegible]ende" Uhr (im Gegen-

satze zur Sanduhr). Das neue Leben: Kinderwiege, Darstellung einer üppigen Schmauserei dieser Zeit (Jordaens, das Bohnenfest), darunter Tabelle: Darstellung des wirtschaftlichen Niederganges.

D. Das Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus.

4. Raum: Dargestellt: **Kabinett des Bürgermeisters Joseph Anton Beyrath um 1755.** Vor dem Eingange die sogenannte Bürgermeisterfänfte, mit dem gräflich-Salburgischen Wappen. Im Raume Einrichtung des bürgerlichen Rokoko, ein Tabernakelkasten, daneben eingelegte kleine Truhe, daneben Spinnrad, Rocken und Haspel, oben die Bilder der Kaiserin Maria Theresia und des Franz von Lothringen.

Gegenüber als Hauptbild die Bürgermeisterstochter Katharina Beirath, Oelbild des Steyrer Malers Georg Morzer; rechts und links daneben kleine Gobelins unter Glas, darunter auf dem Tischchen eine Rokokogruppe (Wiener Porzellan, neuer Abguß), links davon beim Fenster eine Krippe, rechts davon Spiegel und kleiner Stich: Mozart Vater mit seinen Kindern, weiter rechts ein Barometer des „Mathematikus" Josef Albl in Wels, in der rückwärtigen Ecke Jagdausrüstung.

An der Querwand außen: Links zwei Photographien des ehemaligen, vom Welser Maler Heindl ausgeführten Deckengemäldes im Welser Rathause. Abbildungen von Welser Rokokobauten. Abbildungen von Schäferszenen und französischen Kupferstichen, Hinweis auf den Empire-Stil. Hinweis auf den Hochstand der klassischen deutschen Dichtung, Goethe und Schiller. Hinweis auf das goldene Zeitalter der Musik; Bilder der Oesterreicher: Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart, Ludwig Beethoven und Franz Schubert.

In der Mitte oben ein französischer Requisitions-Schein vom Jahre 1809, „Place de Wels"! Bilder aus der Zeit der Freiheitskriege; Ludwig Jahn, Moritz Arndt, Theodor Körner. Die Entwicklung der sogenannten Biedermaierperiode, Bilderreproduktionen nach Schwind, Waldmüller und Spitzweg. (Trachtenbilder).

E. Das Zeitalter des Polizeistaates.

5. Raum. Dargestellt: **Wohnzimmer der Frau Anna Maria Krakowitzer,** geborenen von Fernstein, um das Jahr 1840, mit Einrichtung aus der Biedermaierzeit. Links an der Wand Oelporträts des Auerspergischen Hofrates Würsing und dessen Gemahlin (letztere in Empiretracht). Silhouetten, Miniaturen, Daguerotypien der Familien Schmierdorfer und Krakowitzer. An der rechten Wand: Kommode mit Aufsatz und zwei Vitrinen samt auserlesenen Stücken der vom Landesarchivdirektor Dr. Ferdinand Krakowitzer dem Museum gespendeten Biedermaiersammlung. In der Mitte oben eine Tuschzeichnung eines Pferderennens in Wels, von dem Welser Maler Josef Sterrer. Besonders hübsch auf der rückwärtigen Vitrine die Uhr mit Darstellung der heiligen Alliance.

F. Die konstitutionelle Monarchie.

Querwand oben: Bronze-Relief-Porträt des Welser Malers Adolf Obermüllner, das Oelbild oberhalb des Fensters im Biedermaierraume ist ein Original von ihm.

An der Querwand links: Reproduktionen nach Gemälden aus der Zeit nach 1850 (Anselm Feuerbach, Thumann, Gabriel Marx, Defregger, Grützner, Richter, Wilhelm Leibl, Franz Lenbach, Adolf Menzel).

An der Querwand rechts: die Wiener Maler Makart, Zetsche, Karl Sterer, Maximilian Liebenwein.

An der Querwand Mitte: Hinweis auf die Zeit des deutsch-französischen Krieges und der deutschen Einigung. Bild Bismarcks. Reproduktion nach Werner, die Krönung Kaiser Wilhelms I. in Versailles. Bilder: Grillparzer, Richard Wagner, Anton Bruckner.

Raum 6: Zur **Erinnerung an den Bürgermeister Dr. Johann Schauer.** (Bürgermeister von 1887—1914). Hinweis auf das Entstehen der Vereine: des Turnvereines, der Feuerwehr, des Gesangsvereines, Bild: Die Pferdebahn von Budweis nach Gmunden, die Elisabeth-Westbahn. Die Lokalbahn. Der erste Postkasten. Die öffentliche Beleuchtung (Petroleum, Gas, Elektrizität). Links auf dem Tische Feuerwehrdiplome des Dr. Schauer und des Franz Holter. Bautenbilder. Der sogenannte altdeutsche Stil. Tabellen: Die Bevölkerungsbewegung. Die Entwicklung der Industrie im Stadtgebiet. Büste Franz Stelzhamers. Rechts: Ueber dem Schreibtische Bild der Enthüllung des

Kaiser Josef-Denkmales, rechts davon Bild des Stadtrates Dr. Franz v. Benack, des Schöpfers des Museums, links davon Bild des Landesarchivdirektors Dr. Ferdinand Krackowizer, des Förderers des Museums. Abschluß zu äußerst rechts: Reproduktion: Franz Stuck, Der Krieg. Die bauliche Entwicklung der Stadt.

In der Mitte des Saales: Gruppe von Waffen und Fahnen, zumeist aus dem Besitze der Bürgergarde. In der Mitte die Fahne (schwarz-rot-gold) der Nationalgarde vom Jahre 1848.

*

Saal III: Der Rundgang beginnt an der Wand gegenüber der Eingangstüre nächst dem Hoffenster. Man wendet sich stets nach rechts.

III. Wels in vorgeschichtlicher und römischer Zeit.

Die vorgeschichtliche Zeit.

Schaukasten Nr. 27 u. 28. Oben im Schaufenster unter Glas: Fundkarte von Oberösterreich. Werkzeuge der älteren Steinzeit (Kopien) und der jüngeren Steinzeit (Originale aus Wels und Umgebung). Bildmäßige Darstellung von Werkzeugen, Gefäßen und Kunsterzeugnissen. (Die Venus von Willendorf, N.-Oe.). Das Bronzezeitalter: Abbildungen von Waffen, Geräten und keramischen Produkten. Drei Original-Bronzebeile aus Wels. Die Hallstatt- und Latene-Periode: Eine Reihe von Abbildungen, ein Töpfchen aus Wels. Tongefäß-Scherben aus Hallstatt.

Die Stadt zur Römerzeit. Etwa 15—450 n. Chr. Colonia Aurelia Antoniniana Ovilaba.

Schaukasten der gleiche wie oben: Auf der Pultfläche Nr. 27: Skeletteile aus römischen Gräbern.

Ein Blick durch das Fenster in den Hof: Große Steinsarkophage.

Sodann Gebrauchsgegenstände aus Bein und Elfenbein: Haarnadeln, Rechensteine (calculi), Werkzeuggriffe. Messergriff mit persischer Inschrift: Cedotoke = der vom Lebenspender, d. i. Mitras Geschenkte. Bernsteinschmuck, Tierische Knochen, Geweihe, Gehörne, Austernschalen! Unten offen im Schaukasten: Zahlreiche Stücke von Wandverputz mit Malerei.

An der Wand, rechts von der Türe: Bruchstücke von Inschriftsteinen, darunter wohlerhalten die Grabinschrift der Soldatenfrau „Ursa", „einer gläubigen Christin".

Schaukasten Nr. 29 und 30: Links im Schaukasten oben: Gefäße und kunstgewerbliche Gegenstände aus Bronze, ein Falke ägyptischer Herkunft und Figurales. In der unteren Ecke: 2 Reste von römischen Militärdiplomen aus der Zeit Neros und Trajans. Rechts im Schaukasten oben: Eine römische Bronzebüste, Erzeugnis bester Kunst. Daneben Gold-Fingerring und goldener Anhänger. Pult des Schaukastens von links beginnend: Bronzeschlüssel, Lampen, Glocken, verschiedene Werkzeuge, Pinzetten, Schreibgriffel, Beschläge aller Art, Knöpfe, Armspangen, Fingerringe, Fibeln aus Bronze, darunter eine, das Hakenrad darstellend.

Im unteren Raume des Schaukastens: Bruchstücke von Mosaikfußböden.

Diesem Schaukasten gegenüber in einem Bleisarge das Skelett eines Römers. (Ziegelei in Aschet).

Schaukasten Nr. 31: Eisengeräte: Von links nach rechts: Ein Lampenträger, Ringe, Ketten, Nägel, Werkzeuge aller Art, Schreibgriffel, Messer in verschiedenen Formen, Schwerter, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, gruppenweise geordnet: Bestandteile von Türschlössern (Riegel und Schlüssel). Eine ausführliche Beschreibung ist den Gegenständen beigefügt.

Oberhalb des Schaukastens: Bildliche Darstellung: Die Trachten in römischer Zeit. Ein Römer in der Toga, ein Römer in der Tunica, ein römischer Legionssoldat, ein Kelte mit Wettermantel, ein vornehmer Germane.

Schaukasten Nr. 32 und 33: Oben bildliche Darstellung der Grabung bei Veyl mit den Resten der römischen Befestigungsanlage, Wehrgang, Mauer und Gräben. Daneben: Haupttypen der römischen Tongefäße.

Im Pult des Schaukastens: Bruchstücke von römischen, verzierten Sigilatagefäßen nach Erzeugungsort und Töpfern geordnet, beginnend mit dem Zeitraum um etwa 15 n. Chr. Geburt. Besonders interessante und seltene Sammlung.

Unten offen im Schaukasten: Bruchstücke aus Stein, Skulptu-

ren, zumeist aus der Umgebung des Meilensteines aus der ehemaligen Hemmerfabrik.

Schaukasten Nr. 34 und 35: Links vorher an der Wand ein Holzpfosten römischer Herkunft von einer Brunneneinfassung aus dem Bahngelände in Aschet. Oben im Schaukasten bildliche Darstellung des römischen Hauses, römischer Geräte, des Bronzepferdes, das im Jahre 1756 in der Traun gefunden wurde. Dazu Vergleichsbild des antiken Marc Aurel-Denkmales auf dem Kapitolplatze in Rom. Abbildung des erwähnten römischen Meilensteines, der sich im Vorraume des Museums befindet.

Unterhalb der Abbildungen Erzeugnisse aus Glas, Flaschen, Armringe aus Glas, Perlen und Libationsgefäße, sogenannte Tränenkrüglein.

Im Pult des Schaukastens: Fortsetzung der Sammlung verzierter Sigillata, reichend bis Ende des 4. Jahrhunderts.

Rechts vom Schaukasten: An der Wand der Stadtplan mit Einzeichnung der römischen Stadtmauer und der mittelalterlichen Stadt.

Zwischen den Fenstern: Skulptur, Löwe, vom Ammerhause, Westbahnstraße.

Langer Schaukasten in der Mitte Nr. 36—38: (Die offene Türe im Rücken.) Oben: Urnen vom 1. bis 4. Jahrhundert aus römischen Brandgräbern. Unterhalb derselben Bruchstücke von Reibschüsseln mit Töpferstempeln. Innen unter Glas: Verschiedene Koch-, Speise-, Trink- und Vorratsgefäße aus Ton, darunter Muster von Sigillata-Geschirr. In der untersten Reihe Tonlampen zum häuslichen Gebrauch und zur Totenpflege.

An der Schmalseite des Schaukastens gegen den Hof: Frauenbüsten aus weißem Ton, als Grabbeigaben und Anderes.

An der anderen Langseite des Schaukastens: von links nach rechts. Oben unter den Urnen: Reste von Amphoren, Webstuhlgewichte, Heizziegel, Mauerziegel, auch solche mit Legionsstempeln.

Unter Glas von links nach rechts: Teller aus Ton und Bruchstücke von solchen, Deckel.

Unter Glas zu unterst von links nach rechts: Ein Kuchenmodel, ein Tonlampenmodell, Räuchergefäße, Miniaturgefäßchen als Grabbeigaben, Tiere und Puppen als Kinderspielzeug.

Schaukasten Nr. 39—42: Auswahl aus der Münzensammlung.

Ferdinand Wiesinger
(Wels).

....

Das oberösterreichische Denkmalarchiv.

Nur wenige dürften wissen, daß es in Oberösterreich ein Denkmalarchiv gibt, und wieder nur ein Teil von ihnen, was seinen Inhalt ausmacht und wozu es dient. Da es jedoch eine öffentliche Einrichtung ist und nicht bloß von allen an der sichtbaren Kultur unseres Landes interessierten Kreisen der Bevölkerung benützt werden kann, sondern unter den heutigen Zeitverhältnissen notgedrungen auf ihre Unterstützung angewiesen ist, so erscheint es an der Zeit, einmal auch öffentlich darüber zu berichten.

Das Denkmalarchiv ist eine Sammlung von bildlichen Wiedergaben der Denkmale unseres Landes Oberösterreich; hauptsächlichst der Kunstdenkmäler im weiteren Sinne des Wortes, aber zum Teile auch der Naturdenkmäler, wenn auch die letzteren nicht systematisch bisher gesammelt wurden. Man darf dabei aber nicht an Originalwiedergaben denken, sondern an photographische oder gedruckte Reproduktionen. Nur die architektonische Aufnahmen (Grundrisse, Schnitte, Fassaden und Details) sind Handzeichnungen.

Das Denkmalarchiv befindet sich beim Landesdenkmalamte (Linz, Klammstraße 9) und wurde mit diesem im Sommer 1913 als Filiale des Bundesdenkmalamtes in Wien errichtet. Da es einen untrennbaren Bestandteil des Landesdenkmalamtes bildet, wird es auch vom Landeskonservator verwaltet. Seine ursprünglichste und Hauptaufgabe besteht darin, die Verwaltung der Denkmalpflegeaufgaben vielfach überhaupt erst zu ermöglichen, weiters aber sie auch zu erleichtern und zu verbilligen, da dadurch sehr viele Besichtigungen an Ort und Stelle, die viel Zeit und jetzt auch sehr viel Geld kosten, erspart werden können. Darüber hinaus dient es aber auch allen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, Denkmalpflege, Heimat- und Volkskunde unseres Landes geistig wie

praktisch arbeitenden Personen, welche seinen Bestand benützen wollen, durch Einsichtnahme und Entlehnung.

Bei den kargen Mitteln, welche schon im Frieden dafür zu Gebote standen und jetzt im Verhältnisse noch kärglicher geworden sind, kann es nicht auffallen, daß einstweilen nur ein kleiner Teil des gesamten Materials des Landes darin im Bilde vereinigt ist. Bisher umfaßt das Denkmalarchiv 2144 Bilder im Ausmaß bis zur Größe 13×18 cm (Format a) 623 Bilder im größeren Ausmaße (Format b) und 73 Handzeichnungen (Skizzen, Entwürfe und architektonische Aufnahmen). In der hauptsächlichst vertretenen Größe (Format a) sind aber nicht allein Photographien, sondern auch gedruckte Abbildungen und Ansichtskarten eingereiht. Außerdem gehören zum Denkmalarchive noch die Negative der über Auftrag des Landesdenkmalamtes photographisch aufgenommene Kunstwerke und eine Anzahl von Diapositiven für die Benützung bei Vorträgen.

Das gesamte Material wird fortlaufend inventarisiert und ist außerdem in einem nach den Ortschaften, in denen sich die Kunstdenkmäler befinden, gegliederten Zettelkataloge verzeichnet. Systematische Verzeichnisse nach Kunstgebieten, Gegenständen oder dem Material, aus welchem die einzelnen Kunstwerke hergestellt sind, konnten bisher mangels entsprechender Mitarbeiter nicht angelegt werden. Wohl aber wurde in letzter Zeit damit begonnen, Verzeichnisse jener Bilder von oberösterreichischen Kunstwerken anzulegen, die sich in Büchern und Zeitschriften vorfinden.

Jedem mit der Sache nur irgendwie Vertrauten dürfte es klar sein, welche Bedeutung dem Denkmalarchive für die Geschichte und Kunst unseres Landes zukommt. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß alle Heimatfreunde, welche Reproduktionen von ob.-öst. Kunstwerken besitzen, insbesonders unsere Architekten oder Amateurphotographen, die ganz unbeachtet Architekturzeichnungen oder gute solche Bilder zu Hause liegen haben, diese dem Landesdenkmalamte widmen wollten, damit der Ausbau dieser Sammlung möglichst fließend vor sich gehen kann und ihr Zweck erfüllt wird zum Nutzen der geschichtlichen Erforschung unseres Landes.

Dr. O. Oberwalder.

Störzeichen.

Die Salzburger Chronik berichtete am 18. 5. 1920 (Nr. 111) unter dem Titel „Eine Bilderschrift aus dem Pongau", daß es im Pongau bis zum Auswirken der allgemeinen Schulpflicht Brauch gewesen sei, daß der Störschuster die auf der Stör verfertigten Fußbekleidungen mit einem den Besitzer kennzeichnenden Merkzeichen versah. Das Schuhwerk des Bauers bekam einen Geldbeutel, das des Knechtes eine Sense, das des Werfers eine Heugabel als Zeichen. Dem Hüter galt eine lange Peitsche, dem Rostknecht eine kürzere Gabel, dem Pürscher ein Dreschflegel, dem Schafler eine Salztasche, dem Austragbauern ein Kreis mit zwei senkrecht zueinanderstehenden Durchmessern. Die Bäuerin hatte als Schuhzeichen einen ganzen, die Kuchldirn einen halben Krapfspieß, die Garberin eine Auflegegabel, die Melkerin einen Melkstuhl, die Pürscherin einen Besen, die Kindswärterin, Lod genannt, eine Kochpfanne, die Austragbäuerin einen Kreis mit senkrechtem Durchmesser, schließlich die Einlegerin ein halbes Andreaskreuz.

Ist eine ähnliche Gepflogenheit bei uns feststellbar?

Dy.

Übersicht über die 1921 erschienene oberösterreichische Geschichte-Literatur.

Zusammengestellt von Dr. Eduard Straßmayr.

Kyrle Georg, Hochäcker in Oberösterreich. Heimatgaue, 2. Jahrgang (Linz 1921), S. 73—78.

Im Volke sind häufig irrige Ansichten über die Hochäcker, alte Ackerkulturen, vorhanden. Es ist daher zu begrüßen, daß von fachmännischer Seite über das Wesen, die Ursachen und das Alter der Hochbeete sowie über deren Verbreitung in Oberösterreich Aufklärung gegeben worden ist.

Berger Franz, Die Verwertung der Kirchenbücher. Monatsschrift für die ostbayrischen Grenzmarken, 10. Jahrg. (Passau 1921), S. 23 ff. und 40 ff.

Auf Grund umfassender archivalischer Forschungen, besonders im Innviertel, hat der Verfasser den vielseitigen Wert der Kirchenbücher dargelegt, die in einigen oberösterreichischen Pfarreien bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreichen. Eine reichhaltige Quelle für die Heimatkunde harrt hier noch der Erschließung und planmäßigen Ausnützung.

Zibermayr Ignaz, Das oberösterreichische Landesarchiv im Bilde der Entwicklung des heimatlichen Schriftwesens. Linz 1921, 41 S.

Berger Franz, Das oberösterreichische Landesarchiv. Monatsschrift für die ostbayrischen Grenzmarken, 10. Jahrgang, S. 168 bis 171.

Straßmayr Eduard, Das oberösterreichische Landesarchiv. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 227—236.

Anläßlich des 25jährigen Bestandes des Landesarchivs ist von verschiedenen Seiten die Aufgabe und Tätigkeit dieses sowohl der Geschichtsforschung wie auch den Verwaltungsbedürfnissen dienenden Amtes beleuchtet worden. Ueber den Rahmen einer einfachen Gedenkschrift hinaus gewinnt besondere Bedeutung die Arbeit Zibermayrs, welche zum ersten Male einen von gründlicher Stoffbeherrschung zeugenden Ueberblick über die Entwicklung des Archivwesens im ganzen Lande bietet. Diese Abhandlung erschließt uns die Kenntnis vom Werdegang des heimatlichen Schriftwesens und von der Ausgestaltung des Landesarchivs zum Zentralarchiv und Sammelpunkt für die im Lande zerstreuten und bedrohten Schriftdenkmale.

Bibl Viktor, Die Religionsreformation K. Rudolfs II. in Oberösterreich. Sonderabdruck aus dem „Archiv für österreichische Geschichte", Band 109 (Wien 1921), 74 S.

Der durch seine Untersuchungen über die Gegenreformation in Niederösterreich bekannte Forscher hat sich nunmehr dem Studium der religiösen Bewegung in unserem Lande an der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts zugewendet. Wir gewinnen einen Einblick in die religionsreformatorische Tätigkeit K. Rudolfs II. für die Zeit von 1596 bis 1604 und können den Kampf der Regierung mit den protestantischen

Ständen in einem Zeitabschnitt verfolgen, der zu den bewegtesten in der Geschichte Oberösterreichs zählt. Hier wartet der Forschung noch ein ertragreiches, wenig bebautes Feld.

Ziegler Anton, Kurze Geschichte des Volksschulwesens des Stadtschulbezirkes. Linz. Linz 1921, 88 S.

Ein willkommener Beitrag zur Linzer Schulgeschichte, der den Lehrkräften im heimatkundlichen Unterricht gute Dienste leisten wird. Fleißig ist das zerstreute Quellenmaterial zusammengetragen. An der Hand zahlreicher statistischer Belege wird die Entwicklung der Linzer Schulen bis auf unsere Tage herauf verfolgt.

Sekker Franz, Rund um Linz, Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 16 ff., 85 ff. und 148 ff.

Mit der mittelalterlichen Geschichte von Linz und Umgebung gut vertraut, geht Sekker in seinen auf reichhaltigem Urkundenmaterial gestützten Untersuchungen alten Orts- und Hofnamen in und außerhalb der Stadt nach. Das Ergebnis seines Rundganges ist sehr lohnend und kann als erwünschter Behelf für den bodenständigen Unterricht verwertet werden.

Sekker Franz, Namenbuch von Linz. Verzeichnis der Einwohner von Linz in der Zeit von 1120 bis 1500. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 103 ff., 179 ff. und 237 ff.

Das mit unermüdlichem Fleiß aus vielen Archiven, Urkundenbüchern und anderen Quellen-Veröffentlichungen zusammengestellte Verzeichnis von alten Linzern liefert Bausteine für die Ortsgeschichte und reiche Ausbeute für die Namenkunde und Familienforschung. Bei jedem Namen ist der Beruf, die Zeit des urkundlichen Aufscheinens und der Quellenbeleg angeführt.

Gugitz Gustav, Die schöne Linzerin. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 92 ff. und 154 ff.

In der am Ausgang des 18. Jahrhunderts aufkommenden Reiseliteratur haben viele Schriftsteller ihr Lob dem schönen Geschlecht im Donaustädtchen gesungen und so den Ruf der hübschen Linzerin weit über die Landesgrenzen hinausgetragen. Die in stattlicher Anzahl überlieferten Urteile reiselustiger Leute über den Liebreiz der Linzerinnen sind von Gugitz gesammelt und unter dem kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu einem trefflichen Stimmungsbild gestaltet worden.

Gmainer Ferdinand, Stadttürmer und Stadtwachtmeister von Freistadt im 16. und 17. Jahrhundert. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 243—246.

Vorschriften über die Obliegenheiten des Stadttürmers und Stadtwachtmeisters aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind im Auszug wiedergegeben.

Reuner Franz, Taufkirchen an der Pram. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 78—84.

In großen Zügen entwirft der Verfasser ein übersichtliches Bild von dem Werdegang des Ortes. Er behandelt die Siedelungsgeschichte, die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse und widmet einen eigenen Abschnitt den für die Entwicklung von Taufkirchen wichtigen Landgütern.

Krinzinger Florian, Das Stift Schlägl und seine Glashütten. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 209—223.

Der Waldreichtum an der böhmischen Grenze bewog das Stift Schlägl, im 17. Jahrhundert einen neuen Erwerbszweig, der das Holz ausnützte, den Glashüttenbetrieb, zu begründen. Trotz widriger Wechselfälle bestand die Glashütte zu Schwarzenberg bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, während jene in Sonnenwald bis 1900 in Tätigkeit blieb. Die weite Entfernung von Verkehrswegen, veraltete Betriebsanlagen und Schwierigkeiten in der Holzbeschaffung bewirkten die Auflösung dieser kleinen Industrie, deren Geschichte uns Krinzinger aus den Akten des Schlägler Stiftsarchivs in einer lesenswerten Arbeit erschlossen hat.

Baumgartinger Edmund, Die Gründung der ersten Sensenwerke in Scharnstein. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 162—165.

Die Geschichte der oberösterreichischen Sensenschmiede, die im Wirtschaftsleben des Landes Bedeutung besaßen, ist noch wenig erforscht. Wie dieser Gewerbezweig in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Almtal sich entwickelte und der tatkräftige Helmhart Jörger die auf seinem Besitz Scharnstein errichteten vier Sensenwerke trotz mannigfacher Schwierigkeiten zur Blüte brachte, ist vom Verfasser in einer kleinen Arbeit gezeigt.

Guby Rudolf, Die Kunstdenkmäler des oberösterreichi-

schen Innviertels. Oesterreichische Kunstbücher, Sonderband 1, Wien 1921, 128 S. und 135 Abbildungen.

Auf jahrelangen Studienfahrten durch das Innviertel hat Guby die Kunstdenkmäler aufgenommen, Archive durchforscht und als Frucht dieser mühsamen Arbeiten den Kunst- und Heimatfreunden einen Führer durch diesen Landstrich gegeben. In dem beigegebenen kunstgeschichtlichen Ortslexikon erfahren die kirchlichen Bauwerke und Kunstschätze der einzelnen Orte eine kurze Beschreibung. Zahlreiche prächtige Abbildungen und mehrere Grundrisse, ein Ortsregister und Verzeichnis der Künstler und Handwerker verleihen dem Buch ein vornehmes Gepräge und ermöglichen eine rasche Orientierung in der Fülle des Stoffes.

Pösinger Bernhard, Der Fischbehälter des Stiftes Kremsmünster. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 142—148.

Als letzte Arbeit des um die Erforschung der Kremsmünsterer Geschichte hochverdienten, leider allzu früh gestorbenen Stiftsarchivars ist genannte Abhandlung erschienen. Mit der seine Untersuchungen auszeichnenden Gründlichkeit hat Pösinger die Baugeschichte des Fischbehälters dargestellt, an dem ein Carlone und Prandauer gearbeitet haben, und welcher heute noch dem Stifte zur Zierde gereicht.

Guby Rudolf, Das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift Ranshofen. Monatsschrift für die ostbayrischen Grenzmarken, 10. Jahrgang, S. 1 ff. und 17 ff.

Eine alte Pflegestätte deutscher Kunst, die mit der Auflassung des Chorherrenstiftes im Jahre 1811 ein Ende fand, ist in ihrer baugeschichtlichen Entwicklung eingehend besprochen. Wenige Stiftskirchen machen auf den Besucher einen so mächtigen Eindruck wie Ranshofen durch die Geschlossenheit der barocken Innenausstatttung, deren Pracht wir in einigen Abbildungen genießen können.

Hager Evermod, Johann Worath, der Bildhauer des Schlägler Prälaten Greysinger, ein bisher unbekannter Meister des Frühbarocks im oberen Mühlviertel. Heimatgaue, 2. Jahrgang, S. 1—14.

Ueber das Kunstgut im Mühlviertel und die Meister, welche dort geschaffen haben, ist noch wenig geschrieben. Auf Grund eingehender Archivstudien macht uns nun Hager mit dem künstlerischen Wirken des bisher nicht beachteten Tiroler Bildschnitzers Worath bekannt, der lange Zeit im Dienste des Stiftes Schlägl arbeitete und 1680 in Aigen seine Lebensbahn beschloß. Mehrere noch vorhandene Altäre und Statuen ermöglichen ein Urteil über das Schaffen dieses Meisters. Sie zeigen, daß auch in den Stürmen des 30jährigen Krieges deutscher Künstlergeist auf heimatlichem Boden sich regte.

Mitterwieser A., Kirche und Wallfahrt Brunnenthal bei Schärding. Monatsschrift für die ostbayrischen Grenzmarken, 10. Jahrgang, S. 137—142.

An dem Orte, wo während des 30jährigen Krieges ein vielbesuchter Heilbrunnen entstand, wurde dank der reichlich fließenden Opfergaben eine schmucke Wallfahrtskirche errichtet. Mitterwieser hat die Baugeschichte dieses Gotteshauses aus bayrischen Archiven erforscht und so unsere Kenntnis um das Kunstschaffen im Innviertel bereichert.

Strohmer Erich, Der Kreuzaltar in Gebertsham. Monatsschrift für die ostbayrischen Grenzmarken, 10. Jahrgang, S. 123—127.

In dem Landkirchlein Gebertsham befindet sich ein noch wenig bekannter Flügelaltar, der in der vorliegenden, mit mehreren Abbildungen ausgestatteten Abhandlung als ein schönes Stück spätgotischer Altarbaukunst gewürdigt wird. Der Verfasser weist dieses Werk eines ungenannten Meisters dem salzburgischen Kunstkreis zu, stellt die Abhängigkeit der einzelnen Bilder von Dürers Arbeiten fest und setzt die Entstehungszeit des Altars zwischen 1515 und 1520 an.

Kriechbaum Wilhelm, Hugo von Preen, der Heimatmaler des oberen Innviertels. Monatsschrift für die ostbayrischen Grenzmarken, 10. Jahrgang, S. 163 bis 168.

Ein treffliches Bild entwirft Kriechbaum von dem Leben und vielseitigen Wirken des Malers Preen, dem die Heimatbewegung im Innviertel warme Förderung verdankt. Ob er die Schönheiten der altbayrischen Landschaft auf die Leinwand zaubert, oder charakteristische Volksgestalten und Trachtenbilder festhält, es ist Heimatkunst und Heimatliebe, die aus seinen Arbeiten spricht.

Braunauer Heimatkunde. Veröffentlichungen der Vereinigung zur Pflege der „Braunauer Heimatkunde", 15. und 16. Heft (Braunau 1921).

Von der emsigen Tätigkeit des Heimatvereines Braunau gibt das Erscheinen von zwei umfangreichen Heften innerhalb eines Jahres beredtes Zeugnis. E. Kriechbaum, die Seele des arbeitsfreudigen Kreises, veröffentlicht im 15. Heft eine Landschaftskunde des oberen Innviertels." Das 16. Heft bringt mehrere Beiträge zur Geschichte der Stadt Braunau und anderer Innviertler Orte. Volks- und Naturkunde sind ebenfalls ausgiebig berücksichtigt.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels. 7. Band (Rohrbach 1921).

Trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse finden erfreulicher Weise die Veröffentlichungen zur Geschichte des Mühlviertels ihre Fortsetzung. Aus den Beständen der Pfarr- und Gemeindearchive werden weiteren Kreisen kleine, kulturgeschichtliche Bilder von der Vergangenheit dieses Landstriches dargeboten, die geeignet sind, das Interesse für die Heimatgeschichte zu beleben.

Blätter für Heimatkunde. Herausgegeben vom Heimatschutzverein Wels. Sonderabdrücke aus dem „Welser Anzeiger" und der „Welser Zeitung" 1921.

Zur Pflege des Heimatsinns veröffentlicht der Verein in den Ortsblättern monatlich Beiträge zur Geschichte der Stadt Wels und der weiteren Umgebung. Auf diese Art wird den Lesern einige Kenntnis von der Vergangenheit des Heimatbodens vermittelt.

Dr. Rudolf Guby. **Die Kunstdenkmäler des ob.-öst. Innviertels.** Oest. Verlagsgesellschaft E. Hölzel, Wien 1921. S. 128 und 120 Abb.

Das angegebene Erscheinungsjahr des Buches ist nur bedingt richtig, weil wohl der Textteil bei der Passauer Heimatschutztagung des Vorjahres in 100 Exemplaren vorlag, das ganze Buch mit den Bildbeigaben aber erst anläßlich der heurigen Heimatschutztagung in Deggendorf herauskam und auch seither erst im Buchhandel erhältlich ist. Hätte der Verfasser dieses eine Jahr dazu benützt, die vielfachen Mängel des Buches, auf die er schon im Jahre 1921 von den verschiedensten Seiten mündlich aufmerksam gemacht wurde, nach Möglichkeit auszumerzen, so hätte den größten Vorteil davon er selbst gehabt, ganz zu schweigen, daß für die kunstgeschichtliche Heimatkunde dann vielleicht ein wirklich brauchbares Buch daraus entstanden wäre. Denn an und für sich ist es ja höchst begrüßenswert, wenn unsere Kenntnisse in der heimatlichen Kunstgeschichte nach Möglichkeit erweitert und aufgehellt werden. Das Bestreben hiezu allein genügt aber nicht, sondern es muß auch mit der nötigen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit daran gearbeitet werden. Herr Dr. Guby war aber nur bestrebt, möglichst rasch zu publizieren und hat sogar die selbsteingesehenen Irrtümer und Flüchtigkeiten, solange es noch Zeit war, nicht behoben. Allerdings hätte er das Buch dann fast neu schreiben müssen. Denn es geht nicht an, ein solches ortskundliches Werk zu verfassen, ohne die reiche Lokal- und Zeitschriftenliteratur (Mitteilungen der Zentalkommission f. D., Wien, Christliche Kunstblätter Linz, Tagespost- und Volksblattbeilagen, um nur die wichtigsten zu nennen) nahezu ganz unberücksichtigt zu lassen. Das kostet allerdings Zeit und Mühe, die der Verfasser anscheinend nicht viel übrig hatte. Vielleicht war ja die Anlage des Buches überhaupt verfehlt. Denn die Einführung, die viele Seiten hindurch nur eine phrasierte Zusammenstellung des im zweiten Teile nach Orten geordneten Materials im Zuge der historischen Entwicklung gibt, umfaßt 72 Seiten, das allerdings kleiner gedruckte, kunstgeschichtliche Ortslexikon aber nur 39. Und doch hätte es eigentlich den Hauptinhalt des Buches bilden sollen. Dazu wäre freilich auch notwendig gewesen, daß der Verfasser mit einer anderen Absicht an diese Zusammenstellung herantritt. Er dachte sich

dieses Ortslexikon hauptsächlichst als ein Wanderbuch, während es doch dazu viel weniger benützt werden dürfte wie als Nachschlagebuch in der stillen Stube daheim. Gerade aber für diesen Zweck versagt es vollständig. Eine Menge Denkmäler, ja ganze Kirchen (z. B. die Filialkirche in Kasten) fehlen überhaupt. Irgend eine annähernd richtige Vorstellung von den Baulichkeiten nach der Beschreibung zu bekommen, ist unmöglich. Die Lage der einzelnen Bauwerke oder die Kirchtürme, ihre Stellung im Grundriß und ihr äußeres Aussehen werden meist gar nicht behandelt. Bei den Altarbildern fehlt sehr häufig die Angabe des dargestellten Gegenstandes, was gerade vom Standpunkte der künstlerischen Volksbildung aus zu bedauern ist, weil ein Hindernis der Betrachtung dadurch nicht weggeräumt wird. Um nur einige Belege für das Gesagte aus der Fülle der festzustellenden anzuführen, verweise ich auf die Beschreibungen der Kirchen Engelszell S. 88 (nicht einmal die Zahl der Seitenaltäre angegeben, wie bei Hellpfau S. 93), Geretsberg, S. 91, Ranshofen, S. 104 (wo, nebstbei bemerkt, nicht alle Seitenaltarbilder von demselben Maler „Ruderpaur" herstammen), und Ried S. 107. Dem Stadtbilde von Braunau nur drei Zeilen zu widmen, die noch dazu ganz allgemein gehalten sind, ähnlich wie bei den Grabsteinen der Rieder Stadtpfarrkirche, ist doch etwas wenig. Und so gäbe es noch viel, auf das hier und bei diesem Anlasse einzugehen wohl nicht der Platz und auch nicht der Raum ist. Ursprünglich wollte ich ja eine in jede Einzelheit eingehende Besprechung des Buches geben, aber sie wäre nicht bloß zu umfangreich geworden, sondern hätte für mich eine Arbeitsleistung bedeutet, die einer Neuabfassung des Buches kaum zurückgestanden wäre. Daher sei auch nicht weiter mehr auf die vielen Lücken, Irrtümer und fehlerhaften Beziehungen eingegangen, die sich in Gubys Darstellung vorfinden.*) Daß sie nicht besser wurde, ist vor allem deshalb so bedauerlich, weil sie die Unterstützung vieler Kreise gefunden hat, die sonst nicht leicht jemand zuteil wird, und jedenfalls auch weite Verbreitung und Benützung finden dürfte, ohne dabei die entsprechend kritische Behandlung zu erfahren. Wenn dagegen gesagt wird, daß das Buch „kein abschließendes Werk sein will, sondern nur ein Anfang oder nur eine Anregung" und der ortsgeschichtliche Teil nur als „erster Entwurf" gedruckt wurde, so sind dies unberechtigte Anrufungen einer nachsichtigen Beurteilung, weil schon jetzt beim Aufwand entsprechenden Ernstes und der damit verbundenen Mühe Besseres geleistet hätte werden können und leider nicht zu erwarten steht, daß ein zweites ähnliches Werk in absehbarer Zeit die Schäden, welche Gubys Buch stiften kann, beheben wird. Auf die Habenseite sind die vielen und in den allermeisten Fällen auch guten Abbildungen zu buchen, welche uns aber leider nur zum Teil für das entschädigen können, was uns der Text vorenthalten hat.

Dr. O. O.

Anmerkungen:

*) So fehlen Erwähnungen, wobei ich förmlich ganz zufällig in das Material greife und nur einzelnes Weniges heraushebe, zum Beispiel der romanischen Porträtkonsolen im Keller des Rathauses von Braunau, der romanischen Säule mit Maske aus Suben, jetzt im Museum von Schärding, der altgothischen Statue in der Pfarrkirche von Vichtenstein, zahlreicher Signaturen von Bildern wie bei Ausrolds-münster (Hochaltar) bezeichnet rechts unten: Mich. Ang. Unterberger, renoviert auch nicht von Joh. sondern Josef Prinner, Perwang (Seitenaltarbilder der Hl. Sebastian und Anton) bez. Jos. Rittensperger inv. et fec. 1846, nicht von Nic. Streicher, wie Guby in Klammern mit Fragezeichen angibt. Die beiden Bilder im Pfarrhofe — die Pfarrhofbauten scheinen den Verfasser überhaupt nicht interessiert zu haben, obwohl sie neben den Kirchen die wichtigsten Baudenkmale in unseren Landorten darstellen — von Franz Streicher werden überhaupt nicht erwähnt. Bei Reichersberg (Betchor) fehlen 8 Querbilder, vermutlich aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, alle von demselben Maler, eines darunter bez. r. u.: Joseph: Stephan Fe; das Bild des Josefsaltars ist mit Kolbinger bezeichnet. Daß das Hochaltarbild in Neukirchen a. d. Enknach mit M. S. T. 1665 und die Seitenaltarbilder von Math. Magreither und weiterhin noch viele andere Bilder mit dem Künstlernamen bezeichnet sind, wird ebenso verschwiegen wie die meisten Datierungen alter, gothischer Bauwerke. So ist z. B. auf den ganz unwillkürlich aufgeschlagenen S. 112 und 113 unter neun goth. Kirchen nur für eine einzige ein

Datum, und bei dieser nur ein angebliches Weihejahr, angegeben. Die Arbeiten des Kunstgewerbes und der Volkskunst werden ganz vernachlässigt. Irrtümer und fehlerhafte Beziehungen werden klar, wenn ich darauf verweise, daß unter anderem die Hochaltarfiguren der ehem. Stiftskirche Engelszell auf S. 69 von „Deutschmann", auf S. 88 von „J. G. Ueblherr" sind; auf S. 25 werden einige Grabsteine angeführt, die „der Salzburger Meister Hans Eybenstock und seine Gesellen" gearbeitet haben sollen; sieht man im Ortslexikon dann nach, so heißt es auf S. 106 „von einem Nachahmer des . . ., auf S. 107 „aus der Werkstätte des . . .". Was hat also der Meister selbst gemacht? Das ist doch Fremdenführergeschwätz, nicht Wissenschaft! Der Maler Hauber hat auf S. 71 und 116, wie auch im Index den Vornamen Josef, S. 108 aber M. Daß einzelne Künstler im Verzeichnis fehlen (z. B. Wolfgang Reiter), den Beruf ändern (Michael Sing ist nach S. 57 Goldschmied, nach S. 122 aber Maler) oder an der angegebenen Stelle nicht zu finden sind (Clemens della Croce S. 76, Oefele, S. 79) nimmt bei einer solchen Arbeitsweise nicht mehr Wunder. Auf die Problematik so mancher Zuschreibungen und Datierungen will ich mich gar nicht mehr einlassen.

Bauernrätsel. Der Böhmerwäldler Volksbücher erstes Heft. Passau, M. Waldbauer. 1922. 59 S.

Die volkskundliche Sammeltätigkeit kann zu den reichsten Ergebnissen im Wege von planmäßig vorgehenden und gut geleiteten Arbeitsgemeinschaften kommen. Ein Beispiel hat im vorliegenden Büchlein die heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft „Goldner Steig" gegeben. Sie hat Bauernrätsel ihres Beobachtungsgebietes in reicher Fülle zusammengetragen, die Anordnung und Herausgabe hat Rudolf Kubitschek besorgt. Den Stoffkreis bildet die Anschauungswelt des Landvolkes; das Menschenleben und die Natur, Religion und Alltag geben Rätselfragen ab, die teils fröhliche Aufsitzer, teils wieder Prüfsteine des Scharfsinnes sind, im ganzen aber zeigen, wie eng der Bauer mit seinem Arbeitsleben verwachsen ist. Die Sammlung, die ein Einblick in eine Welt frischer, gesunder Volksunterhaltung ist, will vor allem der Pflege und Erhaltung der lebenden Volksüberlieferung dienen. Aehnliche Aufgaben haben sich auch in Oberösterreich Arbeitsgemeinschaften gestellt, vielleicht regt sie das Böhmerwäldler Beispiel zu frohem Abschlußschaffen an, denn wir bedürfen ähnlichen, gediegenen Schrifttums nicht minder.

Dy.

Berichtigungen und Ergänzungen.

S. 13, Spalte b, Zeile 9 v. o.: im Aisttal bei der Aichornmühle.
S. 13, Spalte b, Zeile 13 v. o.: Nigriniteiche.
S. 13, Spalte b, Zeile 18 v. u.: Scheiblingen.
S. 14, Spalte a, Zeile 5 v. o.: Zinispanhof.
S. 17, Spalte b, Zeile 5 v. o.: Gabriel.
S. 27, Spalte a, Zeile 3 v. u.: sich zu streichen.
S. 44, Spalte a, Zeile 3 v. u.: Werk all derer.
S. 58, Spalte b, Ueberschrift: Pfarrer und Heimatschutz.
S. 60, Spalte a, Zeile 12 v. o.: Pestmarterl.
S. 64 unterm Strich: Sonntag 1922.
S. 150, Spalte b, Zeile 34 zu ergänzen: 3. Heft, S 59 ff. — Vor „Anmerkungen" einzuschalten: Austria, 1848, S. 101 ff.
S. 151, Spalte b, zu IV, 2 zu ergänzen: Austria 1848, S. 103. zu IV, 3 zu ergänzen: Austria, ebenda.
S. 200, Spalte b, Zeile 8 v. u.: Gschliefort.

Heimatgaue, 3. Jg., 5. und 6. Heft. Abgeschlossen 22. Hornung 1923. — Schriftleiter: Dr. Adalbert Depiny, Linz, Wurmstraße 15 a. — Alle Rechte vorbehalten. Verlag: R. Pirngruber, Linz. — Druck von Joh. Haas in Wels.

Inhalts-Verzeichnis

Dr. Edmund Haller, Linzer Jesuitendramen 3, 108
Dr. Rudolf Scharizer, Aus Freistadts vergangenen Tagen . . 12, 97
Dr. Emil Karl Blümml, Historische Lieder und Sprüche aus Oberösterreich. II. 21
Dr. Eduard Straßmayr, Das Linzer Stadtbild in seiner geschichtlichen Entwicklung 65
Fl. Eibensteiner, Ein „halbvergessener" Perger 110
Dr. Franz Fuchs, Aus der Vergangenheit der Pfarre Putzleinsdorf im Mühlviertel 116, 161, 235
H. Commenda, Ueber die Erdbebenbeobachtungen in Oberösterreich und ihre bisherigen Ergebnisse 125
Franz Priller, Auszug aus den Kirchenrechnungen des St. Michael-Gotteshauses der Pfarre Hohenzell 173 230
Dr. Josef Haimerl, Der Romantiker Georg Stibler . . . 179
Dr. Hans Commenda, Unser Volkstanz 185
Dr. Oskar Oberwalder, Ueber Friedhofkunst 194
Dr. Oskar Oberwalder, Karl Löffler 225
Dr. Hans Commenda, Der Ländler 250

Bausteine zur Heimatkunde.

Friedrich Hönig, Hochäcker bei Altschwendt 26
Lambert Stelzmüller, Bilder aus dem Leben des Marktes Königswiesen im 17. Jahrhundert 27, 141, 268
F. Prillinger, Unsere heimatlichen Vögel in der Volkskunde . . 30
Dr. Adalbert Depiny, Formel gegen die Grippe 33
Emil Fridrich-Depiny, Begräbnisbräuche 33
Trude Ruhsam, Reime beim Einsammeln der Heiligenstritzel . 34
Hilde Gallnbrunner, Das Herbergsuchen in Traunkirchen . . 35
F. Gmainer, Ein Dreikönigsspiel in Freistadt? 35
Sagen aus Oberösterreich 35, 296
Dr. Oskar Oberwalder, Oberösterreichische Sgraffitoverzierungen 39
Dr. A. Depiny, Volkskundliche Sammeltätigkeit 43
M. Lindenthaler, Die letzten Kapitularen von Mondsee nach Aufhebung des Stiftes 131
Josef Berlinger, Mauten im Landgerichte Wartenburg . . . 137
Volksspiele und Volksbelustigungen 144
H. Aschauer, Religiöse Gebräuche in Helfenberg 151
Franz Gößner, Neusonntagskinder 152
Dr. A. Depiny, Das Florianispiel zu Schlägl 1770 . . 152, 204, 274
Hilde Gallnbrunner, Die Ortschaft Traunstein bei Gmunden . 198
Leopold Gruber, Die Störnacht im Innviertel 203
Dr. A. Depiny, Nachtwächterrufe 203
Dr. Franz Berger, Die älteste Ansiedlung in Ried 262
Ferdinand Wiesinger, Die Reise des Welser Stadtrichters Tobias Lambacher um Acht und Bann im Jahre 1616 263
O. F. Zekert, Im Kammergut 265
Dr. Edmund Frieß, Eine Sebaldi-Kultstätte in Oesterreich ob der Enns 269
Dr. Adolf Mahr, Die 1848er Nationalgarde in Hallstatt . . 271
Dr. A. Depiny, Ein Adam- und Evaspiel 288
Franz Prillinger, Rauhnächte. Aus der Ueberlieferung der Laakirchner Gegend 291

Heimatbewegung in den Gauen.

Ing. Julius Kunz, Das Hallstätter Ortsmuseum 45
Dr. Josef Schicker, Musealverein „Lauriacum" in Enns . . . 48
Fr. Vogl, Heimatbund Eferding 49
Trude Ruhsam, Alt-Freistadt 50
Dr. A. Depiny, Ortsgruppe Gmunden des Landesvereines für Heimatschutz 157
Oberwalder-Depiny, Heimatausstellung Haslach 158
Dr. A. Depiny, Unsere Jugend 212

Kleine Mitteilungen.

Dr. Ignaz Zibermayr, Bernhard Pösinger † 51
Dr. Oskar Oberwalder, Konservator Eduard Kyrle † . . . 54
Dr. Th. Kerschner, Tagung der naturwissenschaftlichen Landesmuseen und des naturhistorischen Museums in Wien . . 56
L. Teufelsbauer, Pfarrer und Heimatschutz 58
Dr. A. Depiny, Weihnachten 1921 im Heimatland 60
Dr. A. Depiny, Hans Sachs 62
Dr. O. Oberwalder, Schutz unseren heimischen Denkmalen! . 215
F. Wiesinger, Die Neuaufstellung des Städt. Museums in Wels . 301
Dr. O. Oberwalder, Das oberösterreichische Denkmalarchiv . . 308
Dr. A. Depiny, Störzeichen 309

Bücherbesprechungen.

Dr. Eduard Straßmayr, Uebersicht über die 1921 erschienene oberösterreichische Geschichts-Literatur 310
Leopold Hörmann, Mein Weg (Dr. E. K. Blümml) . . . 63
A. Ziegler, Rückblick auf die Geschichte der Stadt Urfahr (Doktor Franz Berger) 64
Josef Blau, Alte Bauernkunst in deutscher Schul- u. Volkserziehung (Dr. Depiny) 160
Hans Watzlik, Böhmerwaldsagen (Dr. Depiny) 160
Hauttmann-Karlinger, Bayrisches Wanderbuch, I. (Dr. O. Oberwalder) 221
Floridus Blümlinger, Guckkastenbilder (Dr. Depiny) . . . 222
Raimund Zoder, Altösterreich. Volkstänze (Dr. H. Commenda) 222
Hugo Hinterberger, Familienbuch der Familie Hinterberger (Dr. (Depiny) 222
A. Kuhn, Das Biberacher Schützenfest (Dr. Depiny) 223
Rübezahl (Dr. Depiny) 223
Josef Kern, Die Sagen des Leitmeritzer Gaues (Dr. Depiny) . 223
Dr. Gustav Jungbauer, Die fünfblätterige Rose (Dr. Depiny) 223
Dr. Rudolf Guby, Die Kunstdenkmäler des oberösterr. Innviertels (Dr. O. Oberwalder) 313
Rudolf Kubitschek, Bauernrätsel (Dr. Depiny) 315
Berichtigungen und Ergänzungen 315

Abbildungen:

Beilagen:
10 Ansichten von Linz; zu Seite 65 ff.
Bildnis Karl Löfflers; zu Seite 275 ff.
Textbilder:
Sgraffiten (Franz Ludwig, Franz Lehrer) S. 39, 40, 42.
Museum zu Hallstatt (Herma Schlechter) 46.
Hallstatt (Herma Schlechter) 273.
Buchschmuck von Max Kislinger.

Sachverzeichnis

Abgaben (Putzleinsdorf) 121 ff., 172, 235
Adam und Evaspiel . . . . . 288 ff.
Aist (Natursage) 36
St. Albanimarkt 139
Allerseelen- u. Allerheiligengebäck . 34 f.
Altschwendt (Hochäcker) . . . . . 26 f.
Andreasmarkt 139
Ausstellungen: Städtebilder 49, Gmunden 157, Haslach 158 f., Steyr 196 f.
Bad Ischl (Weihnachtsaufführung) . 60 f.
Bader (Putzleinsdorf) 249
Baderordnung (Königswiesen) . . . 168
Baiern in Linz . . . . . 76 f., 84
Bannfriede 167
Bartholomäusmarkt 73, 87
Bauernaufstand 1626: 21 ff., 76 f., 163 f., 201.
Bausage 298
Beichttage 151
Bergmandl (Sage) . . . . . 37 f.
Bettelreime . . . . 34 f., 293, 294
Beuttler Clemens (Linzer Ansichten) 80
Biene (Natursage) 36
Bierbrauerei u. Bierhandel 18 f., 162
Bilderreime . . . . . 21 ff.
Bildhauer (Namen) . . . . . 174 ff.
Bildstöcke (Putzleinsdorf) 248
Bittgänge 247
Bittage 232
Blindschleiche (Natursage) 36
Blitz 36
Brot der Bergmandl . . . . . 37 f.
Brotbeschau (17. Jh.) . . . . . 27 f.
C † M † B 293
Calaminus Georg 112
Casparus, der Student . . . . 23 ff.
Christenlehrbruderschaften . . 152, 243 f.
Christkindelspiel 61
Christus (Natursagen) 36
Denkmalarchiv . . . . . 308 f.
Denkmalschutz . . . . . 215 ff.
Dreikönig . . . . . 293 f.
Dreikönigspiel 35
Dreikönigwasser 247
Ebelsberg (Bauernkrieg) . . . . 23 f.
Ebensee (Vogelfang) 32
Eferding (Bauernkrieg) . . . . . 23 f.
St. Egydimarkt 139
Ei . . . . . 291 f.
Eiche (Natursage) . . . . . 35 f.
Eisschießen 64
Enns (Geschichtliches) 48 f.; Bauernkrieg) 22, 23, (Museum) . 48 f.
Erdbebenbeobachtung . . . . 125 ff.
Erhartstag 242
Eustachius (Jesuitendrama) . . . 10 f.
Fadingerlied 21
Falkensteiner . . . 120 ff., 162, 169
Faschingsmarkt (Mattighofen) . . 138
Festmachen, s. Unverwundbarkeit.
Finkenruf 31
Fischerei: (Freistadt) 12 f. u. 100; (Putzleinsdorf) 121 f.
Flachsbau 237, 242
Florianispiel . . 152 ff., 204 ff., 274 ff.
Flurnamen (Hohenzell) 233
Freistadt (Häusergeschichte, Haus-, Flurnamen, Fleischer, Brauer, Schulen, Stiftungen, Apotheke, Mühlen, Eisenziehen) 12 ff.; 97 ff.; Schauspiel 35.
Friedhofkunst . . . . . 194 ff.
Friemen 152
Fronleichnam 232
Gaflenz (Sebalduskirche) . . . 269 f.
Gaman Franz (Maler) . . 174, 176
Geiersberg (Bauernkrieg) . . . 23 f.
Georgimarkt 139
Gerichtspflege (Königswiesen) 27 ff., 141 ff., 268 f.; (Putzleinsdorf) 166 ff., 169 ff.; (Hohenzell) 233
Gerichtsstab (Putzleinsdorf) . . . 170
ins Gleck gehen . . . . . 37 f.
Glöckler, Glöcklerreime 294
Gmunden: (Bauernkrieg) 23 f.; (Vogelfang) 30 f.; (Ausstellung) 157 f.; 267
Goldammerruf 31
Goldschmied 233
Grabinschriften . . . . 133 ff., 299
Gräberfunde (Hallstatt) . . . . 45 ff.,
Gramastetten (Gründungssage) . 298
Grippe (Zauberformel) 33
Grünspechtruf 31
Hafner Josef (Lithograph) 86 f., 158
Hahnenfuß (Natursagen) 36
Hallstatt (Ortsmuseum) 45 ff.; (18. Jahrh.) 266 f.; (Nationalgarde) 271 ff.
Haltersegen . . . . . 294 f.
Handwerker (Hohenzeller Kirchenrechnungen) . . . 174 ff., 230 ff.
Haselstrauch (Natursage) 36
Haslach (Ausstellung) . . . 158 f.
Hausmittel 64
Hausnamen, -Zeichen (Traunstein) 200 ff.
Heiligenstritzel . . . . . 34 f.
Heimatkarten . . . . . 48 f.
Heimatschutz . . . . . 58 ff.
Heimatvereine (Landesverein) 157, 158 f.; (Enns) 48 f.; (Freistadt) 50, 61 f.; (Gmunden) 157; (Hallstatt) 45 ff., 61; (Haslach) 158 f. — (Jugendgruppen) 61, 212 f., 213 f., 214.
Helfenberg (Christenlehrbruderschaft) 152, (Gründungssage) 298.
Herbergsuchen 35, 62, 151
Hexen . . . . . 36, 38, 292 f.
Himmelfahrt Christi 232
Hippolyttag 139
Hochäcker . . . . . 26 f.
Hochzeit . . . . . 101, 166 f.
Hoff H. G. (Skizze von Linz) . . 22
Hohenzell (Kirchenrechnungen) 173 ff., 230 ff.

Holzheim (Bauernkriegbild) . . . 22
Holzzeichen (Traunstein) . . . 200 ff.
Hofentracht 141, 143
Huter (Bauernführer) . . . . 23 f.
Jagd (Putzleinsdorf) . . . 123, 161
Jahrmärkte . . . . . 72 f.; 138 ff.
Jesuitendrama . . . 3 ff., 108 ff.
Jesuitenorden (Aufhebung) . . . 11
Juliana (Jesuitendrama) . . . 5 ff.
Kaiser Fr. . . . . 72 f.
Kapfer Thomas (Pfleger zu Putzleinsdorf) 169 f.
Karfreitag (Zinstag) 122
Kauzruf 31
Kelchkommunion 232
Kepler in Linz 76
Kinderlied 64
Kinderreim 190
Kirchenmusik (Putzleinsdorf, Unterdrückung im 18. Jh.) . . 245 f.
Kirchtage 140
Kissenpfenig Christoph (Kanzelredner) 81
P. Kochem 288
Kost 292
Königswiesen (17. Jahrhundert) 27 ff., 141 ff., 268 f.
Königssteuer 162
Krähenschrei 31
Kreisstehn 292
Kremsmünster (Bauernkriegsbilder) 21 f.
Kreuzschnabel (Natursage) . . . 36
Kuckucksruf . . . . . 32 f.
Kuefstein Hans Ludwig (Landeshauptmann) 81
Kyrle Eduard (Nachruf) . . . . 54 f.
Lambach (Bauernkrieg) . . . . 23 f.
Lambacher Tobias (Welser Stadtrichter) . . . . . 263 ff.
Landstreicherplage 249
Langenlois (Weinhandel) . . 28, 29 f.
Lansius Thomas . . . . . 110 ff.
Ländler . . . . . 250 ff.
Lehrer (Freistadt) 20; (Hohenzell) 231
Leinenweberei . . . . . 239 ff.
Lembach (Bauernkrieg) . . . 163 f.
Lerchenruf 31
Lindemayr . . . . . 289 f.
Lintschinger Andreas (Kanzelredner) 81
Linz: (Entwicklung, Geschichtliches, Stadtrichter, Ansichten, Märkte) 65 ff.; (Jesuitendrama) 3 ff., 108 ff.; (Hoff) 22; (Bauernkrieg) 22 f.; (Landschaftsschule) . 112
Losengehen 292
Löbl Oberst (Bauernkrieg) . . . 23 f.
Löffler Karl (Maler) . . . . 225 ff.
Magdalenatag (Arbeitsruhe) . . . 233
Maler (Namen) . . . . . 174 ff.
Maria Antoinette 290
Hl. Maria . . . . 31, 35, 36, 151 f.
Maria Verkündigung 32
Marksteinsetzen 167
Martini 139, 167
Mauten: (Putzleinsdorf) 122 f. (Wartenburg) 137 ff.
Mayr Martin (Maler) 177
Megiser Hieronimus (Linz) . . . 76
Meisenruf 31
Merian (Linzer Ansichten) . . 77 ff.
Mettennacht . . . . . 291 f., 298
Michaeli 121, 140
Mondsee (Stift) . . . . . 131 ff.
Museen: (Landesm.) 22, 44; (Eferding) 49; (Enns) 48 f.; (Hallstatt) 45 ff. (Schärding) 50; (Wels) 301 ff.
Naturwissenschaftliche Museen (Aufgabe) 56 ff.
Müllervorschriften (Putzleinsdorf) . 168
Nacharbeiten 38
Nachtwächterrufe . . . . . 203 f.
Napoleonlied 64
Nationalgarde 1848 . . . . . 271 ff.
Natternkönig 37
Natursagen . . . . . 35 f.
Naturschutz . . . . . 57 f.
Neuhofen a. Krems (Bauernkrieg) . 23
Neujahrschießen 64, 293
Neujahrswunsch 204, 293
Neusonntagskinder 152
Neutaufe 152
Nicolai 22
Nidhard H. E., Kardinal 81
Italienische Oper 5, 9
Organisten (Hohenzell) . . . 177 f.
Orgelbauer 178
Ortsnamen (Putzleinsdorf) . . . 118
Ostermontag (Jahrmarkt) . . . 140
Pappenheim (Bauernkrieg) 21, 23 f.
Perg (Lansius) . . . . . 110 ff.
Personennamen: (Freistadt) 14 ff., 97 ff.; (Hallstatt) 272 f.; (Hohenzell) 174 ff., 230 ff.; (Königswiesen) 27 ff., 141 ff., 268; (Linz) 67 ff.; (Stift Mondsee) 131 ff.; (Perg) 111 ff.; (Putzleinsdorf) 118 ff., 164 ff.; (Traunstein) 198 ff.; (Wartenburg) 137 ff.; (Studenten) 109 f.; (volkstümliche) 32.
Pestmittel 33
Peuerbach (Bauernkrieg) 23
Pfarrer (Heimatschutz) . . . . . 58 ff.
Pfarrer (Hohenzell) 231 f.; (Putzleinsdorf) 242 ff.
Pferdeeisenbahn (Linz-Budweis) . . 89
Pfingstnacht 203, 248
Philippimarkt 140
St. Poltenmarkt 140
Pösinger Bernhard (Nachruf) . . 51 ff.
Pranger (Putzleinsdorf) 166
Prädikanten 242
Prechlgeld 232
Priner Anton (Maler) 176
Priner Egidius (Maler) . . 175 f., 177
Prunner Adam Johann (Linz) . . 83
Prunner Egidius (Maler) . . . 175
Putzleinsdorf (Geschichte) 116 ff., 161 ff., 235 ff.; (Marktordnung) 165 ff.

Raffelstettener Zollordnung. . . . 66 f.
Rauhnächte . . . . . 37, 291 ff.
Räuchern . . . . . 293 f.
Reden der Tiere 292, 298
Redewendungen (volkstümlich) . . 32
Reformation (Putzleinsdorf) . . 242
Reisen (im 17. Jh.) 263 ff.; (im 18. Jh.) 265 ff.
Ried i. I. (älteste Ansiedlung) . 262 f.
Riesbeck Josef 22
Robot (Putzleinsdorf) 123
Rotlauf (Gimpel) . . . . . 32 f.
Hans Sachs 288; (Aufführungen) 50, 62
Sagen 35 ff., 296 ff.; 152 (2), 292
Sailer Sebastian 289
Salburger . . . . . 120 ff., 161, 166
Salzförderung (18. Jh.) . . . . 266 f.
Salzkammergut 1778 . . . . 265 ff.
Schatzsagen . . . . . 296 f., 297
Schauervogelruf 31
Schauspiel . . . . 35, 152 ff., 288 ff.
Schärding (Museum) . . . . . 54 f.
Scheltnamen . . . . . 141 f., 233
Scherer Georg P. S. J. 3
Schlange, s. Natter.
Schlangensage 297
Schnaps (Teufelsgetränk) . . . 297 f.
Schöfleute 264
Schuldrama . . . . . 3 ff., 108 ff.
Schulgeschichte (Freistadt) 19 f.; (Hohenzell) 230 f.
Schützen (Putzleinsdorf) 170; (Hohenzell) 232.
Schwalbensang . . . . . 31 f.
Schwanthaler Johann Franz (Bildhauer) . . . . . 175 f.
Schwanthaler Peter (Bildhauer) 176, 177
Schwanthaler Thomas (Bildhauer) . 177
Schwarz Abraham (Linzer Jurist) . 76
Schwarzbuch 38
Sebalduskirchen . . . . . 269 f.
Seeauer (Familiengeschichte) . . . 48
Seelensagen 38 297
Sgraffiti . . . . . 39 ff.
Sigmund (Jesuitendrama) . . . 8 ff.
Spies Johann Babtist (Maler) . . 176
Sprichwort 64
Geschichtliche Sprüche . . . . 21 ff.
Standgeld (Königswiesen) 268, (Hohenzell) 233.
Steri . . . . . 292 f.
Sternsingen 60, 294
Steuern (Putzleinsdorf) . . . 162 f.
Stibler Georg . . . . . 179 ff.
Stifter Adalbert 228
Stirnacht 203
Störzeichen 309
Strobl Sebastian (Maler) . . . 176 f.
Tabak (18. Jh.) 248
Tanz (Verbot) 248
Teichnamen (Freistadt) 12
Teufel 292; (geprellt) 35 f.
Teufelssagen . . . . 36, 38, 296 ff.
Thomasnacht 291
Totenbräuche (Totenstroh, -Wagen, -Wege) . . . . . 33 f., 151 f.
Totenseele, Totensehen 152
Totenschädelbemalung 158
Totenwege . . . . . 26, 33 f.
Traunstein (Häusergeschichte) . . 198 ff.
Tübingen (Collegium illustre) . . 114
Türkendrama 4
Türkenkriege . . . . . 163 f., 234
Urbansmarkt 139
Unruhnacht 248
Unverwundbarkeit (Zauber) . . . 23 f.
Urei 291
Urln (Wasseropfer) 36
Velden (Landgericht) 169
Versehgang 152
Versunkene Stadt . . . . . 298 f.
Viadana Ludovico Grossi . . . 177 f.
Vierzeiler 188, 199
Vineta . . . . . 298 f.
Vischer Matthäus (Linzer Ansicht) 79 ff.
Vogelfang . . . . . 30 ff.
Vogl Ludwig (Bildhauer) . 174, 176
Volkskunst . . . . . 157, 158 f.
Volkslied 180, 183
Volksmedizin 32; Hausmittel 64.
Volksrätsel 242
Volksreime 21 ff., 31 f., 34 f., 35, 64, 188, 199, 203 f., 291, 293, 294.
Volksspiele . . . . . 144 ff., 291
Volkstanz . . . . 185 ff., 250 ff.
Vödlabruck (Bauernkrieg) . . . 23 f.
Vögel (Volksüberlieferung, Vogelnamen, Vogelstimmen) . . 30 ff.
Wagnleithner, vgl. Stibler.
Wallfahrt 232
Wartenburg (Mauten) . . . 137 ff.
Wasseropfer (Mädchen) 36
Wegnamen (Traunstein) 199
Weihnachten (Steuerzeit) . . . 162
Weihnachtsbrauch . . . 35, 291 ff.
Weihnachtskrippe 60, (64), 157 f., 176
Weihnachtslied . . . 60 ff., (64), 295
Weihnachtsspiel 295 f.; (Aufführungen) 50, 60 ff.
Weinbeschau 268, 269
Weinhandel (Langenlois) . . 28, 29 f.
Wels (Bauernkrieg) 23 f.; (Museum) 301 ff.
Wenden 32
Wetterläuten 244
Wien (17. Jahrh.) 264 f.; (Sailer Sebastian) 289.
Wilde Jagd . . . . 36 f., 296 f.
Wolfsegg: (Bauernkrieg) 23 f.; (Markt) 139
Zachariasformel 33
Zauberbuch (Schwarzbuch) . . . 38
Zauberformel 33
Zechleute 141, 143
Zehent (Putzleinsdorf) . . 121 ff., 172
Zehrungen . . . . . 248 f.
Zeisigruf 31
Zinngießer 174
Zukunftsdeutung . . . . . 291 f.

Mod. Grabmalkunst

Benno Steller

konz. Steinmetzmeister

Linz
Straßenbahnhaltestelle Friedhof
Telephon 1018/VIII

Wels
Dr. Großstraße
Telephon 1018/VIII

MÖBEL-MARMORE
IN- UND AUSLÄNDISCHER SORTEN

Feuerwehrgeräte- und Spritzenfabrik

Konrad Rosenbauer

Linz a. D.

Spezialgeschäft für techn. Bedarfsartikel

Auto-Benzinmotorspritzen

Benzinmotorspritzen

alle Arten Handdruckspritzen, Gartenspritzen, Abprotzspritzen, Schläuche.

Sämtliche Feuerwehrartikel, Sanitätsmaterial.

Gummischläuche, Gummidichtungen, Asbest-Fibreplatten, sämtliche Dichtungen, Packungen, Riemenverbinder, Riemenwachs, Riemenkitt, Karbidlampen.

Treibriemen.

Leitern. Armaturen.

Kinderwagen

Gitterbetten
Kinderleiterwagen
Puppenwagen
Babykörbe
Eisen- und Messingmöbel

hält stets reichsortiert, in gediegener Ausführung und zu gewohnt soliden Preisen lagernd

Vor Ankauf, versäumen Sie nie, in Ihrem eigenen Interesse mein Lager zu besehen

Hans Jakl

Spezialhaus für Kinderwagen etc.

Urfahr, Ferihumerstr. 14
(Tramwayhaltestelle: Hotel Achleitner)

Größte Auswahl in den feinsten Handarbeitsschuhen.

VLASATY SCHUHE

die Marke der Kenner

Schuhhaus Spittelwiese 7.

Strapazschuhe in jeder Ausführung zu den billigsten Preisen.

Elternpflicht

Krumme Beine, Häßlichkeit der Gesichtszüge, vorspringende Stirn, eingezogene Nase, stockige Zähne, Plattfüße mit ihren lebenslänglichen Beschwerden, auch Zwergwuchs und Rückgratsverkrümmungen sind Folgeerscheinungen der Englischen Krankheit (Rachitis) im Kindesalter, die jedes Kind von 1—6 Jahren bedroht — gleichviel ob arm oder reich, gut oder schlecht ernährt, auf dem Lande oder in der Stadt.

Elternpflicht

ist es, die Kinder vor diesem traurigen Geschick zu bewahren, das ihr ganzes Leben unglücklich beeinflußt und ihnen als nachteiliger Makel zeitlebens anhaftet. Hierzu gehört die Notwendigkeit, sich über die Entstehung, Erkennung, Wesen und Behandlung der Rachitis zu belehren. Verlangen Sie kostenlos das „Rachitis-Merkblatt für Mütter und Pflegerinnen".

Herzte, Lehrer, Beratungsstellen, Betriebsräte

werden um Mitarbeit gebeten.

Eine gemeinverständliche Darstellung der Wirkung und Anwendungsgebiete der „Künstlichen Höhensonne" — Original Hanau — liefern nachstehende Buchwerke:

„Die Ultraviolett-Therapie der Rachitis." Von Dr. med. Huldschinsky. Geh. 2,50. „Sonne als Heilmittel." Von Dr. med. F. Thedering. Geh. M. 12,—. „Skrofulose, ihre Ursachen, Bedeutung und Heilung." Von Dr. med. F. Thedering. Geh. M. 5,—. „Die Bedeutung der verschiedenartigen Strahlen für die Diagnose und Behandlung der Tuberkulose." Von Dr. R. Gassul vom Berliner Universitäts-Institut für Krebsforschung (mit dem Robert Koch-Preis für Tuberkuloseforschung gekrönte Monographie). Geh. M. 18,—. „Licht heilt! Licht schützt vor Krankheit!" Von San.-Rat Dr. Breiger. Geh. M. 2,—. „Wie heilt Tuberkulose?" Von San.-Rat Dr. Breiger. Geh. M. 2,—. „Gebt den Kindern Sonne!" Ein Mahnwort an Mütter. Von Oberarzt Dr. Klare. Geh. M. 1,50. „Die Lichtbehandlung des Haarausfalles." Von Dr. F. Nagelschmidt. Kart. M. 27,—. „Der Feind nach dem Kriege! Unsere größte Gefahr, die Tuberkulose." Von Hippolyt Meles. Geh. M. 2,—.

Vorbehaltlich etwaiger Preiserhöhungen.

Versand nur gegen Nachnahme.

Sollux Verlag, Hanau am Main, Postfach Nr. 609.

DB 151 H45 Jg.3

Der Heimatgau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY